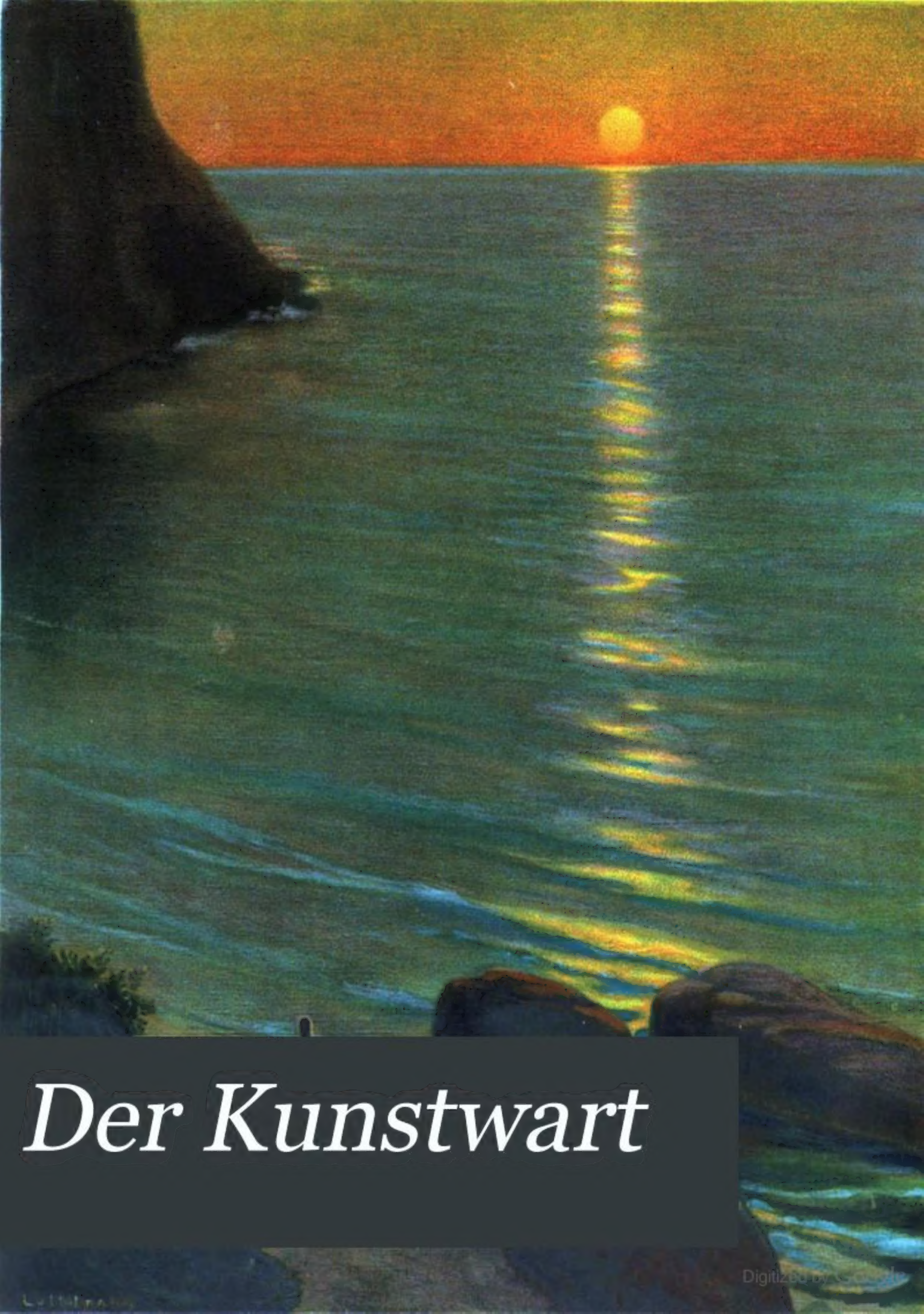
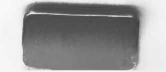


Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

KUNSTWART

ZZ:1
167 87

HERAUSGEBER·F·AVENARIUS

Erstes Oktoberheft 1908

LIBRARY UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nationale Arbeit. Vom Herausgeber 1
Leben und Linie. Von Carl Spitteler 7
Mozart. Von Hermann von der Pfordten 8
Ein Kongreß für Theaterästhetik. Eine Anregung. Von Ferdinand Gregori 11

Lose Blätter: Aus den Büchern von Rudolf Hans Bartsch 16

Rundschau: „Gesund“ ▣ „Herausgeber“ (Avenarius) ▣ Neue Romane ▣ Clarissa. Der Briefroman. Erzählung als Form (W. v. Scholz) ▣ Berliner Theater (F. Düsel) ▣ Vom Sardanapal in Berlin (L. Schmidt) ▣ Die Melodie (C. Spitteler) ▣ Über musikalische Kultur ▣ Sommer-Oper ▣ Dürerbund-Münzen (Avenarius) ▣ Bildhauer und Modelleure ▣ Neue deutsche Brunnen ▣ Von der neuen Blumensprache ▣ Romantik aus Blech ▣ Grenzen des Industrialismus ▣ Recht und Richter von heut ▣ Vom Hauptmann von Köpenick ▣ Über die deutsche Militärmusik ▣ Die Frau und das Gesellschaftsleben ▣ Was unsre Rechtschreibung kostet ▣ Wieder einmal: zu viel ▣ Begeisterung 37

Bilder und Noten: L. von Hofmann, Sonnenuntergang am Meere; R. Hölscher, Vater und Sohn; E. Kreidolf, Alpenlandschaft; zwanzig Abbildungen: Dürerbund-Münzen; fünf Abbildungen: neue deutsche Brunnen ▣ P. Umlauft, Umzug; W. A. Mozart, Romanze; R. Konta, aus der Volksoper „Das kalte Herz“

XXII MÜNCH ·GEORG D·W·CALLWEY 1·

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

erscheint jährlich 24mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H. unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 75 Pf., für Oesterreich 90 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 80 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I, Bauernmarkt 3.

Der Nachdruck einzelner unsrer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden.

Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hiefür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden: wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien XIII, Auhofstr. 78, zu richten.

In Familien, auf Landsitzen, Gütern, Schlössern usw.

finden sich häufig einzelne **Alte Bücher, Kupferstiche, Handschriften, Zeichnungen** sowie **Archive** und **umfangreiche Büchersammlungen,**

deren Wert nicht genügend beachtet wird.

Der Unterzeichnete ist stets bereit, einzelne Stücke der genannten Art, sowie ganze Sammlungen

zu angemessenen Preisen

zu erwerben. Eine ausführliche Liste der von mir besonders gesuchten Bücher sende ich auf Wunsch kostenlos.

Berlin W. 64, Unter den Linden 16. 212

Martin Breslauer, Buchhändler u. Antiquar.

Der gesamten Auflage dieses Heftes liegt ein Prospekt des Verlags **„Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien,"** über Heinemann, Goethes Werke; ferner den abonnierten Exemplaren ein solcher der **„Gesellschaft für Christliche Kunst, G. m. b. H., München",** über Federer, Der heilige Franz von Assisi, bei. Wir bitten unsere Leser, diesen Beilagen frdl. besondere Beachtung zu schenken.

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Zweiundzwanzigster Jahrgang, erstes Viertel
Oktober bis Dezember 1908

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.22:1

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an.

Größere Aufsätze

Nationale Arbeit (Avenarius	1	1
Leben und Linie (Spitteler)	1	7
Mozart (von der Pfordten)	1	8
Ein Kongreß für Theaterästhetik. Eine Anregung. (Gregori)	1	11
Auch ein Bilderbuch ohne Bilder. Zur Urheberschutz-Konferenz (Avenarius)	2	73
Der erste Klavier- und Musikunterricht (Breithaupt)	2	79
Straßenkunst (Avenarius)	2	86
Warum sind unsere neuen Stadtteile so häßlich? (von Mangoldt)	3	153
Goethes Prometheus-Fragmente (von Berger)	3	155
Hausgreuel (Avenarius)	4	209
Reklame und Kultur (Avenarius)	5	257
Boehle (Avenarius)	5	266
Das Volk und der Kaiser. Auch eine Weihnachtsbetrachtung (Avenarius)	6	319

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

„Gesund"	1	37
Surrogatkultur	2	119
Vom Reden und Zuhören	3	181
Tiefe und Vollendung	4	235
Die ethische Scham	5	283
Von der Kunst des Nehmens	6	348
Was ist Eigentumsschutz?	2	144
Max Rieß †	2	146
Die Geister als Aufsichtsrat	3	201
Vom Alkoholkapital	5	307

Vom Ausland

„Ssanin"	3	202
Geijerstam	5	310
Übersetzungen aus dem Französischen	6	375

Bildung und Schule

Was unsere Rechtschreibung kostet	1	67
Die Erziehung zum Guten	3	203
Tiere in der Schule	5	314
Ein Isländerbuch für die Jugend	5	314
Neue gute Bilderbücher	6	378

Gesellschaft

Recht und Richter von heut	1	59
Vom Hauptmann von Köpenick	1	62

Handel und Gewerbe

Grenzen des Industrialismus	1	57
Die Erziehung zum Kaufmann	2	141
	3	198
Auch eine Art „Kunsthandel"	3	200
Allgemeine Käuferregeln	4	245
Steuersorgen	5	306
„Gegenbeispiel, unverkäuflich"	6	374
Pseudo-Christliches	6	375

Heer und Flotte

Über die deutsche Militärmusik	1	62

Heimatpflege

Romantik aus Blech	1	56
Kieselack im Norden	2	139
Am 25. Oktober in Bern	2	141
Nochmals vom Turnvater	3	196
Das Klaus Groth-Haus	4	245
Rathäuser	5	305

Angewandte Kunst

Neue deutsche Brunnen 1 55
Von der neuen Blumensprache 1 56
Eiserne Brücken 2 133
Der Tag für Denkmalpflege 2 137
Ein „Deutsches Dorf“ in Berlin-Grunewald? 3 195
Über Schauseitenwettbewerbe und ihren Wert 4 244
Über unser Begräbniswesen 5 303
Spielzeug 6 369
Modellierbilderbogen 6 371
Der Geschmack im Alltag (Verfasseranzeige) 6 372
Christbaumschmuck 6 373

Bildende Kunst

Dürerbund-Münzen 1 53
Bildhauer und Modelleure 1 54
Der internationale Kunstunterrichts-Kongreß 3 191
Naivität bei Preisausschreiben 3 194
Das Bild als Wandschmuck 4 242
Tschudi 5 301
Rudolf Wilke † 5 302
Namen! 6 367
Müssen es Standbilder sein? 6 368

Literatur

„Herausgeber“ 1 38
Neue Romane (Engel, Huch, Schnitzler, Seeliger) 1 39
Clarissa. Der Briefroman. Erzählung als Form 1 43
Neue Romane (Bulcke, Harlan) 2 121
Aus dem Engeren und Weiteren der Romantik 2 123
Ausführende Arbeit 2 125
Ernst von Wolzogen 3 182
Eine neue Ausgabe des „Peter Schlemihl“ 3 183
„Ziergewächse“ in Österreich 3 184
„Literatengezänk“ 4 236
Die Selbstzeugnisse der Dichter 5 285
Bücher über C. F. Meyer 5 286
„Die Bernsteinhexe“ 5 287
„Das Kreuz im Venn“ 5 289
Das Doppelpreisstück 6 349
Neuausgaben 6 355

Mann und Weib

Die Frau und das Gesellschaftsleben 1 63
Ein neuer Frauenberuf? 2 147
Preisverteilung des Dürerbundes 4 249

Musik

Die Melodie 1 48
Über musikalische Kultur 1 50
Sommer-Oper 1 51
„Pelleas und Melisande“ in der Musik 2 129
Mozart (Verfasseranzeige) 2 132
Musikgeschichte 3 188
Von Reigen und Tanzversuchen 3 189
Volkslied-Flugblätter 4 241
Vertonungen von Gedichten C. F. Meyers 5 296
Alexander Ritter 5 298
„Das kalte Herz“ 5 299
Riemanns Musiklexikon 5 301
Weihnachtsmusik des Kunstwarts 6 364
Messe und Requiem seit Haydn und Mozart 6 364
Zu Beethovens Symphonien (Ratschläge für Aufführungen der Symphonien Beethovens von Felix Weingartner) 6 365
„Wie's gemacht wird“ 6 366

Naturschönheit

Vom alten Eichbaum 3 197

Theater

Berliner Theater:
I: (Amerikafahrt Reinhardts, Königliches Schauspielhaus, Sardanapal, Shaw, Schlaikjer) 1 44
II: (Deutsches Theater, Kgl. Schauspielhaus, Berliner Theater, Lavedan, Fitch, de Croisset, von Zobeltitz und von Metzsch-Scheibach) 2 126
III: (Iffland, Somerset-Maugham, Wied, Caillavet und Flers, Lothar) 3 185
IV: (Frelsa, Vollmöller, Guinot und Bouchinet, Blumenthal und Kadelburg, Feydeau) 4 237
V: Schönherr, Korn, Lilienfein, Grabbe, Gogol, Nestroy) 5 290
VI: (Halbe, Dibring, Shaw, Thoma, Gavault und Berr) 6 356
Dresdner Theater: (Wied, Zweig) 6 360
Hamburger Theater:
I: (Krüger) 2 128
II: (Müller-Rastatt) 4 240
III: (Lenz, Hardt) 5 295
Münchner Theater: (Wedekind) 3 187
Stuttgarter Theater: (van Eeden) 5 294

Vom Sardanapal in Berlin	1	47
Vom Kasperletheater	6	362

Unter uns

Wieder einmal: zu viel	1	69
Sexuelle Aufklärung	2	149
Das verspätete Erscheinen	4	251
Geschmackszensur für den Anzeigenteil?	4	252
Gesundbrunnen 1909	5	314
„Kunstwart-Arbeit“	5	316
„Laßt unsern Gesundbrunnen sprudeln!“	6	379

Lebende Worte

Begeisterung	1	70
Der Wert der Wissenschaft	2	149
Ein paar Goethe-Worte	3	206
Neuheit	5	316
Vom Offenhalten des Geistes	6	380

Lose Blätter

Bartsch, Rudolf Hans: Aus seinen Büchern	1	16
Loeben, Otto Heinrich Graf von: „Vor Dürers heiligem Hieronymus“	2	88
Hauptmann, Carl: Aus „Einhart dem Lächler“	2	88
Wiener Lyrik I: Schaukal, Gedichte. Hofmannsthal, Aus „Gestern“, Gedichte	3	160
Wiener Lyrik II: Zweig, Gedichte; Rilke, Aus den „Geschichten vom lieben Gott“, „Aus dem Stunden-Buche“, Aus den „Neuen Gedichten“	4	213
Haller, Albrecht von: Aus den „Alpen“	4	231
Meyer, Conrad Ferdinand: Aus seinen Briefen und Aufsätzen	5	269
— —: „Da sitzt ein Pilgerim“ (Faksimile)	5	vor 283
Aus dem „Deutschen Weihnachtsspiel“	6	326
Liliencron, Detlev von: Aus „Leben und Lüge“	6	332
Bölsche, Wilhelm: „In Sternennächten“	6	341

Bilder

	Heft
Hofmann, Ludwig von: Sonnenuntergang am Meere	1
Hölscher, Richard: Vater und Sohn	1
Kreidolf, Ernst: Alpenlandschaft	1
Pelikan, Emilie: Herbstlandschaft	2
Menzel, Adolf von: Bildnis Moltkes	2
Sterl, Robert: Heimkehr vom Felde	2
Cottet, Charles: Städtebild	3
Kuithan, Erich: Landschaft	3
Bartning, Ludwig: Landschaft	3
Mackensen, Fritz: Kanallandschaft	4
— —: Der Sämann	4
Boehle, Fritz: Europa	5
— —: Der heilige Georg	5
— —: Schiffer auf dem Main	5
Wilke, Rudolf: Vor dem Unter-	5
suchungsrichter	5
Bildnis Conrad Ferd. Meyers	5
Mantegna, Andrea: Die Gottesmutter mit dem Kind	6
Richter, Ludwig: Schneewittchen	6
Uhde, Fritz von: Kind mit Puppen	6
Zwanzig Abbildungen zu dem Beitrage: Dürerbundmünzen	1
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Neue deutsche Brunnen	1
Vierzehn Abbildungen zu dem Beitrage: Eiserne Brücken	2
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Straßenkunst	2
Sechs Abbildungen: Raumkunst und Hausrat	3
Einundzwanzig Abbildungen zu dem Aufsatze: Hausgreuel	4
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Rathäuser	5
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Kasperletheater	6
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Spielzeug	6
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Müssen es Standbilder sein?	6

Noten

	Heft
Umlauft, Paul: Umzug	1
Mozart, W. A.: Romanze	1
Konta, Robert: Aus der Volksoper „Das kalte Herz"	1
Debussy, Claude: Aus der Oper „Pelleas und Melisande"	2
Legende von St. Nikolaus (Altfranzösisch)	2
Ritter, Alexander: Todesmusik	5
Telemann, Georg Ph.: Largo	5
Heuler, Raimund: Alma Redemptoris mater	4
— —: Ave, Regina coelorum	4
Umlauft, Paul: Liederseelen	5
Koegel, Fritz: Am Himmelstor	5
Draeseke, Felix: Mit zwei Worten	5
Fröhliche Weihnacht (Aus dem Englischen)	6
Gretscher, Philipp: Psallite Unigenito	6
Winter, Georg: Die heil'gen drei Kön'ge	6
Schein, Johann Hermann: Andante	6
Schüller, Rudolf: Weihnachtslied	6

Dem 2. Novemberhefte wurde die kleinere Ausgabe des „Literarischen Ratgebers", herausgegeben von Kunstwart und Dürerbund für das Jahr 1909 beigegeben.

Digitized by Google

Ludwig von Hofmann

Digitized by Google

Nationale Arbeit

Die [illegible] hat oft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] empfunden, sie waren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu hoffen, wenn wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Aufgabe [illegible] [illegible] [illegible] Der [illegible] wäre [illegible] so wenig [illegible] [illegible] wenn er nicht [illegible], denn er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aus allen [illegible] Mittel. Aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Vordergrund als früher. Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Kirchen.

Wie sollten wir uns das auch vorstellen. Kraft [illegible] Wäre das nicht beinahe ein Widerspruch in sich selbst, so etwas wie Kraft ohne Kraftquelle? Das Nationale ist das [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] jährigen Jahrtausende alt ist — [illegible] [illegible] uns ist, was, bei allen [illegible] [illegible] [illegible] geschaffen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] herausgekommen, [illegible] [illegible] können wir nur durch die Kräfte erreichen [illegible] [illegible] sind. Ich weiß es nicht, ob beim Ein[illegible] [illegible] Geheimnis der Genialität wirklich auch [illegible] [illegible] vom Wesen seines Volkes ablenken. [illegible] aber können die stärksten Kräfte [illegible] nur [illegible] die längst [illegible] [illegible], also [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht! Wie [illegible] [illegible] [illegible] Raum [illegible] einen Stoff, sondern aus der [illegible] [illegible] Weise [illegible] [illegible] aufgenommen sein kann und das, je [illegible] [illegible] von überallher aufgenommen [illegible] deutschen, ein [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] zur [illegible] auch [illegible] [illegible] zeigt [illegible] [illegible] [illegible] nur [illegible] [illegible] zunächst [illegible] [illegible] [illegible] Dann [illegible] [illegible] munter zur [illegible] Anspannung [illegible] [illegible] Weise [illegible] aneignen will, [illegible] [illegible] nur ein Volk führen kann, das in [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Oktoberheft 1908 Heft 1

Nationale Arbeit

Diese Zeitschrift hat oft in scharfem Widerspruche zu Männern gestanden, die sich ganz vorzugsweise als Verfechter des Nationalen empfanden, sie waren andrer Meinung über dies und das, aber unsrer Arbeit nationales Wesen bestritt noch keiner. Also gibt es mehr als eine Art, national zu sein? Wir dürfen auf Duldsamkeit hoffen, wenn wir im folgenden sagen, wie gerade wir unsre Aufgabe von dieser Seite her sehen. Es ist an der Zeit. Zwar, der Kunstwart wird künftig so wenig parteipolitisch sein, wie bisher, weniger noch, womöglich, denn er betrachtet zur Verwirklichung unsrer Ziele das Sammeln einer tatstarken Partei der Unparteiischen aus allen Fraktionen her als ein ganz unumgängliches Mittel. Aber seine nationalen Aufgaben treten jetzt mehr in den Vordergrund als früher. Und national fühlt er sich bis in die Knochen.

Wie sollten wir uns das auch vorstellen, Kraft ohne Nationalität? Wäre das nicht beinahe ein Widerspruch in sich selbst, so etwas wie: Kraft ohne Kraftquelle? Das Nationale ist das Vererbte, das seit Urvätern her immer wieder Vererbte, das, was schon im Zwanzigjährigen Jahrtausende alt ist — wenn das nicht das *Festeste* in uns ist, was, bei allen Naturwissenschaften, ist es denn? Ein Prachtgedanke, nicht nur aus seiner Haut, gleich aus seinem Aderwerk herauszukönnen, ohne entzweizugehn! Die höchstmöglichen Leistungen können wir nur durch die Kräfte erreichen, welche in uns die stärksten sind. Ich weiß es nicht, ob beim *Einzelnen* nach dem großen Geheimnis der Genialität wirklich auch solche sein können, die ihn vom Wesen seines Volkes ablenken. Bei einem *Volke* als ganzem aber können die stärksten Kräfte gewiß nur die tiefest gewurzelten, die längest vererbten sein, also nächst denen aus der Tierheit her die der Rasse und des Völkischen. Aber beengt uns dann nationale Arbeit nicht? Wie sollte sie's: das Nationale bedeutet ja weder einen Raum noch einen Stoff, sondern aus der Wesenseigenart heraus eine *Weise*. Eine Weise, zu *verarbeiten*, was überallher aufgenommen sein kann und was, je mehr wir wachsen wollen, je mehr von überallher aufgenommen werden muß. Deutscheste unter den Deutschen, ein Walter, ein Luther, ein Goethe griffen, bewußt oder unbewußt, zur Bereicherung auch in weite Fernen, die Dichtungs- und Kunstgeschichte reiht für solche Aneignungen Beispiel an Beispiel, und unsre religiösen Ideen selber stammen ja aus dem Orient. Wenn sie nur „verdeutscht" werden können, nicht bloß übertragen, sondern zunächst *er*arbeitet und dann *ver*arbeitet durch *unsre Art*! Dann reizt sich unsre Kraft gerade an völlig Ungewohntem mitunter zur höchsten Anspannung. Erst wenn man die fremde innere *Weise* sich aneignen will, wenn man *fühlen* will, wie nur ein Volk fühlen kann, das in Hirn und Herz anders geartete Kraftvorräte gespeichert trägt, erst dann beginnt an Stelle des Einar-

beitens von Fremdem das Zehren vom Fremden, während das Eigene, zu wenig benutzt und geübt, verkümmert. Es beginnt das Nachahmer-Leben, die Entartung, der Verfall.

Diese Betrachtungen über sehr verwobene und verwickelte Verhältnisse sind oberflächlich und schematisch. Sie sollen auch nur daran erinnern, was eigentlich bei nationalen Problemen im Mittelpunkte steht. Kräfte sind das, nicht Erwerbungen irgendwelcher stofflichen oder sonst äußerlichen Art, womit ja noch lange nicht gesagt ist, daß das Stoffliche und Äußerliche gleichgültig sei. Ein Uns-Besinnen auf das Zentrale brauchen wir aber von Zeit zu Zeit, denn hier, wie überall im Geistesleben, lauert am Wege das große Gespenst unsrer Kultur, das Leben vortäuscht und Tod ist: der Geist des Steckenbleibens, von dem wir in unsrer letzten Weihnachtsbetrachtung sprachen. Der Weg nach einem fernen Ziele zieht das ermüdende Bewußtsein leicht von diesem Ziele ab, so daß sich der Weg als Ziel vorspiegelt: was Mittel ist, wird zum Zweck, während der Zweck selber sich umnebelt, ja gleichsam wegdunstet. Ein Beispiel: alle nationale Propaganda ist Mittel, bleibt aber allen bewußt, daß sie nur Mittel ist? Wird keinem im Kriegerverein statt des vaterländischen Zieles der Kräftigung unsrer Nation die Vereinsmeierei die Hauptsache? Geschieht, was dort dem Kleinbürger passiert, nie dem reicher Gebildeten bei nationalen Verbänden, die sich auf höheren Ebenen fühlen? Unterliegt eine nationale Partei nie der Versuchung zur Fraktionspolitik? Uns scheint es: Fragen, die sich wie diese selber beantworten, tauchen sehr vielfach aus unsrer Zivilisation auf, Fragen, ob wir nicht hangenbleiben beim Nahen, hinter dem man das Ferne nicht sieht, das vielleicht sehr viel größer ist. Wieder ein Beispiel: wie wichtig ist es, daß sich die Kräfte einer Nation für große Ziele sammeln können, und was geschieht bei jeder Wahl, was im tagtäglichen Zeitungskampf, um mit Geifern und Giften den politischen Gegner unversöhnlich zu machen, indem man ihn als Esel oder als Lumpen behandelt! Haben wir nicht Zeitungen genug, die nur noch schreiben können, als bestände die ganze konservative Partei aus Junkern von bornierter Ichsucht, oder das ganze Zentrum nur aus heuchelnden Pfaffen oder der Liberalismus nur je nachdem aus Schlotbaronen oder aus Schlafmützen, die ganze Sozialdemokratie nur aus Rohlingen von gemeinster Vaterlandslosigkeit? Die so denken, können allesamt bestwillige Menschen sein, aber steckengeblieben sind sie auch allesamt: vor einer Aussicht an ihrem Weg, während der Dienst fürs Vaterland in seinen hohen Ämtern ein Kennen, ein Erfassen auch der andern Weltansichten verlangt, einen verstehenden Sinn auch für ihre Werte, die man deshalb ja lange noch nicht für besser als die eignen zu halten braucht. Ich glaube, auch das „Pachten“ der nationalen Gesinnung durch einzelne Parteien hat gerade dem völkischen Gedeihen bei uns besonderen Schaden gebracht, die Anmaßung, daß man allein diese Gesinnung „richtig“ betätige. Und ob wir's mit Worten nicht zugeben, wir fühlen auch, daß hier was in Unordnung ist. Sonst empfänden wir's nicht als eine Erlösung, wenn eine nationale Bewegung, wie bei Zeppelin, das Schimpfen für einmal beseitigt.

Blicken wir vergleichsweise über den Kanal. „Right or wrong, my country“ — wir wissen, zu welcher Entschlossenheit der Nationalstolz „in this most glorious country“ von England ausgebildet ist. Und ob wir die Engländer mehr oder weniger leiden mögen, wir müssen schon an den „Früchten“ erkennen, daß sie das politischste Volk Europas, wenn nicht der Welt sind. Dasjenige, welches sein nationales Wollen am erfolgreichsten zum Wirken bringt. Der Engländer kann manches von uns lernen, er tät es vielleicht mehr, wenn ihn nicht das Anglisieren bei uns mitunter zu dem Glauben verführte: es wird sich nicht lohnen, sie machen's ja mir nach. Aber unser Anglisieren ist Außenkram, aus einem Erfassen der rassigen Kräfte des Engländers kommt es nicht. Die Gebildeten drüben könnten unsre Lehrmeister darin sein, daß sie das Einzelne besser als wir eingeordnet im Ganzen sehn. Wieder ein paar Beispiele: Wer den Engländer näher kennt, kennt den Gegensatz zwischen ihm und dem Schotten, aber der Engländer fügt sich ganz unbedenklich darein, die Vorzüge schottischer Begabung in den Dienst des Ganzen zu stellen, so sehr bekanntlich, daß man übertreibend gesagt hat, England werde von Schotten regiert. Auch befähigte Fremde werden unbedenklich zugelassen und gefördert, sobald sie nur, wie Holbein, van Dyck, Händel, Weber, Herkomer (um unsern Lesern geläufige Namen zu nennen), im Lande wirken. Wer in die Ferne schweifen will, mag an die außerordentliche Freiheit denken, die England den Kolonien gewährt, um die dort heimischen Kräfte im Dienste des Reiches zu entwickeln. An die Buren z. B., bei denen wir Deutsche uns so gründlich geirrt, und denen ihre Feinde von gestern die Selbstregierung gegeben haben, auf die Elsaß-Lothringen noch jetzt warten muß. In England selbst finden wir Freiheiten, die wir kaum recht begreifen können, weil bei uns die Selbsterziehung im Volke fehlt, die jene Freiheiten allein ohne Schaden walten lassen kann, eine Selbsterziehung, die sich wieder nur an der Selbstverantwortlichkeit ausbildet. Die Gesetze werden freier angewandt, die Sitte dagegen ist strenger, es erzieht aber natürlich in anderer Weise, immerhin freien Willens der Sitte zu folgen, als dem verordneten Zwang. Der Respekt vor der Leistung geht in England mit weniger Vorbehalten darauf aus, die besondern Fähigkeiten an die rechte Stelle zu setzen, daher wir sowohl ehemalige „kleine Leute“, wie für unsre Begriffe erstaunlich jugendliche Kräfte bis zu den höchsten Staatsstellen hinauf im Wirken finden. Wer sich offenen Auges drüben umsieht, wird sehr verbreitet einen inneren Trieb, ich möchte sagen: einen Instinkt bemerken, erkannten Kräften Betätigung zu verschaffen. Vielleicht gibt es keinen Trieb, der dem völkischen Vorteil nützlicher, der für ihn wichtiger wäre.

Daß er auch uns nicht fehlt, beweist gerade Zeppelins Fall. Aber es muß Besonderes, Aufregendes, Großes kommen, um ihn in Gang zu bringen, und dann kommt oft genug wieder das Steckenbleiben: man sieht den Fall nicht als wichtigsten unter hundert wichtigen, man sieht überhaupt nur den *einen*, man begeistert sich nur am Einzelfall und treibt's dann bei ihm, als gält es im Sport einen Rekord zu schaffen, mit dem man auftrumpfen kann. Die nationale

Aufgabe verlangt aber mehr, als daß wir uns gelegentlich für etwas Erstaunliches erregen, sie verlangt, daß wir immer und immer auf der Wacht sind, um, soweit das nur menschenmöglich ist, überall den rechten Mann am rechten Platze zu sehn und überall drauf zu halten, daß ihm die beste, will sagen seine persönlichste Arbeit erleichtert werde. Es ist noch lange nicht genug bewußt geworden, und wo es das ist, da ist in uns das Bewußtsein davon noch lange nicht gegenwärtig genug, nicht ununterbrochen wirksam: daß jede Nicht- oder Falsch-Verwendung persönlicher Tüchtigkeit Blut bedeutet, das im Volkskörper stockt. Die Bevorzugung des Adels bei Heer und Verwaltung ist ein altes Thema, die Bevorzugung des Reichtums durch unsre Zivilisation ein andres. Ich empfinde den Wert des vielgeschmähten preußischen „Junkertums" so herzlich, wie Fontane ihn empfand, und weiß, daß auch der Reichtum von der Kinderstube her noch bessere Güter mitgeben kann, als „die Rost und Motten fressen" — wer aber will im Ernste behaupten, daß bei uns Adel und Reichtum nur nach Maßgabe der persönlichen Tüchtigkeit bevorzugt werden, die ja bei Adel und Reichtum oft leichter gedeihen mag? Wo einer eine Arbeit tut, die ein andrer besser tun könnte, da leidet das Nationalvermögen einen Verlust. Beim „besser tun", gewiß, darf man nicht nur an die Arbeit denken, die sich satzung- und zahlengemäß kontrollieren läßt, auch die „Gesinnung", so viel die Witzblätter spotten über diesen Begriff, auch die Gesinnung wirkt höchst wesentlich dabei mit. Nur muß auch sie dann eine wirkliche Kraft sein, die aus dem Ererbten wie aus dem Erfahrenen in aufrichtiger Auseinandersetzung mit dem Gewesenen wie mit dem Seienden bei Freund und Feind erlebt ist — bei wie vielen „Gutgesinnten" aber zur Rechten wie zur Linken gilt das? Was tut denn die Allgemeinheit dazu, vollwertige Menschen, persönliche Männer reifen zu lassen? Sucht der Staat Persönlichkeiten? Zieht er sie schon als solche den „Bequemeren" vor, die — vom Strebertum red ich nicht erst — „auf den Luxus der eignen Meinung verzichten", weil sie ja „keinen Zweck hätte"? Freut er sich bei seinen Beamten einer sinnvollen und durchdachten, also zum mindesten zu immer neuer Überprüfung der Dinge wertvollen Opposition? Schicken die Parteien vor allem einmal Charaktere und Sachverständige in die Parlamente, auch wenn sie nicht bei jedem Parteiprogrammparagraphen taktfest sein sollten? Es ist ein Jammer, daß wir über diese Dinge immer nur reden, als wären's Parteisachen, während die große Frage doch die ist, ob die Kraft der Nation reichestmöglich zur Entfaltung und Entwicklung kommt. Wie soll sie das, wenn sie nicht die als ihre Hände braucht, die von Natur ihre vorgestreckten Organe sind, die Persönlichkeiten?

Wer dem nachdenkt, wird über vieles in unsern nationalen Bewegungen anders als viele denken. Die Debatte darüber, was eigentlich deutsch sei und was nicht, wird ihm nach wie vor interessant, aber praktisch nicht gar so wichtig vorkommen. Das Preisen des Vaterlandes mit Spruch und Sang, mit „nationaler Beleuchtung" (oft ist's eine bengalische) im Geschichtsunterricht, mit Zeitungskämpfen „gegen den äußern und innern Feind" mag manchmal schön am Platze sein.

Den **Kern** der völkischen Arbeit berührt es nicht einmal, und doch: wie vielen erscheint es sogar als dieser Kern selber! Wie viele treiben überhaupt keine „nationale Arbeit“ als eine mit Hurra und Hoch. Hat all dieses Agitatorische überhaupt zur Stärkung der **Liebe** zum Vaterlande so viel getan, wie wir glauben? Gibt es nicht einen „patriotischen“ Rausch, der Kraft und Urteil lähmt, indem er sie zu stärken scheint, und der gerade so schnell verfliegt, wie der vom Alkohol? Es ist doch sonderbar, daß dieselben Deutschen, die auch im Ausland in ihren Vereinen das „Deutschland, Deutschland über alles“ mit der Verherrlichung annähernd aller Eigenschaften bei uns vor denen der anderen so feurig singen, unserm Volkstum schneller verloren gehn, als Angehörige irgendwelcher andern Nation dem ihren. Es widert und schmerzt, wenn man in England von einem „Engländer“ mit der unbefangensten Miene das „my father was a German“ hört, aber es regt doch zu recht ernstem Nachdenken an, daß Deutsche, die eine Weile draußen gelebt haben, sich meist in die heimischen Verhältnisse nicht mehr zurückfinden, weil ihnen vieles bei uns nun eng, vorurteilsvoll und unfrei erscheint. Die sind nicht **immer** die schlechtesten, die uns verloren gehen seit Holbeins Zeiten: weil wir keinen Platz für ihre Eigenart haben. Denken wir bei der nationalen Arbeit nicht etwas zu viel ans dekorative Auftreten der Nation und zu wenig an ihre Selbsterziehung an Seele und Leib? Mir scheint, schon unsre Jugenderziehung irrt da oft. Schon die einfache Klugheit sollte verbieten, daß alle angestammten Monarchen seit drei Jahrhunderten als begnadet mit Weisheit und Güte hingestellt werden — da daheim der Vater oder später der Arbeitsgenosse die Geschichte ja doch nach seiner Weise korrigieren kann. Eine einzige Fälschung oder Unterschlagung, die aufgedeckt wird, zerstört ja das Vertrauen zum **ganzen** Bau. Ich persönlich halte das Schönfärben vor der Jugend freilich nicht nur für nutzlos, sondern für grundfalsch. Den einzelnen lehren wir seine Fehler kennen, damit er sie ablegen kann, das Volk erziehen wir in seiner Auffassung vom eignen Volk, als beständ es allein aus Vorzügen. Ich meine, man sollte der Jugend schon ungeschminkt auch von den Mängeln unsres Volkstums sprechen und sie lehren, nationale Mißerfolge nicht gar zu schnell als unverschuldetes Unglück anzusehn. Wir sind ja so gesegnet reich, daß wir zehnmal gestehen können, was uns fehlt, und doch noch zwanzigfach behalten, was zu lieben bleibt. Der Junge und das Mädel dort sollen nicht nur Untertanen werden, sondern Bürger, also mit **verantwortlich** für ihr Volk. Erzieht's dazu besser, wenn man das Vaterland als Ausbund der Vollkommenheit besingt, oder wenn man von ihm sagt: es ist Himmlisches und Irdisches drin, wie bei Seele und Leib — nun tut ihr dermaleinst, was ihr könnt, daß das Himmlische im Irdischen herrsche.

Ich habe vorhin von den Vorzügen der Engländer gesprochen, gerade dieser Sommer mit seinen großen Ausstellungen gab recht schöne Gelegenheit, auch ihre Schwächen zu sehn. Von ihrer heutigen produktiven Dichtung und ihrer schöpferischen Musik (wo ist sie?) können wir ohne weiteres schweigen, aber auch in ihrer bildenden Kunst bleibt es trotz Watts und Turner und Whistler und allen Prä-

raffaeliten dabei: im Emporheben großer seelischer Werte, im Schaffen eigentlicher Höhenkunst hat unser Volk seit fünfzig Jahren neben dem englischen wie ein Fürst im Geisterreiche gestanden.* Und dennoch: was alle angewandte Kunst betrifft, Bauen, Kunst im Gewerbe, Heimatpflege, so steht die ästhetische Kultur im eigentlichen England zum Schämen hoch über der deutschen. Bei den Wissenschaften, der Industrie, dem Handel, steht es da wesentlich anders? Kein Volk in der Welt, das, alles in allem genommen, reicher an starken Begabungen wäre, als wir. Aber andre wirtschaften mit den Kräften besser, die zu ihrer Verfügung stehn, sie setzen Kulturerkenntnisse schneller und energischer in Tat um.

So gibt der nationale Gedanke auch all den Arbeiten unsres Kunstwart-Kreises erst das durchglänzende Licht. Wir werden über die Mittel den Zweck nicht vergessen, wenn wir im Geiste immer den Mahnruf hören, der unserm Volkstum wie mit Hammerschlag dröhnen muß: Organisiere deine Kraft! Alle unsre Aufgaben: das Gesunden und Kräftigen an Leib und Seele, das Stärken des Vermögens, aus edler Dichtung, Tonkunst und Bildnerei wie aus den Naturschönheiten des Makro- und Mikrokosmos lebenbejahende, lebenstärkende, lebenvermehrende und lebensegnende Werte zu heben, die Ausdruckskultur in allen Dingen, die uns das Wesen durch die Erscheinung zeigt und so zur Prüferin auf ihre Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit wird, der Schutz der Heimat, die Verdrängung zehrender Vergnügungen durch nährende Freuden im Volk, die Erlösung des geistigen Schaffens von seiner Abhängigkeit vom Tagesmarktwerte, der Kampf gegen Knechtssinn nach oben und unten, die Reform unsrer Jugendbildung — sind das nicht völkische Aufgaben, die von der Scheinpflege zur Wesenspflege streben? Und wenn wir, die Tausende, die hier zusammengehn, immer ernster nach den tieferen Ursachen fragen, die im Körper der stofflichen und geistigen Volkswirtschaft oder Volksnichtwirtschaft die Organe schlecht oder besser ernähren, so ist das nationale Arbeit. Auch dann, wenn das Tieferdringen vom äußerlichen Symptom nach dem Inneren einmal „nervös macht“ oder einmal „schmerzt“, und auch dann, wenn es Unerquickliches, Häßliches oder Krankes erst aufdeckt. Spotten sie dann draußen oder pharisäern sie: „was habt ihr für Fehler!“, klagen sie dann drinnen: „was denkt das Ausland von uns!“ — so ist das Ärgernis, meine ich, immer noch besser als ein Vertuschen, falls das Heilen in der Stille nicht mehr angeht. Wenn es nur den Entschluß zum Bessern reift, und wenn der Entschluß zum Handeln wächst. Oder geht völkische Arbeit nicht wie jede andere gute vor dem Scheinen auf das Bilden? Nur Genörgel lähmt, wahrhafte Kritik schafft Raum, und die Kräfte zur Tat im Raume sind da. Gute Kräfte können sich üben in einem Streit, der, aus der Höhe gesehen, auch nur ein Erziehen der Volkskraft ist. Gute Kräfte können sich durch Vereinigung mehren. Aber den rechten Raum verlangen sie alle. Sonst verbrauchen sie sich, indem sie einander hemmen. A

* Diese Behauptung zu belegen wird noch Zeit sein, wenn Kunstschriftsteller, die etwa ihre Meinungen durch sie verletzt fühlen, sie anzweifeln sollten. A

Leben und Linie

Es gibt in gewissen Völkern und Zeitaltern ein Bedürfnis, alle Kunst und Poesie mit möglichst viel Leben zu sättigen, und in andern Völkern und Zeitaltern ein Bedürfnis, sie in möglichst weiter Entfernung aus dem Leben emporzuheben. Das Vorwiegen des einen Bedürfnisses über das andere ist wohl die Hauptursache der gründlichen Verschiedenheit zwischen germanischer Kunstanschauung einerseits und romanischer und antiker Kunstanschauung anderseits.

Am deutlichsten offenbart sich das Auseinanderklaffen, wenn wir im besonderen die französischen und die deutschen Anschauungen einander gegenüberhalten. Was hier als Vorzug gerühmt wird, erscheint dort als ein Fehler und umgekehrt. Statt vieler Worte zwei typische Beispiele, die den Wert von Fahnen aus verschiedenen, einander feindlichen Heerlagern besitzen.

Boileau tadelt in seiner Poetik einen französischen Epiker deswegen, weil er bei der Erzählung des Zuges der Israeliten durch das Rote Meer schilderte, wie die Fische vor Erstaunen zu beiden Seiten gaffend stillestanden. Das wäre der Größe des Stoffes unwürdig, ist seine Meinung. Jeder Deutsche würde urteilen: das Epos gebe ich wohl preis, aber das Staunen der Fische beim Durchzug der Israeliten ist reizend, das ist ein hübscher Einzelzug aus dem Leben. Ein zweites Beispiel: Jean Paul meint die Henriade Voltaires siegreich mit dem hübschen Spottwort abzutun: in der ganzen Henriade sei nicht einmal so viel Gras aufzutreiben, daß ein Pferd sich davon sattfressen könnte. Aber wieviel Gras wächst denn beim Könige Ödipus von Sophokles? Und vom Gras der Ilias würde wohl ein Pferd auch ziemlich mager gedeihen. Jean Paul wußte oder fühlte eben nicht, daß das Kunstideal, dem ein Voltaire nachstrebte, das Gras grundsätzlich als Unkraut ausrottet, und nicht bloß das Gras, sondern überhaupt das ringsherum blühende Leben. Deshalb, weil die oberste Regel dieses Kunstideals dem Künstler alles verbietet, was nicht unbedingt nötig ist. Dieses Kunstideal zielt eben auf einfache große Linienführung, auf Ausschließung aller Nebensachen.

Wollen wir nun über Recht oder Unrecht der verschiedenen Anschauungen urteilen und entscheiden? Ich antworte: nein, und meine Zeilen haben gerade diesen Zweck, zu mahnen, daß wir nicht sollen urteilen und entscheiden wollen. Denn wir sind ja Partei, wir stehen auf der einen Seite. Wir sollen im Gegenteil den gegnerischen Standpunkt zu verstehen suchen, nicht um unsern Standpunkt aufzugeben und zu vertauschen, sondern um gerecht zu sein und an Einsicht zu gewinnen. Man ist in geistigen Dingen einem Gegner erst dann überlegen, wenn man ihn überschaut, und man überschaut keinen, den man nicht zuvor begriffen hat.

Die Abkehr vom Leben zu dem Zweck, Linie zu gewinnen, ist nämlich durchaus nicht etwas, worüber man mit wegwerfendem Achselzucken und ein paar wohlfeilen Worten von Kälte, Steifigkeit und Leblosigkeit wegkommt, wie über eine Dummheit. Die Abkehr vom Leben zugunsten der Linie hat auch ihre Vorzüge, sonst hätte sie ja

nicht ganze Nationen von edelstem Blut wie die römische und die französische jahrhundertelang zu halluzinieren vermocht. Der Hauptvorzug ist die Gewinnung der Größe.

Ja, es **i s t** Größe (Stilgröße), wenn ein Künstler es vermag, sich auf die Hauptlinien zu beschränken und alle Nebensachen, auch die blühendsten, duftigsten, auszuschließen.

Zunächst: versuchen Sie's einmal, das ist gar nicht so **l e i c h t**, wie Sie sich's vorstellen. Um sich nämlich auf die Hauptlinie beschränken zu können, muß man eben diese eine Linie meisterhaft zu zeichnen verstehn. Es **i s t** Größe (Gesinnungsgröße), wenn eine Nation wie die französische, die sich wahrlich auf Liebesangelegenheiten vortrefflich versteht und deren untere Stockwerke der Literatur die Liebe geradezu als einziges Thema kennen, in ihrer Tragödie das Liebesmotiv, ursprünglich wenigstens, grundsätzlich ausschließt. Auch die berüchtigten „Staatsaktionen" stammen aus derselben Gesinnungsgröße. Was ist das für ein gedankenloses Höhnen über die „Staatsaktionen"! Was sind denn Schillers Wallenstein und Don Karlos und Fiesko und Wilhelm Tell? Ich denke Staatsaktionen. Und die Shakespereschen Trauerspiele und Königsdramen? Und die griechischen Trauerspiele? Heute wird gelächelt bei dem bloßen Gedanken, daß ein Dichter den Staat als poetisches Ideal gebrauchen könnte, dagegen macht jedermann sofort ein poetisches Gesicht, wenn man ihm den Namen „Menschheit" vorspricht. Ist der Unterschied wesentlich? Es ist ja eins wie das andere ein abstrakter Begriff. Und was tut denn Faust, das „Symbol der ringenden Menschheit"? Er mündet, wenn ich nicht irre, in den Staatsdienst.

Ich kenne ebensowohl wie irgendein anderer die Schattenseiten und Gefahren der Linienkunst: die Blutarmut, die Kälte, das Akademische, das Pseudoklassische. Allein hat denn das Waten im vollsaftigen Leben nicht auch seine Schattenseiten und Gefahren? Ich kann sie sogar nennen: den Wust, die Plattfüßigkeit, die Niedertracht. Mir ist, wir hätten etwas dergleichen.

Wer aber beides zu verbinden weiß, das Leben und die Linie, der verdient den Namen eines Klassikers im guten Sinne des Wortes.

C a r l S p i t t e l e r

Mozart

Die Geschichte von Mozarts Tod berührt uns schmerzlich: es will uns das Ende unseres Meisters gar traurig dünken. Und immer wieder wird es laut beklagt, daß die Nachwelt nichts wieder gutmachen, daß sie nicht einmal zu seinem Grabe wallfahrten kann. Als eine Schande für die deutsche Nation ist es gebrandmarkt worden, daß sie ihren großen treuen Sohn hat darben und im Elend verderben lassen. Das hilft nun alles nichts mehr. Wenn wir sein Grab nicht kennen, so soll uns das ein Zeichen sein, nicht dem Toten zu huldigen, sondern dem Lebendigen. Wenn kein Standbild seine Ruhestätte ziert, so gedenken wir des Dichterworts: „exegi monumentum aere perennius", ein Denkmal, dauernder als Stein und Erz haben wir in seinen Werken, in unsern Herzen soll es aufge-

richtet stehen, ewig schön und ewig jung. Dann haben wir ihn selbst und können auf alles andere verzichten. Wer aber durchaus zu einem Heiligtum pilgern will, der wandere nach Salzburg und betrete die Zimmer, in denen seine Wiege stand und lege die Hand auf das kleine Instrument, das ihm diente, und schaue seine Handschrift an, vor der einst Karl Maria von Weber in liebender Verehrung das Knie beugte. Wenn das dann mehr bedeutet als leidiger Heroenkultus, so muß es uns die Sehnsucht mehren, alles das zu genießen, was der Herrliche uns geschenkt hat, und damit erst recht zurückführen zu seinem Lebenswerk.

Wollen wir noch klagen, daß es so jäh enden mußte, viel zu früh für ihn und für uns? So nahe der Gedanke liegt, was noch alles hätte kommen können und werden können, er ist doch unfruchtbar. Ich habe mich nie mit der Grabschrift befreunden können, die Grillparzer für Schubert verfaßt hat: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen!“ Ähnlich hat man es ja auch von Mozart ausgesprochen: was hätte er dem Drama, der Symphonie, der Streichmusik noch für Weiterentwicklung geschaffen! Was hätte unsre ganze Musik noch durch ihn erhalten! So mag man denken angesichts seines Sterbens, da erscheint es berechtigt. Allein je mehr wir uns in sein Lebenswerk vertiefen, desto mehr muß es uns vollendet dünken. Er hat sich verzehrt im schöpferischen Gestalten; der Körper war zu schwach, um solche geistige und seelische Anstrengung zu tragen. Was wollen wir denn mehr? Es ist nicht gerade genug, es ist so viel, daß immer nur die eine Frage wiederholt werden kann, ob es nicht zu viel für uns war. Nicht um unerfüllte Hoffnungen haben wir uns zu bekümmern, sondern um den überreichen Besitz, den uns der Tod nicht begraben haben soll. An uns liegt es, daß er ihn uns nie begraben dürfe! Wie ein Liebling der Götter ist Mozart in der Blüte seiner Jahre von dieser Erde hinweggenommen worden: so muß er uns unsterblich sein. Aber nicht in dem papierenen Sinn der mumifizierten klassischen Größe, mit der wir fertig sind, wenn wir sie mit geziemender Hochachtung abtun, sondern in dem wahrhaft lebendig künstlerischen Sinn, der nie erschöpft, nie fertig wird, nie altert und nie altern läßt.

Der berufenste unter den Mozartdirigenten unserer Zeit hat ihn einen kühnen Neuerer genannt, der die Musik in einem gewissen Sinn erst entdeckt habe. Damit ist der rechte Weg gewiesen. Was an Mozart, wie an jedem großen Menschen und Künstler sterblich und vergänglich war, das ist nicht schwer zu erkennen und verfällt mit Fug der historischen Würdigung. Was in seinem Lebenswerk einzig und ewig wertvoll ist, das müßten wir rückschauend erst recht verstehen und genießen, besser und leichter als seine Zeitgenossen. Denn wir haben ja inzwischen die Weiterentwicklung erlebt, die er begründete und ermöglichte; die Erfüllungspforten, die er sprengte, stehen uns ja offen. Wie von ihm aus alles in die Zukunft weist, so muß er uns jetzt wieder Gegenwart sein; was uns seither vertraut geworden ist, muß uns bei ihm mit ursprünglichster Gewalt und mit der unbeschreiblichen Poesie der Vorahnung ergreifen. Es gilt endlich einmal, besonders unserer Jugend, nicht den „Klassiker“ vorzuhalten

als ein musikalisches „bis hierher und nicht weiter", sondern den Meister zu zeigen, der geschaffen hat, was wir Musik nennen. Und darum soll die Losung nicht etwa heißen „zurück zu Mozart" — das wäre töricht und aussichtslos, und damit wäre er totgemacht für alle Zeiten; sondern die Parole sei „empor zu Mozart und mit ihm vorwärts!" Den Licht- und Liebesgenius hat ihn Richard Wagner genannt, unsern größten Meister dürfen wir ihn nennen. Und solange die Deutschen es nicht wieder verlernen, was er sie gelehrt hat, deutsch zu empfinden und deutsch zu singen, wird er der unsere sein.

Wollen wir darauf bauen? Paul Heyse wirft in seinem Prolog zur Münchner Mozartfeier 1891 (am hundertjährigen Todestag) die Frage auf, ob es möglich wäre, daß auch für diese höchste Kunst die Stunde schlüge, da ihr Kranz im Wandel alles Irdischen entblätterte, und antwortet:

„Wir ahnen's nicht. Wir wissen eines nur:
Käm eine Zeit, die dich nicht liebt und ehrte,
Die von dem Schatz, den du der Welt gegeben,
Du Götterliebling, fühllos stumpf sich kehrte,
Müßt auf der wandelbaren Erde hier
Ein neu Geschlecht mit neuen Sinnen leben,
Ungleich dem unsern völlig."

Solch Zukunftsbild liegt doch wohl in weiter Ferne. Bis jetzt hat die Weltgeschichte vielmehr das Gegenteil erwiesen: bei allem Fortschritt der Entwicklung bleibt das Wesen des Menschen sich gleich. Darum ist der Künstler, der es einmal rein und wahr dargestellt hat, weit über seine Zeit hinaus vernehmbar. Vergänglich ist nur das Äußerliche, und wir sind schuld, wenn wir das verwechseln:

„Veralten muß, die ewig wir geglaubt,
Die Form — und nur die neue scheint die wahre."

Dauernd ist der Ewigkeitswert aus dem Inneren; und eben darin erweist er seine Urkraft, daß er immer neuen Ausdruck fordert und findet. Also nicht in Mozarts Form und Stil liegt das Heil: geradezu lächerlich ist es, zu verlangen, irgendein anderer solle so komponieren wie er, als wenn das überhaupt denkbar wäre! Sondern in seinem Sinn und Geist, der aus seinen Tönen zu uns spricht, unverkennbar und unverletzbar, wenn wir ihn recht verstehen. Echt Mozartisch — das heißt nicht klein und nett und kindisch und spielerisch, nicht leicht und zierlich und oberflächlich und frivol, nicht glatt und matt und kalt und schal. Echt Mozartisch — das heißt wahr und warm und innig und sich selbst getreu, das heißt aller Pose und Phrase fern sein, natürlich und gesund, adelig schön und damit fähig, jeder menschlichen Empfindung ihre Herzensmelodie abzulauschen, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit vom heitern Lächeln bis zu bitteren Tränen, von froher Laune bis zum tragischen Erschauen. Das ist's, was seine Musik uns sagt; und das sei und bleibe immerdar unser tonkünstlerisches Ideal: echt Mozartisch, echt musikalisch und echt deutsch!

Denken wir nur ja nicht, daß wir solchen Ideals entbehren könnten. Wir brauchen es eben jetzt, da eine stolze Entwicklung auf einem

vorläufigen Gipfel angelangt ist und ein neuer Fortschritt gährt, dessen Ziel und Richtung wir noch nicht kennen. Nicht Beethovens überragende Größe allein ist unser Hort; Mozarts Sonne muß uns dazu leuchten. Wie nach Kraft und Seelentiefe, so ruft und dürstet unsere Zeit nach Jugend und Schönheit. Hier ist der Meister, der sie uns zeigt, nein, noch viel mehr: der sie uns schenkt, der uns daran glauben läßt, der sie für uns und in uns erneuert. Mozart hören — das muß uns je und je eine Herzensfeier sein, und nicht gar so selten sollten wir sie uns bereiten. Wollen seine Werke in den modernen Musikbetrieb nicht recht hineinpassen, so sei das eine Mahnung mehr zur Besserung. Längst sind alle Kundigen darüber einig, daß musikalische Abschlachtung und musikalischer Massenmord unkünstlerisch sind zum erschrecken. Überall ertönt der Ruf zur Sammlung, zur Verinnerlichung, zur Wiedergewinnung der Intimität. Zum mindesten müßten neben riesengroßen Veranstaltungen auch kleinere eingerichtet werden, die es ermöglichten, gerade Mozart in seiner ganzen Herrlichkeit zu genießen. Es bedürfte nur des Wagemuts, einmal damit Ernst zu machen; der Anfang allein wäre schwer — bald würde es sich reichlich lohnen. Aber Zeit zu versäumen haben wir nicht mehr; sonst gehen die verborgenen Schätze unrettbar verloren. Und damit würden wir uns zu Mitschuldigen machen an Mozarts Märtyrertum, dann hätte er umsonst gelitten für das Ideal seines Lebens. Dahin soll es nicht kommen; Treue um Treue wollen wir ihm halten.

„Denn will die Menschheit greisenhaft gebaren,
Zum Heilquell deiner Kunst laß sie uns laden,
Im unerschöpften Strome dieser klaren
Jungbrunnenflut sich wieder jung zu baden.
Des tröstet sich, wer deinen Namen nennt,
In fester Treue sich zu dir bekennt.
Und was zum Dank für solche Wohltat bliebe
Dem Sterblichen, als grenzenlose Liebe?
So, wenn das hohe Fest beginnen soll,
Wo deines Geistes Fittiche uns umrauschen,
Im tiefsten Innern froh und andachtsvoll
Laß uns dem Zauber deiner Töne lauschen!“

Hermann von der Pfordten

Ein Kongreß für Theaterästhetik

Eine Anregung

Die alljährlichen Delegiertentage der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger“ haben die soziale Stellung des Schauspielers nach innen und außen geklärt und gehoben. Allerlei rein menschliche Mißstände sind dort erörtert und beseitigt worden, ein annehmbares Vertragsformular ist zustande gekommen, und die Pensionsanstalt hat dem bislang unsichersten Berufe seine Schrecken genommen: aus den Zinsen eines stattlichen, markweis zusammengesparten Vermögens von sieben Millionen wächst dem alternden, erwerbsunfähigen Bühnen-

menschen eine Rente zu, die ihn vor den drückendsten Nahrungssorgen schützt. Auch in Zukunft wird diese Körperschaft noch genug zu tun, zu überwachen und zu fördern finden.

Wir haben auch eine „Gesellschaft für Theatergeschichte“, die auf wissenschaftlichem Wege dunkle Gebiete durchforscht und in wertvollen Bänden dramaturgische Arbeiten und biographische Bekenntnisse früherer Zeiten ans Licht zieht; Litzmanns ausgezeichnete Sammlung und einige Zeitschriften stehen diesem Streben zur Seite.

Was sich aber an Versuchen und Taten auf der lebendigen Bühne der Gegenwart zuträgt, was an reformerischen Ideen in den Köpfen zeitgenössischer Ästhetiker auftaucht, zergeht im Ohre des Zuschauers, zerflattert in den Spalten der schnell beiseitgelegten Tagesblätter, vergilbt beim Buchverleger. Oder in halb unterrichteten Monographien und lokal gefärbten Kritiken, auch im oberflächlichen, unverantwortlichen Geplauder der Großstadt-Salons wird Längsterrungenes, Längstüberwundenes immer wieder umständlich entdeckt und gepriesen, verhöhnt und verdammt. Was vor Jahren in X. Ereignis war, steht heute in Y. auf dem Wunschzettel; und ganz Y. glaubt, der Welt voran zu sein. Die ins Ungeheure, gewiß ins Unüberschaubare ausgedehnte Literatur über theatralische Dinge kann ja kaum auf den reichhaltigsten Büchereien und nur in langwierigen Studien notdürftig katalogisiert und exzerpiert werden. Wenn man erwägt, daß Direktoren, Spielleiter und Schauspieler weder Zeit noch Lust haben, vor der Inszenierung des „Hamlet“ ein paar hundert Aufsätze über dies Drama aus aller Welt zusammenzubetteln und durchzugehen, um schließlich zehn nutzbare Zeilen auszusieben, dann darf man sich nicht über die Wiederkehr darstellerischer Fehler, über das Festhalten an verschabten dramaturgischen Einrichtungen wundern.

In welchem gemeinsamen Becken könnten nun die vielen Quellen, Bäche und Flüsse, die ins Theaterland wollen, vereinigt und gereinigt werden? Ein neues ungleichmäßiges „Archiv“ an Stelle des alten, das fruchtlose Arbeit getan hat? Noch dickere „Dramaturgien“, noch mehr Broschüren mit inbrünstig anflehenden Titeln? Wir haben genug davon, übergenug. Wer von uns sich müht, den schriftstellerischen Erscheinungen des Berufes nachzuspüren, sie zu prüfen und irgendwo an sichtbarem Orte anzuzeigen, der wird seiner Mühe bald müde: er weiß, er schreibt ins Wasser. Manche lesen vielleicht seine Besprechungen, doch nur ganz wenige kaufen sich das empfohlene Buch, und diese ganz wenigen sind in der Regel Leute, die ein neues herausgeben und sich vorher an dem alten orientieren wollen. Kaum einer aber macht Anstalten, die neu ausgesprochenen Gedanken zu verwirklichen; und entweder fehlen ihm dann Macht und Mittel dazu, oder die verstiegene Ausdrucksweise des Buches selbst steht der praktischen Verwertung im Wege. Theaterbücher kämen viel seltener auf den Markt, wenn sie innerhalb der Theater geschrieben würden, wenn eine lebendige Verbindung zwischen Bühne und Bühnenkritik bestände. Vom Tische einer vierwandigen Gelehrtenstube aus erscheint das dreiwandige Kulissentum leicht in falschem Lichte, bald zu rosig, bald zu grau. Das ist, als wenn eine militärische Truppe wegen unbequemen Regenwetters im Exerzierhause der Kaserne manöv-

rierte; oder gar Krieg führte! Auf einer Bühnenprobe aber, wo Rede und Gegenrede, Wunsch und Gegenwunsch aufeinander prallen, wo jeder seine Ansicht durch Ton und Geste verteidigen muß, wenn er sie zur Geltung bringen will, wo auch Maler, Beleuchter und Maschinisten dann und wann: „das geht nicht“ dazwischenrufen, da wird mancher ästhetische Einwand hinfällig, der sich im Schmucke blendender Worte auf dem Papiere so schön und überzeugungskräftig ausnimmt, da erstickt manche „Reform“ im Keime, die — gedruckt — sich vermißt, eine allgemeine Umwälzung herbeizuführen. Oft habe ich beim Lesen theaterästhetischer Schriften das Bedürfnis empfunden, mit dem Verfasser zu reden; aber er war nicht erreichbar. Was nützt ihm, was nützt dem Publikum, was nützt der guten Sache mein kurzes Referat? Er hält mich für gescheit, solange ich ihn lobe, aber wo ich tadle, bin ich für ihn inkompetent; jedenfalls wird er sein Werk um meiner Vorwürfe willen nicht umarbeiten. Dabei mag er ein fähiger Gegner, seine Phantasie ungewöhnlich sein; er versteht den Dichter hier und da besser als der Regisseur, dem die Inszenierung obliegt. Beide zusammen brächten etwas Vortreffliches zuwege, aber nun — belächeln sie einander und schaden beide der Aufführung. Der eine erwerbe nur ein klein bißchen Kenntnis der wirklichen Bühnenwelt, und gleich wird ihn der andere begreifen, wird er von ihm lernen. Sollen also die Aufführungen wahrhaft gefördert werden, so ist ein gemeinsames Vorgehen der Anreger und der Ausführenden notwendig; vorläufig eine gegenseitige Verständigung.

Die mündliche Aussprache allein kann dazu helfen. Wir werden dann mit einem Male sehen, an welchem Punkte der Entwicklung wir stehen, von wo aus und auf welchen Pfaden wir fortschreiten müssen. Jetzt kennen die Tüchtigsten einander nicht, kennen sie die Versuche nicht, die geglückt und gescheitert sind, machen sie stets von neuem Umwege und Dummheiten.

Es werden Jahr für Jahr Theater gebaut und umgebaut, ohne daß man alte Erfahrungen dabei in genügendem Grade verwertete. Städte und Staaten verschleudern Millionen, wo Hunderttausende ausreichen. Prunkvolle Fassaden und Zuschauerräume entscheiden die Annahme eines Projektes, mag die Einrichtung der Bühne noch so ungeschickt sein. Sie aber muß endlich das Allerheiligste des Theaterbaumeisters werden und die Verringerung der Verwandlungspausen sein wichtigstes Ziel. Die verwickelten Dekorationen sind nicht mit einem Handstreiche auszurotten; auch tragen sie nicht allein die Schuld an unseren überlangen Klassikervorstellungen. Es muß eine mehrteilige Versenk- und Rollbühne mit so großem Tiefgang konstruiert werden, daß das ganze Bühnenbild unter der Diele Platz hat und dort geräuschlos abgeräumt und neu aufgebaut werden kann; oder — eine noch bessere. Mögen die Techniker darüber nachdenken!

Das Verhältnis zwischen Wort und Bild auf der Bühne, worüber die Fehde am heftigsten entbrannt ist, bedarf der Klärung. Es wird sich herausstellen, daß jeder Dichter, vielleicht sogar jede Dichtung eigene Gesetze dafür in sich trägt. Nicht die vom Chor abhängige antike, nicht die nüchterne Shakespere-Bühne oder die modern stili-

sierte, die mit konstanten Seitentürmen, mächtigen Farbflecken und mannigfaltig-wechselnder Beleuchtung arbeitet, noch auch die Panoramen stellen typische Lösungen des Inszenierungsproblems dar. Die Notwendigkeit stück-individueller Abstufungen in der Naturnähe und Naturferne der Umwelt muß dem Regisseur an der Hand einleuchtender Beispiele zum Bewußtsein kommen; und der Streit wird gelindere Formen annehmen. Das immerwährende Ausprobieren neuer Ausstattungsmethoden zersplittert die Kräfte und verwirrt das Publikum. Aus dem Drama selbst muß die Dekoration erstehen, nicht aus malerischen Tendenzen. Welchen Vorteil auch mögen leichtfaßliche Vorträge und Diskussionen über die vielartige Verwendung des künstlichen Lichts bringen, über Wolkenzüge, Sonne, Mond und Sterne! In der Regel sind ja die Geistererscheinungen, Gewitter, Naturgeräusche und sonstigen kleinen Zauberkünste mit wenig Kosten und Umständlichkeiten eindrucksvoll herzurichten; nur wissen die meisten nicht Bescheid darum und erzielen so bei unnötig großem Aufwand keine ernsthafte Wirkung. Heutzutage muß sich jeder Kulissen-Elektrotechniker seine Kniffe mühselig selbst erfinden, und ein kleines Theater ist oftmals durch seinen begabten Beleuchter einem großen überlegen, wo es gilt, mit der Laterna magica, Rampen- und Soffittenlampen und Reflektoren Stimmung zu machen.

Dann der rein wörtliche Aufbau der Dramen, der Szenen, der Reden; Tempo und Dynamik! Die Einwirkung der naturalistischen auf die stilisierte Sprechweise und die Grenzen beider; das musikalische Moment im Vers und in der getragenen Prosa; die Sparsamkeit bei der Betonung, Akzentuierung und ihr Gesetz; Pause und stummes Spiel. Muß es den genialen Darsteller nicht reizen, sich über sein Schaffen Rechenschaft abzulegen, wie Lessing und Hebbel über's Drama gesprochen haben; wird er dann nicht gern aus seiner Werkstatt heraustreten, um willige Gefährten zu lehren? — Was an dramaturgischen Bearbeitungen der Klassiker vorliegt, schleppt sein Gut und Böses ungeschieden über die Bretter. Hier vermag eine öffentliche Verhandlung und Abstimmung sicherlich günstigen Einfluß zu üben, und an vertrauenswürdigen Kennern ist kein Mangel. Aus solchen Empfehlungen und Ablehnungen, denen sich Anregungen und Neuerschließungen vergessener Schätze angliedern können, entwickelt sich leicht eine wohlfeile beschränkte, aber brauchbare Liste; sie wird im Laufe der Zeit nach mancher Seite hin zu ergänzen sein und schließlich den Grundstock einer bescheidenen Theaterbibliothek bilden.

Endlich die Vorbildung des Schauspielers und des Spielleiters. Da wäre über eingebürgerte und unbekannte Lehrbücher und über mündliche Methoden zu reden, über die einfachsten Übungen zur Verdeutlichung der Laute, zur Vergrößerung und Differenzierung des Organs; über Krankheiten des Kehlkopfs und Heilungsmöglichkeiten. Dem angehenden Spielleiter kann angeraten werden, den Konservatoriumsproben beizuwohnen und mit angehenden Schauspielern Regieversuche zu machen; in so unerfahrenen Kreisen fallen Fehlgriffe nicht sonderlich auf, und die Eigenwilligkeit der jungen Darsteller ist leichter im Zaum zu halten, als auf einer ständigen Bühne die der älteren. Auch an Lehrmittel für den Anschauungs-

unterricht hat noch niemand so recht gedacht: der Schüler muß die wichtigsten Kostüme in die Hände bekommen, um sie tragen zu lernen; plastische Pappmodelle des antiken und des Shakespere-Theaters, Quer- und Längsschnitte eines modernen Bühnenhauses veranschaulichen ihm Vergangenheit und Gegenwart der Kunst deutlicher als abstrakte Reden. Ein Muster-Erziehungsplan könnte vorgeschlagen werden, der die notwendigen Fächer und ihre Stundenzahl aufzeichnet. Die kanonische Aussprache des Deutschen hat bereits einmal Germanisten und Schauspieler im Verein beschäftigt; es gebricht nun noch an einem Büchelchen, das uns die Fremdwörter nahebringt. Wir können nicht vom Durchschnittskollegen und überhaupt von niemand verlangen, daß er sechs Sprachen beherrsche; da aber in unsern Rollen mancher fremdländische Satz zitiert wird, so empfiehlt sich's, wenigstens die Aussprachenregeln der bedeutendsten europäischen Idiome auf mäßigem Raume zu sammeln. Ich strebe ferner eine unaufdringliche Beaufsichtigung aller Schauspielerschulen an. Es gibt Leiter und Lehrer, die aus Urteilslosigkeit oder gar aus pekuniären Gründen mit dem Vertrauen der irrenden Jugend spielen. Ein vom Kongreß oder der Bühnengenossenschaft gewählter und vom Ministerium bestätigter Kunstrat sollte das Recht haben, die augenscheinlich ganz unbegabten Schüler derartiger Anstalten vom Unterricht auszuschließen. Dadurch würde dem gröbsten Elend gesteuert und mancher junge Mensch noch rechtzeitig einem passenden bürgerlichen Berufe zugeführt.

Was ich hier gebe, ist nur eine erste und gewiß lückenhafte Anregung, kein Aufruf. Noch habe ich gegen jedermann darüber geschwiegen; absichtlich geschwiegen, weil ich nicht einen oder zwei, sondern gleich viele Theaterleute und Theaterfreunde hören möchte. Zweie könnten mir durch Einwände irgendwelcher Art den Plan verleiden oder ihn durch Zutaten zu sehr komplizieren; die Allgemeinheit wird eher ein rundes Ja, ein rundes Nein finden. Ihr Urteil soll maßgebend sein, weil der Kongreß als ein allgemeiner im weitesten Sinne gedacht ist. Ich selbst werde ihn auch nicht leiten und nicht die gesamte Vorarbeit übernehmen können; denn meine Zeit ist knapp. Es wird mancher Bogen beschrieben werden müssen, um Vortragende aus den Kreisen der Praktiker und der Theoretiker zu berufen, wenn sie sich nicht freiwillig melden. Aber mit Freuden bin ich bereit, alle zustimmenden und abratenden Urteile über meine Anregung, zugleich Anerbietungen zur Mittätigkeit gewissenhaft durchzusehen; und ich werde daraufhin die ersten Schritte zum Ziele versuchen — es sei denn, daß der Plan ohne Unterstützung bliebe. Ich bitte um solche Stimmen aus allen Lagern.* Die Kunstrichter, die zu schreiben gewohnt sind, mögen einmal reden, und die redegewohnten Darsteller werden ihnen gerne zuhören. Ich hoffe auch, daß die gelehrten Direktoren und Dramaturgen aus den Kanzleien heraustreten und die Ausführungen der Nichtakademiker würdigen werden. Einen heißen Kampf sehe ich voraus, weil gar mancher harte Kopf, vielleicht auch mal ein hohler zum Turnier kommen dürfte; doch ein

* Adresse: Prof. Ferd. Gregori, K. u. K. Hofschauspieler, Wien VIII, Lange Gasse 49

Sieg, sogar der bescheidenste, ist nur durch Kampf zu erringen. Es schaffen heute Tausende mit gebundenen Händen am Theaterwerke, und mir erscheint's nicht unmöglich, ihnen durch die öffentliche Aussprache die Fesseln zu lösen zu fröhlichem, segensreichen Tun. Die Fülle des Stoffes wird sich freilich nicht an zwei Tagen der Karwoche oder im Anschluß an die Delegierten-Versammlung im Dezember bewältigen lassen; wenigstens fürs erste nicht. Wenn wir uns aber (in Wien oder Berlin, in Weimar oder München, in Dresden oder Düsseldorf) alljährlich einmal auf 48 Stunden zusammenfinden, so können wir uns schon nach einem Lustrum vom Groben zum Feinen wenden; und die bunten Protokolle dieser Kongresse werden noch den zukünftigen Freunden sagen, daß unsre Kunst uns lieb und unsre Mühe redlich gewesen ist. In diesen Protokollen sollte sich alles niederschlagen, was jetzt flüchtig in Gehirnen und Büchereien herumstäubt. Vor allem aber möge der lebendige Hauch von Mund zu Mund das alte Vorurteil wegblasen, das die gefühlsmäßig schaffenden Schauspieler gegen intellektuelle Beeinflussung haben. Wo Geist und Gemüt sich durchdringen, kommt erst ein ganzer Künstler zustande.

Ferdinand Gregori

Lose Blätter

Aus den Büchern von Rudolf Hans Bartsch

[Jahrzehntelang durfte es dem Reichsdeutschen nicht gar so sehr verdacht werden, wenn er auf die heutige österreichische Kunst mit einigem Überlegenheitsgefühle sah: es war nicht nur wenig, was sie hervorbrachte, das Wenige war auch allermeistens nicht eben stark und nicht eben klar, es hatte oft etwas Verschwommenes und Überzartes an sich. Der Volksdichter Rosegger — allen Respekt vor ihm, sonst aber war Österreichs größter Dichter unbestritten eine Frau, Marie von Ebner-Eschenbach, denn auch über Saar und Pichler und manche jüngere wollten sich die Meinungen nicht einigen. Dann kamen die Internationalen und dann die Dekadenten, die Ästheten und Artisten auf (von denen wir demnächst gesondert und eingehend sprechen müssen, „denn auch hier sind Götter", immerhin) und zeigten im Verein mit bildenden Künstlern und dem Musik- und Theaterleben an der Donau uns im Reich, daß die alte Geschmackskultur Österreichs zum mindesten Ziergewächse von besonderer hoher Feinheit nährte. Da erstand, uns ganz unerwartet, auch der kraftvollen Dichtung in Österreich ein Nachwuchs. Die Baronin von Handel-Mazzetti schritt in die Literatur als eines der gesundesten Erzählertalente, die wir gehabt haben, selbst aus den kleinen Handwerkerkreisen trat plötzlich ein noch ungebildetes und stellenweis rohes, aber derb gesundes Schildderertalent mit Karl Adolph, und auch Männer aus den Alpen wie Schönherr und andere zeigten uns die Stammesgenossen drüben plötzlich in einem hellen und frischen Licht. Jetzt ist im Nachbarreich schon wieder ein neues Talent aufgetreten, das vieles gibt und noch viel mehr verspricht.

Die „Zwölf aus der Steiermark" des österreichischen Offiziers Rudolf Hans Bartsch, als Buch bei Staackmann in Leipzig erschienen, schildern

die Entwicklung eines Dutzends junger Menschen von sehr verschiedenem Schlage, die sich in Graz weniger zusammen- als aneinander herangefunden haben, und die dann im Verlaufe der Darstellung meist wieder auseinandergehen. Der Poet ist gar zu oft auf dem Sprunge vom einen zum andern seiner Helden, um bald hier bald da an einem Schicksal weiter zu flechten, und hilft sich dabei gelegentlich durch einen angehefteten Leitzettel für den weiteren Weg. Dann wiederum ist die „lichte" Frau von Karminell so überschwänglich symbolisch gesteigert, daß ihr das körperhafte Schreiten einigermaßen schwer wird, obwohl sie als eine jüngere Schwester von Kellers unsterblicher Judith sonst nicht übel auf die Füße gestellt ist. Sonst schlingen nur wenige Menschen Kreise in diese lockere Kette hinein. Schon daß man aus ihr einen einzelnen Ring, die Geschichte vom „Kaisertraum" Wigrams, leidlich herauslösen kann, ohne daß er oder sie zerbräche, spricht nicht eben für ihre Festigkeit. Und überdies geht es dem ganzen Buche wie Wigrams Briefen: es ist viel zu voll, denn, wie Rosegger sagt, jeder der zwölf Helden hat seine besondere Welt, seine Seligkeit und seine Tragik, und „jedem merkt man's an, daß er für sich und sein Schicksal ein besonderes Buch begehrt". Dazu kommt, daß diese einzelnen Leute nicht etwa enge und kleine Leute nach Art manch heimatkünstlerischer Gestalten sind, sondern fast allesamt welche, die sich aufrecken und umsehen, weit über die Heimat hinaus, über ganz Österreich mit seinen Kultur- und Volkstumfragen und noch über die Grenzen weg. Und ferner, daß sich ganze „Fragen", wie die des Verhältnisses zum Slawen- und zum Judentum, wirklich nicht mit so wenigen Gestalten ausgiebig und unparteiisch genug zeichnen lassen. Da bleiben denn trotz ein paar richtiger „Merkt's" oft nur Keime und Bruchstücke, wo durch die Anschaulichkeit der Darstellung der Wunsch nach weiteren gerundeten Gebilden geweckt wird.

So knackt die Komposition in diesem Buch ob gar zu reichlichen Gehaltes wohl manchmal in den Fugen. In sich sind seine Teile um so fester, je mehr Bartsch auf selbst Miterfahrenem gestaltet, wenngleich er auch dann mitunter wohl doch zu unbekümmert die Aussicht aus seinem Fenster als das Bild annimmt, das vom Wesen das Sicherste besage. Ganz verunglückt ist Bartsch z. B. bei der Schilderung Norddeutschlands: wie er das Preußentum beschreibt, das ist Karikatur, und zwar verständnislose. Vom niederdeutschen Wesen gar, sagen wir von dem „nördlich von Berlin", hat er augenscheinlich überhaupt keine Vorstellung, sonst könnte er unmöglich von ihm, das dem gesamtdeutschen Wesen so große Werte mitgeben kann, so wenig sprechen; Süddeutschland ist ihm Deutschland überhaupt.

Aber wir zeichnen die Grenzen nur, damit keiner verärgert werde, wenn er unverhofft auf sie stößt. Die Österreicher sehen so häufig mit ihren Büchern fast übersehnsüchtig nach dem „Reich", daß wir's damit aufwägen können, nimmt uns mal einer von ihnen zu leicht. Vorurteilslosen und Duldsamen gegen andre Meinung empfehle ich das Buch so warm ich kann. Es sprudelt von Leben, es ist übersättigt an Gehalt. Welche Fülle an Gestalten, und wie vielfältig sind sie geschaut! Neben dem tiefsten, tragischen Ernst und einem oft hinreißenden Schwunge seelischer Erregung ein glücklicher Humor, der den Schicksalen erst die letzte Sättigung gibt. Dann: Wie wird die steirische Landschaft be-

sungen, wie leuchtend schaut sie in das Buch hinein! Keine langen Naturstimmungen, immer nur wenige feste, gleichsam jauchzende Striche, und man glaubt die klare würzige Luft der lieblichen Halden zu atmen, man empfindet die Menschen auch dort und gerade dort, wo sie im Sinnenrausch auflodern und vergehen, als eine kühne Steigerung dieses üppig frohen, lieblich versonnenen Grazer Landes.

Eben schickt Bartsch sein zweites Buch, „Die Haindlkinder“, aus dem Altwiener Bürgerhause seinen Steiermärkern nach. Er beschränkt sich hier immerhin auf ihrer vier Geschwister, von denen ihm, neben dem beschaulich raunzenden Alten, die drei Buben zumeist am Herzen liegen. Er führt ihre Schicksale durch die Gegenwart leidlich gleichmäßig bis zu einer Höhe, die trotz guten Anlaufs von drei Seiten her nur ein stiller Hügel schmerzlichen Verzichtens ist. Ein merkwürdiges Buch auch dies, und ein erstaunliches, obwohl der Tonfall, die Art der dichterischen Beseelung vertraut wiederkehrt und auch stofflich gewisse Parallelen zum andern Werke da sind, die vielleicht hätten vermieden werden können. Ein Buch aus dem wahren „O du mein Österreich“, ein Kulturspiegel und ein dichterischer Zeitmesser zugleich. Wir raten, dem neuen Poeten auf beiden Wegen vertrauend zu folgen. Und ihm so das noch hie und da schwankende Gefühl der Verpflichtung seinem Talente gegenüber zu festigen. „Reif sein ist alles.“

Schon unsre Probe aus Bartschs erstem Buch, „Wigrams Traum vom Kaiser“, wird zeigen, wie das Gedankliche nicht nach dem Bänkelsängerprinzip von einem Manne gesagt wird, der mit dem Erklärstocke neben den Bildern steht oder auch einmal ohne die Bilder zu den Herren Zuhörern allein spricht. Nein, auch das Gedankliche wächst hier aus dem Leben der Gestalten selber empor. Ist es nötig, besonders darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht Rudolf Hans Bartsch, sondern der junge Schwärmer Cyrus Wigram ist, der den Kaisertraum träumt, und daß wir diesen von vielen Deutschen in ähnlicher oder andrer Form erlebten Traum eben in Cyrus Wigrams Beleuchtung sehn? Ich möcht es doch tun, denn viele von uns werden Wilhelm den Zweiten anders, werden ihn fester und bedeutender sehen, als dieser Wigram, und es wäre zum Übel, wenn sie vor mißverstehender Entrüstung das viele Leuchtende nicht genössen, das Bartschens Schwärmer auch zwischen Nebeln zeigt.

Die kleine Probe aus dem eben erschienenen zweiten Buch, „Der Auszug der Haindlbrüder“ auf die Wanderschaft nach der „saligen Frau“, zeigt Bartsch von einer andern Seite. Er wird viele anmuten, wie ein Bild von Schwind.]

Wigrams Traum vom Kaiser

Arbeiten Sie?“ fragte Petelin andächtig Wigram.

„Ja, aber es ist mir lieb, daß Sie mich ablenken.“

„Strengt es Sie denn an?“

„Nein, nein. Ich bin nur unfähig heute.“

„Das naturgemäße, neue Menschentum, gefällt Ihnen das nicht?“ sang der kleine Klaus abermals seinen Refrain.

„Ich überlege eben“, sagte Wigram und erschreckte dann Petelin mit der heiser hervorgestoßenen Frage: „Sie verzeichnen doch in Ihren Zeitun-

gen jeden Erfolg Ihrer Theorien. Sagen Sie: Hat sich Wilhelm der Zweite schon darüber geäußert?"

„Wer!?"

„Der deutsche Kaiser."

„Worüber?"

„Über Ihr neues Menschentum."

„Nein!"

„Da sollte man ihn doch aufmerksam machen", sagte Wigram nachdenklich.

„Ja, aber wer tut das?" seufzte der kleinlaute Petelin.

„Einer muß es zuletzt sein", brummte Wigram.

◙

„Ich kenne diese römischen Weingärten", sagte Frau Else von Karminell im Gespräch über die Elegien, die sie mit graziöser Unbefangenheit angehört hatte. „Sie sind von einer gewissen brokatnen Schönheit und Sattheit. Aber der Sonnenschein über ihnen ist tot, weil so wenig Bäume dort stehen. Ich empfinde aber: Wenn keine Bäume rauschen, so spricht die Natur nicht. Nun kenne ich die Weingärten in Katania, Ischia und am Vesuv, die Vignen der Castelli romani und von Frascati, und in unseren Breiten die Weingärten von Rust, vom Kahlenberg und Baden bei Wien, die von Meran, Bozen und die am Rhein. Keiner aber von allen reicht an die steirischen Weingärten! Nicht wahr, Herr Semljaritsch? Unser Unterland!"

„O, das ist schön", sagte der melancholische Slawenstudent. „Ich streite oft mit Scheggl, daß eine Landschaft nicht auf den Menschen einhauen dürfe mit Fichtenprügeln und Felsblöcken, wie seine Berge! Nur Kommerzialratsgeschmäcker sind so grobsinnig, solchem Spektakel allein nachzulaufen. Aber wer die unermeßliche Hügelweite liebt, wo von jeder dieser sanften Höhen die ganze Erde ihm gehört, wer ruhend und eindringlich schauen kann, der sei unser Gast! Weiße Kirchlein, schön gemischte hohe Wälder an der Mitternachtsseite, satte, fast blaugrüne Rebenlauben gegen Süden, freundlich umhergewürfelte Häuschen, bunte Blumengärten, der Mais, die Edelkastanien! O, was für ein Gottessegenland!"

„Wird je der Zeitgeschmack die Fremden nach diesen Gegenden lenken?" fragte Helbig. „Ich glaube, die Mittel- und Südsteiermark ist zu fein. Nur die Dolomitschrofen von Sulzbach werden sie wohl noch entdecken."

„Lenke sie der Himmel ab", rief Semljaritsch. „Unser armes Land ist schon viel zu sehr germanisiert. Wenn jene aus dem Reich die süße Schönheit unsrer Hügel, die Armut meines unglücklichen Slowenenvolkes und den berückenden Reiz dieser billigen Weingartenhäuser entdecken, gleich wäre die deutsche Sintflut bei uns, und Cilli und Pettau würden übermächtig!"

„Wer das zustande brächte," rief Helbig lebhaft, „dem sollte man auf dem alten Donatiberg, dem uralten Slawenaltar des Wettergottes, eine deutsche Eiche setzen!"

Semljaritsch sah ihn vorwurfsvoll an. „Lassen wir jedem, was ihm lieb ist", bat er.

„Wir haben im Unterland einen Weingarten," begann wieder Frau Else, „gehen im Sommer hin und bleiben bis in den reichen, klaren

südsteirischen Herbst hinein. Da sollen Sie meine Gäste sein; Sie drei und sonst nur noch Wigram. Hat den einer gesehen?"

„Er wird immer geheimnisvoller", klagte Helbig. „Weiß der Himmel, was ihn besitzt. Er scheint unruhig und doch wieder glücklich. Seine Augen brennen in die Ferne, und er sieht nichts von dieser Welt. Ich glaube, er arbeitet an einem großen Werk."

◙

Auf der Höhe von Autal dann zog sich Frau von Karminell den Wigram heran.

„Wenden Sie doch nur einmal Ihr Gesicht nach der Seite, wohin Sie denken, damit ich errate, was Sie erfliegen wollen", rief sie ihm zu; und Wigram drehte sich kaum merkbar lächelnd, aber gefügig nach Norden.

„Wie kann man dort hinsehen", schalt Frau von Karminell. „Dort liegt Querkopf-Böhmen, Fabrik-Mähren, Drill-Preußen, lauter hartes, beschränktes Land! Nur ein Stück Eisen kann nach Norden schauen, und auch das nur, wenn es verrückt ist!"

„Nur Eisen; ja", sagte Wigram und schritt an der Seite der hellen, heitern Frau düster und bedrängt weiter einher.

„Mensch", drängte Frau Else. „Sie zehren sich an einer Idee schwindsüchtig! Teilen Sie sich doch mit; vielleicht kann ich doch raten?"

„Nein", sagte Wigram. „Es ist was Politisches."

„Eine Memoire ans Parlament?"

Wigram gab dem Vollgefühl nach, einer schönen Frau von dem Liebsten sprechen zu können, was er hatte, und sagte: „Ich versuche, direkt in die Speichen eines der gewaltigsten Räder dieses Erdenuhrwerkes zu greifen."

„Wigram! Sie wollen doch niemand töten?!" So rätselhaft, ja unheimlich war ihr dieser verschlossene Mensch gewesen, daß sie ihm auch das zugetraut hätte, was selten die höchste Höhe, fast immer die tiefste Verworfenheit des Menschen bezeichnet.

„Ich verfasse einen Brief", sagte Wigram mit geheimnisvollem Aufleuchten seiner Mienen.

„An wen?"

„An den einzigen Kaiser, der seit dem ersten Napoleon die Erde unruhig macht. An den einzigen Kaiser, der es sich selbst verdienen will, einer zu sein."

„Wilhelm den Zweiten?" lächelte die Frau.

„Ja."

„Haben Sie das — schon abgeschickt?"

„Es ist noch nicht ganz fertig. Da muß jedes Wort eine sechzehnpfündige Wahrheit sein."

„Was ist Wahrheit", seufzte die immer zweifelvolle Frau.

„Meine Wahrheit", sagte Wigram fest und ruhig.

„Sie geben mir das, bevor Sie es absenden?"

„Es sind die einzigen Hände, die es halten dürfen, ohne daß Er böse zu sein brauchte. Allein hätte ich das nicht weiter ertragen. Nur daß Sie mich ruhig anblicken, belehrt mich, daß ich nicht wahnsinnig bin."

„Das dürfen Sie wahrhaftig den anderen Freunden nicht mitteilen. Lassen Sie mich ein bißchen nachdenken."

In Frau Else zog es durcheinander wie Wolken und Elektrizitäten vor einem Sturm, der sie aus allen Weltgegenden durcheinanderweht; es rang und wälzte und bedrohte sich gegenseitig. Ihr war zum Lachen und zum Staunen. Spott und Wehmut, Erkenntnis eines unglaublichen Streiches und Ehrfurcht vor der erhabenen Torheit dieses Träumers rüttelten an ihr, und nichts sollte er merken; denn es war sein Traum, sein Glück, in das keine fremde Hand anders als mit leisem Streicheln greifen durfte. Frau Else zerstörte nie einen Wahn; sie wußte, daß das beste Leben seine besten Stunden durch Wahn erhielte.

Nein, was so ein junges Mannsstück für Ideen daherträgt; wann wäre eine Frau auf so etwas geraten! Briefe an Kaiser Wilhelm, um die Welt verbessern zu helfen!

Das war doch zu toll und zu heilig. Es brauchte eine lange Zeit, bis die Harmonie der klugen Frau wieder in ihr emporkam; dann aber begann sie sich zu freuen über das seltsame, groteske Erlebnis.

⊡

Um diese Zeit begannen für Cyrus Wigram wunderbare Tage. Der letzte große Rausch einer Jugend, sein letzter herrlicher Irrtum von Überlebensgröße trieb in ihm riesige Schosse, die aus Wigrams Welt einen Garten geheimer Wunder machten. Erst aus diesem betörend schönen Wahn heraustretend, sollte er dann, einst, in jener Art von Klarheit wandeln, wie sie nur wenigen aus dem Kreise derer beschieden war, welche die gute Stunde suchten.

Es war eine verzauberte Zeit!

Wigram kehrte erst in der Mitte des Oktober nach Graz zurück. Er hatte sich mit tausend Fragen und Zweifeln umhergeschlagen, die er den Freunden niemals hätte vorlegen können.

Und Frau von Karminell?

Von der fürchtete er entnervt zu werden.

Seit seinem Versprechen, ihr den Brief an Kaiser Wilhelm zu zeigen, war er vor sich selbst erschrocken. Nie, nie hatte Süßigkeit in seine Stunden gelächelt, und nun konnte er in inniger Weichheit davon träumen, wie sie diesen großen, stolzen Brief in der Hand halten würde und ein aufregendes Geheimnis ganz allein mit ihm auf der Welt haben müsse. Das warf er sich mit Bitterkeit vor.

Und dann war er vor einer Liebe geflohen.

Als er dann in jenem Herbst seine gedankenvollen Einsamgängereien in Graz wieder aufnahm und wie gewohnt mit klopfendem Herzen seine geliebten Kunst- und Buchhandlungen abrevidierte, ob nicht endlich wieder der Funke des Genius in eine der schönen Künste herniedergefahren sei, da erstarrte er vor einer allegorisch gemeinten Heliogravüre. — Was ist das wieder für ein Schabl — — —? wollte er rufen, aber der bittere Ausdruck entfiel ihm schnell, als er den Namen des Zeichners las.

„Bei dem gilt nicht, was er kann, sondern was er will“, murmelte er und las: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“

„Und das soll der hübsch polierte Rittersmann besorgen?“ fragte er sich. „Was sind eigentlich unsre heiligsten Güter?“ Grübelnd stand er vor der Allegorie. Die Menschen drängten an ihm vorbei, er hielt seinen Platz wie ein Fisch, der in strömendem Wasser steht, und grübelte und bohrte:

„Was sind doch unsre heiligsten Güter? Er gibt einem doch immer zu denken." Erst als ihn ein Bekannter anrief, zog er sich von dem Bilde fort, um nur nicht gestört zu werden. Das Kinn auf die Brust gestemmt, den dicken, wirrlockigen Kopf voll erregter Ideen, bestieg er im rieselnden Nebelreißen des grauen Novembertages seinen einsamen, weltvergessenen Schloßberg, — die Insel des Schweigens voll Fels, Hochwald und Ruinen mitten in einer großen Stadt.

Und was ihm ein halbes Jahr unter tausend Zweifeln mißlang: Ob er wohl recht habe? Ob er wirken werde? Ob er selbst nicht seine Anschauungen einst ändern und also dem älteren Kaiser nur die flüchtige Traumware des Werdenden als ewigen Wert aufschwatze? — was er bisher aus Gewissenhaftigkeit nicht gewagt, das schnellten jetzt Trotz und Weh wie einen Pfeil ab. Unter einem vermauerten Türloch, bei der entblätterten Felsweinlaube unter der alten Bastei vor dem Novembergeriesel unterduckend, saß er auf der Bank aus armseligen Holzlatten, welche man in jene Nische gezimmert hat, riß Blatt auf Blatt aus seinem Notizblock und bedeckte sie mit einem Rügelied in bitterer Prosa an den großen Lebhaften:

„Majestät!

Wohl bestellt ist es mit dem Einsamen, der Sie anruft, denn er darf, was unter fünfzig Millionen keiner wagt, als Freund mit seinem Kaiser grollen.

Seinem Kaiser! Denn er wählte, ein Freier, Sie zum Kaiser seines Herzens, zum alten deutschen Wahlkönig. Und er setzt Sie ab, wenn Sie ihm nicht halten, was er von Ihnen allein erwartet und rechnet. Hören Sie einen, der frei ist in allem: Frei vom Weibe, von jeglicher Leidenschaft außer jener des Denkens, frei vom Erwerb, vom Urteil des Freundes und Feindes, ein Einsamer, der sich selber seine Welt erbaut hat. Haben Sie solchen Mann unter Ihren Zahlreichen? Der Seltsamkeit willen mögen Sie ihn anhören.

Ich muß Ihnen, Majestät, von den heiligsten Gütern der Völker Europas reden, wie sie ein solcher sieht, der ungetrennt von der Not, in Hörweite des Elends, in Nachbarschaft mit der Gemeinheit seine schauenden Wege geht, und geben kann, was Ihnen kein Begünstigter Ihres Geschmackes vermag: Grundproben aus der Tiefe! Nicht Beifall will ich, sondern das Gute.

O, wir haben heiligste Güter! Nur haben wir keine zu schützen. Zu erringen haben wir sie, wir ärmsten, geblendeten Völker Europas!

Wir sind das alte morsche Rom, wir sind die allzulange Gediehenen, die Unbeschnittenen von der Hand des Schicksales, die Schößlinge ohne Gärtner auf geilem Boden.

Drei große Sehnsuchten haben wir, und die sind unsere heiligsten Güter!

Die erste betet nach Gesundheit des Leibes.

Wann gab es je so viel Propheten als Ärzte, so viel Ärzte als Propheten? Alle, welche an die Menschheit denken, gedenken Not zu lindern, Krankheit zu heilen oder sie zu verhüten. Allen Armen Licht, Luft, Nahrung, Kleidung und Hilfe im Elend unsrer schwachen Körperlichkeit zu geben: Der Staat, welcher dieses vermag, hat ein heiliges Gut!

Die zweite Sehnsucht geht nach Gesundheit der Seele.

Wann gärte die Unzufriedenheit ärger, als seit sich die gierigen Hände Europas über die ganze Erde krallen? Kaum im alten Rom, wo das Volk unersättlich nach Festen der groben Sinne, der Soldat übermächtig, der Cäsar ein Spielzeug dieser beiden naturbrutal erwachsenen Gewalten war, bis der Koloß zerschellte. Wir haben den Riesen im Osten geweckt, und den Barbaren fehlen nur mehr unsre Kriegsschulen und unsre Kriegsmaschinen, um uns zu erdrücken. In vielem, was den Mann bedeutet, sind sie stärker als wir. Denn wir können in der Unruhe unsrer Nerven nicht mehr in Klarheit leben und vermögen bei der Schwäche unsrer Nerven kaum mehr in Seelenruhe zu sterben. Die ersten Männer des Staates sollten sein der liebreiche Arzt und der weise, ruhige Lehrer der Seele, welche dem Bedrücktesten Stunden nachdenklicher Muße schenken könnten. Unbeladene Zeit werde den Beladenen, und eine befreite, heitere Schule erstehe schon den Kindern. Der Körper pflege sich im Kraftspiel ohne Zwang; — wer es flieht, kann im Geiste immer noch stark werden. Könnte ein Staat helfen, aus jedem die beste Möglichkeit zu erziehen, welche in ihm liegt, wie heiter und ruhig würden da die Menschen!

Die dritte Sehnsucht ruft nach Freude.

Gänzlich haben wir verlernt, uns zu freuen, und selbst die gute Stunde scheuchen wir fort, weil wir über sie hinweg nach der besseren schauen. Und doch sind in jedes Menschen Seele Möglichkeiten, sich zu freuen. In jeder Seele andere Möglichkeiten. Selbst kann sie jeder bebauen, begießen und pflegen, wenn er nur gelernt hat, sich freuen zu wollen. Da ist dem einen die Natur, jenem eine der vielen Künste, anderen wieder Arbeitstüchtigkeit oder technische Vollendung erfreulich. Es habe doch jeder sein Steckenpferd, und wenn es auch nur die Aufzucht großer Kürbisse wäre! Was kann auch hier schon die Schule tun, wenn sie das besondere Kind im Gedeihen der ihm eigenen Freude unterstützte.

Was alles kann die Kunst tun, die noch immer nicht im Volk ihre Freundschaft hat! Mit der Freude an der Kunst beginnt auch eine Kunst, sich zu freuen. Freie Theatervorstellungen für die Armen, freier Eintritt zu den Kunstausstellungen, an Sonntagen, für alle intelligenten Organisationen besonders der Arbeiterschaft. Und, Majestät, freieste Kritik, wobei nur die Roheit und böser Wille ausgeschlossen sein sollte.

Wenn, wie im alten Florenz, jeder seinen Zettel mit Lob oder Tadel unter ein Kunstwerk legen darf, wenn dann die Künstlerschaft selbst die geistigen unter den Urteilen auswählen und veröffentlichen muß, dann nimmt alle Welt Anteil. Hier wird dann stete Revolution sein, aber Ruhe im Staat. Die Wagenrennen des alten Byzanz vermochten die Kräfte eines zügellosen Volkes zu binden. Wieviel schöner könnte es die Kunst!

Mitarbeit an den schönen Dingen der Öffentlichkeit wird viele Mitfreude erwecken. Die größte Freude aber wird jeglicher an sich selbst erleben, wenn er sich und seine Stunden als Stoff betrachtet, um Gesundheit, klare Ruhe und Heiterkeit daraus zu formen.

Drei große Sehnsuchten haben wir, und die sind unsre heiligsten Güter.

Rufen Sie nicht zur Verteidigung von Ererbtem, damit die, welche keines haben, Sie nicht bloß für den Kaiser der Besitzenden halten.

Heilige Güter zu erringen, dazu regen Sie die Völker Europas auf, Majestät, und Sie werden der Kaiser aller Guten sein über die ganze Erde!“

Wigram saß im rieselnden Wolkenzug und las und stritt gegen die eigenen Worte. Nur der Anruf einer großen Idee war jeder Satz, und allzuviel hatte er hier in überstürzter Weltnot zusammengedrängt, davon jeder Satz ein großes Hauptstück für sich verlangt hätte. — „Gleichviel! Er weiß, was ich will. Er wird nicht zürnen; er wird nachdenken. In den nächsten Briefen werde ich ihm alles ins einzelne vorlegen. Er wird die Briefe lesen; er ist zu selbständig, um sich von einem, der weniger denkt als er selbst, mit dem Bericht einschläfern zu lassen: »— — dann ist noch der Brief eines halbverrückten Träumers mit Weltverbesserungsplänen eingelangt«. — »Oho, das will ich selber beurteilen«, wird er sagen.

Ja, ja; so ist er . . . trotz seines polierten Rittersmannes. Er ist doch der Kaiser noch, dem alle nachhorchen, — seit langer, langer Zeit. — — — —“

In Versunkenheit stieg er vom Berge durch das feuchte Nebeltreiben hernieder, um den Brief mit klaren Zügen niederzuschreiben.

▣

Gleich in den ersten Tagen nach seinem Briefe durchfuhr ihn ein Schreck. Der Kaiser hatte in einer Regimentskapelle selbst nach dem Taktstock gegriffen. Wollte er doch tiefer in die Kunst dringen als bisher? Aber nein. Er dirigierte einen italienischen Gassenhauer und zwei preußische Märsche.

Wie ins Herz gestoßen sank Wigram zurück.

Dann aber, nach einigen Tagen, gegen Ende des November, blühte seine Hoffnung wundervoll empor.

Der Kaiser war beim Minister Miquel gewesen und hatte mit lebhafter Anteilnahme über das Genossenschaftswesen und die Organisation des Handwerkes gesprochen. Die Vertreter des Handwerkes hatte er tüchtig nach Details ausgefragt.

Ja mein Gott! Will er doch ins Volk? Hat da mein Brief — —?!

Aber ein paar Tage später sprach Wilhelm wieder von Schlagworten und Parteirücksichten, denen gegenüber er auf die Armee zähle und rechne. — Dann wieder ließ er das Grab Carlyles schmücken! — Warum? Heldenverehrung? — — Zu Bismarck fuhr er auch wieder und sprach allein mit ihm. Wovon?

Das Menschenherz ist so gar zum Lachen töricht, wenn es wünscht. Wenn es wünscht, dürfen Berge gehen und die Erde stillestehen; mäuschenstill schweigt dazu die Vernunft! Wigram also träumte davon, der Kaiser werde wohl beim Fürsten Bismarck über die Lebensfähigkeit einiger Wigramscher Ideen, zwar da und dort nur, und sicherlich ganz flüchtig, anfragen. Ach, warum denn nicht?

So nahe grenzt schon der Wunsch an den Wahn, und der Wahn an Störung der Geisteskräfte.

Und dann, im nächsten Jänner, welches Neujahrsgeschenk! Der Glückwunsch an den alten Bauernführer Krüger nach Transvaal. Der Glückwunsch als Trutzwort gegen Länder- und Goldgier!

Regten sich denn nicht Wigramsche Wünsche und Vorwürfe hinter diesen Äußerungen als heimliche Federn?

Und dann wieder der warme, menschenliebende Gedanke, über dem Wigram fast vergessen durfte, daß eine Ordensgründung mit dabei stak, — Verdienste um Veredelung des Volkes und solche auf sozialpolitischem Gebiete zu belohnen, an Männern, Frauen und Jungfrauen. Und den Namen des Kaisers sollte der Orden tragen.

„Das sollte der einzige Orden auf Erden sein", rief Wigram wie berauscht und rannte in unbeschreiblichem Glücksgefühl aus seinem Wunderkaffeehaus auf die Straße.

Ganz gewiß! Es war so: Er, Cyrus Wigram, der arme, häßliche Bauernsohn mit dem groben Rock und keinem Gut als seinem gedankenreichen Kopf, war wirklicher, geheimer Rat des fernen Kaisers. Er griff mit in die Speichen eines der großen Weltuhrwerksräder, wie er einst gesagt hatte; das war ein Glück, eine Größe, ein Rausch, — — — kaum zu ertragen!

Als er dann wieder ins Kaffeehaus zurückkehrte, um auch die Festrede des Kaisers zum fünfundzwanzigsten Jahrestage des neuen Reiches zu lesen, da hatte er schon wieder Gelegenheit, schwerblütig und traurig über den der Zukunft geltenden Programmworten dieser Rede zu grübeln. Ausbau, nicht Neubau? Festigung, nicht Umwertung? Abwehr von Gefahren, nicht Verhütung? Und wieder: „Deutsche Güter gehen über den Ozean, nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, — —" Und die Werte deutschen Geistes? Wohin sind die? Kann denn dieses Land große Männer nur haben, wenn es ohnmächtig ist, und sobald es stark ist, nur eine erbärmliche Nutzvernunft?

Bis zum Februar ging er in wunderlichem Durcheinander von Seelenqual und berauschter Freude, zwischen Nüchternheit und Wahn in einem unbeschreiblichen Traumleben taumelnd dahin, dann kam wieder ein neuer gewaltiger Anstoß.

„Wer Christ ist, der ist auch sozial . . . Selbstüberhebung und Unduldsamkeit sind beide dem Christentum zuwiderlaufend. Die Geistlichen sollen sich um die Seelen kümmern und Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, derweil sie das gar nichts angeht." Das klang beinahe nach dem klugen, alten Fritz, aber wärmer, menschlicher. Gar nicht Stock und Degen und Feldbinde! Viel befreiter als sonst.

Gleich setzte sich Wigram hin und schrieb seinen zweiten Brief; — — denn in eben dieser Zeit hatte ihn Kantilener mächtig angeregt wegen des Urchristentumes.

▣

Wigram setzte sich zu ihm und begann: „Kurz und gut. Sag mir, wie bist du auf das mit den Urchristen und dieser Gesundheitsbewegung gekommen? Wie kommst du überhaupt zu Ideen, die eigentlich in meine Welt gehören? Zur Erkenntnis, daß diese Welt am Rande eines gewaltigsten Zeitabschnittes steht?"

Kantilener stand auf und erklärte ihm während des Ankleidens: „Ich habe meine Dissertationsarbeit aus der Kunstgeschichte wählen müssen. Da bin ich auf die christliche Kunst geraten.

Zuerst begann ich mit Giotto, ging dann noch früher auf Cimabue

und von da zurück ins Nebelgrau der Investiturzeit. — Alles schon fertige Überlieferung. Wenig Werdendes.

Nun ließ ich die Gotenzeit und das offizielle Christentum gänzlich aus und drang in die zerfallende Antike ein. Das dürftige Material der Katakomben studierte ich psychologisch, erforschte die Sgraffiti als älteste Karikaturdenkmale und vergrübelte mich in das noch gänzlich dunkle griechische und asiatische Christentum. Du, Wigram! Nur bei den Barbaren war originelle Kunst. Die armenischen Christusbilder, syrische Arbeiten, bulgarisch byzantinische Überreste, — da war Auffassung! In Hellas und Rom aber mühselige, talentloseste Nachtreterei! In der Kunst, im Handwerk nicht ein Gedanke, nicht eine Frische, da dachte ich mir: Blieben die Männer von Geist und Erdenfreude denn so fern? Und studierte die Märtyrergeschichten, dann die heidnischen Satiriker, endlich die Kirchenväter; die ganz alten. —

Da fand ich die bedrückende Ähnlichkeit mit unserem zerfälligen Zeitalter. Es ging mir tief zu Herzen, Wigram. Die Menschen glauben so sehr an die Kraft ihrer Staaten — —"

„— — — — — — und wir sind das morsche Rom", sagte Wigram in schwerem Ernst. „Das habe ich meinem fernen Bekannten auch geschrieben; aber ich fürchtete bis vor kurzem, der würde mir's in Ewigkeit nicht glauben. Denke dir, der glaubt an einen gewaltigen Nationalstaat, an eine starke Zukunft, an Militär und frische, junge Kaiserherrlichkeit!"

„Ist es denn ein so unbedeutender Mensch?" fragte der ahnungslose Othmar.

„O, keineswegs; voll Gnade, Kraft und Gedankenfreude."

„Dann muß er aus sehr reicher, verwöhnter, sogenannter guter Familie sein", meinte Kantilener. „In Sorglosigkeit gehüllt, durch Schmeichelei belogen, durch Selbstzufriedenheit betrogen. Nur solche können und wollen nicht sehen, wie die ganze, alte Welt in Weh aufzuckt und ihr Schicksal nicht mehr ertragen kann."

„Ja, ach ja!" seufzte Wigram. „Darüber bin eben ich erkoren, ihm alles das zu sagen."

„Strick und Nadelöhr, lieber Wigram. Du kennst das Bibelgleichnis vom Reichen. Vergebliche Arbeit!"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht", lächelte Wigram in geheimnisvoller Verklärtheit. Denn damals war eben die Zeit, wo der Kaiser sein Wort vom sozialen Christentum gesprochen hatte. Vor drei Tagen noch war alles im Schnee der Hoffnungslosigkeit erstickt; vor drei Tagen hatte Wigram noch gedacht, daß diese bange Zeit einer neuen Religion bedürfe, welche zersetzen müsse, um aufzurichten; wie das Christentum einst es tat.

Und nun ruft dieser Prachtmensch von Kaiser aus: Christlich sein, heißt sozial sein. Wahrlich! Heute stand's im Morgenblatt. Also eine Revolution von oben aus. Und heute wehte der Föhn, aus allen Dachrinnen lief es, klingend sprangen die Eiszapfen, und der Himmel war überirdisch blau und lächelte allerdurchlauchtigst.

Tauwetter! Frühlingszeit! — — — —

. . . Wigram aber ging nach Hause und schrieb seinen zweiten Brief an Kaiser Wilhelm über die Naturmenschen als die neuen Christen — —

„— — — — — — und seien Sie größer, Majestät, als jene alten Soldaten-

kaiser des alten Rom. Gestatten Sie diesen harmlosen Kindern im kamelhärnen Kittel, frei durch die Lande zu wandern und zu lehren, zu mahnen und zu predigen. Sie bringen Seele und Gesundheit mit sich. Ihre politischen Pastoren und das Hochschulprivilegium, beide werden aufschreien wie die Götzenpriester jener alten Welt in Angst und Sorge um die Pfründe. Halten Sie lächelnd den Kaiserschild über die Jünger des neuen Menschentumes. Auch sie geben ja dem Kaiser, was des Kaisers ist, und sind so unpolitisch!"

⊡

Vierzehn Tage nach diesem Brief dirigierte der Kaiser wieder den Hohenfriedberger Marsch.

Wigram stöhnte vor Weh und mied eine Woche lang alle Zeitungen. Er war tief unglücklich.

Dann, am Tage, als es ein Jahr war, daß die Freunde Frau Else kennen gelernt hatten und diese sie einlud, wieder bei ihr zusammenzukommen, da ging er in seiner Erregung, die holde Frau endlich wieder sehen zu müssen, doch ins Kaffeehaus. Um sich zu zerstreuen.

Und da stand es, daß sein Kaiser schon vor einer Woche nach Italien gefahren war.

Um Gottes willen! Wollte der auf den Spuren des alten zusammengebrochenen Weltkaiserreiches wirklich seine schwermütigen Studien machen? Hatten Wigrams wiederholte Worte: „Wir sind das alte Rom" — so tief gegriffen?! Das Nationalmuseum mit seinen Scherben, Trümmern und Torsen hatte er in Palermo besucht, und dann das Grab Friedrichs des Zweiten, des Geniekaisers, der vergeblich für die Gewaltreichsidee gestritten hatte. Also dennoch? Geheimer, mächtiger Wigram!

Er grübelt über Ruinen! Gott sei Dank, das Samenkorn ist gefallen, jubelte der völlig Wahnverwickelte und eilte glücklich zu Frau Else.

Die elf Freunde waren alle da, sogar Liesegang und Zimbal, als Wigram hereinstürzte.

„Sieh da, Herr Wigram. Also dennoch?" fragte Frau Else ganz, ganz ein klein wenig gedehnt. Aber dann reichte sie ihm herzlich die Hand . . . „Wie gut Sie aussehen. Lange Abwesenheit von meinem Hause ist also wirklich hygienisch, Herr Liesegang."

Liesegang knickte sich verlegen zu einer Art Verbeugung ab. Mit seiner vegetarischen Idee gänzlich imprägniert, war er durchaus weiberfest; besonders gegen unvegetarische Schönheiten. Er schielte nach der Tür und gedachte bald zu entkommen.

„Nein, wirklich, Sie sind wie verklärt", hatte sich Frau Else an Wigram zurückgewandt.

„Vor Freude!"

„Doch nicht, daß Sie hier sind?"

„Auch. Aber — doppelte Freude", winkte ihr Wigram zu.

„Wie?" erstaunte Frau Else. „Haben Sie . . . ihm . . . geschrieben? Und erfolgreich? Aber davon sprechen wir allein."

⊡

Ihr wieder gab es keine Ruhe, zu erfahren, wie denn das eigentlich mit den Briefen Wigrams an Kaiser Wilhelm stünde? Denn der abnorme Mensch kam das eine Mal an aller Welt verzweifelnd daher, und das andere Mal wie geweiht, erhöht und entrückt.

Er aber lächelte geheimnisvoll. „Daß Sie überhaupt wissen, was ich tue, ist schon ein Kniefall vor Ihnen."

Als im Mai der Kaiser ein lebhaftes und dankvolles Telegramm an den grollenden Fürsten Bismarck entsendet hatte, da hatte Wigram ihm über Ratgeber geschrieben:

„Rufen Sie solche, Majestät, denen das Volk lauter zujubelt als Ihnen selbst. Sie werden gewinnen, wenn Ihre Ratgeber Glück und und wenn sie Unglück haben. Der Kaiser sei größer als die Eifersucht, größer als der Ruhm, größer sogar als das Leben. Er sollte sich erziehen, für sein Volk als Erster zu sterben, wenn es sein müßte, und nie soll er sich als Herr empfinden, sondern als jener, welcher am besten zu dienen weiß."

Frau von Karminell konnte nichts tun, als mit Wigram über die Eigenheiten, die Sprunghaftigkeit und über die Eigenliebe sprechen, welche jenen Gekrönten von der Tiefe fernhalten, die ihm sonst all ihre Wunder erschließen würde.

„Dieses lebhafte Herz ist durch bloße Eitelkeit von den Geheimnissen des Genies getrennt", meinte er einmal. „Wenn er sich vom Meister zum Schüler durchgerungen haben wird und hören wird, statt zu sprechen, dann erleben wir das Zerbrechen des Kyffhäusers. Der Wahn, Herr der Starken zu sein, statt Diener der Schwachen, das ist der Berg der Volkssage, der sich nicht öffnen will. Und die Raben sind die Schmeichler. Aber ich weiß einen weißen Raben."

„Glauben Sie denn," lächelte die gescheite Frau, „daß ein Mensch, dem alle Welt zuhört, daß der König und das Kind eines durch Prahlsucht verschrienen Volkes so sehr gegen seine Natur kann? Die Großzahl der Menschen hält ihn doch für das Genie, wofür auch Sie ihn gerne halten möchten. Es ist schön, aufregend schön, was Sie da vorhaben, aber ich würde mich dennoch fein langsam auf das Weh einer großen Enttäuschung bereiten! Nicht?"

Sie machte damit Wigram sehr nachdenklich . . .

Dieses Jahr ging auch recht unglücklich für Wigram zu Ende. Außer einer Friedensallegorie fiel wenig ab, was ihm an Wilhelm gefallen hätte, und sogar die war bloß gut gemeint. Manche Jahre fördern uns eben nicht.

◙

Wigram, der hatte zu Beginn dieses selben Jahres seine wunderbaren Briefe in furchtbarer Erregtheit und voll heißen Zornes weitergeschrieben. Auf die Märkerrede des Kaisers hatte er in einem grollenden Rügebrief gefragt: „Soll ein deutscher Kaiser im eigenen Land Leibwachen aufrufen, deren er einst nur in Welschland bedurfte?

Ist das Volk da, dem Willen des Kaisers zu dienen, oder der Kaiser dem Willen des Volkes? Wenn die deutsche Seele über dem Umsturz sänne, wozu diente das Haupt, als dieses Sinnen weise zu lenken? Das ist die Größe des Herrschers, daß er überwindet, was umdünkelte Erziehung der Höfe an ihm sündigte, daß er in das Volk horcht, um sich selber an diesem neu zu erziehen. Der Wille ist des Volkes, die Ausführung ist des Kaisers.

Wie die Seele des Genies war jene des deutschen Volkes von je. Niemals einig mit sich, stets neubildend, stets kämpfezerrissen, stets im

Sturme das Gleichgewicht suchend. Unser Volk ist wie jenes von Babel, immer bereit, hundertzüngig nach allen Seiten auseinanderzugehen und die Erde zu besiedeln, weil seine Seele wie die Weltseele ist, voll tausendfältiger Möglichkeiten!

Kein Kaiser muß so groß sein wie jener, welcher diese Volksseele leiten soll; in ihm muß wahrlich das Göttliche sein, welches ist: Allverständnis. Stamm- und Parteihäuptling, wer eine Leibwache braucht!"

Mit diesem Brief hatte Wigram den Rausch seiner Seele in verzehrenden Brand gewandelt.

Wie jene großen französischen Troubadours erhob er sich gegen den irrenden König in kecken Rügeliedern, die bis zur Verdammung gingen. Nun würde er wohl nicht weiter im Verborgenen bleiben! Auf solche Briefe müßten sie ihn durch das Auswärtige Amt anklagen, wenn die Wahrheit ihnen weh täte. Es war eine Wonne, sich verfolgt zu fühlen.

Und, wunderbar genug! Im Vorfrühjahr, nicht eine Woche, nachdem jener Brief gewirkt haben mußte, gebrauchte wahrhaftig der Kaiser ein Wort, welches auch dem nüchternen Beobachter Verwunderung entrissen hätte.

Wie als eine stolze, kühle Abweisung der Worte Wigrams klang die Mahnung des Kaisers an die Darstellerin von „Seele, die Jungfrau" in der quäligen Magisterallegorie Willehalm, deren Probe der Kaiser beiwohnte. „Sie dürfen in dieser Rolle nicht lächeln. Die deutsche Seele ist tief ernst, — und sie ist aus einem Gusse. Das muß sich in Ihrer ganzen Haltung und sogar in Ihrem Gewande ausdrücken!"

„Hahahaha!" lachte Wigram verzweifelt auf und schlug auf die Zeitung, in welcher er gelesen hatte, so daß die Gäste des Kaffeehauses erschrocken, unwillig oder höhnisch nach ihm hinüberschauten. Er bemerkte es und zwang sich zur Ruhe, aber in seinem Inneren kochte es. In den wartenden Märzabend stürzte er hinaus.

„Soll ich ihn aufgeben? Soll ich verzweifeln?"

Es war wirklich wunderbar und konnte einen phantasieerhitzten Menschen bis zum vollen Wahn der Tatsächlichkeit reißen: wenige Tage später stiftete der Kaiser dem deutschen Heer die gemeinsame Kokarde, und bald darauf erklang es in der Anrede an die Studenten wie eine Kritik der Briefe des jungen Wigram, der vor kurzem selbst noch Student gewesen: „. . . sorgen Sie vor allem auch dafür, daß im Volk nicht so genörgelt werde, wie es jetzt leider so viel der Fall ist."

War das nicht ihm gesagt?

In schweren Kämpfen ging er durch die großen ernsten Baumhallen seines geliebten Stadtgartens auf die einsame Bergklippe mitten im Brausen der Stadt, um zu denken: soll ich ihm noch schreiben? Was kann ich ihm sagen? Ist meine Welt nicht ein anderer Planet als jener, auf dem er atmen und wollen lernte?

Die Bäume standen in verzauberter Stille, und nur die Amseln jagten sich im braunen Blätterschlachtfeld des Vorjahres schäkernd und raschelnd; es schoß abermals die Liebe in die Natur ein. Feierlich und mild war der Tag, und seine sanfte, ernste Gestimmtheit erfüllte die willig offene Seele des Wanderers.

Dann schrieb er oben, in seiner Nische unter der alten Bastei.

„Mein letzter Brief ist es, Majestät. Ob Sie über meine Welt hinaus-

sehen, ob Sie stark sein wollen, ohne weiter zu fragen, was außerhalb des Hauses wächst, das Sie sich selbst gebaut haben, — ich weiß es nicht. Aber mein Bekenntnis ist ausgesagt, und Sie sprechen das Ihre weiter.

Sie haben die Studenten angerufen als Helfer gegen ein nörgelndes Volk. Wehe, wenn die folgten, und wehe schon, daß sie sich anrufen ließen!

Denn der Jugend bestes Teil ist Widerstand; Widerstand gegen eine Welt, welche nicht sein soll, wie sie ist. Wer soll sie besser machen, wenn die Zukunft, das frohe Schmiedefeuer neuer Waffen, wenn der, dessen Ehrentitel zu deutsch heißt: der Lernende, wenn der wie der müde Gott am siebenten Tage um sich schaute und sagte: Alles ist gut!?

Ist es nicht schöner, eines trotzigen Volkes Kaiser zu sein, als der Bauerngott willenloser Dumpfheit? Deutsches Kaiserdiadem, das war von je die Dornenkrone unausrottbaren Kampfes, das war der Segen: verzehre dich, reibe dich auf und lebe das höchste Mannesleben dieser Erde. Wie gewaltig! Wie erhaben und würdig ist es, eines Halbgottes zwölf Arbeiten zu verrichten!

Jedoch, es kann nur das eines kämpfenden Kaisers Los werden: entweder ist der ganze Besitz um ihn geschart, auch die Alternden von jenem, der sich geistig nennt, und abseits ballt sich in drohendem Harst die Jugend, um neue Besitztümer ohne oder gegen den Kaiser zu erkämpfen. Oder er ist ein Herzog der Jugend — dann hat er alle totgemästeten Ideale gegen sich, zusamt der Philisterei.

Will er mehr sein als das, will er dem Göttlichen nahe und des ganzen Volkes Wille sein, dann horche er nie auf Jubel und Hymnen: sie werden von je nur der Macht gesungen. Die Lästerung, den Spott, das geheime Gelächter des Volkes erlausche er, und fest presse er sich die Dornen dieses Diadems in die Stirn, damit sie sich bis in seine Gedanken bohren.

Das Fleisch der Heiligsten brauchte Kasteiung; wieviel mehr der Stolz eines Kaisers!

Sie ist nicht gut und schön, diese Welt! Kein anderes Zeichen aber ist ihr mehr gegeben als das des Propheten Jonas. Ihre Besten speit sie von sich, und nur jene können rufen: Seht, so ist diese Welt, welche außerhalb ihrer Ordnung stehen und nicht ihre Kinder sind, sondern Kinder Gottes.

Die Jugend steht noch außerhalb dieser Welt und erkennt keine Marktwerte. Heilig, was sie, die Grollende, ruft! Der Zorn der unbesitzenden Jugend und ihr Spott; sie sind die Stimmen der unbesieglichen Zukunft. Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Und diesmal unterschrieb er sich voll, mit Namen, Stand und Wohnort.

Als er diesen allerletzten Brief entsendet hatte, zwang sich Wigram zu stiller Resignation.

Aber wer hätte ohne Hoffnung leben können, der schon durch Jahre so sehr dem wahnvollen Reiz des Hinhorchens auf geheimnisvollen Widerhall verfallen war? Ein schmerzensvolles, heiliges Kämpfen war in Wigram gegen die eigene Hoffnung, und stets unterlag er ihr, von welcher er besessen war.

Aber die Stimmen aus der Ferne schwiegen. Nichts enttäuschte den Wahnbefangenen, und nichts regte ihn auf, was von außen kam. Der

Kaiser schien stiller geworden, oder es fiel Wigram nicht mehr so auf, was er sagte. So ging es durch den Frühling in den Hochsommer. Man schien ihn nicht gehört zu haben . . . er hätte ebensogut Briefe an den lieben Gott schreiben können. Vielleicht sogar wäre das besser . . . Es wäre doch ein philosophisches Werk daraus geworden.

Schön aber war es doch gewesen!

◘

Da, mitten in das halb bittere, halb stolze Hinkämpfen zur Erkenntnis kam Nachricht, Antwort; berauschende Antwort!

Freilich, nur ein Geheimrat aus irgendeinem Ministerium schrieb! Aber man hatte gelesen! Man mußte ergriffen worden sein . . . es wäre ja auch unmöglich gewesen, anders!

Herr Doktor!

Die erprobte altpreußische Organisation hat es nie verschmäht, sich der Dienste von Männern aus aller Welt zu bedienen, wenn sie die Sache unsres Staates zu ihrer eigenen zu machen wußten.

Aus Ihren Briefen an die Person unsrer allverehrten kaiserlichen Majestät spricht trotz aller Bizarrerie, trotz seltsamer und nur einem jugendlichen Schreiber zugute zu haltender Anschauungen so viel Liebe und Anhänglichkeit an die, allerdings mit seltenen Herrschertugenden begabten Person kaiserlicher und königlicher Majestät, daß die Hoffnung nicht ganz von der Hand zu weisen ist, Euer Wohlgeboren würden für die Dienste dieses Herrschers nicht nur Ihre gesamten Kräfte einsetzen, sondern auch das Maß weiser Unterordnung in den klug geregelten Apparat des Staates zu finden wissen.

Erfreulich in dieser Hinsicht war Ihr Versprechen, daß der etwas ungemessene Brief über die Opposition der Jugend, und wenn wir recht verstehen, auch gewisser satirischer Preßerzeugnisse, das letzte Unterfangen dieser Art sein soll, welche sich mit der hier geübten und zum Besten des Staates genugsam erprobten Disziplin allerdings nicht vereinigen ließe.

Wie man hierorts erwogen hat, wäre eine Dienstesverwendung Euer Wohlgeboren im Ministerium für Kultus und Unterricht in Betracht zu ziehen, wobei etwa bei Umgehung der untersten Dienstesstufe Euer Wohlgeboren durch gnadenweise Verleihung des Assessorranges der Beweis geliefert werden könnte, daß Seine Majestät auch eine gesinnungsvolle Opposition zu schätzen wissen.

Für den Fall einer ernstlichen Bewerbung Euer Wohlgeboren um Verwendung in oben angedeutetem Bereich wollen sich dieselben am achtundzwanzigsten August laufenden Jahres im Gebäude des genannten Ministeriums Zimmer Nummer . . . melden und Ihre Standesdokumente sowie sämtliche ausschlaggebenden Prüfungs- und andere Zeugnisse behufs Vorlage mitbringen.

Berlin, am 15. August 1897.

Folgte der Name irgendeiner Exzellenz mit Amtsstempel.

Wigram ließ das Blatt sinken und schaute um sich. Er war in seinem Zimmer, in seinem puritanisch einfachen Zimmer mit den Eisenmöbeln und kahlen Wänden und träumte nicht. Also dennoch!

In seiner Art zwar, aber gehört hatte er ihn.

Wigram war ein Mensch, dem alles Großgedachte Poesie war: Selbst eine Eisenbahnbrücke, eine Maschine. Darum fand er nichts Ernüch-

terndes an dem Kanzleistück, das ja weit, weit über alles ging, was er jemals einer Beamtenfeder zugetraut hätte. Er rannte und riß seine Konzepte an den Kaiser heraus. Wie im Fieber überflog er sie!

Unglaublich! Das hatten sie ihm hingehen lassen! Glaubten sogar, er sei für die Dienste jenes Staates brauchbar? Was für ein seltsamer Mann, dieser Kaiser! Wenn das nicht Größe war, erdrückende Größe . . . !

◘

Ein alter Herr, mit strengen Zügen. Kurz in Worten, karg mit dem Ausdruck, einfach bis zur Selbstbeherrschung auch in der Wärme. Aber Augen! Augen! Stahlgrau, ruhig, treu und von unendlich kluger Wärme. So könnte der alte Kaiser Wilhelm geblickt haben. Ein Herz, ein großes, reiches, verschwiegenes Herz, versteckt hinter lauter Klugheit und Nachdenklichkeit. Der alte Herr empfing ihn ernst, würdig und warm. Vor allem sah er Wigram lange Zeit an. „Ich bin zufrieden, daß ich Sie sehe", sagte er kurz. „In Ihren Briefen galoppierte viel Temperament kreuz und quer durch alle Gedanken und überritt sie. Aber seit ich Sie sehe, glaube ich, daß Sie wissen, was Sie wollen."

„Ich bin jung und noch hitzig, Exzellenz", sagte Wigram. „Das wird täglich besser: ich habe keine Angst vor dem Alterwerden."

„Sollen auch nicht", sagte der alte Herr freundlich. „Angst vor dem Alter hat nur, was nicht reif werden kann."

Die alte Exzellenz prüfte peinlich genau alle Zeugnisse; von jung auf.

„Sie waren stets ein Dickkopf", sagte er ernst. „Hm, hm. Es hat eine Zeit gegeben, wo das nicht geschadet hätte. Ob Sie aber jetzt Karriere machen werden . . ."

Das sagte er in sich selbst hinein; vielleicht wäre es ihm sehr unangenehm gewesen, wenn er gewußt hätte, daß Wigram es gehört hatte.

„Sonst sind die Zeugnisse schön. Ich denke, wenn Seine Majestät zurückgekehrt, daß sie gnädig gestimmt sein wird, Sie mit Nachsicht des Examens anzunehmen."

„Ich kann den Kaiser nicht sehen?" rief Wigram.

„Sind zurzeit in Koblenz."

Wigram stockte. „Ich möchte ihn nur von ferne sehen, ehe ich mich entscheide, ihm zu dienen. Es ist hier so vieles anders, als ich mir gedacht hatte. Ich habe zu sehr die Zeiten vor fünfundzwanzig und vierzig Jahren studiert und mir daraus leider ein Bild des ehemaligen Preußen gemacht; dem ich dienen zu können glaubte . . ."

Die alte Exzellenz sah Wigram ernst und strafend an. „Das Leben", sagte sie, „wechselt; und anpassen muß sich können, was die Kraft haben soll, zu leben."

„Verzeihen mir Exzellenz gnädigst," erwiderte Wigram, „ich glaubte, noch auf Schritt und Tritt die stille Tüchtigkeit des alten Herrn zu finden."

„. . . Die stille Tüchtigkeit des alten Herrn", wiederholte der greise Beamte leise; dann stand er jäh auf. Es kämpfte in ihm. Rührung, Groll, Strenge. „Sie kommen hierher und kritteln schon", sagte er herb. „Es ist gut. Sehen Sie sich hier um, ehe wir Ihr Gesuch einreichen. Sie sollen auch unseres jungen Kaisers Majestät sehen und, wie ich hoffe, verehren lernen. Bis dahin wollen wir warten. Können Sie

uns mit vollem Herzen dienen, dann werden wir diese Papiere hier wieder brauchen."

Er gab Wigram seine Zeugnisse zurück.

„Sie wollen doch nicht der Majestät nach Koblenz nachfahren?" fragte er dabei.

„Gewiß will ich das, ich brenne vor Sehnsucht, den Kaiser zu sehen... und zu hören."

Der alte Herr forschte mit scharfen Augen, ob da nicht Ironie laure. Aber Wigram blieb ernst und traurig, eigentlich schon resigniert.

„Gut", sagte der alte Herr endlich. „Ich will Ihnen eine Empfehlung verschaffen. Zur Parade oder zur Galerie beim Festmahl; wie es geht. Herr von Plenow!"

Eine schöne junge Mannesfigur trat ein.

Die Exzellenz stellte vor. „Herr Doktor Wigram aus Graz, Herr Regierungsassessor von Plenow."

Um den Mund des Herrn von Plenow zuckte ein Lächeln.

„Könnten wir nicht vom Grafen Wallrode eine Empfehlung für Herrn Wigram nach Koblenz haben? Fürs Exerzierfeld oder den Bankettsaal, Tribüne, Galerie oder so was; möchte Seine Majestät sehen und hören..."

„Exerzierplatz wird schlecht gehen," sagte Herr von Plenow, „wegen Andrang von Uniformen. Orden wird Herr Doktor Wigram auch keine haben."

„Nein", sagte Wigram.

„Bankettsaal also eher", fuhr Plenow fort. „Aber der Herr Graf hat Besuch."

„Wen denn?"

„Oberst Trattner."

„Na, den kenne ich; gehe selbst. Warten Sie gefälligst hier, Herr Doktor?"

„Gern", sagte Wigram, und der alte Herr ging.

„Na", sagte Herr von Plenow, als sie allein waren. „Sie sind also der dolle Student gewesen?! Hören Sie mal, Sie hätten wir uns auch anders vorgestellt. Wissen Sie, als so 'ne Art von Lockenschwung, so 'n jungen Schillerbengel, Karlsschüler, oder so was!"

„Ich verstehe", lächelte Wigram finster.

„So 'ne Art von Deklamator", fuhr Herr von Plenow fort. „Aber doch properer. Wissen Sie, der Österreicher, wenn er nu sonst auch gar nischt vorstellt, ist doch 'n netter, gemütlicher Kerl; schick, hübsche Frisur, achtungswerte Weste, tanzgebügelte Hose. Na, — will nichts gesagt haben." Er schwieg und sah flüchtig an Wigram hinunter, der allerdings aussah wie Bruder Straubinger in Allerhöchster Audienz.

„Wird der alte Herr lange ausbleiben?" fragte Wigram.

„Na, vor allem wird bei denen drüben an der Ähnlichkeit der Handschriften geprüft werden, ob Sie auch der Autor der drolligen Briefe sind. Wissen Sie, Vorsicht tut not. Da kommt aus dem Ausland allerlei Revolvervolk, dem das Leben unsrer Majestät nicht recht angenehm ist."

Wigram erschrak. „Meine Briefe sind also nicht beim Kaiser?" rief er stotternd. „Er hat sie gar nicht gelesen!?"

„Ach wo", schnodderte Herr von Plenow lachend. „Seine Maj'stät

haben wichtigere Dinge zu tun, als derlei Amüsements zu lesen. Da wird das Ressort draufgeschrieben: Kultus, Volkshygiene, Unterricht, Kunst und dergleichen, und wandert in die Ministerien zur Prüfung. Ja, Herr Wigram, zur Prüfung; so ernsthaft nimmt man in Preußen alles, was auch nur nicht gänzlich nach Holunder duftet!

Na, und da hat 'n Kollege, wissen Sie, so 'n Spaßvogel, Ihren ersten Brief in 'ner fidelen Stunde unsrer Exzellenz vorgelegt, zusammen mit einer rotangestrichenen Simplizissimusnummer. Alle Tollheiten muß unser alter Herr auf ihr Körnchen Ernst prüfen. Kränkt sich ohnehin genug über den Spott von den Kerls in München.

Exzellenz hat also auch Ihre Sache falsch aufgefaßt, wenn ich überhaupt berechtigt wäre, Exzellenz zu kritisieren, und hat 'nen Narren an Ihnen gefressen und befohlen, wenn wieder Briefe kommen, die sollten ihm nur vorgelegt werden.

So ist's gekommen, daß Herr Doktor Wigram heute, statt im Papierkorb" ... Herr von Plenow richtete sich auf und betonte jedes Wort stark, „... leibhaftig hier im königlich preußischen Ministerium für Kultus und Unterricht empfangen und ernst genommen zu werden die Ehre hat."

Dem phantastischen Wigram wirbelte im Kopf. „Gar nicht gelesen? Mit Witzen und Hohn in den Bureaus umhergetragen! Nur durch den Ernst eines würdigen Mannes aus dem Schmutz gezogen und ...!"

Die alte Exzellenz trat ein. „Hier ist ein Empfehlungsbrief", sagte er kurz. „Vielleicht sehen wir uns dennoch wieder. Ich habe die Ehre, Herr Doktor."

Wigram nahm das Schreiben, stammelte einen Dank, verbeugte sich und schied, — im Antlitz, in Lippen, Händen und über den ganzen Leib das Ameisenlaufen der Todheit aller Glieder.

Er war geistig vollkommen gelähmt. Verwundert, betrübt und ernst sah ihm der alte Herr nach, belustigt und verächtlich sein Sekretär: das alte und das junge Preußen.

Was nun folgte, sah der schon resignierte Wigram nur mehr als Epilog an, dessen Text er bereits wußte.

Er fuhr nach Koblenz, er sah den straff uniformierten Selbstbewußten und hörte ihn von dem verstorbenen, alten Herrn reden, der ihm heute, ganz anders als vor zwei Jahren, als der „Kaiser" erschien, den er sich ersehnt hätte!

„... uns Fürsten hat er ein Kleinod wieder emporgehoben, welches wir hoch und heilig halten mögen: das ist das Königtum von Gottes Gnaden ... mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann."

Wigram fuhr schweigend bis in die Seele nach Österreich zurück; alle Muskeln gespannt vor Grübeln: wie werde ich jetzt wieder gesund?

▣

[Der Süden heilt aber unsern Helden schneller, als er's ahnt.]

Fast schon gesund, in wehmütiger Freude, kam Wigram in Graz an und warf sich zur Ausheilung mit tausend neuen Gedanken an das Herz der reichwebenden Natur. Und er sah den stillruinenhaften Berg mitten in der Stadt, und diese Baumgänge, sie alle Mitarbeiter an einem

Torentraum, der nur in Graz wunderschön war! Wie leuchteten ihm diese Höhen zu, wie öffneten sich ihm lächelnd die Täler! So schrieb er dann einen Brief voll Verehrung und Dank an den alten, strammen Exzellenzherrn in Berlin, einen Brief, der eine einzige Erklärung reuiger Liebe für sein schlechtes, zerfahrenes und doch so herrlich reiches Österreich war: „Sterben hätte ich dort draußen müssen."

Und als Frau Else zurückkam, staunte sie, wie froh und stark er war. Nun bekannte er der nachdenklichen Frau alles, wie er ein großdeutsches Reich geträumt und was er dem Kaiser zum Gaudium eines königlich preußischen Bureaus angeraten hatte, und wie er draußen, mitten in der erfolgreichen Organisation Uniform-Deutschlands die stille, lichte Größe der innerlich freien Heimat entdeckte!

Dann erschreckte er die schon erheiterte Frau mit dem Ergebnis der Philosophie, die ihn seit vierzehn gedankenheißen Tagen in den Bergen der Heimat besessen hatte:

„Der wahre Anarchist ist auch der einzig wahre Mensch!"

„Um Gottes willen!" rief sie, „da haben Sie sich was Schönes errungen."

Wigram aber lachte. „Anarchist für sich, Anarchist nach innen", beruhigte er sie. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und seid alles, was der Staat verlangt, als ganze Männer! Nach innen aber kein Gesetz als das eigene. Nichts glauben und alles prüfen. Jeder Gedanke, den ich aufnehme, muß mir fortab die eigene Punze tragen, und unumschränkter Herrscher will ich sein im Reich der mir zuwandernden Ideen. Das ist keine Philosophie für alle, und Gott verhüte, daß solche sie üben würden, die nicht bis in ihren Kern reif, gesund und geistesfroh sind. Für die Seltenen aber sei das Seltene Gesetz."

Und danach lebte er fortab.

Er war Bibliothekar geworden; eine große Gnade für diesen Menschen. Seinen Beruf erfüllte er mit stiller Freudigkeit. Er bediente jedes Besuchers Verlangen, als ob es die eigene Sache gälte, und war universal im Verständnis und in der Auswahl des neuen Zuwachses an Literatur. Auf solch eine Stelle gehört ein Mann, der warmherzig alles begreift; selbst den Irrtum, den Haß und die Krankheit.

Der Auszug der Haindlbrüder

Dann gab ein Wort das andere zu einem Burschentraum, den Rupert mit folgendem Vorwurf begann:

„Das kommt, weil du mit einer Köchin begonnen hast. Unter deinem Stand und deiner Erziehung."

„Wie hättest denn du angefangen?" lächelte Johannes trübe.

„Ich hätte mir ein deutsches Mädchen gesucht: keusch, lieblich, blond und treu, aber eines, mit der man auch andere Dinge reden könnte als »laß mich«, und »ich muß!« und »Ach« und »O Gott!«."

„Und die hättest du dann verführt?" fragte Johannes ernst.

„Es könnte ja auch eine Frau sein; eine gescheite Frau", rief Benedikt dazwischen. „Eine Frau, die von ihrem Manne alltäglich mit Dummheit, Taktlosigkeiten und Roheiten beleidigt und dadurch frei von Schuld

in die Arme eines Burschen getrieben wird, der ihr zeigt, wie innig junge Heldenkraft zu einer Frau beten kann . . ."

„Und eine solche Nacht müßte sie verstehen können, eine Nacht in den Reben wie die heutige", seufzte Johannes.

„Und sie dürfte einen nicht gleich in die Kammer zerren wie deine Köchin und damals mein Straßenlappen", sprühte Benedikt. „Ach, was für ein Fluch das ist, daß wir heiße, hohe Jungen solchen Geschöpfen zuerst heimgefallen sind!"

Er beurteilte des Johannes Liebe nach der seinigen von einst und vernichtete mit ingrimmigen Hieben alle Lust im Bruder, die ihn antrieb, dem Feuerwerker zu Trotze noch einmal die Kathl zu besuchen. Er zerstörte das kleine Zwischenspiel, das sich das verliebte Mädchen zurechtgeträumt hatte, und zerstörte dem Bruder eine Liebschaft, die bei einigem Verständnis für ein Kathlgemüt so kindlich und flüchtig, aber so herzig wie eine Hänflingsheirat sein hätte können.

Unterdessen bauten die drei an der neuen Gottheit.

„Wie soll sie also sein? Wie soll sie also sein?" fragte Rupert ungeduldig. „Das müßt ihr doch gelten lassen: sie soll die erste und die letzte sein, und man muß sie und keine andere heiraten können."

Dem getäuschten Johannes aber gefiel Benedikts früherer Gedanke von der unverstandenen Frau schon viel zu gut. Er widersprach: „Nein, nein. Die Ehe entsprang dem Kopf eines Narren, der Haushälterin und Geliebte in eine Person stopfen wollte! Die also, nach der wir uns sehnen, soll, mißverstanden und durch bittere Erfahrungen am Manne demütig und dankbar gemacht, zu uns flüchten."

„Aber doch müßte sie selbstschätzend und stolz wie eine Königin sein", warnte Benedikt.

„Sie müßte überhaupt in allem Königin sein, auch ohne Krone", setzte Rupert dazu.

„Wie soll sie nun aussehen?" fragte Benedikt.

„Ganz apart: wie keine andere auf der Welt", rief Rupert.

„Ja, ja", stimmte Johannes weich und nachdenklich zu. „Es gibt wahrlich Frauen, die nicht sind wie alle andern; — auch äußerlich. Aussterbende Frauen, lichtgoldblonde, rosige, zarte Frauen mit hellgrauen, ernsten Augen."

„Deutsche Frauen", grollte Rupert.

„Habt ihr schon eine solche gesehen?" fragte Johannes, versunken in sein Thema. „Ich erblickte im letzten Frühling eine, und niemals wieder begegnete mir dergleichen. Vorher nicht und nachher nicht.

Unten im Türkenschanzgarten war es, und ich las gerade in einem schönen Buch. Da ist eine an mir vorübergegangen in weißem Kleide und weißem Hut; die Haare waren weingoldklare Seide und das Antlitz so zartfarbig, als ob sie vor meinem Blick errötete. Einen Augenblick hatte sie mir ein paar ernstkluge, graue Augen zugewendet, und dann den Kopf wieder geneigt, gleich als wäre sie auf dem Wege in die Ewigkeit.

Ich ließ mein Buch sinken und träumte ihr nach; einen Augenblick nur. Dann rief ich mir zu: Folg ihr doch! Ich rannte aus dem schattigen Parktor hinaus und trat mitten in den Flammenschein der sinkenden Sonne hinein, aber die schöne Frau war fort, verweht, verloren.

Es war, als sei sie in den Himmel hineingegangen, in den hochgold brennenden Abendhimmel.

Und ich habe Angst, es müßte die letzte gewesen sein. Denn diese weingoldklaren Frauen sterben aus, so daß ihr weich und leise reden sollt, wenn ihr das Glück habt, mit solch einer Seligen zu sprechen. Denn bald, bald wird es keine mehr auf Erden geben.

Sie sind die Töchter der sagenhaften »saligen« Frauen aus den Bergen und kehren der lautgewordenen Erde den Rücken.

Einst, in den Alpen, hat ein scheuer, treuer, hellflaumiger, einsamer Hirt mit einer saligen Frau Liebe gehalten und sie hat ihm Töchter ohne Schmerz und Schrei gegeben, nur Töchter. Zwölf Töchter in zwölf seligen Sommern. Von diesen stammen sie. Es ist ein Blond wie kein anderes Blond; und eine Andacht wie von hoch oben auf einsamen Bergen ergreift euch, wenn ihr es seht. Diese Frauen scheinen stets leise zu erröten, wenn ihr sie anblickt; aber das ist nur lauter Zartheit der Farbe; denn sie sind klug und innerlich, so daß sie euch kaum bemerken.

Bald kommt die Zeit, wo sie ausgestorben sein werden, die selbst so leise und warm reden, daß vor ihrer Stimme das Eis zergehen muß. Darum müßtet ihr in weichsten Tönen sprechen, wenn je leise in goldenen Fäden ein solches Antlitz vor euch lebt, damit sie nicht erschreckt und gestört würden, denn man sollte sie nur mit den Saiten einer Geige anreden, die seligen, seidenen Frauen mit den sehnsuchtgraublau fernen Augen."

„Hänschen, und du hast solch eine gesehen?" fragte Benedikt, der leicht ergriffen werden konnte, in hoffnungsvoller Aufregung.

„Es war; es war einst und wird nie mehr sein."

„Dennoch!" erwiderte Rupert, den seines Bruders Traum ebenso tief erregt hatte. „Es muß doch wohl noch solche geben, irgend im Lande, wo das germanische Blut noch reiner fließt."

„Warum sollten wir sie nicht suchen gehen?" fragte Benedikt fröhlich.

„Hei!" rief Rupert. „Da geh ich mit."

„Es wäre wahrlich schön," sagte Benedikt mit leuchtenden Augen, „und ich nehme meine Geige mit, und haben wir eine gefunden, so spiele ich vor ihrem Fenster zur Nacht ein Lied von den sternüberfunkelten Alpenhöhen der Saligen, damit sie vor lauter Heimweh weinen muß. Wann gehen wir?"

„Morgen."

„Ach", sagte Benedikt. „Was sind wir doch für Begnadete. Wir allein von allen Menschen haben solches Reiseziel."

Rundschau

Allgemeineres

„Gesund"

Jeder kennt das Scherzwort von dem Militärkapellmeister, der sich erbietet, aus Isoldens Liebestod einen „janz jesunden Marsch" zu machen. Die Anwendung des Wortes „gesund", auf die wir heut hinweisen möchten, hat mit dieser nicht dasselbe Elternpaar, aber doch wohl entweder den Vater oder die Mutter gemeinsam. Ein Kaufmann führt eine Ware nicht. „Ist sie

schlecht?" — „Das gerade nicht, eher im Gegenteil, aber sie bringt mir nur 20 Prozent, und wenn ich was losschlagen kann, das 40 bringt, so ist es doch gewiß gesund, daß ich das mit 40 vertreibe." Ein Jurist beschäftigt sich mit Reformideen. „Ich weiß nicht," sagt sein Kollege, „er ist doch nun mal Staatsanwalt, mir kommt das nicht gesund vor." Ein Student fühlt die Gefahren des Alkohols so stark, daß er gegen das viele Trinken auftritt. „Sonderbar," sagt sein Verbindungsbruder, „da wir doch den Komment nun mal haben, kann ich das nicht gesund finden."

Wer darauf achtet, wird, glauben wir, recht oft weitere Belege für solcherlei Anwendung des Wortes „gesund" sozusagen erleben. Wie kam man eigentlich zu diesem Gebrauch? Das Wort vom „gesunden Egoismus" besagte: der gesunde Mensch hat keinen Grund, sich immer und überall hinter die andern zurückzustellen — und darin lag wirklich gesunder Sinn. Aber über diesen Ausdruck hinweg schmuggelte sich die Auffassung ein, daß alles das nicht „gesund" sei, was nicht — banausisch ist. Wir jedoch meinen, in Wahrheit ist nicht der der Gesundeste, dessen Kräfte mit Ach und Krach zur Erledigung der Alltagsarbeiten und Alltagsgedanken hinreichen und sich in ihnen aufzehren. Sondern der ist es, welcher im Tagewerk tüchtig schaffen kann und doch noch Kraft genug übrigbehält, um den Blick darüber hinaus zu richten und womöglich auch noch darüber hinaus zu wirken. Kraft — da liegt's. Im Grunde deuten Idealismus oder Nicht-Idealismus, wie sie hier in Frage stehn, wohl einfach auf ein Mehr oder Minder an persönlicher Kraft.

„Herausgeber"

Wer früher eine Zeitschrift oder sonst ein literarisches Unternehmen „herausgab", der leitete es eben, und also war er dafür moralisch verantwortlich. War der Name, der an der Spitze stand, „gut", so hatte aus diesem Grunde die Leserwelt Vertrauen und durfte es haben. Dadurch bedeutete ein guter Herausgebername auch einen Kapitalwert. Aber „wir leben in einer praktischen Zeit, und alles betreibt sie gewerblich" — sollte sich, dachte das Literatur-Unternehmertum, dieser Kapitalwert nicht auch ohne das gewinnen lassen, was seine Grundlage war? Zweierlei Tatsachen konnten vielleicht dazu helfen: erstens, daß auch berühmte Autoren mitunter Geld brauchen und dann ihren Namen gegen gute Bezahlung hergeben, wo sie das sonst vielleicht nicht täten, zweitens, daß es viel Ansehen gibt, Herausgeber und also an der betreffenden Stelle der erste zu heißen, so daß die Eitelkeit auch Männern von Namen dadurch gestreichelt wird. So begann eine neue Entwicklung. Schon vor geraumer Zeit mietete sich eine Tageszeitung einen damals geschätzten Poetennamen als den ihres „Herausgebers", obgleich der Mann dort nur dekorierte, das war der Anfang. Später kamen Bücher, die der eine schrieb und der andre bezahlte, wofür dann des Bezahlenden Name als „Herausgeber" mit auf den Titel kam. Dann kam eine Teilung in die Ehre: es gründeten sich Zeitschriften mit zwei, drei, vier, fünf, ja sechs „Herausgebern", meist Trägern von bekannten Namen, während der eigentliche Herausgeber wohl gar, als noch unbekannter Mann, unter den Herausgebern nicht einmal aufgeführt wurde. Voriges Jahr er-

schien „Liliencrons Literarischer Ratgeber", von dessen „Herausgeberschaft" zurückzutreten Liliencron ehrenhaft genug war, als er sah, was mit seiner Flagge gedeckt ward. Und neulich haben wir sagar erlebt, daß ein „Herausgeber" der zugehörigen Redaktion öffentlich bestritt, daß seine Nennung als „Herausgeber" ihn für den Inhalt der betreffenden Zeitschrift irgendwie mit verantwortlich mache.

Was bedeuten derartige Zustände, als ein öffentliches Dunstbrauen? Uns scheint, es ist Ehrensache, daß, wer als Herausgeber zeichnet, auch wirklich Herausgeber, also verantwortlich für das von ihm Herausgegebene sei. Wer sich einen berühmten Namen ehrlich erworben hat, der sollte es auch als Ehrensache betrachten, nicht gegen Eitelkeitsschmeichelei oder gar gegen Geld diesen Namen allein zum Gebrauch auf Lockschildern zu vermieten, wo er nicht Willen und Möglichkeit zu wirklicher Herausgeber-Arbeit hat. A

Neue Romane

Georg Engel, „Der Reiter auf dem Regenbogen". (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus) — **Rudolf Huch, „Die beiden Ritterhelm".** (München, Georg Müller) — **Arthur Schnitzler, „Der Weg ins Freie".** (Berlin, S. Fischer) — **Ewald Gerhard Seeliger, „Der Schrecken der Völker".** (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock)

Nicht oft genug kann die alte Erfahrungsweisheit betont werden, daß als Kunstwerk nur dasjenige auf dauernde Anerkennung hoffen kann, was rein in der Kunstsonderart aufgeht, zu der es gehört: also nur die „spezifische" Lyrik, das eigentlich dramatische Drama, das epischste Epos in Vers und in Prosa. Der Roman wird noch immer, in Theorie und Praxis, gern mit Fremdstoffen beladen. Vielleicht darum, weil er von manchen für gar keine rechtmäßige Kunstform gehalten wird. Oder ist er nicht vielmehr gerade dadurch in üblen Ruf gekommen, daß er sich so viel Fremdes angleichen läßt? Es muß da von Zeit zu Zeit eine Klärung vorgenommen werden.

Das eine ist a priori anzunehmen: daß es für die menschliche Kunst nichts so Nahes, nichts so Wesentliches geben kann wie den Menschen, nichts Tieferes (oder, wenn man will, Höheres) als den meta-physischen Kern des Menschlichen, als das, was hinter dem Körperlich-Wirklichen des Menschentums liegt und was wir der Einfachheit halber ruhig mit dem für viele altmodischen Namen Seele rufen dürfen. Gattungen wie die absolute Tonkunst, die Landschaftsmalerei, die Architektur, können, obwohl sie den Menschen nicht unmittelbar, nicht sinnfällig zum Gegenstand haben, doch zur Kunst gerechnet werden, sofern ihre Erzeugnisse die Kraft haben, Seele auszudrücken. Der Roman verhält sich nun zur Lyrik und zur Dramatik wie die Fläche zur Linie und zum Körper. Die eigentliche, reinst künstlerische Aufgabe des Romans besteht also darin, der Seele, und zwar am besten einer Einzelseele, als dem einfachsten Bilde des Menschentums, auf ihrem Gang durch die Welt zu folgen, ihr wechselndes Verhältnis zum umgebenden Leben wie auch zum Weltganzen deutend zu erzählen.

So begründet sich die Anschauung der literarischen Kritik, daß der psychologische Roman, namentlich der Entwicklungsroman oder biographische Roman, der im wesentlichen nur eine einzelne Per-

sönlichkeit behandelt, unter den Romanen am ehesten ein unvermischtes Kunstwerk sein könne. Er erfüllt stilrein die Kernaufgabe seiner Gattung. Ob ein bestimmter Entwicklungsroman nun auch wirklich ein Kunstwerk werde und welchen Grad von Schönheit er erreiche, das hängt selbstverständlich von seinen übrigen Eigenschaften ab. Die Gattungseigenschaft als Einzelseelen-Roman gibt nur die günstige Voraussetzung dazu, während der Vielheit-Roman (der mehrere Entwicklungen koordiniert darstellt) die Einheit der Handlung durch Überlastung mit Gleichartigem stören würde und der hauptsächliche Gegentyp, der Umwelt-Roman, grundsätzlich überwiegend viel zeitliche, vergängliche Bestandteile aufnehmen muß, die ihn von vornherein verhindern, ein kristallklares Exempel der Epik zu werden und so den Anspruch auf Fortdauer zu gewinnen.

Von den neuen Romanen, die hier anzuzeigen sind, zählen die beiden ersten zur biographischen Gattung; der dritte ist ein noch größtenteils psychologischer Vielheit-Roman, der vierte ein Umwelt-Roman mit Zügen psychologischen Geschmacks. Unter sich haben auch die zwei vordersten Werke Unterschiede, die wiederum von unsrer Stilreinheitlehre aus zu fassen sind.

Georg Engels Buch „Der Reiter auf dem Regenbogen" gibt die Geschichte eines jugendlichen Träumers, dessen kurzes Dasein in einem beständigen Widerstreit zwischen einem reichen Innenleben und einer allerseits erbarmungslos einengenden Umgebung verläuft. Er träumt sich groß und berühmt, bleibt aber in der Wirklichkeit der unbeholfene Sohn einer armen Witwe in einer Kleinstadt an der Waterkant. Die Mutter, nicht unähnlich der Frau Ase im „Peer Gynt", nimmt eifrig teil an seinen Ritten auf einer Libelle, die übern Regenbogen zum Himmel emporführen. Andre, insonderheit die Lehrer der Jugend, haben um so weniger Verständnis dafür. Und da der weiche Jüngling in Sachen der Überzeugung stahlfest ist, geht er lieber ohne Reifezeugnis vom Gymnasium ab, als daß er seine innerste Meinung, wie er sie in seinem Prüfungsaufsatz dargelegt, widerruft. Er wird dann Lehrling in einem Altertumsgeschäft, darnach ein kleiner Angestellter. Die schwärmerische Jugendliebe zu einem vornehmen Mädchen und die vornehme Reinheit seiner eignen Gefühlswelt schützen ihn vor allem Niedern. Er stirbt als junger Mann, nachdem er die Bewohner seines Fischerdorfs, die das Ausbleiben der Fischzüge dem Verhungern preisgab, durch einen zündenden Hinweis auf die fischreiche Küste unsrer südafrikanischen Kolonie gerettet hat.

Wie das von Engel erzählt wird, liest es sich sehr hübsch und wirkt durchweg stimmungsvoll. Das Temperament dieses Dichters hat sich liebenswürdige Jugendlichkeit bewahrt. Aus den Land- und Seeschilderungen spricht die Heimatliebe des ins Großstädtische Verschlagenen. In den Seelenkämpfen seines Helden findet er auch ernste Töne. Und an menschlichen Originalen, die freilich zum Teil im Dekorativen steckenbleiben, fehlt es dem Kleinstadtgemälde nicht. Nur wenn man den strengen Stilmaßstab anlegt, ist die Romanmäßigkeit nicht ganz echt. Der Vortrag entbehrt großenteils der epischen Ruhe, da der Verfasser die dargestellten Empfindungen zu lebhaft mitmacht und ausspricht. Es ist viel lyrisches Wesen beigemischt und auch

ein bißchen theatralisches Arrangement drangewendet. Scheint so die spätere Zukunftperspektive beeinträchtigt, so wird „Der Reiter auf dem Regenbogen“ sich in der Gegenwart wohl um so eher bewähren. Und es ist erfreulich, daß auch erzählende Werke, die offenbar auf breitere Wirkung ausgehen, heutzutage das Gemüt betonen und entschieden nach Schlichtheit streben.

„Die beiden Ritterhelm“ sind, rundheraus, das reifste, schönste Werk Rudolf Huchs, das ich kenne. Sein voriger Roman noch war selber ein Stück Entwicklungsringen, zähflüssig, als sei der Humor, der aus Huchs Erstling („Tagebuch eines Höhlenmolches“) gesprochen, ihm mittlerweile über den öffentlichen Produktionen verloren gegangen. Hier erweist sich's nun, daß er ihn bewahrt und geläutert hat.

Das Buch folgt dem Lebensgang eines ohne Romantik geschauten Patrizierjünglings unsrer Zeit. Daneben, in der ersten Hälfte, wird die Persönlichkeit des Vaters belebt. Der ist das Urbild eines kulturedlen Bürgerlichen aus einer Familie von sinkendem Reichtum. Die Stärke im Geldverdienen, die sie emporbrachte, hat sich erschöpft; der gegenwärtige Vater Ritterhelm hat innerlich nicht das mindeste mehr mit der Kaufmannsart zu tun. In seinem Sohn, der nach der derberen Mutterfamilie gerät, wird die großkaufmännische Begabung wieder wach, aber der ältere Ritterhelm erlebt das nicht mehr.

Der jüngere greift von Kindesbeinen an dreist und ahnungslos nach dem Leben, wo es am äußerlichsten ist. Doch wird er nicht unsympathisch und geht nicht zugrunde; denn er hat Rasse. Die tiefe Kultur des Vaters hat sich bei ihm wenigstens in Mut und in die Fähigkeit umgesetzt, jeweils das ganz zu sein, was er gerade sein will. Bei seinem Mangel an seelischem Kern macht er ein paar unerquickliche Erfahrungen, da er zweckunbewußt auf künstlerischen und anderen Gebieten dilettiert. So lernt er unwillkürlich einige Bescheidenheit und bringt sich noch knapp zur rechten Stunde in den Hafen der Gutbürgerlichkeit, heiratet das verständigste und reichste Mädchen der Vaterstadt und wird ein ansehnlicher Bürger, Reserveoffizier, Gatte und endlich Erzeuger mehrerer ganz unproblematischer Ritterhelme.

Den hohen Reiz des Buches macht die gleichmäßige epische Gelassenheit und, mit ihr zusammenhängend, die dem Stoff gemäße patrizische Natur des Erzählers. Das gibt dem Ganzen eine ungewöhnliche, lückenlose Einheitlichkeit. Wir spüren ein bildunggesättigtes Wesen, das der Bildungsprotzerei entgegengesetzt ist, wir spüren einen tiefen Ernst der Lebensanschauung und zugleich eine humorig mildernde Überstrahlung; weite Ausblicke werden in verhaltener Darstellung angedeutet, und überall erfreut die unsüßliche Anmut der sparsamsten Linie. So wird durchaus ohne Ton und Pose der Klage, lächelnd und mitunter zu herzlichem Lachen verführend, gerade die allerschärfste Klage gegen die seelische Kulturlosigkeit dieser unsrer so herrlich kulturreichen Tage erhoben. Und so entsteht nebenbei ein Werk, das Anwartschaft auf Bestand über besagte Tage hinaus hat.

Die Vielheit in Arthur Schnitzlers Buch „Der Weg ins Freie“ ist die Wiener Gesellschaft, insbesondere die Wiener jüdische Gesellschaft von heute. Mit unverkennbarem Willen zur Objektivität, der aber natürlich ein gelegentliches Hervorflackern des persönlichen Anteils am Schicksal der Stammes-

genossen nicht ausschließt, schildert Schnitzler die Unterschiedlichkeiten und Kämpfe im Innern dieser Gesellschaft und ihr Verhalten zu der umgebenden, großenteils antisemitischen Bevölkerung. Namentlich zeigt er den Gegensatz zwischen dem patriarchalischen älteren und dem nervösen modernen Judentum, das teils trotzig beim Hergebrachten verharren, teils leichtherzig zum Christentum übergehen, teils wieder mit dem Zionismus Ernst machen will.

Als Helden der Erzählung wählte er einen musiktreibenden Wiener Aristokraten, der mit den wohlhabenden und kunstliebenden jüdischen Kreisen gern in Fühlung steht. Was von ihm berichtet wird, ist trotz etlichen Rück- und Rundblicken keine Entwicklungsgeschichte, sondern bloß ein Stück aus einer solchen, im Grund eine Novelle, eine Liebschaft behandelnd. Hierin, gleichwie in den übrigen Teilen und Teilchen vom „Wege ins Freie" finden wir die zarte Schwermut und die feinen Charakterbeobachtungen wieder, die den eignen müden Zauber an Arthur Schnitzlers Dichtungen weben.

Als Ganzes bekundet die Arbeit wiederum (sie ist wohl sein erster Roman), daß diesem Meister des Einakters und der keck-graziösen Novelle die stilreine Bewältigung großer Kunstformen nicht gegeben ist. Eben seine skeptisch-weltkindliche, beschaulich-aphoristische, seine lyrische (und ein wenig wienerisch-feuilletonistische) Anlage, der er seine Vorzüge verdankt, hemmt ihm ein weiteres Umfassen. Das realistische, mehr oder minder genrehafte Schauspiel bewältigt er noch, an der Tragödie scheitert er — gerechter gesagt: scheitert auch er; denn wer von unsrer Zeit Genossen scheitert nicht an ihr? — und bei der Arbeit zum Roman-Kunstwerk hält ihn das Zuständliche, Stillständliche liebend so fest, daß die Schilderungen, Stimmungen und höchst ausführlichen Reden den Entwicklungsgehalt zu sehr beengen, als daß er wirkungskräftig bleiben könnte.

Ganz offenkundig kennzeichnet Seeliger seinen „Schrecken der Völker" als ein Buch, das nicht in erster und auch nicht in zweiter oder dritter Linie aufs Einzelseelische oder überhaupt aufs Seelische ausgeht: er nennt es „Weltroman" und widmet es mit einem Pathos, das im Innern des Bandes glücklicherweise nicht fortgesetzt wird, „den Machthabern der Erdkruste". Doch ist er ein Mann von literarischem Gewissen und sucht, etwa in vierter Linie, die Charakteristik so verhältnismäßig energisch und unkonventionell durchzuführen, wie die vorgehende Fürsorge für die Tendenz, fürs Technische und Politische, für die Kulturschilderung, kurz: fürs Zeitliche seines Romans ihm erlauben.

Ein Deutscher, ein Genie an naturwissenschaftlich-technischen Gaben und an kühler Willenskraft, unternimmt es (vom schönen Madeira aus), der Welt den (militärischen) Frieden zu geben. Es gelingt ihm, Wasserstoff in feste Kristalle von winzigem Umfang und ungeheurer Sprengkraft zu verwandeln und Luftschiffe zu erbauen, die mit Hilfe der Äthereelektrizität einen schier unbegrenzten „Aktionsradius" erhalten, die sich ferner der bestvervollkommneten Lenkbarkeit erfreuen und die durch himmelblauen Anstrich so gut wie unsichtbar gemacht werden. Mit außerordentlicher Genauigkeit und einer Fülle von guten Einfällen wird so begründet und darnach ausgeführt, wie dieser Friedensgewaltmensch zunächst eine

Reihe britischer Kriegsschiffe zerstört, ohne daß England auch nur ahnt, der Feind könne in der Luft sein, wie er darauf mittels drahtloser Telegraphie mit dem Londoner Kriegsminister über die Abrüstung Englands verhandelt und auf dem besten Wege scheint, die Entwaffnung aller Staaten durchzusetzen. Im letzten Augenblick wird der unbequeme Idealist doch entdeckt und mitsamt seinen Konstruktionsgeheimnissen vernichtet.

Das Buch hat viele Vorzüge. Es unterhält auf größtenteils geistvolle, gelegentlich humorvolle Weise und spannt die Aufmerksamkeit intensiv, ohne unedle Mittel anzuwenden. Sprache, Naturschilderungen und vielerlei in der Menschenzeichnung verraten einen wirklichen Dichter; die Führung der vielverschlungenen Handlungen ist vortrefflicher Instrumentation zu vergleichen.

Bloß — ceterum censeo — ein dauerhaftes Kunstwerk konnte auf solchem Wege nicht entstehen. Hier ist sogar ein Schulbeispiel von Überbelastung durch zeitliche Werte geliefert. Womit die gegenwärtige Betrachtung unterm Ewigkeits-Gesichtspunkt klärlich abgeschlossen sei.

W R

Clarissa. Der Briefroman.
Erzählung als Form

Als erster Band einer Sammlung „Englische Romane des XVIII. Jahrhunderts“, die bei Wiegandt & Grieben in Berlin erscheinen, wurde von Fritz und Wilhelm Mießner eine etwas gekürzte Übersetzung der Richardsonschen „Clarissa“ veröffentlicht. Wenige Jahre vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist der merkwürdige Verführerroman entstanden, der nur in sehr wenigen Stellen heute noch lebendig ist. (Einzelheiten, die oft voll Humor sind, wie in einer ernsten und erregten Szene, in der die Heldin aus dem Hause ihres Umgarners mit rasch zusammengeraffter Habe flieht, die Bemerkung: „Haben Sie schon einmal eine Dame ohne Paket gesehen?“) Wir verstehen nicht mehr, was Zeitgenossen und Spätere, was Rousseau, Diderot, Klopstock, Lessing, Herder, selbst Goethe an Richardson entzückte. Es müssen Werte sein, die uns nach ihm so viel reicher und reifer gereicht worden sind, daß wir sie hier kaum mehr erkennen. Die Hauptcharaktere dieses Romans sind für uns ohne psychologische Wahrheit, willenlose Prinzipien in der Hand des moralisierenden Autors, die Fabel, die bald nach der Exposition in eine fast unbewegte, von sehr langweiligen Wiederholungen einander ganz ähnlicher Szenen erfüllte Zuständlichkeit übergeht, fesselt nicht; und die Anschauungswelt, die hinter dem Werk liegt, ist uns im Innersten fremd. — Historisch beansprucht Richardson das Interesse, den Briefroman begründet zu haben. Er handhabt diese Form noch unbeholfen, erfindet Briefvertraute, die, den Vertrauten der alten Komödie ähnelnd, wenig an der Handlung beteiligt werden, und läßt an sie den Helden und die Heldin ihre Erlebnisse in vielen Briefen erzählen, die fast alle ebensogut Tagebuch, mündlicher Bericht oder in der dritten Person gegeben sein könnten. Noch ist nichts von der Meisterschaft zu spüren, mit der Choderlos de Laclos später in den „Liaisons dangereuses“ den Briefroman komponiert als einen Organismus von Schlag, Gegenschlag, Rede, Widerrede; bei ihm ist der Brief fast immer gleichzeitig Erzählung und dramatische Replik, so daß man von den „Liaisons“ fast

als von einem „Drama in Briefen“ sprechen kann.

Durch ein Buch wie den Laclosschen Roman erst ist die ganze Bedeutung der Richardsonschen Findung einer neuen Form klargestellt. Der Roman erhält ja nicht (wie das Drama durch seine Bestimmung zur Darstellung auf der Bühne) schon von außen Grenzen gesetzt, innerhalb deren er sich zur künstlerischen Form entwickeln oder lebensunfähig werden muß, und so sind in ihm (neben der Masse formlosen, bloß stofflichen Wustes) immer Versuche aufgetaucht, durch Setzung willkürlicher subjektiver Schranken (oft von einer leisen, nur stilistischen Art!) eine Erzählungsform zu schaffen, in der dem Leser auch das Lustgefühl einer einheitlichen geistigen Gestaltung gegeben werden kann. Eine der bedeutsamsten dieser subjektiven Formen des Romans ist die Verteilung des ganzen zu gebenden Stoffes in eine Reihe von Briefen einiger weniger Personen. Die Romantik fügt einer ähnlichen zugrunde gelegten Fiktion etwa noch die hinzu, daß der Zufall mit den mitgeteilten Blättern sein Spiel getrieben und sie durcheinandergebracht habe, wie im „Kater Murr“.

Wilhelm von Scholz

Theater

Berliner Theater

Man ist noch beim Instrumentenstimmen, so kann's nicht weiter verwundern, daß es hier und da Mißklänge gibt. Aber die meisten tut man gut, hinwegzuhören; wo es sich nur selten lohnt, auf die Musikstücke zu lauschen, dürfen einem die handwerklichen Vorbereitungen dazu gewiß erst recht gleichgültig sein. Ein falscher Ton war aber unter den Mißklängen, der, schmerzlicher als die andern, im Ohre haften blieb. Das war die „Sensationsnachricht“ von der großen Amerikafahrt Max Reinhardts. Vorgespukt hatte sie ja schon lange; dann aber schien's Ernst zu werden. Ein Dramaturg und geschäftlicher Vertreter Reinhardts ging übers große Wasser, um drüben die letzten Verträge abzuschließen, nachdem die Bodenverhältnisse früher schon geprüft worden waren. Zum April des nächsten Jahres, wenn alles gut ging, sollte der Zug nach dem Westen beginnen. Und es sollte wirklich eine Unternehmung im Großen und ins Große werden. Nicht nur etwa mit einer ausgewählten „Truppe“, nein, mit Mann und Maus, mit Roß und Wagen sollte die Expedition gemacht werden. Mit dem gesamten Ensemble, mit allen Dekorationen und Requisiten. Ein Torso freilich sollte hierbleiben, und der hätte auf den Reinhardtschen Bühnen, im Deutschen Theater und in den Kammerspielen, und unter seinem Namen wohl weitergespielt. Wie aber? und was? Darnach fragten wir uns, ehe die Nachricht eintraf, daß das geplante Gastspiel aus „geschäftlichen Differenzen“ gescheitert sei. Wohlverstanden, aus geschäftlichen Differenzen, nicht etwa aus künstlerischen Bedenken. Die Gefahr der Verwirklichung stand also unmittelbar vor der Tür, und das soll uns ein willkommener Anlaß sein, vom sichern Port, beruhigt, aber nicht eingeschläfert, den Drohungen jenes überseeischen Expeditionsplanes ins Auge zu sehen.

Zunächst: würde da, während dieser amerikanischen Saison nicht eine gefährliche Untugend des Reinhardtschen Betriebes, die schon jetzt unter Einheimischen und Fremden oftmals böses Blut gemacht hat, zum dauernden und kennzeichnenden Zustand „erhoben“ worden sein? Längst

ist es nämlich offenes Geheimnis, daß eine Vorstellung bei Reinhardt, sobald sie „steht“, mit den folgenden Aufführungen nicht mehr steigt, sondern daß sie je weiter entfernt von der Erstaufführung desto tiefer sinkt. So kommt es, daß die Kritik, die etwa die erste Aufführung des „Kaufmanns von Venedig“ nach Gebühr gelobt hat, in den Augen eines fremden Besuchers, der sagen wir die zehnte oder zwanzigste Aufführung sieht, an allen Ecken und Enden Lügen gestraft wird. Läßt man sich dann den Theaterzettel des Abends zeigen — ja freilich: fast keine einzige Besetzung vom Premierenabend, lauter unbekannte Namen, wohl gar Neulinge aus der Theaterschule. Die Darsteller, die mit ihrer Kunst die erste ruhmvolle Aufführung geprägt haben, sind vielleicht im Nachbarhause, in den Kammerspielen beschäftigt oder sie weilen auf Gastreisen in Wien, Ofenpest oder Hamburg. Wie gut, daß dieser Zustand der zweiten und dritten Garnituren nun wegen des amerikanischen Dauer-Gesamt-Gastspiels nicht in Permanenz erklärt zu werden braucht. . . .

Und noch etwas andres! Die Leiter der Reinhardtschen Bühnen hätten sich als Träger einer Kulturmission gefühlt, wenn sie ins Dollarland hinübergegangen wären, um den Deutschen dort drüben ihre heimischen Klassiker, den Angelsachsen nicht ihren, sondern den echten Shakespere vorzuspielen. Der Stolz darauf wäre so begreiflich wie die Absicht löblich gewesen. Was soundso viel einzelnen Künstlern mit Können und Namen — früher sagte man: Virtuosen — recht war, mochte auch einer ganzen Schauspielertruppe, die ihren Ruf als Gesamtkörper errungen hat, „billig“ sein. Doch was würden uns die Kayßler, Schildkraut und Walden, die Eysoldt, Höflich und Wangel mitgebracht haben aus dem Lande der unbeschränkten Möglichkeiten? Es müßte ein eigener Schutzengel über sie gewaltet haben, wenn sich der Geist des Amerikanismus nicht in ihre Kleider gesetzt hätte, mit neuen Offenbarungen über „Großartigkeit“ und „Wirkung“. Würde man nicht zu den „echten“ Birken, Waldteichen und Moosböden zurückgekehrt oder vielmehr vom genius loci zurück*gezwungen* worden sein? Reinhardt ist jetzt gerade dabei — wie soeben erst wieder seine geradlinige, ungekünstelte Neuaufführung der Grillparzerschen „Medea“ gezeigt hat —, sich einen Stil ruhiger Schlichtheit und Sachlichkeit in seinen Ausstattungen zu gründen. Das Münchner Künstlertheater von 1908, mögen seine schauspielerischen Gesamtleistungen sein wie sie wollen, hat uns neu den Blick geschärft für die ästhetischen Möglichkeiten, die aus phantasieweckender Sparsamkeit der Dekorationen quillen. Mußte es in solchem Stadium der Entwicklung nicht doppelt gefährlich erscheinen, in so enge und so lange Berührung mit dem nach ganz andern Zielen drängenden amerikanischen Theaterwesen zu geraten? . . . Genug, besseres hätte uns zum Beginn der neuen Spielzeit nicht gut beschert werden können, als die Abwendung dieser Gefahr.

Denn schließlich sind die Reinhardtschen Bühnen in Berlin doch immer noch die nächsten dazu, die Hoffnung auf ein künstlerisches Theater größeren Stils in uns zu nähren. Oder glaubt man ernstlich, daß sich das *Königliche Schauspielhaus* jetzt, wo nach Ludwig Barnays Abgang nach Hannover wieder einmal der Direktorposten frei geworden, auf seine höheren Aufgaben besinnen wird?

Zwar, der Mensch verlernt das Hoffen nicht. So sei es in aller Bescheidenheit, nach langer ernster Askese im Wünschen und Fordern wenigstens gewagt, zwei untertänigste Bittgesuche vorzutragen: Erstens, daß es unter dem neuen verantwortlichen literarischen Leiter des Königlichen Schauspielhauses in Berlin nicht mehr vorkommen möge, daß auf diesen Brettern Schiller und Katsch, Shakespere und Kadelburg gleichberechtigt nebeneinander gespielt werden. Zweitens, daß der neue Herr ein Kenner seiner Kräfte, ein ökonomischer Verwalter seines Vermögens sein möge. Das heißt: daß er sich bewußt werde, was mit Genialitäten wie Matkowsky und Vollmer und mit Soliditäten wie Sommerstorff und Pohl, Kraußneck und Patry, Nuscha Butze, Rosa Poppe und Anna Schramm sich bewerkstelligen läßt, wenn es denn einmal im Rate beschlossen bleibt, daß, wie der jungen dramatischen Produktion offenbar und unverbrüchlich, so auch dem jungen Schauspielernachwuchs ein für allemal die Tore des hohen Hauses verschlossen bleiben. „Wenn jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's", sagt Jean Paul. —

Gehört der „Sarbanapal" noch zur dramatischen Kunst? Und wer ist zuständig für die Beurteilung dieser von ein wenig Musik begleiteten Ballett-Pantomime, in der außer ein paar einleitenden scholastisch-allegorisierenden Versen von Joseph Lauff kein Wort gesprochen wird, in der aber Glück und Ende des heroischen Assyrerkönigs bis zum vernichtenden Scheiterhaufen mit einem unerhörten Aufwand von Dekorationsprunk, archäologisch echten Gewändern und Requisiten vorgeführt wird — der Schauspielkritiker, der Musikkritiker, der Hofberichterstatter oder der Assyriologe? Im Zeitalter der Ludwig Pietsche hatten wir Universalisten, die alles das in sich vereinigten; heute wird es schwer fallen, jemanden zu finden, der sich vor solchem Vielerlei und Durcheinander jeweils nicht seiner Unzulänglichkeit bewußt würde. Der Musikkritiker, hör ich allgemein bestätigen, wird am ehesten fertig sein. Er mag die Belanglosigkeit wie die gänzliche Phantasielosigkeit der Musik von Hertel und Schlar ad notam nehmen und dann ergeben seinen Sitz verlassen. Sein Kollege vom gesprochenen Wort darf ihm auf dem Fuße folgen, nachdem er sich überzeugt hat, daß dort oben auf der Bühne eine dramatische Entwicklung, die Darstellung eines seelischen Kämpfens auch nicht einmal angestrebt ist und daß selbst die Bilder, die da kinematographisch vorüberziehen, auf alle Phantasiekraft verzichten. Peinlich berührt fühlt er sich nur durch den Umstand, daß dies Zurücksinken in ein veräußerlichtes Meiningertum sich zu Berlin just in demselben Theatersommer vollzieht, wo die bildende Kunst Münchens im „Künstlerischen Theater" eine Befreiung des Bühnenbildes vom szenarischen Ballaste anstrebt. Er ist geneigt, traurig zu werden über den neuen Kulturzwiespalt, der sich da zwischen Nord- und Süddeutschland aufzutun droht, als der Assyriologe auf ihn zutritt und ihn tröstet, daß nach diesen wissenschaftlichen Exaktheiten in jeder Rüstung, jedem Gürtel, jedem Riemen, jeder Haltung, jedem Schritt, jedem Kopfneigen der Gelehrten- und Verstandesvorrang Berlins auch weiterhin gesichert sei. Man braucht nur einen Blick in das von Prof. Delitzsch verfaßte Textbuch, zumal in das Gewimmel von

Anmerkungen zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die berühmten ägyptischen Romane von Ebers mit dieser wissenschaftlichen Zuverlässigkeit gar nicht konkurrieren könnten. Kollege Nummer vier, sonst in diesem Kreise etwas über die Achsel angesehen, bestätigt das: er hat aus dem Munde der „Männer der Wissenschaft", die vom hohen Veranstalter dieser Festaufführung aus allen Himmelsrichtungen geladen waren, nur eine Stimme des Lobes vernommen: es sei alles genau historisch echt getroffen, bis auf die durchgedrückten Knie und die gestreckten Fußspitzen, dem Racker Phantasie sei kaum die kleinste Lücke gelassen. Auch etwas Neues weiß er zu melden: die Figurinen mit den kostbaren Kostümen sollen dem Museum einverleibt und als Studienmaterial für immer erhalten werden. Endlich das erlösende Wort! So gut wie es ein „Anatomisches Theater" gibt, so gut könne es auch ein „Archäologisches Theater" mit einer Assyrischen Abteilung drin geben, und niemand dürfe es dem Herrn eines Königlichen Hoftheaters verwehren, sein hohes Haus auch mal in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. „Die archäologisch-assyriologische Forschung in den Haupt- und Grundfragen auf eine gesicherte Basis zu stellen", hat in der Tat Delitzsch selbst, der geistige Urheber des Ganzen, als das vornehmste Ziel dieser Veranstaltung gepriesen. Wozu sich darüber aufregen? Ist nicht alles getan, um die Kunst vor Ansteckung zu bewahren? Und weiß man nicht, daß in den Räumen des Königlichen Opernhauses alljährlich einmal der Bal paré abgehalten wird? Warum also nicht auch einmal ein Collegium assyriologicum? ...

Das Hebbeltheater versucht es zunächst wieder mit Bernard Shaw. Schon aus Dankbarkeit. Denn weder sein hoher Namenspatron noch die andern ältern und jüngern Klassiker hätten ihm über die Tücken der ersten Spielzeit hinweggeholfen, wenn nicht „Frau Warrens Gewerbe" gewesen wäre, das rettende Eiland, das dem ermüdenden Schwimmer immer wieder festen Boden unter die Füße schob. Da entwickelt sich denn ein Kameradschaftsgefühl, das so viel realen Gewinn einmal auch mit Idealismus und Aufopferung bezahlen möchte. Und so gibt es jetzt im Hebbeltheater in einer saubern, feingeschliffenen Aufführung ein Jugendstück Shaws, den „Liebhaber", über dessen brüchigen Humor und billige Satire (hauptsächlich gegen den Ibsenkultus) der Dichter selbst eigentlich längst hinaus ist, den man sich aber so lange gerne gefallen lassen muß, wie unsre eignen Lustspiele und Schwänke so bitterwenig von der Freiheit und Überlegenheit des Humors haben, der auch hier schon durch die Eierschalen der Ironie und des Witzes hindurchlugt.

„Außerhalb der Gesellschaft", ein dramatisches Gebilde von Erich Schlaikjer, muß man sehr genau und liebevoll behorchen, will man an ein paar Stellen wenigstens, in gewissen Erlebnismotiven, den Poeten Schlaikjer spüren. Das übrige ist hergebrachte, nicht einmal fixe Theatermache. Er weiß das selbst wohl — hätt er es sonst dem „Neuen Theater", der Triumphstätte Henry Bernsteins, gegönnt? Fr. Düsel

Vom Sardanapal in Berlin ist so viel Wesens gemacht worden, und das Werk fällt so zwischen die verschiedenen Theaterkünste hin-

ein, daß unsre Leser vielleicht gern neben der Stimme unsres Berichterstatters für das Berliner Schauspiel noch die unsres Referenten für die dortigen Musikaufführungen hören. Sie klingt, leider, ganz in demselben Tone:

Wenn nur etwas Künstlerisches dabei herausgekommen wäre! Aber hier macht sich krasser Dilettantismus breit. Die Handlung ist dürftig und unwirksam aufgebaut; eine Verwertung der modernen Tanzkunst, ein Fortschritt auf choreographischem Gebiete ist nicht einmal versucht worden. Mit dem Geschick und der Poesie eines Gelegenheitsdichters hat Joseph Lauff zu den sonst unverständlichen Szenen eine gereimte Exegese geschrieben, und diese lehrhaften, von Byzantinismen nicht freien Einschiebsel machen das Ganze noch stilloser und ungenießbarer. Auch die Musik, die Joseph Schlar, unter Benutzung einiger Teile der alten Hertelschen Partitur, komponiert hat, ist ganz merkwürdig trocken, ist meist ohne jede Inspiration. In dem Bestreben, an „Wissenschaftlichkeit" hinter seinen Mitarbeitern nicht zurückzustehen, bringt er „Historische Originalmotive", was sich in dieser musikalischen Umgebung und im Hinblick auf die Zeit der Handlung unsagbar komisch macht.

Musik

Die letzte Enttäuschung brachte die szenische Ausstattung. Nicht daß es ihr an Farbigkeit und Prunk fehlte; aber das war alles überwundener Theaterkram, auch hier vermißte man Geschmack und schöpferischen Kunsttrieb, und selbst die Dekorationen waren vom malerischen Standpunkt nicht das, was sie hätten sein können und sollen. Bezeichnend war die grelle Mondscheibe, die am Schlusse das brennende Ninive noch zu übertrumpfen versuchte. Technisch dagegen war der Scheiterhaufen ein Meisterstück. Ohne daß eine einzige offene Flamme auf der Bühne war, täuschte er vermittels farbig beleuchteter Bänder, stiebender Funken und Dämpfe einen lichterloh aufschlagenden Brand vor.

Für die Zustände und den Geist, die an unserem Hoftheater herrschen, war dieser „Schlarbanapal" (wie ihn der Berliner Witz nennt) wieder ein betrübsames Zeichen. Immerhin könnte man leichter über das harmlose Puppenspiel hinweggehen, wenn sich darin nicht der Bildungstick, der unsrer Kunst schon so manchen Streich gespielt hat, gar so prätentiös gebärdete. Wagt aber ein Mann wie Delitzsch es offen auszusprechen, die Kunst könne sich „glücklich schätzen, in den Dienst der Wissenschaft zu treten" — dann darf das nicht ohne Widerspruch bleiben. Wohin kommen wir, wenn künstlerische Impotenz sich immer glänzender drapiert, wenn allerhand Surrogate den fehlenden Kern ersetzen sollen und so das Gefühl für das, was allein wichtig, was allein wesentlich ist, mehr und mehr abgestumpft wird?

Leopold Schmidt

Die Melodie

„Wie das Fettauge auf der Suppe." Das Gleichnis ist an sich hübsch, und wer es erfunden, war ein gescheiter Mann. Fragt sich nur, worauf das nette Sprüchlein seine richtige Anwendung findet. Auf die Melodie über einer bescheidenen leisen Begleitung, wo das Orchester den Dienst einer Riesenharfe versieht? Es kommt darauf an, ob wir denken oder uns mit einem Späßlein begnügen wollen. Mit demselben Recht könnten wir den kontrapunktischen Stil mit Käsewürmern vergleichen,

die durcheinanderkrabbeln. Also worum ist es einem zu tun, um Witzlein, die den Leser auslachen machen, oder um die Wahrheit? Wenn um die Wahrheit, so sage ich: die Melodie schwebt mit der nämlichen Befugnis einsam und hoch über der Begleitung wie der Adler über dem Gefilde und die Sonne über der Erde. Will man etwa auch Adler und Sonne mit dem Fettauge über der Suppe vergleichen?

Die Melodie ist eines der tiefsten und schönsten Geheimnisse der Seele, dem nachzuspüren sich für einen ernsten Denker wohl lohnen würde. Daß eine kleine Folge von Tönen eine organische Verbindung bildet und zwar eine solche Verbindung, daß unser Herz dadurch bestrahlt und beseligt wird, und daß die mindeste Abänderung der Tonfolge unser Gemüt gänzlich umstimmt, das ist ja in dem erstaunlichen Reiche der Musik das allererstaunlichste. Natürlich handelt es sich hier um den denkbar verwickeltsten Vorgang, wo eine Unmenge von Faktoren mitspielen, von denen das Gefühl eines begabten Musikers jeden einzelnen instinktiv, aber haarscharf abmißt und mit der Diamantwage abwägt, wenn er eine Melodie schafft. Dem gilt es nun ebenso fein mit dem Bewußtsein nachzuspüren und mit dem Gedanken zu folgen, wenn man ergründen und begreifen will, was Melodie und was eine gute, was eine nichtsnutzige Melodie ist. Wie plump nimmt es sich da aus, wenn ein Referent leichthin von einer gefälligen, hübschen Melodie berichtet. Gefällig! Als ob eine Melodie nur den Beruf hätte, anzusprechen und zu gefallen. Beglücken und beseligen soll sie, und sie kann es. Und daß nur ein durch und durch guter Mensch eine Melodie ersten Ranges erfindet, das hat man noch nicht gemerkt? Eine edle Melodie ist der Abglanz eines vom Sonnenschein der Güte durchglänzten Herzens. Und wie sich die individuelle Schattierung der Güte so charakteristisch und so deutlich bei jedem Komponisten in der Melodie ausdrückt! Das sommerliche mittagssonnendurchwärmte Friedensglück eines Haydn, die paradiesische Wonne eines Schubert, der morgenhelle Lerchenjubel eines Auber, die hauchende schmelzende Innigkeit eines Bellini. Das alles fühlt das naive Volk mit empfänglichem Herzen dankbar nach, der Dummgebildete verachtet es, die Wissenschaft hat es meines Wissens noch gar nicht bemerkt, geschweige denn ergründet. Es wird zwar schwer, sehr schwer zu erklären sein, allein wenn es eine ernsthafte Wissenschaft der Seelenkunde gibt, so darf sie sich dieser Aufgabe nicht entziehen, denn aus der Melodie gelangen wir in die geheimnisvollsten Gründe der menschlichen Seele. Es gilt für die Wissenschaft, meine ich, mit der Melodie das zu tun, was Herbart mit der Harmonie getan hat.

Wer aber über den Wert der Melodie hochmütig die Nase rümpft, den mag es vielleicht doch etwas stutzig machen, wenn ich ihm mitteile, daß Jakob Burckhardt, wie ich es aus seinem eigenen Munde weiß, aus der hochmütigen Verachtung der italienischen Melodie zum ersten Male eine dogmatische Beschränktheit des germanischen Urteils erkannte. Übrigens keine Gefahr! Die Melodie hat noch nicht ihr letztes Wort gesagt. Wenn wieder einmal Leute kommen werden, die sie können, so wird die musikalische Doktrin schon dafür sorgen, daß sie dann zeitgemäß erscheint. Carl Spitteler

Über musikalische Kultur

Ein Vortrag, den ich über dieses Thema vor einigen Monaten im Arbeiter-Diskussions-Klub zu Karlsruhe gehalten habe, ist im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig im Druck erschienen (Preis 75 Pfennige). Ein paar von den Grundlinien des Vortrags mögen den Kunstwartlesern andeuten, welcherlei Fragen das Heftchen behandelt.

„Unter persönlicher musikalischer Kultur ist die der persönlichen Veranlagung eines Menschen entsprechende Bildung seines musikalischen Empfindens und die seiner Gesamtbildung entsprechende Teilnahme an einer gesunden öffentlichen Musikpflege zu verstehen.

„Neben dem Hause fällt die Bildung des musikalischen Empfindens als wichtige Kulturaufgabe allen öffentlichen und privaten Schulanstalten zu.

„Die Aufgabe dieser ist (als Ergänzung der zahlreichen Wissenszweige), vor allem den Gesangunterricht als Mittel zur Erziehung des allgemeinen wie des künstlerischen Empfindungslebens zu benutzen.

„Alle persönliche musikalische Kultur hat nur Wert, wenn sie nicht Modesache, sondern inneres Bedürfnis ist. Aller Zwang ist vom Übel. Nicht auf persönliches Leisten, sondern auf das Begreifen, auf das Erfühlen künstlerischer Werte kommt es an.

„Die Beteiligung an der öffentlichen Musikpflege hat nicht nur im Anhören guter Aufführungen, sondern möglichst auch in der aktiven Teilnahme an großen gemischten Choraufführungen zu bestehen. Gute gemischte Chöre lassen stets auf die künstlerische Kultur einer Stadt, eines Landes sichere Schlüsse zu.

„Das Wichtigste für die allgemeine musikalische Kultur ist, daß die Musik den engen Zusammenhang mit dem Leben nicht verliert oder, da sie ihn vielfach verloren hat, wiedergewinnt. Zu fördern sind deshalb alle Bestrebungen, die der Erhaltung und Verbesserung der Gebrauchsmusik (bei Volksfesten, Ausflügen, bei der Arbeit, im Hause usw.) gewidmet sind.

„Daneben ist zu erstreben, daß jeder größere Ort sein künstlerisches Musikleben hebt, fördert, eigentümlich gestaltet und innerlich belebt.

„Schädlich ist alles Veranstalten überflüssiger Konzerte, sind alle Agenten-Unternehmungen. Wert hat nur, was bodenständig ist und durch das Bedürfnis nach Kunstgenuß erhalten wird.

„Verderblich für die musikalische Kultur ist fast durchweg die Art, wie Kunstfragen in der Tagespresse behandelt werden, da diese nicht das kulturell Wertvolle, sondern das Äußerlichste betont und Personenkultus treibt.

„Notwendig ist, daß alle Schichten des Volkes sich ihren Kräften gemäß gleichmäßig und ohne Sonderung voneinander an der öffentlichen Musikpflege beteiligen. Es gibt nur eine Musik für Alle, die im Leben und in der Kunst Erhaltung und Bereicherung eines gesunden, starken Empfindungslebens suchen. Alles andere ist Mode und Schwindel."

Mir scheint, daß jetzt zum Beginn der Konzert- und Theatersaison der Hinweis auf die Beschäftigung mit Fragen der musikalischen Kultur wohl am Platze ist. Voraussetzung einer segensreichen Beteiligung an dem öffentlichen Musikleben, das während des Winters ja besonders stark blüht, ist und bleibt die bewußte Auslese aus dem, was dem Publikum als Kunst angeboten wird,

sowie das innerliche Verarbeiten, Verdauen des Genossenen, damit dem Gefühlsorganismus neues, frisches Blut zugeführt wird.

Gerade die Laien müssen helfen, daß unser öffentliches Musikleben wieder Kultur genannt werden kann. Denn, wenn mir einer der ersten Musiker Deutschlands schrieb: „Musikalische Kultur? Ja, da haben Sie doch über etwas geredet, was es bei uns in Deutschland gar nicht mehr gibt", so hat er leider — es handelte sich um die Großstädte — recht. Die Kunstfreunde müssen helfen, daß der Zustand, der durch einen Teil des jetzigen Musikergeschlechts und seine Geschäftsträger geschaffen worden ist, überwunden werde. Besonders die Kunstfreunde der mittleren Städte. Es gibt viel mehr Laien, denen die Kunst Herzenssache ist, als „Künstler". Diese Laien sollen ihr Recht auf Kunst verteidigen und behaupten gegen alle diejenigen, denen das Verständnis dafür fehlt, daß eine Kunst, die den Zusammenhang mit dem Leben aufgibt, damit ihre eigene Lebenskraft verliert.

Georg Göhler

Sommer-Oper

Außer in den Versuchen, neben der Hofoper eine zweite bürgerliche Oper zu gründen, hat sich in Berlin die kunstgeschäftliche Unternehmungslust von jeher in sogenannten „Sommer-Opern" betätigt. Das Krollsche Etablissement verdankt bekanntlich dieser Neigung seinen Ruhm; durch die Sommer-Opern des Kommissionsrat Engel ist es, ursprünglich ein Fest- und Tanzlokal, in die Reihe der Theater gerückt, bis es sich als „Neues königliches Operntheater" vor einigen Jahren zu einer Filiale der Hofoper entwickelte. Es war harmlose Kunst, die der „alte Engel" hier bot; von Anbeginn herrschte das Star-System, die Berliner sollten vor allem mit berühmten Gästen bekannt gemacht werden, und kein Mensch dachte daran, einen ernsten künstlerischen Maßstab an das Gesamtspiel zu legen. Das hat sich glücklicherweise inzwischen geändert. Wir Epigonen der Wagnerzeit sehen in der Oper als Kunstform etwas anderes als den Vorwand zu virtuosen Einzelleistungen; insoweit wenigstens hat das Wirken des Meisters seinen Einfluß auf die Massen gehabt. Die Sommer-Oper aber ist ihrem Wesen nach dieselbe geblieben, an wie verschiedenen Stätten sie auch in die Erscheinung trat. Seitdem sie bei Kroll — in den Vorjahren mit ziemlichem Mißerfolg — unter königlicher Flagge segelt, hat man deshalb alle Veranlassung, auch ihr kritische Beachtung zu schenken. Scheint es doch, als ob sie nach den pekuniären Erfolgen dieses Sommers, der zum ersten Male Werke Wagners in den Spielplan mit einbezog, um kontraktlicher Verpflichtungen der Intendanz mit dem Pächter willen fortab zu einer ständig wiederkehrenden Einrichtung werden soll, bis einmal das geplante neue Opernhaus an die Stelle dieses schicksalsreichen Gebäudes tritt. Da wäre es schlecht angebracht, den bisher üblichen, aus Mitleid mit den von Schaden Bedrohten milden Ton anzuschlagen, der über die Frage, ob es sich um eine Kulturerscheinung oder eine Kunstgefahr handelt, vorsichtig hinwegleitet.

Das Wort „Sommer-Oper" muß wie das Wort „Volks-Oper" unter den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen leider etwas Unkünstlerisches bedeuten, weil beide Begriffe zwei Haupterfordernisse jedes Opernunternehmens verneinen: Zeit und Geld. Bei aller Sympathie für die

modernen Bestrebungen, dem Volke die Kunst näher zu bringen, kann man sich der Tatsache nicht verschließen, daß ohne große Zuschüsse eine Ermäßigung der Eintrittspreise nicht ohne Ermäßigung der Leistungen möglich ist. Gerade bei der Oper spielt nun einmal das Wirtschaftliche eine Rolle, die nie ohne Schädigung der Kunstleistung übersehen werden kann. Bis jene Zuschüsse da sind, machen allein schon die Ansprüche, die in dieser Hinsicht der Bestand eines guten Orchesters stellt, alle idealistischen Bestrebungen in der Praxis zuschanden. Nur wenn die sicher begründeten Hoftheater für billiges Geld Vorstellungen veranstalten könnten, würde eine Demokratisierung in würdiger Form vor sich gehen. Bisher sind noch alle derartigen Anregungen an den gleichen materiellen Gründen gescheitert.

Zu zweit erfordert die Oper, infolge ihres vielgliedrigen Apparates, wie keine andere künstlerische Gattung einen Aufwand von Zeit und sorgsamster Arbeit. Es ist ein Unding, den Organismus einer Oper für *kurze Zeit* ins Leben rufen zu wollen. Damit ist die „Sommer-Oper", die in ihrer Art sich nur äußerlich von der berüchtigten „Monats-Oper" unterscheidet, in den Augen Ernstdenkender gerichtet. Nicht das Werben und die Vereinigung vortrefflicher Künstler sichern den Erfolg; alles kommt vielmehr — auch hier vom Orchester angefangen — auf das Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren an. Nur Unkenntnis vermag sich darüber zu täuschen, daß dergleichen (im günstigsten Falle!) einzig das Ergebnis jahrelanger, hingebungsvoller Bemühungen sein kann. Selbst Bayreuth widerlegt das ja nicht.

Das Entgegenkommen der Intendanz hat der heurigen Sommer-Oper u. a. die „Meistersinger" und die „Walküre" ausgeliefert. Was haben wir da, neben manchem Gelungenen, an Unzureichendem und Unfertigem erleben müssen! Man fragt sich, wozu eigentlich Wagner für seine Ideen gelitten, was es mit dem Verständnis der Fachkreise und mit dem Wirken Bayreuths auf sich hat, wenn wir des Meisters eigene Werke, noch ehe sie „frei" geworden, in der öffentlichen Behandlung auf den Troubadour-Standpunkt herabgedrückt sehen. War die ganze Begeisterung wieder nichts als heuchlerisches Phrasentum, das verstummt, sobald geschäftliche Interessen sich geltend machen? Wo sind die Rufer im Streit solchen bedenklichen Erscheinungen gegenüber? Leider kann kaum ein Zweifel mehr bestehen, daß das die Vorboten kommender Dinge sind. Wenn die Schutzfrist nicht verlängert wird (was wiederum aus anderen Gründen kaum zu wünschen), werden auch die Werke des Bayreuthers dem Schlendrian verfallen und ihre erzieherische Wirkung nach und nach einbüßen. Der Kunstbetrieb der Allzugroßstadt wird Verhältnisse mit sich bringen, die bisher nur in der Provinz möglich waren, und die spekulativen Köpfe, die von einer „Volks-Oper" träumen, werden leichteres Spiel haben. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob unser Opernwesen einer höheren Entwicklung entgegengeführt werden sollte, als ob man, aufgerüttelt durch ein heroisches Beispiel, nicht mehr gedanken- und gewissenlos an den natürlichsten Forderungen vorbeigehen wollte. Nun sind die Befürchtungen nicht von der Hand zu weisen, daß dem Aufstieg der Abstieg folgt, und das, was Wagner die „öffentliche Kunst-

nichtswürdigkeit“ nannte, doch immer wieder zum Siege gelangt. Die Berliner Sommer-Oper hat uns einen Vorgeschmack gegeben. Als warnendes Symptom sollte sie nicht unbemerkt bleiben.

Leopold Schmidt

Dürerbund-Münzen

Auf einer Beilage hinterm Heft finden die Leser diejenigen Entwürfe zu deutschen Reichsmünzen abgebildet, die nach dem ersten Preisausschreiben des Dürerbundes mit einstimmigem Spruche von einem Preisgericht gekrönt worden sind, dem außer den Vertretern des Dürerbundes selbst die Künstler Diez, Groß, Klinger, Schultze-Naumburg, Wrba und die Kunstschriftsteller und Museumsdirektoren Jessen, Lehrs, Seliger und Treu angehörten, also wohl unbestreitbar von einem zuständigen Preisgericht. Nur der gleichfalls ausgezeichnete Entwurf von Hans Reisner mußte, aus einem rein äußerlichen Grunde, fehlen, und anderseits sind ein paar Entwürfe von Bruno Elkan mit abgebildet, die für die Berücksichtigung beim Preisverteilen zu spät eingegangen waren.

Den ersten Preis haben Maximilian Dasios Münzen erhalten, welche die obersten beiden Reihen der Tafel einnehmen. Wir sagten damals, es wäre wohl kaum zu keck, angesichts dieser Stücke ein berühmtes Wort abzuwandeln: „wenn Sie wollen, so haben Sie nun eine Reichs-Münz-Kunst“, und ein Fachmann, wie der Direktor des Münchner Münzkabinetts Habich, erklärte jüngst, schon mit diesen Münzen habe das Preisausschreiben des Dürerbundes seine nächsten Zwecke vollkommen erreicht. Abbildungen geben von jeder Art Plastik nur einen schwachen Begriff, aber wenigstens das Stück mit dem gekrönten schreitenden Adler läßt wohl selbst hier noch seine entzückende Schönheit auch den ahnen, der im „Übersetzen“ von Abbildungen plastischer Werke ungeübt ist. Interessant ist, daß die gebräuchliche heraldische Stilisierung des Adlers nicht nur von Dasio, sondern von allen Bildhauern, die in Frage kamen, aufgegeben worden ist — übrigens hat ja sogar der Preußenadler noch zu Friedrichs des Großen Zeit die heraldische Form weit seltener gezeigt. Wir bitten die Leser, Dasios und seiner Mit-Preisträger Münzen nicht nur auf ihre künstlerischen Leistungen anzusehen, sondern auch auf die künstlerischen Möglichkeiten hin, auf welche sie deuten.

Das Preisausschreiben des Reichs um Entwürfe für ein 25 Pfennig-Stück darf als ein erster Erfolg der Dürerbundarbeit auf dem Münz-Gebiete angesehen und aufrichtigst bedankt werden. Daß wir in Deutschland die Kräfte haben, um unserm Volk so herrliche Münzen zu geben, wie sie Frankreich prägt, und doch eigene, nicht nachgeahmte, doch eben deutsche Münzen, das beweist neben dem Erfolge unsres Wettbewerbs jede größere Ausstellung von Medaillenkunst. Man möge nur ja recht weitherzig in den Bedingungen sein! Man möge vor allem eine reiche Mannigfaltigkeit der Münzen ermöglichen! Es ist nicht der geringste Grund, weshalb die Münzen verschiedenen Geldwertes auch nur innerhalb der vier Metallarten bis auf die Wertangabe das gleiche Gepräge tragen müssen. Warum könnten unsre zwölf Münzwerte nicht nach zwölf wesentlich verschiedenen Modellen hergestellt werden, während sie jetzt das langweiligste Einerlei zeigen? Durch

die verschiedenen Staaten könnte die Mannigfaltigkeit ohne jeden Schaden für die Reichseinheit fröhlich weiter vermehrt werden. Schließlich könnte die Wiedergabe sowohl des landesfürstlichen Bildniskopfes wie des Reichsadlers auf einige wenige Münzarten beschränkt werden; wir sind ja in Deutschland auch bei den Briefmarken von den Monarchenbildnissen abgegangen, und unsre Kupfermünzen verzichten ebenfalls auf sie. Beachtet würden die einzelnen Bildnisse wahrscheinlich mehr, wenn sie nicht ununterbrochen durch die Hand liefen, sondern nur zwischen andern schönen Darstellungen gelegentlich. Recht betrachtet würden die Münzen überhaupt erst werden, wenn sie mannigfaltige Bilder zeigten. Dann könnten sie die feinste und edelste Kunst fürs Volk werden, die sich nur vorstellen ließe. A

Bildhauer und Modelleure

Der Sprachgebrauch ist daran schuld, daß im größeren Publikum immer noch ein Unterschied viel zu wenig beachtet wird, der doch ästhetisch von großer Bedeutung ist. Alle Plastiker unter den bildenden Künstlern nennen wir Bildhauer, während nur eine ganz kleine, jetzt allerdings wieder wachsende Minderheit unter ihnen Bildhauer im eigentlichen Sinne sind, denn die große Mehrzahl der sogenannten Bildhauer sind Modelleure. Das Wort natürlich einfach zur Bezeichnung einer Tätigkeit gebraucht, nicht etwa, als bedeute es an sich Minderwertiges. Man vergegenwärtige sich den Unterschied in der Arbeit, wie er sich im Idealzustande zeigen würde, d. h. dann, wenn das erste Schaffen auch schon das endgültige bleiben könnte.

Der Bildhauer hat den Steinblock vor sich, den festen, harten, ungefügen, in seiner Form begrenzten: aus dem soll er nun das Gebilde „hauen“, indem er wegschlägt, was überflüssig ist. Mit dem äußeren Auge sieht er fortwährend die Erscheinung des Steins, während seine Hand ihn beim Bewältigen fortwährend empfindet und seine Arbeitsweise dem harten Stoffe sich anpaßt. So erzeugt sich in ihm ein Gefühl des Steins, und dieses vereinigt sich mit seinem Gefühl von dem Lebewesen, das er darstellen will, wenn sich seine innere bildhauerische Anschauung bildet. Die ist's, der er mit dem Meißel aus dem Block heraus Verkörperung zu schaffen sucht im „gehauenen Bilde“. Steht das Werk vollendet, so fühlt der Beschauer das Lebewesen, wie es der Künstler gefühlt hat, aber auch das Gefühl, das der Künstler vom Stein gehabt hat, strahlt vom Steine gleichsam aus, und sogar das Gefühl, das der Künstler bei der technischen Bewältigung dieses Steines empfunden hat, glänzt wenigstens einen leisen Widerschein auch in des Beschauers empfänglich genießende Seele. Empfänglichkeit vor Kunstwerken ist ja ein Nachbilden des künstlerischen Vorbildens, bei dem auch die Lustgefühle des Schaffenden im Genießenden mit anklingen.

Ganz anders arbeitet der Modelleur. Das Wachs, der Ton oder was er zum Modellieren nimmt, hat nicht wie der Block eine fest umgrenzte Form: er kann davon weg, aber er kann auch dazutun. „Übersetzen“ muß auch er die Natur: er kann z. B. Haupt- und Barthaar nicht in tausend einzelnen Fäden geben, aber ungleich freier ist er doch als der Bildhauer, ungleich dienstwilliger fügt sich der Vorstellung des lebendigen

Körpers sein weiches Material unterm Modellierholz. Ein besonderes Gefühl von diesem besonderen Material und der besonderen Arbeit darin erwächst auch ihm und verbindet sich in ihm zu seiner Art von plastischer Anschauung, wenn er gestaltet. Man denke an den Reiz, den etwa Tanagrafiguren oder der Wachskopf des Mädchens von Lille auch aus ihrer Technik atmen, um sich das zu vergegenwärtigen.

Nun reicht aber im bildnerischen Betriebe die eigenhändige Arbeit aus vielerlei Gründen nur selten bis zum fertigen Werk. Im strengsten Sinne genommen ist ja kein gegossenes Werk ein Original, auch keins in Bronzeguß. Beim Bronzeguß ist das unvermeidlich, der Schaden ist aber wegen der außerordentlichen Leichtigkeit des Metallflusses auch nicht gar groß: wir übersehen in Wahrheit das Metall, und empfinden das endgültige Gebilde, als wär es modelliert, es sei denn, daß eine Überarbeitung an der Bronze selbst der Arbeit wieder einen besonderen Bronze-Reiz gäbe. Es werden aber auch die Steinarbeiten bei weitem zumeist von andern Männern modelliert, von andern im Steine geformt. Der Schaden wird je geringer sein, je mehr der sogenannte „Bildhauer", in Wahrheit: der „Modelleur" das Gefühl vom Steine aus praktischem Arbeiten am Steine her in sich trägt und also beim Modellieren schon betätigt. Ein Bruch aber bleibt. Die künstlerisch relativ beste Leistung entstände hier, wenn der Modelleur nur eine Skizze seines Werkes gäbe, die der eigentliche Bildhauer frei ausführen könnte. Besonders in früheren Zeiten ist das auch oft geschehen, aber freilich fast immer nur bei dekorativen Arbeiten, bei denen kein „Letztes" in Ausdruck und Form „herauszuholen" war. Ein „Letztes" darf als solches keine äußerliche Zutat sein, es muß schon vom modellierenden Künstler mit dem Entwurf zusammen konzipiert werden.

Das Ideal bliebe also für Steinarbeiten: Ausführung durch ein und denselben Künstler vom ersten Entwurf bis zur letzten Berührung mit dem Instrument. Das ist jetzt auch vielfach anerkannt worden, und wo man's kann, arbeitet man danach. Die meisten Beschauer aber denken bei plastischen Werken, abgesehen vom „Stoff" und von der „Idee", immer nur an die Naturnachahmung. Sie wissen es gar nicht, daß manche der feinsten Genüsse uns erst „aufgehen", wenn wir im Kunstwerk neben dem dargestellten Lebewesen auch den Stein oder das Erz oder den Ton, kurz: den „Materialreiz" gleichsam mit des Künstlers Nerven fühlen — anders gesagt: wenn wir mit des Künstlers Empfindung den Stoff beseelen können.

Wir wollen gelegentlich an Beispielen auf diese Dinge zurückkommen.

Angewandte Kunst

Neue deutsche Brunnen

Der Aufstellung öffentlicher und lebendiger Brunnen an Stelle herkömmlicher und toter Dutzend-Standbilder haben wir zwar oft schon das Wort geredet, aber wir möchten doch immer wieder auf moderne Lösungen hinweisen, die sich glücklich der stattlichen Reihe überlieferter Schmuckbrunnen einfügen. Es ist kein Zufall, daß hier der Süden und Westen Deutschlands zuerst wieder den Anschluß an die Vergangenheit gesucht und gefunden haben. In den alten Reichsstädten, besonders in den kleineren und kleinsten, plaudert ja fast immer ein festlich aufgerichteter

Marktbrunnen von der alten bürgerlichen Herrlichkeit. Und vollends in der Schweiz ist kein Städtchen so klein, es hätte denn sein laufendes Wasser durch allerlei rüstig bewehrte oder friedlich geschmückte Bilder, die mitunter auch gar lustig umgrünt und umblüht sind, zum dienenden Eintritt in das Gemeinwesen feierlich empfangen. Diese alte heitere Symbolik sollten wir uns auch heut nicht nehmen lassen, keine Wasserleitung im Hause sollte uns daran hindern, dem guten Element draußen auf Platz und Straße lebendigen Ausdruck zu schaffen. Es müssen nicht nur einige wenige Pracht- und Prunkbrunnen, es sollten im Gegenteil zahlreiche kleinere „Gelegenheitsbrunnen“ sein, wie sie zum Beispiel Georg Wrba in den letzten Jahren neben seinen großen und monumentalen, z. B. in Aschersleben, Nördlingen und Kempten wiederholt und vortrefflich geschaffen hat.

Unter den Großstädten ist München mit den glücklichsten Entwürfen bedacht, die, erfreulich genug, auch immer am rechten Flecke stehen. Wer hätte sich nicht, wenn er die Stadt der Ausstellungen und Kongresse Sommers besuchte, vom gewaltigen Rauschen des Hildebrandschen Wittelsbach-Brunnens köstlich erquicken lassen! Wer aber in diesem Jahr den Karlsplatz überschritt, wurde von Hubert Netzers „Nornenbrunnen“ überrascht, einem der Idee wie der großen und ruhesamen Form nach gleich meisterlichen Werke. Sein „Narziß“, ein älterer Entwurf, hat sich an einen stilleren Ort, in einen Innenhof des Bayerischen Nationalmuseums zurückgezogen und hält da gute beschauliche Nachbarschaft mit Hildebrands „Hubertus“.

Heimatpflege

Von der neuen Blumensprache

Ich werfe mich in die Brust und möchte singen, wenn ich aber schreiben soll, so muß hinter jeden Satz ein Ausrufungszeichen!

Es ist unserm rastlosen Erfinden gelungen, die liebliche Sprache der Blumen, die so oft in Zweideutigkeiten mißbrauchte, von manchem Unsauberen beschmutzte Blumensprache in feste untrügliche Formen zu bringen!

Das geheimnisvolle Idol, das sonst nur der feinen Seele offenbar ward, hören alle heute in klaren bestimmten Lauten aus dem Schoße der Blume sprechen! Die Blume spricht, sie singt, sie musiziert! Das Geheimnis ist von dem Dunkel enthüllt, der wundersame Schatz klingt uns rührend zu Ohr!

Nämlich: Das Florophon ist erfunden! Ein Wunderwerk der Technik! Ein Blumentopf mit einer Klappe, dahinter das Triebwerk treibt, eine Blechplatte wie Erde bemalt und sechs grüne Rohre mit je einem großen Blatt! Palmenblätter! Hymnen erklingen aus ihrer Tiefe, Trompetengeschmetter, Liebeslieder, Gassenhauer, Chansonettentriller, Aujustreime! Florophon! — Der sinnige Name deutet an die tiefe gemütvolle Art und die geistige Größe des Erfinders und die Erhabenheit unsrer Kultur!

W. Schmidt

Romantik aus Blech

„Wie in anderen Gebirgen Deutschlands,“ schreibt die Deutsche Jägerzeitung, „so sucht man sich auch im Taunus einen »Hirschsprung« zu schaffen. Der Taunusklub Camberg hat zu diesem Zwecke auf einem hohen Felsen an der sogenannten »Hirschbornwiese«, die an der Straße von Camberg nach Beuerbach liegt, einen aus Eisen-

blech in Lebensgröße angefertigten und naturgetreu bemalten Hirsch aufgestellt. Die neue Sehenswürdigkeit ist von Station Camberg in 40 und von Beuerbach in 20 Minuten zu erreichen." — Also alle nach Beuerbach! Warum sollten auch andre Gebirge allein Hirschsprünge haben? Jedes deutsche Gebirge hat das Recht auf Romantik, und wenn es auch eine Romantik aus Blech ist — nur naturgetreu bemalt muß sie sein. Zu den bemalten Rittern aus Holz oder Ton, die der Stimmung der deutschen Burgruinen so wirksam nachhelfen, passen sie ja auch wie der Draht zum Kesselflicker.

Grenzen des Industrialismus

In dem bald still, bald lauter geführten Kampfe um die Industrialisierung der Erzeugung werden mancherlei Fragen unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung und nicht zuletzt auch unserer gewerblichen Kultur entschieden werden. Grund genug, daß wir uns hier einmal darüber klar zu werden suchen, ob dem Industrialismus irgendwelche Grenzen gesteckt werden sollten und könnten.

Zunächst: Industrialismus ist nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Ablösung der Handarbeit durch Maschinenarbeit, sondern erst dann, wenn mit ihr der Betrieb eines Gewerbes gleichzeitig kapitalistisch organisiert und auf die Herstellung bestimmter, einem großen, allgemeinen Bedarf dienender „Muster" zugeschnitten wird. Es wäre töricht, der Einführung und der Ausdehnung der Maschinentechnik an sich zu widerstreben; denn in nicht seltenen Fällen wird durch sie eine Vervollkommnung der Erzeugnisse erzielt werden. So haben beispielsweise Reisekoffer, optische Geräte, Werkzeugmaschinen und ähnliches durch die Nutzung mechanischer Hilfe bei ihrer Herstellung an technischer und ästhetischer Wertigkeit gewonnen. Erzeugnisse wie die aus den besten optischen Werkstätten hervorgehenden wären nicht möglich, wenn nicht überaus sinnreich konstruierte Maschinen die Bearbeitung und Zurichtung eines jeden Einzelteils mit einer Genauigkeit ausführten, die oft nur in Bruchteilen von Millimetern ausgedrückt werden kann und die der mit weniger vollkommenen Werkzeugen ausgestatteten Hand niemals erreichbar wäre. Bis zu welchem Grade diese durchaus zuverlässige Präzision moderner Hilfsmaschinen ausgebildet ist, erläutert am besten der Scherz, den Friedrich Krupp sich bei Gelegenheit irgendeines hohen Besuchs erlaubte. Er legte seine Taschenuhr auf den Amboß des 50 000 Kilogramm schweren Dampfhammers, ließ den Hammer herunterfallen — und zog die Uhr unverletzt wieder hervor. Der gewaltige Stahlklotz war einen Millimeter darüber stehengeblieben, wie es ihm durch die Einstellung der Maschine vorgeschrieben worden war.

Das Beispiel der optischen Geräte zeigt uns aber auch schon die „Grenzen des Industrialismus". Wir haben heute unvergleichlich viel vollkommenere Instrumente als einst. Wir haben aber auch minderwertigste Erzeugnisse in einer Fülle und Verbreitung, die früher niemals denkbar gewesen wäre. Die Maschine erlaubt ja, wenn das Kapital ihre „rationelle Ausnützung" übernimmt, auch die Beschleunigung und Verbilligung der Fabrikation — wenn man auf den Vorteil der Arbeitsgenauigkeit verzichtet. Gerade dieser Anreiz zur Billigkeit auf Kosten der Güte, der „Quali-

Handel und Gewerbe

tät", der im Wesen industrieller Wirtschaftsführung gegeben ist, macht es so notwendig, daß gewisse Grenzen erkannt und beachtet werden. Der Grundsatz der Industrialisierung ist nicht in allen Fällen gleich anwendbar. Er muß feinfühlig jedem Einzelzweck angepaßt werden. Aber an und für sich wird man vielleicht heute schon sagen dürfen, daß jedes Gewerbe reif sei für ihn, zum mindesten in absehbarer Zeit reif werden wird. Es gibt ja eine ansehnliche Gruppe von Menschen, die das aus achtbaren Gründen bestreiten: als Paradebeispiel dient ihnen immer das Bäcker- oder Fleischergewerbe. Mag sein, daß in diesen beiden die alte Handwerksform noch am besten erhalten geblieben ist. Aber es scheint mir, daß gerade sie am allermeisten für eine vollständige Industrialisierung geeignet wären. Wir haben ja schon Brotfabriken und Wurstfabriken, wir haben, namentlich in Amerika, Großschlächtereien. Warum sollten sich nicht auch Unternehmer finden, die uns die Semmeln jeden Morgen vor die Tür liefern, wie es der Bäcker tut, und die auch unsern Bedarf an Fleisch täglich befriedigen? Höchstens für den Kuchenbäcker und Konditor bliebe dann der Kleinbetrieb. Aber im übrigen ist die Zubereitung von Nahrungsmitteln im Großbetriebe durchaus denkbar, und es lassen sich auch genug Gründe anführen, die dafür sprechen. Die sanitäre Überwachung wäre, wenn sie nur überhaupt richtig organisiert würde, in ein paar Großbetrieben viel leichter durchzuführen als in hundert kleinen Bäckereien und Fleischereien. Und ob nicht die Versorgung der Bevölkerung mit den notwendigsten Lebensmitteln bei einer gewissen Zusammenfassung der Erzeugung und Verteilung besser und wirtschaftlicher vorgenommen werden könnte, will mir zum mindesten der Erwägung wert erscheinen. Allerdings, auch hier sind Grenzen gezogen für den Industrialismus. Wollte man eine Nahrungsmittelindustrie dieser Art zum reinen Profitgewerbe werden lassen, so böte das ernste Gefahren. Aber daß denen zu begegnen ist, beweist die Kontrolle, die auch heute schon in vielen Städten über die Fleisch- und Brotpreise ausgeübt wird. —

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei Gewerben, die an der Gestaltung unserer Umwelt arbeiten. Ich rechne dazu auch jene, die uns kleiden, die der Schneider und Schuster. Der Schuhmacher alten Stils verschwindet immer mehr. An seine Stelle tritt der Schuhhändler, der die Stiefel fertig von der Fabrik bezieht und nur noch Reparaturen ausführt. Man hat sich mit dieser Entwicklung schon ziemlich ausgesöhnt. Die Fabrik soll angeblich bessere, elegantere Stiefel liefern als der Handschuster, natürlich auch billigere. In verschiedenen deutschen Städten konnte man da im vergangenen Jahre ein ergötzliches Spiel miterleben. Die Stiefel wurden jeden Monat um 50 Pfennig bis 1 Mark wohlfeiler. Drei oder vier Schuhfabriken, die Niederlagen in ganz Deutschland haben, kämpften auf diese Weise um die Kundschaft. Jede Preisermäßigung der einen wurde von den andern unterboten. Aber das nebenbei. Die Frage ist, ob das Schuhmachergewerbe überhaupt in diesem Umfange industrialisiert werden durfte. Schultze-Naumburg hat früher hier gezeigt, wie der Fabrikstiefel unsre Füße verkrüppelt hat. Die unsinnige

spitze Form, die den großen Zeh nach innen verbiegt, ist noch immer das „gangbarste Muster“, wenn auch einige Fabriken angefangen haben, nach amerikanischen Vorbildern breite Stiefel anzufertigen. Aber es scheint mir zweifelhaft, ob selbst dieses Zugeständnis ausreichend ist. Die menschlichen Füße sind kaum auf eine Normalform zu bringen, und wie „fertig konfektionierte“ Anzüge selten gut sitzen, so wird auch der fabrikmäßig hergestellte Stiefel sich dem Fuß immer nur unvollkommen anpassen. Man sieht's zwar nicht so deutlich, fühlt's aber desto mehr. Und darum meine ich, die Industrialisierung dürfte sich hier nur auf die Vorarbeiten erstrecken. Das Zurichten und Spalten des Leders und ähnliches mag die Maschine im Großbetriebe machen, das kann sie besser und billiger als der Handwerker. Er aber sorge dann für unsere Beschuhung. Das kann *er* besser.

Mit der Tischlerei ist es nicht anders. Seitdem der Industrialismus in ihr seine Grenzen überschritt, bekamen wir die neue Möbelhallenherrlichkeit — muß ich Beispiele nennen? Hausrat kann noch viel weniger fabrikmäßig hergestellt werden als Fußbekleidung. Das hat man ja nun immerhin schon in recht weiten Kreisen eingesehen. Wenn irgendwo, so haben wir in der Tischlerei wieder ein Kunsthandwerk. Aber merkwürdigerweise machen sich gerade aus diesem neuen Kunsthandwerk heraus Bestrebungen bemerkbar, die vielleicht die Grenzen des Industrialismus schon wieder überschritten haben, die mindestens nahe davorstehen. Daß man alle Vorbereitungsarbeiten, das Trennen, Stemmen, Fugen des Holzes der Maschine überläßt, ist ganz in der Ordnung, sie entlastet die Hand und tut die Arbeit genauer als sie. Aber ob man Möbel und ganze Zimmereinrichtungen in bestimmten „Mustern“ — und seien es noch so gute und erfreuliche — nach Art der Industrie für den Markt arbeiten darf, will mir, je länger ich's überdenke, je zweifelhafter erscheinen. Schafft man damit nicht neue Klischees, eine neue Gewerbeschablone und erstickt gesunde Triebkeime, die man selber weckte? Und wenn soziale und wirtschaftliche Gründe dafür sprechen, dann täusche man sich wenigstens nicht. Ein Kunstgewerbe von der Art des alten kann auf diesem Wege niemals erstehen. Es fehlt die innige Beziehung zwischen dem Arbeiter und seinem Material, wie sie dort bestand, wo er es frei formte. Es fehlen vor allem, wie jemand geschrieben hat, „die Anregungen, die aus dem Material erwachsen. Sie gerade sind es, die manchem alten Stück einen besonders intimen Reiz geben. Irgendein schönes Stück Maser, eine Astblume geben Anlaß zu einem launischen Einfall. Auch beim Aufbau kommen neue Ideen, wie manches verschmitzte Fach in alten Möbelstücken bezeugt, dem man es ansieht, daß es nicht vorher bedacht und in den Plan hineingezeichnet war“. Sollten hier nicht doch Grenzen liegen für den Industrialismus?

Wenn man sie leugnet oder vernachlässigt, dann kann es wohl sein, daß es in ein paar Jahrzehnten besser aussieht um uns herum, aber eine gewisse durchschnittliche Einförmigkeit haben wir dann auch wieder. Johannes Buschmann

Recht und Richter von heut

Gesellschaft

Während die Idee der „Gerechtigkeit“ im Gegensatze zu dem als gerecht Erkannten und Anerkannten („dem Recht“) im Flusse

der Zeiten derart unverändert und unveränderlich geblieben ist, daß man sie wohl zu dem ewigen, im ganzen vergangenen und künftigen Verlaufe der Menschheitsentwicklung unverlierbaren Bestande an Kulturelementen rechnen kann, wird immer deutlicher, daß das Wesen des „Richters“ in neuerer Zeit einer Umwandlung unterworfen gewesen ist. Und zwar einer Umwandlung, die mit allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Tendenzen sehr bemerkenswert parallel geht. Früher war das Recht in der allgemeinen Anschauung eine mystische überirdische Macht, allmählich verwandelte es sich in eine von Menschen für Menschen nach dem Prinzipe der Gerechtigkeit gestaltete annähernde Festlegung des Willens der Gesamtheit. So mußte die alte, natürliche, wesentlich auf Erfahrung und Überlieferung beruhende Art der „Rechtsfindung“, die zum guten Teil Rechtsempfindung war, einer nach bestimmten technischen Regeln gelenkten, fachmäßigen Methode weichen. Das Gewohnheitsrecht ward verdrängt durch das geschriebene Gesetz, der Laie durch den gelehrten Richter. Von der „von Gott gesetzten“ Obrigkeit emanzipiert sich als Gesetzgeber das Zusammenwirken von Regierung und Parlament, und das beschleunigt den Gang jener Entwicklung vom Naiv-Handwerksmäßigen zum Bewußt-Technischen der Rechtsgestaltung und des Rechtsbetriebes immer mehr. Zugleich zeigt sich immer klarer die der ganzen modernen Entwicklung innewohnende Tendenz zur Mechanisierung und Schablonisierung auch in der Justiz. Das einzelne Rechtsanwendungsorgan, das noch immer den Namen „Richter“ beibehält, wird alles desjenigen, was sein Wesen an Eigenheit, Schöpferkraft, Persönlichkeit aufweist, mehr und mehr entkleidet; aus dem königlichen Rechtsfinder wird ein Justizbeamter, der sich vom Verwaltungsbeamten durch nicht viel anderes als die Aufschläge an der Uniform unterscheidet. Er wendet nicht mehr das Recht an, sondern das Gesetz, weil beide Begriffe nunmehr eins geworden sind. Nicht mehr aus dem alles Recht begründenden und gestaltenden Urgrunde wirtschaftlicher und sittlicher Verhältnisse, nicht also aus dem Borne des Lebens kann und darf der Richter unsrer Zeit schöpfen, sondern nur aus den papierenen Abstraktionen der von Ministerialbeamten geschriebenen und von parlamentarischen Mehrheiten beschlossenen Gesetze.

Um es unter einem Bilde darzustellen: das Recht als eine zum praktischen Gebrauche unbedingt nötige Festlegung jener nie ruhenden, stets flüssigen ökonomisch-ethischen Strebungen verhält sich zu letzteren, wie ein aus geraden Stäben bestehendes Vieleck zu einem Kreise. Je kleiner der Kreis, je starrer das Material der Stäbe, um so seltner gelingt es, beide zur Deckung zu bringen, um so größer wird ihre Abweichung voneinander. Als nur die Könige und Weisen des Volkes das Recht sprachen, da war jener Kreis am weitesten, die Kongruenz der beiden Gestaltungen fast vollkommen. Ein Harun al Raschid oder Karl der Große sprachen so Recht.* Nun wird der Kreis immer enger, schließlich wird Recht an Tausenden

* Daß bei diesen Richtersprüchen das Prinzip der Gerechtigkeit oft arg zu kurz kam, gehört auf ein anderes Blatt, da hier nur das Verhältnis von Recht und Leben zu betrachten ist.

und Tausenden von Orten gesprochen, zugleich wächst die Starrheit des Rechtsstoffes, die Gebundenheit des Rechtsprechers: bis das Recht in unserm Zeitalter des puren Gesetzesrechtes völlig unbiegsam, „unbeugsam“, wird.

Der Widerstreit zwischen Recht und Leben liegt offen da.

Nicht etwa, daß der moderne Richter durch die allmähliche Degradierung zu einem Gesetzanwendungstechniker in seiner Machtfülle geschmälert worden wäre. Im Gegenteil. Wie der Arbeiter des Maschinenzeitalters, der durch den Druck seines Fingers ungeheure Kräfte in Tätigkeit zu setzen vermag, an äußerer Gewalt über die Materie den alten Handwerker mit seiner von den Vätern ererbten beschränkten Kunstfertigkeit weit übertrumpft, so ist auch der Richter von heute vielfach als Rechtsprecher mächtiger, denn Harun al Raschid selbst. Man denke an das Bagatellverfahren, die Übertretungsjudikatur, die Rechtsmittelarmut in Strafsachen überhaupt. Aber seine Macht ist wie die des Arbeiters nur die Macht des Leblosen, für das er wirkt, dort der Maschine, hier des Gesetzes. Ihr fehlt die Freiheit und damit Stolz und Würde. Nicht das Recht als Gesamtwille spricht aus seinem Munde, sondern seine Funktion ist es, ein oft unvernünftiges, ihm selbst verhaßtes, veraltetes, schlechtes Gesetz dem Leben aufzuzwingen, anzupassen, so gut und schlecht es eben geht. Diese seine Funktion ist, wenn man will, wirklich nicht viel anderes, als der Übergang von der Maßarbeit zur Konfektion, von der sorgsam einzelgefertigten Handarbeit zum Massenartikel.

Wie stellt sich nun Justiz und Jurisprudenz selbst zu diesem fortschreitenden Verkalkungsprozesse, zu dieser steigenden Entfremdung zwischen Leben und Recht?

Schon werden Stimmen laut, die eine Remedur im Sinne einer Erweiterung der richterlichen Freiheit wünschen. Richterliche Stundung, bedingte Verurteilung, richterliches Begnadigungsrecht sollen hier Wandel schaffen. Daß diese und ähnliche Vorschläge zwar Linderung bringen, den in der allgemeinen Entwicklungstendenz tiefbegründeten Gegensatz aber nicht aufheben können, ist klar.

Bekannt sind auch jene Bestrebungen, welche das dem Richter, wenn auch in immer enger werdenden Grenzen zustehende Auslegungsrecht zum Hebel einer Annäherung der Judikatur an das soziale Geschehen machen wollen. Es sei an den „guten Richter“ von Chateau-Thierry, Magnaud, erinnert, der bei seiner Gesetzesinterpretation geradezu von dem Grundsatze ausgeht: „Im Zweifel zugunsten des wirtschaftlich Schwächeren“ und dadurch einer Verlebendigung der Justiz innerhalb der herrschenden Rechtsordnung die Bahn zu brechen versucht hat.

Die deutschen Reformvorschläge von Theoretikern (Bülow) und Praktikern (Adickes), Untersuchungen über die Methode der Jurisprudenz und ihre Eingliederung ins moderne Wissenschafts- und Kulturleben ebenso wie solche über den Zusammenhang von Recht und Erziehung weisen kräftig auf diesen schweren Schaden unsres Volkstums hin. Daß er in der Öffentlichkeit viel mehr als jetzt beachtet, daß er den geistig Führenden im Volke bewußt werde und bewußt bleibe, ist die Vorbedingung jeder Besserung.

Wie sich die Dinge in Zukunft weiter entwickeln werden, wissen wir nicht. Sicher ist nur das eine,

daß jede Reform, die den richterlichen Apparat allein ins Auge faßt, ohne die gesamte Rechtsordnung und Rechtsmethode selbst umzugestalten, nicht nur Stückwerk bleiben, sondern sogar geeignet sein muß, die Gefahr für die Rechtssicherheit als Kulturgut zu erhöhen.

Richard T[illegible]er

Vom Hauptmann von Köpenick

wird es wieder stiller. Es ist vielleicht gerade deshalb zu einer kleinen Betrachtung die Zeit.

Man hat dem Manne nach seiner Freilassung Huldigungen gebracht, daß die Straßen donnerten, dazu Glückwünsche, Gedichte, Geldgeschenke, Heiratsanträge und Bettelbriefe. Das gab so etwas wie ein „lustiges“ Gegenstück zu der Hinrichtungsvorstellung mit Grete Beier, welche Dame man übrigens auch in manchen Kreisen tatsächlich geliebt und bewundert hat. Wer einmal unsre Zivilisationsgeschichte schreibt, wird an beiden „Fällen“ mit allen Nebenumständen schönes Studienmaterial finden.

Der Rummel um Voigt hat, scheint mir, einen besonders eigentümlichen volkspsychologischen Hintergrund. Ich habe nach Voigts Köpenicker Tat bei aufmerksamem Lesen aller Berichte nichts finden können, was den Mann als einen bewußten Humoristen der Tat erwiese. Wie bei der Gerichtsverhandlung sehr bald ganz andre Momente in den Vordergrund traten, so glaube ich auch, daß es diesem armen gehetzten Menschen bei seinem Köpenicker Raubzuge ganz und gar nicht um Humor zu tun war, daß er mit außerordentlicher Kühnheit und auch Geschicklichkeit eine **Verzweiflungstat** ausführte. Wo ist ein Anzeichen dafür, daß es ihm um etwas andres, als ums Geld zu tun war, daß er einen großen **Spaß** machen wollte? Auch seine ganze Haltung bis in die letzten Tage jetzt widerspricht der Rolle, die man ihm zuschreibt, und daran würde selbst dann nichts geändert, wenn er sich von all der Hanswursterei um ihn jetzt selber zu dem Glauben benebeln ließe, man habe recht. Nicht **er** war der Komiker, der Weltgeist spielte uns **mit ihm** eine göttliche Satire vor, als wollt er unsre Nasen einmal auf eine Nationalschwäche in all ihrer Lächerlichkeit mit einem unwiderstehlichen „Merkt's euch!“ drücken. Tut nichts, das Volk hat sich den Schuster Voigt zu seinem neuen Till Eulenspiegel umgedichtet. Als solchen vergöttert es ihn.

Mir scheint nun, das gibt aus zwei Gründen allerlei zu denken. Erstens wegen dieses Bedürfnisses nach Satire überhaupt, dann, weil man mit Wonne gerade solche Gefühle verspottet glaubt, die unser Staat im Gegensatz zum Norden, Westen und Süden ganz besonders pflegt und für die große Masse seiner Angehörigen sogar für unentbehrlich hält.

A

Heer und Flotte

Über die deutsche Militärmusik

spricht ein früherer Offizier in der „Deutschen Militärmusiker-Zeitung“ sehr verständig. „Das sind die klügsten Truppenkommandanten und Soldatenerzieher, die ihre Kommandogewalt dahin anwenden, so oft als irgend möglich den Mannschaften die Fiedel oder die Posaune erklingen zu lassen.“ „Nicht nur ins Kasino gehört die Regimentsmusik. Die paar tausend Soldatenaugen schauen auch nach ihr aus.“ „Wo mit so gesetzlichen und billigen Mitteln »guter Geist« gemacht wird, bleibt dann auch immer noch Zeit

für die abendliche Gesangstunde. Für sie sind als Lehrer die Hoboisten berufen und als Musikdirigent ist es — der Kompanie-, Schwadrons-, oder Batteriechef. Er braucht dazu wirklich nichts vom Reich der Töne zu verstehen; wenn er sich nur zeigt, belebt sich die manchmal zu einer Art Kirchenschlaf ausartende Gesangstunde, denn nicht jeder Hoboist ist voll heiligen Eifers und sachverständigen Überblickes über die Grenzen unerlaubter Anforderung. Auf Abwechslung, Frische und Natürlichkeit sehe der Chef, nicht auf Kunstfertigkeit. Zu ihrer Pflege ist ein Unteroffizier-Gesangverein geeigneter. Zwar ist es erstaunlich, wie weit manche Truppenteile es bringen im Wohlklang ihres Männerchors, der in Stadt und Land gelegentlich der Manöver Aufsehen erregt und gern und dankbar gehört wird. Den Sängern aber bleiben solche Stunden unvergeßlich.

Auf dem Marsche sind Lieder und Märsche einfach nicht zu entbehren. Selbst in den Truppenteilen, in denen der Gesang seitens der Vorgesetzten nicht gepflegt wird, pflanzt er sich wie eine wild wuchernde Pflanze von Generation zu Generation fort. Alte Soldatenlieder sind's, die die Väter schon sangen. Sie klingen in schwermütiger Weise, so wie das Volk singt, von Heimat, Heimweh und Wanderlust, vom Land der Treue, Freundschaft und Liebe, vom Soldatenabschied und Soldatentod auf grüner Heide. Jede Provinz, jedes Kontingent verfügt über einen Stamm besonderer Lieder. Manche sind sehr singenswert, manche vom Standpunkt der Kritik weniger schön, — ihren Wert haben sie alle, sie bilden einen guten Kitt zwischen Mensch und Soldat."

„Es ist schade, daß wir jetzt so viel »offizielle« Musik im Heere haben. Was kann sich der einfache Mann bei der Nummer eines Armeemarsches denken! Die meisten dieser offiziellen Märsche sind zudem weder originelle, noch packende, noch volkstümliche Musik. Eine instrumentale Pflege des Liedes, nach dem sich meist recht gut marschieren läßt, wäre zu wünschen und würde auf dem Marsche den Gesang der Truppe volkstümlicher ergänzen, als ausgegrabene, wegen ihrer Wertlosigkeit bereits der Vergessenheit anheimgefallene Tonsätze; womit übrigens die Pflege der in jedem Kontingent historisch gewordenen wertvolleren Kompositionen nicht angetastet werden soll."

Der „wertvolleren"! Diese Bemerkung deutet vorsichtig auf einen bisher wenig beachteten Mangel des militärischen Musikwesens. Tatsächlich ist nicht alles wertvoll, was an historischen Märschen und dergleichen aus dem Dunkel der Archive hervorgezogen und offiziell gespielt wird, weil es irgendein dilettierender Prinz vor hundert Jahren komponiert oder eine weiland Prinzessin von einem Besuch im Ausland als „Souvenir" mitgebracht hat. Eine Auslese aus dem überlieferten Schatze der Heeresmusik tut not, wobei nur die Volkstümlichkeit und der künstlerische Wert den Ausschlag geben sollte. Mit dem aber, was nichts als historischer Ballast ist, zurück in die Archive!

R. Batka

Die Frau und das Gesellschaftsleben

Mann und Weib

Zu den Ursachen, welche im modernen Kulturleben die Stellung der Geschlechter zueinander wesentlich verändern, gehört nicht in letzter Linie der Niedergang der schönen Geselligkeit, jener Form des Verkehrs, die einen Austausch geistiger

Werte von Person zu Person vermittelt. Man kann sie in einem gewissen Sinne auch als eine Art künstlerischer Lebensbetätigung betrachten. Diese Kunst, das eigene Wesen durch den persönlichen Umgang zur Erscheinung zu bringen, ist bei Frauen viel häufiger zu finden als bei Männern, ja man hat sie nicht mit Unrecht als die spezifische Art der weiblichen Genialität bezeichnet. Vielleicht werden auch heute noch die meisten begabten Frauen — soweit nicht wirtschaftliche Nötigungen mitwirken — erst durch die Ungunst des persönlichen Verkehrs dazu getrieben, ihren Fähigkeiten auf einem andern Gebiete Spielraum zu schaffen, als auf jenem, das ihren ursprünglichen Neigungen entspräche. Dem modernen Leben sind die Grundbedingungen, die eine schöne Geselligkeit und deren Wirkungen auf die geistige Entfaltung möglich machen, beinahe völlig abhanden gekommen: die Übereinstimmung der grundsätzlichen Anschauungen und ebenso die Muße, die zur Empfänglichkeit befähigt, jene schöne Gegenseitigkeit, durch welche der Zuhörer und der Redende in einem beständigen Wechsel von Nehmen und Geben eine lebendige Einheit werden.

In demselben Maße aber wie das Gesellschaftsleben in der Gestalt der tonangebenden Salons zu einer historischen Erscheinung wird, wendet sich die Teilnahme jenen geistvollen Frauen zu, durch welche diese Gesellschaftskultur ihren höchsten Ausdruck fand. Sie haben der glänzendsten Zeit des alten Frankreichs ein besonderes Relief verliehen; als sich diese Epoche dort ihrem Ende zuneigte, traten auch in Deutschland eine Reihe jener weiblichen „Genies des persönlichen Verkehrs“ hervor, die ihre ganze Begabung, den Reichtum ihrer Bildung und ihrer Weltkenntnis an die Ausgestaltung einer schönen Geselligkeit wandten. Es ist bei manchen von ihnen, wie beispielsweise bei Frau Geoffrin, für uns nicht leicht, eine Anschauung davon zu gewinnen, worin im Grunde der außerordentliche Reiz lag, den sie auf Männer von innerem und äußerem Rang ausübten. Den später Lebenden blieb ja von ihrer Persönlichkeit nur der Abglanz ihrer Wirkung auf hervorragende Männer zurück, daneben im besten Falle noch die Zeugnisse ihres brieflichen Verkehrs. So sind die Umrisse ihres Wesens nur durch Interpreten wieder herzustellen.

Einen solchen Versuch hat Ellen Key in ihrem Buche über Rahel Varnhagen* unternommen. Was dieser Darstellung eine erhöhte Teilnahme sichert, ist nicht zuletzt der Umstand, daß sie von einer Frau herrührt, die, in vielen Stücken mit Rahel innerlich verwandt, vielleicht auch bestimmt gewesen wäre, ihre stärksten Wirkungen im persönlichen Verkehr auszuüben. Freilich setzt die Beherrschung des Gedankens in der Form des Essays noch eine andere besondere Begabung voraus; und man darf sich wohl fragen, ob die Entfaltung dieser Begabung, die der Wirkung der großen Persönlichkeit einen viel ausgedehnteren Raum gewährt, nicht als ein Ersatz für die verlorene Entfaltung im persönlichen Verkehr angesehen werden muß. Gewiß kann sich niemand, der sich mit Rahel Varnhagen beschäftigt, eines Bedauerns erwehren, daß

* Rahel, eine biographische Skizze. Autorisierte Übertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos. Verlag von E. Haberland, Leipzig.

dieser hohe und ungewöhnliche Geist völlig an die vergängliche Form des persönlichen Verkehrs gebunden war, ohne die Möglichkeit, sich in einer dauernderen Form Gestalt zu geben. Denn alle Wiederherstellung der Persönlichkeit durch Interpreten wird nie imstande sein, ein ganz zutreffendes Bild zu liefern. So spiegeln sich auch in den neun Kapiteln, in denen Ellen Key die vornehmlichsten Beziehungen von Rahels Geistesleben beleuchtet, zugleich die Tendenzen und die Eigenart von Ellen Key selbst. Persönlichkeit und Liebe, Religion und Gemeingefühl, Geselligkeit und Schönheitssinn benennt Ellen Key die Gesichtspunkte, nach denen sie ihre Darstellung gliedert; auch ist ein eigenes Kapitel dem Verhältnis Rahels zu Goethe gewidmet, dessen erste begeisterte Verkünderin in Deutschland sie war, als das Verständnis für ihn sich noch auf einen sehr kleinen Kreis beschränkte.

Allen Glanz und alle Wärme, über die Ellen Key gebietet, hat sie über die Gestalt Rahels ausgegossen, sie hat mit liebevoller Vertiefung aus Rahels eigenen Aussprüchen, wie aus denen ihrer Freunde ein prachtvolles Mosaik zu einem lebensvollen Bildnis zusammengefügt. Vielleicht könnte man einwenden, daß die Schatten daran fehlen und dadurch manche Seiten in diesem reichen Lebensschicksal unverständlich bleiben. Aber es liegt in Ellen Keys Darstellungsweise, daß sie mehr auf Schönheit und Schwung als auf Strenge des Gedankens und objektive Prüfung der letzten Zusammenhänge gerichtet ist.

Auch in dieser Darstellung erkennt man jedoch, daß Rahel von jener Begrenzung nicht frei war, die das eigentümliche Merkmal jeder spezifisch weiblichen Lebensform ist — der übermäßigen Konzentration auf die eigene Person. Wenn auch ohne jede Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung ist Rahel doch wie alle Frauen des Salonzeitalters ganz von sich selbst erfüllt; ja die Neigung eines vorzüglich kritischen Geistes zur Analyse verstärkt bei ihr noch die durch die Lebensform bedungene immerwährende Beschäftigung mit sich selbst. Und da der Zauber der lebendigen Berührung fehlt, verdrießt diese beständige Selbstbespiegelung den Fernstehenden durch die unverhältnismäßige Wichtigkeit, die sie dem eigenen Ich zu leihen scheint. Das Salonleben brachte es mit sich, daß die Dame, die den Mittelpunkt des um sie versammelten Kreises bildete, fast immer die einzige weibliche Person unter den Anwesenden war; auch Rahel mußte damit rechnen, daß mehr als eine oder zwei Damen außer ihr den Zusammenklang stören könnten. Diese Ausschließlichkeit aber liegt nicht im Wesen des weiblichen Geistes, sondern vielmehr in dem Wesen des Salons als Verkehrsform. Darin eben bestand sie, daß eine universell gebildete Frau, die eine feine Menschenkennerin und zugleich eine Meisterin in der Kunst des Gespräches war, einen Kreis um sich versammelte, den nur *sie* zusammenzuhalten vermochte. Was Marmontel mit Bezug darauf von Julie de Lespinasse sagt, gilt von jeder ausgezeichneten Vertreterin des Salonlebens: „Sie hatte ihre Leute da und dort in der Gesellschaft aufgelesen, aber so gut ausgewählt, daß sie bei ihrem Zusammensein so harmonisch zusammenstimmten, wie die Saiten eines Instrumentes . . . Ich könnte, um bei dem Vergleich zu bleiben, sagen, daß sie auf diesem Instrument mit einer

Kunst spielte, die an Genie grenzte."

Auf einem Instrument aber kann gleichzeitig nur einer spielen. Überdies weist der Ausspruch Marmontels auf das, was noch zu einem vollendeten Gesellschaftsleben unerläßlich ist — die Eignung einer größeren Anzahl von Personen, sich zu einem Instrumente wie Saiten harmonisch zusammenstimmen zu lassen.

Ich glaube, hier liegt der letzte Grund, warum eine geistig fruchtbare Geselligkeit im großen Stile gegenwärtig nicht mehr möglich ist. Eine Zeit, deren geistige Physiognomie durch die Verworrenheit, Zersplitterung, Gegensätzlichkeit der Anschauungen bestimmt wird, kann nicht das Material zu einem solchen Instrumente liefern, selbst wenn die Meister noch da wären, die es zu spielen verständen. In ihrer Untersuchung über die Ursachen, die den Verfall des Gesellschaftslebens bewirken, kommt Ellen Key zu dem Ergebnisse, sie seien nicht bei den Männern, wie die Frauen meinen, sondern gerade bei den Frauen selbst zu suchen. Die Gleichstellung der modernen Frau mit den Männern bringe es mit sich, daß auch viele Frauen durch angestrengte Arbeit „müde und präokkupiert in jene Gesellschaften kommen, in denen sie früher die belebende Kraft waren". Noch mehr aber bestimmt den Niedergang des Gesellschaftslebens nach Ellen Key der Umstand, daß die Frauen nicht mehr das sind, was für die Männer „die Poesie des Lebens" bedeutet: Offenbarungen der „echt weiblichen Natur", daß sie nicht mehr genügend natürlich, unmittelbar und echt sind. Diese Begründung hält einer genaueren Prüfung wohl nicht stand. In jener Gesellschaftsklasse, in der ehemals der Salon blühte, arbeiten die Frauen heute so wenig angestrengt wie einst; und die Lebensform der Dame, auf welcher der Salon beruhte, ist mehr auf die höchste Ausbildung einer Konvention, als auf Natürlichkeit, Frische und Echtheit des Empfindens begründet. Schon die Fragestellung Ellen Keys, ob die Schuld bei den Männern oder bei den Frauen zu suchen sei, scheint mir hier nicht am Platze; denn der Rückgang der schönen Geselligkeit hängt untrennbar zusammen mit dem Sinken der Bildungshöhe im allgemeinen und mit dem Zusammenbruch der Überlieferung, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts an alle Gebiete der Kultur betroffen hat.

Jede schöne Geselligkeit hat zur Voraussetzung eine homogene Geistesbildung der Beteiligten, vor allem aber eine hohe Ausbildung der Rezeptivität, des Vermögens, die durch den persönlichen Verkehr empfangenen Eindrücke in einem inneren Vorgang fruchtbar zu machen. Goethes Ausspruch: „Sich mitzuteilen, ist Natur, Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung," deutet an, worauf es bei einer vollendeten Form des persönlichen Verkehrs ankommt. Daß die Kunst des Zuhörens als der Ausdruck echter Aufnahmefähigkeit so bedenklich im Schwinden begriffen ist, stellt an sich schon der Geisteskultur der Gegenwart ein ungünstiges Zeugnis aus. Wer über die femininen Einflüsse klagt, denen das moderne Leben ausgesetzt ist, übersieht, daß gerade die weibliche Seite der Geisteskultur, die rezeptive, der Gegenwart fehlt, und daß mindestens in dieser Hinsicht ihr empfindlichster Mangel nicht in ihrer übermäßigen Verweiblichung, sondern eher in ihrer übermäßigen Vermännlichung zu suchen ist.

Denn das Besondere in jener Form des persönlichen Verkehrs, die in dem Salon des achtzehnten Jahrhunderts ihre vollendetste Gestalt erreichte, bestand darin, daß hier die im Mittelpunkt stehende Frau die gebende, produktive, organisierende Kraft war, die Männer ihres Kreises hingegen die Fähigkeit hatten, durch lebendige Empfänglichkeit Anregungen und Eindrücke aufzunehmen, um sich im Bereiche dieser Persönlichkeit ihrem führenden Einfluß unterzuordnen. Gentz hat nicht umsonst Rahel Varnhagen ein unendlich produzierendes Wesen und sich selbst ein unendlich empfangendes genannt; und sicherlich hat er die tiefere Eigenart Rahels besser getroffen, indem er von ihr sagte, sie sei ein „großer Mann“, als Ellen Key, die diese Genialität in der „echt weiblichen Natur“ sucht. Aller Reichtum und aller Glanz des Geistes, alle Fülle und Wärme der Empfindung, die ganze Herrlichkeit ihres Seelenlebens wäre für Rahel verloren gewesen, wenn sie nicht unter ihren Zeitgenossen die Empfänglichkeit und das entgegenkommende Verständnis, die lebendige Erwiderung gefunden hätte, ohne die ein geistig hochentwickelter Verkehr von Person zu Person als Lebensform nicht möglich ist. Würde Rahel in die Gegenwart versetzt, so könnte sie ihr Leben keineswegs so gestalten, wie vor hundert Jahren. Ausgeschlossen von der Möglichkeit, sich im persönlichen Verkehr auszuleben, hätte sie wohl auch im Drange unbefriedigter geistiger Antriebe den Weg eingeschlagen, auf den seither so viele begabte Frauen gedrängt wurden. Und sie wäre nicht Rahel Varnhagen geworden, sondern — Ellen Key, das heißt, sie hätte nicht einen Salon geführt, sondern Bücher geschrieben und Vorträge gehalten.

Rosa Mayreder

Bildung und Schule

Was unsre Rechtschreibung kostet

Aus Lehrerkreisen schreibt man uns die folgenden Zeilen haarsträubend ketzerischen Geistes:

„Recht-Schreibung — eigentlich haben wir ja gar keine. Die herkömmliche schriftliche Wiedergabe unsrer Schriftsprache ist bekanntermaßen weder geschichtlich zu rechtfertigen, noch ist sie eine eindeutige und genaue Umschreibung des Lautbestandes. Vielfach wird dieselbe lautliche Erscheinung durch verschiedene Mittel angedeutet (z. B. Sohn, Moos, Brot) und umgekehrt (z. B. ach, ich). Eine technisch vollkommene Rechtschreibung, die den Namen erst verdiente, wäre eine rein »phonetische« Umschreibung dessen, was wir in gutem Hochdeutsch sprechen. Und weil wir diese nicht haben, haben wir das, was wir »Rechtschreibung« nennen, was wir besonders lernen müssen, und was wir auch bezahlen müssen. Bezahlen? Ich will's vorrechnen. Nur hat solch Rechenexempel sein Böses, wenn man nicht Zeit hat, sich genauere statistische Unterlagen erst zu schaffen. So will ich einzelne nicht kleine Faktoren wegen der Schwierigkeit einer einigermaßen verläßlichen Schätzung aus dem Spiel lassen, und die andern vorsichtig mäßig ansetzen. Die meisten der folgenden Zahlen sind fast sicher zu klein.

Ich benutze den Lehrplan für die mittleren Volksschulen einer größeren deutschen Stadt. In den ersten beiden Schuljahren müssen die Kinder natürlich vor allem lernen, deutlich und lautrichtig zu sprechen, ein so gesprochenes Wort lautlich zu zerlegen und demge-

mäß aufzuschreiben — damit wäre für den Zweck einer schriftlichen Wiedergabe der Sprache alles wesentliche erreicht. Das Plus — unsere Rechtschreibung — kommt nun erst und kostet weit mehr Arbeit: schriftliche Übungsdiktate, Vorbereitungen dazu, Verbesserungen, gelegentliche Übungen, die fast in allen Stunden vorkommen. Nicht eingesetzt ist die Zeit für Hausaufgaben zum Zweck der Rechtschreibübung. Die in der Schule selbst aufgewendete Zeit verteilt sich nun etwa so:*

I — (18); II 1,5 (18); III 3 (20); IV 3 (24); V 3 (28); VI 1,5 (28); VII 1,5 (30); VIII 1,5 (30). Das sind I bis VIII: 15 (214) = sieben vom Hundert der Gesamtarbeit während der acht Schuljahre.

Also im ganzen in dieser Zeit 600 Stunden intensiver Arbeit, die jeder, aber auch jeder Deutsche deshalb aufwenden muß, weil unsre überkommene Wortschreibung technisch unvollkommen ist! Wir wollen diese Zahlen noch etwas weiterdenken. Da Deutschland etwa zehn Millionen Volksschüler zählt, so sind das jährlich 750 Millionen Kinderarbeitsstunden. Und nehmen wir an, daß in Klassen mit durchschnittlich 60 Kindern unterrichtet werde, so gibt das 12,5 Millionen Lehrerarbeitsstunden (mit den Korrekturarbeiten das Doppelte!). Nehmen wir weiter an, daß diese mit 1,50 Mark im Durchschnitt bezahlt werden, so ergibt sich, daß wir jährlich in Deutschland etwa 20 Millionen Mark für die Unvollkommenheit unsrer Rechtschreibung ausgeben. Richtiger aber müßten wir die Gesamtkosten des deutschen Schulwesens verhältnismäßig auf die Stundenzahl umrechnen, also für 7% der Arbeit und Arbeitszeit der Schule auch 7% dieser Gesamtkosten ansetzen. Das gäbe dann jährlich 35 Millionen Mark. — Einfachere Schulverhältnisse bedeuten natürlich eine geringere Zahl von Unterrichtsstunden — aber an den »Grundlagen der Bildung« — Lesen, Schreiben, Rechnen; und das Auswendiglernen der vorgeschriebenen Zahl von Bibelsprüchen und Liederversen gehört ebenfalls dazu samt unserer Rechtschreibung — daran kann kaum nennenswerte Zeit gespart werden. Die genaue Berücksichtigung der einfacheren Schulen würde also den angenommenen Prozentsatz nur erhöhen.

Also: Unsere Rechtschreibung kostet, niedrig gerechnet, jedem Deutschen in seinen besten Jugendjahren 600 Arbeitsstunden = 7% seiner ganzen Schularbeit; kostet jedes Jahr 750 Millionen Kinderarbeitsstunden und 25 Millionen Stunden Lehrerarbeit; kostet jährlich rund 35 Millionen Mark.

Die Frage ist: Können wir diesen immerhin beachtlichen Aufwand an Zeit, Kraft und Geld nicht wertvolleren Zwecken zuführen? An Zwecken fehlt's wohl nicht. Denn für tausend höchst nötige pädagogische Forderungen fehlt zur Erfüllung nichts als die Zeit und das Geld. Bleibt die leidige Vorfrage: Können wir die dazu nötige Vervollkommnung und Vereinfachung unsrer Wortschreibung durchführen? Ja, warum nicht? Man sagt mir: »In England und Frankreich ist's damit viel schlimmer, und es geht auch!« Müssen wir denn immer warten, bis andre uns

* Ich schreibe mit römischer Ziffer das Schuljahr; dann mit arabischer die Zeit in Stunden, die wöchentlich der Rechtschreibung zugewendet wird; endlich in Klammer die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden überhaupt.

etwas Kluges vormachen? Und: »Das Gewordene soll man achten, der Entwicklung Raum lassen und sie nicht rauh und künstlich durchbrechen wollen.« Ganz gewiß, aber ein Ding, das mehr als dies den Charakter eines rein technischen Mittels hätte, gibt es kaum. Wenn man solch ein Ding anders als nach seiner technischen Vollkommenheit werten will, so hätten wir aus historischen Gründen auch bei der Öllampe bleiben müssen. Weiter: »Der Sprachgebrauch zeigt viel Schwankungen, was entscheidet dann über die Schreibung?« Ich meine: eben der Sprachgebrauch; hat er zwei Möglichkeiten, warum nicht auch die Schreibung als sein Ausdruck? Ferner: »Alle, die nicht hochdeutsch sprechen, schreiben ja dann ‚falsch'!« Und jetzt! Gerade dem, der selten schreibt und wenig »Bildung« sein eigen nennt, erwachsen heute aus dem Bewußtsein, daß Schreibungsregeln vorhanden sind, die er nicht mehr kennt, und die er doch auch einigermaßen richtig anwenden möchte, so starke geistige Hemmungen, daß allein dadurch der Wirrwarr, den solche Leute heute nur zu oft schreiben, zum guten Teil erklärlich wird. Wenn sie die Möglichkeit gewinnen, frischweg zu schreiben, wie sie reden, unbekümmert um die »regelrechte« Schreibung, dann können ihre Briefe, und was sie sonst einmal schreiben, an Natürlichkeit und Unmittelbarkeit nur gewinnen — auch im Inhalt, denn ihm schaden jene »Hemmungen« ebenso! — Aber zuletzt: »Die Regierungen machen nicht mit!« Das ist wohl kein Wunder, wo das Volk gar nichts andres verlangt. Wenn wir in Deutschland endlich lernen, auch mit dem Aufwand an geistigen Kräften wirtschaftlich umzugehen, wird sich jede vernünftige Regierung dessen nur erfreuen. Das „Carpe diem" fühlen wir nachgerade wie ein gutes altes deutsches Wort und kennen es nicht bloß vom Sagen und Hörensagen. Fragt den Kaufmann und den Industriellen, den Arbeiter, den Soldaten, den Beamten, fragt auf den Straßen und in jedem Haus. Aber den »Schulmeister« fragt lieber nicht — wenn ihr Angenehmes hören wollt. Denn es gäbe noch manchen Punkt, bei dem er reden müßte von »totgeschlagener« Zeit, von verschwendeter Kraft — die Nationalkraft ist."

So weit unser Lehrer. Sind derlei Meinungen nicht unerhört? Im Ernste gesprochen: wir wissen sehr wohl, daß sich gegen seine Meinung vieles und auch gewichtiges sagen läßt. Nur scheint uns, daß man dieses Viele und Gewichtige fast immer allein sieht, während das vom Einsender Gesagte, das auch recht viel wiegt, zu wenig beachtet wird. Ist etwa wirklich unsre allgemeine Meinung von der ungeheuren Bedeutung der Rechtschreibung ein Riesenbau — aus Papier? Hatten der junge Goethe und seine Genossen recht, wenn ihnen die Orthographie ein Pedantenschnickschnack schien? 35 Millionen jährlich für andre Kulturzwecke wären immerhin ein schönes Stück freies Geld. Es lohnt sich, meinen wir also, über das Für und Wider weiter zu sprechen.

Wieder einmal: zu viel

Unter uns

Dieses Heft ist zu dick geworden? Aber das ist ja die alte Klage: unsre Hefte werden immer zu dick. So spottet man seiner eignen Nöte; uns Schreibern vom Kunstwart ist die leidige Tatsache auch nicht angenehm, klar und prosaisch gesagt: schon wegen der immer wachsenden Anforderungen an Kraft und an Geld nicht. Manche unsrer Hefte

fallen ja jetzt so umfänglich aus, als wäre der Kunstwart keine Halbmonats-, sondern eine Monatsschrift. Daran ist natürlich die Erweiterung unsres Stoffgebietes schuld, wir bringen das „komprimieren“ leider noch nicht so gut zustande, wie wir's wünschen. Warum reden wir dann wieder davon? Um wieder einmal zu betonen, daß wir es wünschen. Um wieder einmal zu bekennen, daß wir selber der Meinung sind: der Kunstwart gebe zum Verarbeiten zu viel, er müsse schlanker werden. Wir werden ihn schlanker machen, sobald wir's können. Hoffentlich zeigt schon das nächste Heft eine etwas pappelähnlichere Gestalt. Bei diesem ersten des Jahrgangs mußten wir ja auch daran denken, den Neuen in unserm Kreis ein möglichst vielseitiges Bild zu zeigen.

Begeisterung

Die Künste der Musen sind kein leeres Spiel. Die Todesverachtung des Kriegers, die hingebende Treue des Bürgers, alles Große und Edle im Leben hat dieselbe Quelle, wie die Schöpfungen des Dichters, des Malers, des Musikers: die Begeisterung, welche nichts ist als das Selbstvergessen des Menschen gegenüber dem Ewigen, dem Rechten, dem Wahren.

(Grillparzer an Erzherzog Maximilian)

Unsre Bilder und Noten

Aus ragender Höhe gesehn das Meer, wie sich's „mit erwärmten Buchten“ der Sonne entgegenweitet. „Sie rückt und weicht“ und baut zum Betrachter hin das allabendliche Wunder der Brücke aus bewegtem Gold. Spreche ich so, so wiederhole ich Worte voller Vergleiche, Worte voller Andeutung von Geschehen, das nacheinander geschieht — Worte also, mit denen der Maler nichts anfangen kann. Der Maler, der dem gewaltigen Naturschauspiele durchs Auge nahekommen will, muß Raum und Farbe bilden.

Der Betrachter wolle unsern Steindruck nach Ludwig von Hofmanns hoheitsvoll feierlichem Werke nicht zu nah vor sich halten und ziemlich tief; wenn er sitzt und das Blatt senkrecht hält, mindestens so tief, daß die Horizontlinie des Meeres in seine Augenhöhe, besser noch so, daß sie noch tiefer kommt, — dann wird auch die Nachbildung schon eine wundersame Raumillusion entwickeln: er wird sich auf der Höhe fühlen und das Meer sich weit, weit in die Fernen dehnen sehn. Die Fläche wird zum Wasser werden, zum durchsichtigen, schillernden, blinkenden. Die Sonne wird zu versinken scheinen aus dem luftigen Golde hinab in jenen dichteren rötlichen Dunst, dessen Streifen jeder kennt, der das Meer kennt. Und er wird sich im Großen klein und im Reichen reich fühlen mit der fernen kleinen Menschengestalt dort unten, die in Andacht bis in die knisternden Wellen der Sonne zugeschritten ist.*

* Das Werk ist uns so schön erschienen, daß wir danach noch einen großen farbigen Steindruck (Bildgröße 30:37,5 cm) haben anfertigen lassen, der allerdings seine Werte noch anders zur Geltung bringt, als hier möglich war. Er ist als „Vorzugsdruck“ des Kunstwarts, auf weißen, büttenartigen Karton im Formate von 41:62,5 cm aufgeheftet, für 2,50 Mark zu beziehen.

Auch die Alpen haben ihr Meer, und jetzt beginnt der Herbst, da es aus den Lüften her in sie einströmt. Wenn es ganz gesiegt hat, liegt es über den Tälern und Höhen breit hingedehnt, seine Wellen erstarrt, und nur als Inseln aus Urwaldswassern ragen die höchsten Schneegipfel, Gold geworden, ins tiefe Himmelsblau. Auf Ernst Kreidolfs Bilde hat das Nebelmeer noch nicht gesiegt, kämpft es noch, wälzt es noch seine Heeresmassen durch die Täler vorwärts und zurück. Nässe und graue Düsterkeit, nur fern am Horizont grüngoldiger Schimmer.

Das Bild nach Richard Hölscher, „Vater und Sohn", das wir in einem Zweiplattendruck wiedergeben, ist, abgesehen von seinem Werte an sich auch als Beispiel für die Behandlung geistigen Gehalts in der Malerei der Betrachtung wert. Vater und Sohn in ernster Auseinandersetzung — tausend Maler des jungen Geschlechts hätten den Gegenstand aus Furcht vor dem Anekdotischen gescheut, tausend Maler des älteren Geschlechts hätten ihn mit irgendeiner Zutat, und wär's nur ein möglicherweise gestohlener Apfel, „verdeutlicht". Unser Maler hat den Gehalt zu gestalten gewagt, aber er hat zugleich mit sicherem künstlerischen Takte alles vermieden, was die Gedanken ins Anekdotische, ins Literarische hinüberspielen könnte. Wir sehen nicht einmal des Jungen Gesicht, und seine Haltung sagt nur, daß er vom Spiele zum Ernst gerufen ist. Der Alte sitzt vornüber gebückt mit gefalteten Händen eben da, wie das seinesgleichen zu tun pflegen. Nur des Vaters Miene spricht deutlicher, als beherrschender geistiger Mittelpunkt des Bildes: von ihr fließt die Stimmung über das Ganze hin. Es ist allein das aus der Natur herausgeholt, was nur der Augeneindruck, was nur der Maler geben kann. Was er deshalb ohne Furcht vor irgendeinem berechtigten Vorwurfe auch geben darf. Und was er als eine Bereicherung unseres Gesamtgehaltes an Welterfassen deshalb auch geben wird, wenn er's geben kann.

Über unsre beiden Illustrationsbeilagen: „Dürerbund-Münzen" und „Neue deutsche Brunnen" wolle man die zugehörigen Beiträge in der „Rundschau" dieses Heftes vergleichen. A

Unsre Notenbeilage gibt zuerst aus der Handschrift ein noch nicht veröffentlichtes höchst „zeitgemäßes" Lied von Paul Umlauft, auf dessen in weiteren Kreisen noch so gut wie unbekannte Lieder der Kunstwart bald zurückkommen wird. Ein Lied, das zum Sprechen geschaffen zu sein scheint, und das man doch nur einmal zu singen braucht, um die anfangs zurückhaltende, allmählich aber mit wachsender Freude bis zu hellem Jubel sich steigernde Melodie als eine wirkliche „Hebung" des harmlosen Textes zu empfinden. Die Komposition verstärkt überall den Eindruck des Greifschen Gedichtes, prägt die poetische Form mit den kurzen Schlagreimen und Versen deutlicher aus, versinnlicht gelegentlich, ohne jede verstimmende Absichtlichkeit die Vorstellung der drei eilfertig trippelnden Kleinen durch einen diskreten Sechzehntellauf, und singt zuletzt die hüpfende Freude der Leutchen mit Anmut frisch in die Welt hinaus. Man nehme das Tempo ziemlich rasch; um so selbstverständlicher werden die fein dem Verlauf der „Handlung" angepaßten melodischen Höhepunkte hervortreten.

Unsern Pianisten legen wir gleichsam als Illustration zu dem, was Spitteler über Melodie sagt, eine Romanze von Mozart vor, die den

meisten unbekannt sein dürfte. Sie ist einem Klavierkonzert in D-Moll entlehnt, ein köstlich melodisches Stück, dessen Anfang an das Maskenterzett im „Don Juan“ erinnert. Nachdem der Meister genug in der Kantilene geschwelgt, sie rhythmisch belebt und gesteigert hat, so daß man meint, nun sei er fertig, setzt Mozart noch in hinreißendem melodischen und harmonischen Crescendo einen Schlußteil (Koda) darauf, der dann vom Gipfel des Ausdrucks wunderbar gesangvoll abklingt. Ich empfehle, leise mitzusingen, um sich der quellenden Melodik recht bewußt zu werden.

Schließlich eine Probe aus der neuen Volksoper „Das kalte Herz“ (nach Hauffs Erzählung) von dem den Kunstwartlesern bereits bekannten Wiener Robert Konta, einem Werke, das jetzt im Herbst am Düsseldorfer Stadttheater zur Uraufführung kommt. Der Klavierauszug ist eben bei Bote & Bock in Berlin herausgekommen. Es freut mich, auf dieses von den herrschenden Moden unberührte, jenseits aller Routine liegende ehrliche, in seiner oft schlagenden Charakterisierung durch ganz einfache Mittel wirklich beachtenswerte Werk noch vor seiner Aufführung aufmerksam zu machen, einerlei, wie der unberechenbare „Erfolg“ sich dort gestaltet. Es gibt unter unsern Dramatikern sehr viele, die technisch mehr „können“ als Konta, aber wenige, die mit ebenso lebendiger Intuition begabt sind. Das mitgeteilte Stück ist der Anfang der Oper, der Monolog des mit seinem Beruf und Schicksal unzufriedenen jungen Köhlers Peter Munk. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Eugen Kalkschmidt, Dresden-Loschwitz; für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

KW

RICHARD HÖLSCHER

Digitized by Google

Digitized by Google

KW

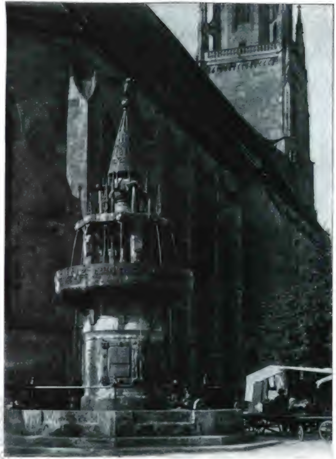
ERNST KREIDOLF

Digitized by Google

Digitized by Google

GEORG WRBA: BRUNNEN IN ASCHERSLEBEN

Digitized by Google



KW GEORG WRBA: DENKMALS-BRUNNEN IN NÖRDLINGEN

GEORG WRBA: BRUNNEN IN KEMPTEN

HUBERT NETZER: NORNENBRUNNEN IN MÜNCHEN

Digitized by Google

KW

HUBERT NETZER: NARZISSBRUNNEN IN MÜNCHEN

Digitized by Google

ZU DEM REICHSMÜNZEN-WETTBEWERB DES DÜRERBUNDES

Maximilian Dasio

Maximilian Dasio
Maximilian Dasio

Maximilian Dasio
Maximilian Dasio

Maximilian Dasio
Maximilian Dasio
Benno Elkan

Maximilian Dasio
Maximilian Dasio
O. Aurich

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

EMILIE PELIKAN

Digitized by Google

Auch ein Bilderbuch ohne Bilder

Zur Urheberrechts-Konferenz

[illegible] ein paar Bilder aus dem wirklichen [illegible] [illegible] dem nicht ein tatsächliches Erlebnis [illegible] [illegible] seinen zu beleidigen, nenne [illegible] keinen [illegible] in [illegible], nur in [illegible] [illegible] auf die [illegible] Leute schließen kann, [illegible] die [illegible], sondern Zustände. [illegible] unsern [illegible] hinaus, [illegible] Urheberrech[illegible] [illegible] [illegible]-Fragen sind, [illegible] in unsres [illegible] deinen hine[illegible], [illegible] als [illegible] [illegible] Urheberrechts [illegible] [illegible], so könnte unser Volk [illegible] [illegible]

Erstes Bild. In einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Protektorat, Minister-Toaste, hohe Orden [illegible] essen auf Kosten der Stadt, Festtheater [illegible] alle [illegible] [illegible], daß man die ganze [illegible] Bewegung begre[illegible]. War doch alles [illegible] um den Schutz großer Geisteswerke [illegible] durch die Zeitungen der Stadt, [illegible] im Deutschen Reich [illegible] ja die [illegible] Glocken im [illegible]. „Der [illegible], [illegible] mit einem Worte: der Schöpfer ist nicht mehr der [illegible], die moderne Kultur [illegible], endlich, daß [illegible] die [illegible] und unter allen der [illegible]. Jener Schöpfer [illegible] [illegible] [illegible] weiter aus: „an seinem Urheberrecht wird [illegible] die Geisteskultur eines Landes [illegible]. [illegible] endlich vom Volke die Dankesschuld erstatte[illegible] daß sie uns geben!" [illegible] Auf der ganz[illegible] einziger, der fragte: ist keine gerechter[illegible] geistiger Arbeit denkbar, als die nach de[illegible] [illegible] fragte: seid ihr auch dessen gewiß, jetzt: daß die Urheberrechte vor allem [illegible] [illegible] ihren Anonymen? Keiner, der [illegible] [illegible] [illegible] dem Volk, um [illegible] [illegible] eines rein kaufmännischen Gesetzes das [illegible] [illegible] ab von den eigentlichen Aufgaben, der [illegible] [illegible] Schaffen, dem Volke das [illegible] [illegible] Geistesgutes zu sichern?

Zweites Bild. Eine Anzahl ehrlicher Männer haben sich zusammengetan, um auch lebender Dichter Werke ins Volk zu

Digitized by Google

Auch ein Bilderbuch ohne Bilder

Zur Urheberschutz-Konferenz

Ja, ein paar Bilder aus dem wirklichen Sein. Kein einziges, bei dem nicht ein tatsächliches Erlebnis konterfeit wäre. Nur um keinen zu beleidigen, nenne ich keinen Namen und verändere in Nebensachen, nur in Nebensachen die Angaben so weit, daß keiner auf die richtigen Leute schließen kann. Denn es sind nicht Personen, die ich angreife, sondern Zustände. Erfaßte man's doch endlich über unsern Kreis hinaus, daß Urheberrechtsfragen nicht nur „Interessenten"-Fragen sind, daß sie in unsres ganzen Volkes geistiges Gedeihen hineinwachsen. Es ist, als schliefe hier unsre Kultur, wo die Zivilisation so überbetriebsam geschäftelt. Könnten wir sie erwecken zu Zorn und Tat, so könnte unser Volk hier wieder einmal der ganzen Welt voranschreiten.

Erstes Bild. In einer deutschen Großstadt war internationaler Schriftsteller-, Musiker-, Künstler-, war Urheber-Kongreß. Königs-Protektorat, Minister-Toaste, hohe Orden an die Arrangeure, Festessen auf Kosten der Stadt, Festtheater im Opernhaus usw., denn alle wollten zeigen, daß man die ganze gewaltige Bedeutung dieser Bewegung begreife. War doch alles geschehen, um glauben zu machen, um den Schutz großer Geistesgüter handle sich's hier. Nicht bloß durch die Zeitungen der Stadt, durch den gesamten Blätterwald im Deutschen Reich wogten ja die Begeisterungsaufsätze wie Geibels Glocken im Jubelsturm. „Der Denker, der Dichter, der Künstler, mit einem Worte: der Schöpfer ist nicht mehr der Ausbeuter Raub, die moderne Kultur weiß, endlich, daß seine Gaben die kostbarsten sind unter allen der Welt. Jeder Schöpfer hat nun seinen Lohn! Schützt seine Arbeit, immer mehr!" Bildet das Urheberrecht immer weiter aus: „an seinem Urheberrecht wird man ermessen, wie hoch die Geisteskultur eines Landes steht". „Damit eure Großen im Geiste endlich vom Volke die Dankesschuld erhalten für das Unschätzbare, das sie uns geben!" — Auf der ganzen illustren Versammlung kein einziger, der fragte: ist keine gerechtere, keine sittlichere Entlohnung geistiger Arbeit denkbar, als die nach dem Tages-Marktwert? Keiner, der fragte: seid ihr auch dessen gewiß, was ihr frischweg voraussetzt: daß die Urheberrechte vor allem den Urhebern dienen und nicht ihren Ausnutzern? Keiner, der fragte: verteuern wir nicht das geistige Nährkorn dem Volk, um Zwischenhändlern den Profit zu erhöhen? Keiner, der fragte: lenken wir durch solches Glorifizieren eines rein kaufmännischen Gesetzes das Bewußtsein des Volkes nicht gerade ab von den eigentlichen Aufgaben: den Schöpfern das freiestmögliche Schaffen, dem Volke das freiestmögliche Verarbeiten gediegenen Geistesgutes zu sichern?

Zweites Bild. Eine Anzahl ehrlicher Männer haben sich zusammengetan, um auch lebender Dichter Werke ins Volk zu

führen. Nicht nur mit kurzen Gedichten, auch mit längeren und mit Epen, Novellen, Romanen, Dramen. Bei hohen Buchpreisen geht das nicht. Sind all die Lehrer, Pfarrer, Studenten, Arbeiter, die sich die Groschen für Geisteskost von der Leibeskost absparen müssen, schlechtere Leute, und ist das Läutern und Erhöhen all dieser Geister, ist ihr volles Beteiligen am Leben, am Werden für die Gesamtheit gleichgültig? Die Herren, die so denken, sind Idealisten. Sie wenden sich an die Dichter selbst, wirkliche Dichter; also auch Idealisten. Mit tausend Freuden sind sie dabei! Aber ihre Urheberrechte haben ja nicht *sie*, die haben ja die Verleger, nur für Gedichtsammlungen sind sie auf eine Kunstwart-Eingabe hin seinerzeit vom Reichstag den Autoren selbst vorbehalten worden. Wieweit frische geistige Kost zu den Minderbemittelten kommt, hängt also trotz aller Urheberrechte gar nicht von ihren Erzeugern, sondern von ihren Verkäufern ab. Auch unter ihnen gibt's vornehme Männer. Aber ihre Geschäfte *müssen* sie machen, also sagen sie nein, und aus dem Plane wird nichts. Wie sich die Dinge zumeist gestalten, das geht ja sehr einfach daraus hervor, daß ein Poet, wenn er „frei", d. h. billig wird, zehn- und zwanzig-, ja hundertmal mehr gekauft wird als bisher. Mit andern Worten: *wir lassen unser ganzes geistiges Saatkorn dreißig und fünfzig Jahre lang trocknen, ehe die allgemeine Aussaat beginnt.*

Drittes Bild. Es wird wieder einmal eine Statistik aufgenommen, was am meisten „geht", diesmal nur eine für Musik. Der Markt schreit nach „Komm, Karlineken". Auch mit Chansonetten-Gesängen läßt sich ein Geschäft machen, besonders wenn sie zweideutig sind, bombenmäßig aber wird's bei „Einlagen" in beliebte Operetten. Beliebte Operetten überhaupt! Im übrigen — wir reden nur von den Lebendigen, die noch was davon „haben" könnten — „gehen" die Arbeiten um so besser, erstens je seichter sie sind, zweitens je mehr sie nach Originalität haschen, so daß der Snob auf sie anbeißt, drittens, mit je mehr Pauken und Trompeten das Kapital oder die Clique für sie „wirkt". Das ist psychologisch nicht anders möglich, die Zeit erst wirft die Nietenlose aus dem Topf und hebt die Gewinnlose auf. Wenn du sehr hübsch alt wirst, du dort, der du gar *Symphonien* komponierst, und was für welche!, so wirst du vielleicht zu deinem siebzigsten Geburtstage erleben, daß einer auf dich aufmerksam macht, zum Vorteil — deiner „Rechtsnachfolger". Wie hieß es beim Urheberkongreß? „Jeder Schöpfer hat nun seinen Lohn."

Viertes Bild. Ein Denker ist in Armut gestorben. Golderz sieht nur für den Kenner nach Gold aus: seine Bücher gingen nicht, sie waren für das Verständnis der Vielen zu schwer. Aber an drei Stellen im Reich sind Tiegel aufgebaut, bei denen sitzen beflissene Männer, die ausschmelzen, und was sie gewinnen, in gangbare Münze prägen. Die fährt nun für *ihre* Rechnung durch tausend Kanäle über Land, während die schönsten Waren im Tausch dafür heimschwimmen. Reingold sind ihre Münzen ja nicht, aber doch gehaltvolle Legierung. Die Hinterlassenen dessen, der den Gehalt gegeben hat, fragen sich, wieviel mehr er wohl hätte schaffen können, wenn ihn vom Fron in irgendeinem Ämtchen der fünfte

Teil des Geldes gerettet hätte, das seine Verwerter nun einsäckeln.

Fünftes Bild. Ein Maler, dessen Namen wir alle mit tiefster Ehrfurcht nennen, rang sich aus Verkanntheit und Spott allmählich zum Haupt wenigstens einer kleinen Gemeinde durch. Da erbot sich ein Kunstverleger, ein ehrlich für Kunst begeisterter Mann, ihm beim Bekanntwerden zu helfen, indem er Photographien seiner Werke verbreitete. Der Künstler war bei dem Gedanken glücklich, denn was ersehnte er mehr, als endlich zu seinem Volke zu sprechen — er trat dem Verleger seine Urheberrechte ab, und es war bei dem hohen Risiko des Unternehmens beiden Teilen ganz selbstverständlich, daß keine Entschädigung dafür gezahlt wurde. Die Photographien wurden auch nur ganz wenig verkauft. Einige Jahre darauf trieb es den Künstler in den Tod. Wieder ein paar Jahre später starb der Verleger. Jetzt aber sind die ihrer Zeit geschenkten Urheberrechte die Quellen behaglichster Wohlhabenheit von jenes Verlegers Erben. Und jeden Versuch, die Kunst jenes Großen nach dessen eigenem Sehnen durch billige Reproduktionen im Volk zu verbreiten, verhindern sie durch Verweigern ihrer „Genehmigung" — weil sie dann an den teureren Blättern weniger verdienen würden.

Sechstes Bild. Ein Maler kommt aufgeregt zu mir. Er hat mit soundso viel Genossen mit außerordentlichem Aufwand an Zeit, Kraft und Geld eine Ausstellung eingerichteter Innenräume veranstaltet, die auch sofort Aufsehen erregte. Da besuchte sie ein Photograph: „Darf ich das aufnehmen? Ich gebe Ihnen von allen Photographien drei Abzüge gratis!" Die Künstler waren kreuzfidel, die Photographiekosten nicht selber bezahlen zu müssen, denn siehe, ihr Geld war klamm geworden. Nun sollte doch auch für ihre Werke Propaganda gemacht werden, und so schickten sie fröhlich die Photographien an jene gutgesinnten Blätter, die sich erboten hatten, von ihnen zu sagen und zu zeigen. Aber ihre Ausstellung war gar zu schön gewesen: eine Zeitschrift hatte die Photographien vom Photographen samt dem „Urheberrecht" an diesen Photographien aufgekauft, um der Konkurrenz ein Schnippchen zu schlagen. Denn man muß wissen: es ist nicht mehr wie früher, wo der Künstler auch für Photographien seiner Werke das Urheberrecht an seines Geistes Arbeit behielt; der Photograph hat jetzt ein besonderes „Urheber-Recht" an seinen Photographien. Die Ausstellung war aus, neue Photographien der Räume ließen sich also nicht mehr machen: die Künstler hatten keine Möglichkeit mehr, über Bilder ihrer eignen Werke zu verfügen; die war über den Photographen zu einem beliebigen Herrn Verleger weggelaufen.

Siebentes Bild. Bei einer Ausstellung aus Privatbesitz tauchte ein herrliches altes Werk, sagen wir von Dürer, auf. Um Geld zu den Kosten zu bekommen, verpachteten die Unternehmer das Photographierrecht an einen, der nun auch den alt-neuen Dürer mit allen den andern Bildern mit „abnehmen" ließ, die ihm gangbar erschienen. Dann schwand das Original ins Private zurück, es war, wo es hing, überhaupt nicht mehr zu photographieren, auch lag dem Eigentümer nichts daran. Ob das Werk nun in unsrem Volke

bekannt wird, ob es billig, oder, was mehr Geld bringt, nur ungemein teuer reproduziert werden darf, das hängt jetzt einzig und allein von dem betreffenden Photographen ab. Den Tatsachen nach hat auf zehn bis elf Jahre Dürers Urheberrecht er. Weil er, oder sein Geselle, oder sein Lehrling, das Bild abphotographiert hat. Übrigens geben sogar große staatliche Museen, für die das Volk Millionen ausgegeben hat, ein Monopol an bestimmte ihnen genehme Photographen, von deren Geschäftssinn dann alle weitere Verwertung all dieser Schätze abhängt. Ja, es geschieht, daß große Staaten, z. B. das Deutsche Reich, mit Zehn- und Zwanzigtausenden von Mark Bilder-Publikationen „unterstützen", d. h. bezahlen, deren Bilder dann nicht weiter vervielfältigt werden dürfen, weil die betreffenden Photographen ihr „Urheberrecht" für sich behalten. Weshalb denn eine wirkliche Ausnützung der vom Volke bezahlten Publikationen für das Volk verboten ist.

Achtes Bild. Reichstag, Plenarsitzung. Tagesordnung: das neue Urheberrecht für Werke der bildenden und angewandten Kunst und der Photographie. Auf den Pulten der Abgeordneten eine Petition des Dürerbundes. Die besagt und begründet allerhand auf, zwischen, hinter den Zeilen. Was? Wohl, es würde statt im geziemenden Eingabestil in offener Sprache ungefähr so lauten:

Was dir, hoher Reichstag, und den hohen Regierungen beim Bundesrate, und den Poeten, Komponisten und Künstlern, und dem ganzen deutschen Volke, soweit es sich um derlei kümmert, über das Urheberrecht voragitiert worden ist, geschah in einem ungeheuren Schwindel. Teilweise drehte man bewußt. Bei weitem zumeist aber geschah es in bestem Glauben von durchaus ehrlichen Leuten, nur leider von solchen, die im Schwindel selber schwindlig geworden waren bis zum Schwärmen und bis zum Stolpern.

Der Urheberrechtsgedanke, wie er bis jetzt gebildet ward, ist ein erster Versuch unsrer Zivilisation, sich mit den Rechten eines Menschen an seinem geistigen Werk ernsthafter auseinanderzusetzen. Was dabei herauskam, ist immer noch besser als nichts, wir wollen's also in seiner jetzigen, hoffentlich nicht durch das geplante Gesetz noch zu verschlechternden Form behalten. Wenn ihr's aber ausbauen wollt, so bedenkt die Gefahr! So vergesset nicht, daß die Werte, die hier in Frage stehen, noch andre als Werte der Industrie und des Kapitals sind: wir haben uns um unsres Volkes geistiger Wohlfahrt willen davor zu hüten, auch das Ideenreich nur zur Geschäftsfiliale zu machen.

Hoher Reichstag: es stehen große Werte in Frage. Die größten mit, welche die Menschheit hervorgebracht hat, denn all ihre Stufen auf dem Wege höhenwärts sind mit solcherlei Werten gebaut. Immerhin: wer die höhere Stufe baut, steht auf der niederen, er nimmt auch Möglichkeit und Kraft, ehe er geben kann. Auch der Urheber, der einer ist, dankt seinen Vorarbeitern, dankt seinem Volkstum und fremdem Volkstum, was sich nicht abschätzen läßt, aber viel ist. Und vor allem: ist denn alles ein Ur-Heben, alles ein Schaffen, was Worte, Töne, Farben anders hinter- oder nebeneinander setzt, als bisher? Schaffe ich, wenn ich ein Kaleidoskop drehe? Schaffe

ich, wenn ich umkombiniere? Schaffe ich, wenn ich umschreibe? Schaffe ich gar, wenn ich künstlerisch schon fertig Gestaltetes abphotographiere? Oder wenn ich andrer Leute Gedanken, in der nützlichsten Weise vielleicht, der Allgemeinheit genießbar mache?

„Zwischen Schöpfern und Verwertern“, antwortet ihr, „kann ein Urheberrecht nicht unterscheiden.“ Eben deshalb bedarf jedes Urheberrecht einer Ergänzung, eines „Urheberschatzes“ von Reichs wegen. Der sollte im Interesse der Allgemeinheit nach Menscheneinsicht helfen, einerseits, daß wahrhaft schöpferische Kräfte zum Schaffen kommen, anderseits, daß ihr geistiges Korn nicht zu Wucherzwecken gespeichert, sondern verteilt werden kann zu Brot und zu neuer Saat. Vom Urheberrecht, wie es ist, hat der wirkliche Schöpfer den spärlichsten Vorteil, denn eben erschaffene Werke bezahlt auf dem Markte keiner nach ihrem Zukunftswert. Die Händler mit Gangbarem haben den Mordsprofit. Laßt ihnen den, aber sorgt auch für die, die auf die Zukunft wirkende Werte schaffen. Den schlichten Nachformern aber, den Abphotographierern gebt wie den Gipsgießern Techniker-Schutz, wie sie ihn bisher hatten, nicht aber schwindelt sie zu Urhebern um.

„Was,“ sagt ihr, „hat die Regierung denn nicht Fachleute berufen? Haben wir denn nicht einen Haufen von Gutachten und Petitionen auch von Schriftsteller-, Musiker- und Künstler-Vereinen, und wollten denn nicht die alle eine Erweiterung des Urheberschutzes?“ Hoher Reichstag: Was waren die gefragten „Fachleute“, als Interessenten am Markt? Waren's Schöpfer in ernsthaftem Sinn, ein paar Weltfremde ausgenommen, oder waren's Hersteller und Verkäufer von Sachen, die das Geschaffene geschäftlich ausnützen? Waren's Schöpfer oder die tüchtigern und minder tüchtigen Auch-Dichter, Auch-Künstler, die als Masse die Vereine machen? „Die haben immerhin auch berechtigte Interessen.“ Ja, und deshalb ein Recht auf Schutz, wir erkannten's ja eben erst an. Wie alle ehrlichen Gewerbe. Aber nicht ein Recht auf Opfer, wie sie nur für eine heilige Sache verlangt werden dürften: es ist aber keine heilige Sache, was ein Volk in der großen Mehrheit seiner Minderbemittelten von dem fernhält, was ihm in Wahrheit eine heilige Sache ist: vom lebendigen Schaffen seiner stärksten Persönlichkeiten. Von der heiligen Lebensquelle seiner neuen Gedanken und Gefühle, seines neuen Erhörten und neuen Erschauten. Jetzt erlaubt ihr erst dann nach freiem Durste zu trinken, wenn das Wasser ein halbes Jahrhundert lang abgestanden ist. Bis dahin sitzt der Händler davor und der Herr Unternehmer oder aber der Herr Photograph. Und je heißer der Durst ist, je mehr Steuern erheben sie von dem, was jeden wahren Urhebers Verlangen vor allem wirken sehn möchte. Hoher Reichstag: sieh auch die andre Seite. Unser Volk gibt seinen Dichtern, Denkern, Erhörern, Erschauern noch keine Jahresgehälter, um ihre Kraft dahin zu lenken, wo sie der Allgemeinheit am meisten nützt, es kauft auch noch keine Urheberrechte auf, um sie freizugeben, es druckt auch noch keine guten Bücher von Volks wegen ohne Geschäft dabei, es gründet noch keine Volkshoch-

schulen, es gründet noch keine Volksbüchereien. Es hat noch kaum ein Ahnen davon, wie gewaltige Probleme überhaupt eine Volkswirtschaft mit geistigen Gütern bedeutet. Wo es mit geistigen Gütern wirtschaften soll, tut es das wie mit Butter und Eiern, tut es das, nochmals gesagt: nach des Tages Marktwerte.

Das ist nicht im Handumdrehen zu ändern, aber eines ist zu tun:

Hoher Reichstag, denke an die, die dich hergesendet haben, denke an dein Volk, denke nicht bloß an die „Interessenten“. Und dehne deshalb die Ausnutzung der fälschlich so genannten Urheberrechte nicht noch weiter aus. Es sei denn, du sorgtest auf andre Weise dafür, daß die wahren Schöpfer zu dem Ihrigen und daß das Volk zu dem Seinigen käme. —

So ungefähr die Eingabe.

Aber der Reichstag füllte seine Debatten nicht mit so gleichgültigen Fragen, er streifte, er berührte sie nicht einmal. Noch tat das dieser Zeit die Presse. Sondern man unterhielt sich in höchst ausführlichen Unterhaltungen über — das Recht am eignen Bildnis. Und bezeichnete das Recht am eignen Bildnis auf der ganzen Linie einstimmig als die wichtigste Frage, die zur Rede stand. Diesem Verständnis entsprechend setzte unsre Gesetzgebung nach gewichtigen Debatten das Recht am eignen Bildnis fest. Und ernannte nur so nebenbei den Abphotographierer zum „Urheber“, damit zwischen dem Maler und dem Volke noch ein neuer Geschäftsmann stünde. Und verbot so nebenbei im Zeitalter der Kunsterziehung sogar das Aufnehmen einer einzigen Illustration, und sei sie zur Erläuterung des Gesagten noch so unentbehrlich, es sei denn in „wissenschaftliche“ Werke. Und verbot so nebenbei sogar den Lichtschein, der bei einem Vortrage nach einem Kunstwerk aus der Laterne an der Wand vorbeihuscht, es sei denn mit Genehmigung des Verlegers und des Photographen. Und so weiter. Und erteilte dem volksbildungsfeindlichsten aller rein kapitalistischen Gesetze seine Zustimmung. Einstimmig einschließlich der Sozialdemokraten. „Das Volk stand vor den Toren.“ Und war vergnügt dabei, denn es hatte, wie immer in solchen Fragen, keine Ahnung davon, daß sich's da um seine Sache handle. Vielmehr, es freute sich, daß seine Dichter und Denker und Künstler nun wieder ein Stück mehr „geschützt“ würden. Denn es ist ja in all solchen Dingen „ahnungslos“.

Aber die Gedanken, die uns zur Warnung vor dem Überspannen des „Urheberschutzes“ und zu dem Verlangen nach einer Ergänzung durch einen großen nationalen Urheberschatz führten, sind deshalb nicht tot. Schon jetzt ist da und dort den mit diesem Gesetze „Beschenkten“ bange bei ihm geworden, schon jetzt haben sich die Stimmen gemehrt, die fragen: brauchen wir nicht, wenn wir vorwärts wollen, Bauten auf ganz anderm Grund? Wie sie gebaut werden können, darüber zu sinnen, zu fragen, zu streiten und endlich den Weg zu finden, das wäre ein Mühen, der besten Kräfte wert. Ein wirkliches und wirkendes Entgeltungsgesetz für unsre Schöpfer und ein wirkliches und wirksames Gesetz zur Verwertung des geistig Geschaffenen für unser Volk, — sie könnten viel tun, aber alles auch nicht. Und auch sie können erst erstehen, wenn die Einsicht von dem

Stückwerk und der Stümperei unsrer Urhebergesetze den Willen gezeitigt hat. Wir werden sie je sicherer und je eher erzwingen, je gründlicher wir von der Zeit der harten Tat lernen, daß man auch Idealen auf der Erde nur mit Arbeit im Irdischen näherkommt. A

Der erste Klavier- und Musikunterricht

Ich erinnere mich, daß ich als Junge häufig Virtuosen und Dirigenten nachahmte und ihre Kunst als „spielend leicht" empfand. Wenig später, als ich selber zum Musik- und Klavierlernen überging, wurde es mir anfangs schwer, weil man es mir schwer machte, und der Begriff des Leichten, Flüssigen, Mühelosen verschwand. Heute, nachdem ich, selber zum Meister gereift, den Schematismus und die starren Formeln einer veralteten Pädagogie überwunden habe, weiß ich, was diesem Vorgange zugrunde liegt, und ich muß ihm eine symptomatische Bedeutung zusprechen. Die moderne Psychologie hat ja gottlob auf allen Gebieten des Lehrwesens einen gründlichen Kehraus gehalten und mit dem Firlefanz der Methoden und allen verstaubten und verknöcherten Grundsätzen ehrwürdiger Schulmeister aufgeräumt. Aber ich vermisse immer noch dasjenige Maß von Freiheit in der Musik, das jede Kunstübung erst zu einem Stück wirklichen Lebens macht. Vor allem ist eins notwendig: Man schaffe das Muß ab, den Zwang von außen, den Drill, — und suche bei allen Schülern, seien sie Anfänger oder Vorgeschrittene, Kinder oder Erwachsene, die Musik zu einem inneren Bedürfnis zu gestalten. Der Korporalstock der „fürchterlichen" Klavierstunde hat von jeher geschadet, und ich glaube, der Talente, die aus Unlust und vor dem Zwange die Waffen gestreckt haben, gibt es mehr, als man gemeinhin vermutet. Die Schuld an der mangelhaften Ausbildung unsrer musikalischen Jugend liegt teils an denjenigen Pädagogen, die keine Künstler und Werteschaffer sind, teils an der unheimlichen Macht der Methoden, die immer da, wo eigenes Leben, eigenes Schauen und selbständige Werte und Ideen fehlen, üppig ins Kraut schießen, — teils auch an der jammervollen sozialen Stellung unsrer Musiklehrer und -lehrerinnen, die einer Aufbesserung dringend bedarf, und an ihrem mühe- und kummervollen Berufe, der sie oft zwingt, sieben bis acht Stunden täglich hintereinander zu geben. Leider sind diese Herren und Damen meist selber an ihrem Philistertum schuld. Ich hatte eine reizende liebenswürdige Meisterin, die über ein großes Können und Wissen verfügte, zur Lehrerin, aber das Unglück, gerade die letzte Stunde am Tage von 6—7 oder 7—8 Uhr abends bei ihr zu genießen. Nachdem ich eine Viertelstunde gespielt hatte, war sie bereits eingenickt, — der Kopf ging im jeweiligen Takte hin und her, und sie zählte, leise die Lippen bewegend, wie im Traume unbeirrt: eins, zwei, drei, vier. In meiner ganzen Ungezogenheit damals habe ich halb aus Scherz halb aus Mitleid sogar manchmal aufgehört zu spielen, bis sie wieder erwachte und sagte: „Schön, schön, — nur so weiter!" — Heute schäme ich mich meiner Unart und bedauere die gütige Dame, der ich immerhin manches verdanke, von

ganzem Herzen. Aber hat sie nicht selbst Schuld? Bringt sie nicht das stereotype Zählen „1, 2, 3, 4“ jahrein, jahraus um jede Frische, und den Schüler um jede Fröhlichkeit? Werden solche Erscheinungen nicht zu reinen automatischen Zählmaschinen und Petrefakten der Kultur? Ich bin kein Freund großer Reformpredigten, aber hier möchte ich wirklich eine Wandlung herbeiwünschen. Vor allem möchte ich — ich höre schon das Freudengebrüll sämtlicher Schüler und höheren Töchter — die sogenannte Klavierstunde gänzlich beseitigt wissen und an ihre Stelle eine Kontrolle der Übungen im Hause setzen. Die Klavierstunde war — mit geringen Ausnahmen — von je eine gefürchtete und mißliebige Einrichtung, — und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß in ihrer unfruchtbaren Öde und eintönigen Langweiligkeit manche hoffnungsvolle Blume ins Grab sank. Ich bin im späteren Leben häufig Medizinern, Juristen und jungen Kaufleuten begegnet, die große Musikschwärmer und zum Teil gute Dilettanten waren. Auf meine Frage, warum sie das Klavierspiel denn liegen gelassen hätten, habe ich noch immer die Antwort erhalten: „Ich hatte eine entsetzliche Lehrerin; der Unterricht war scheußlich langweilig. Ich sollte immer üben und üben, die Finger bald so, bald so halten und Tonleitern und Etüden klappern, — einfach gräßlich!“ Überall dieselbe Wurzel des Übels: Das Üben, das Sichquälen und Geschundenwerden, die unglückseligen Fingerübungen, langweiligen Klavierschulen, Etüden, — die „verdammte“ Klavierstunde! Es ist also wirklich eine Besserung am Platze, und ich möchte nicht zögern, diejenigen Gedanken allgemein auszusprechen, die sich aus einer Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen im Laufe der Zeit wie von selbst zum Segen der Musikpflege ergeben haben.

Man kann nicht genug betonen, daß jeder Unterricht ein Stück Leben sein muß, — nur nichts Starres, Totes. Jeder wahre Lehrer sollte ein Feind aller „Methoden“ und „Schulen“ sein und es niemals über sich gewinnen, irgendeine erstarrte Formel nachzusprechen. Alle Stunden sind daher zu kleinen Übungs- und Plauderstunden umzugestalten und in ihnen der Grundsatz Böcklins zu bedenken, „daß es das Schwerste ist, nicht die Lust zu verlieren“. Das Urelement allen Anfanges und Fortschrittes, der Quell, an dem jeder Schüler immer wieder sich erfrischt, ist und bleibt die „Lust“. Aus ihr entwickelt sich alles, der Fleiß, die Energie, die Ausdauer, der Enthusiasmus, das Talent und die — Kunst. Und gerade die Lust wird noch heute, wo man sie findet, einfach totgeschlagen. Wo sie aber fehlt, da ist Hopfen und Malz verloren, und wo sie auch nur anfängt nachzulassen, beginnt der Boden zu schwanken, — und von der Unlust bis zum Ekel ist es dann nicht mehr gar so weit. Diese Lust zu wecken und herauszuholen oder, wo sie bereits vorhanden, zu stärken und zu einem starken Drange zu entwickeln, ist die nächstliegende Pflicht jedes wahren Pädagogen. Das erste ist, die Musik lieben und verehren zu lehren, und die Stunden, wo man solche beibehalten muß, zu Erholungsstunden zu gestalten. Schüler und Schülerinnen sollen sich auf die Musik als auf etwas Köstliches freuen, das wert ist, neben Schlagsahne und Kuchen und anderen „Schönig-

keiten" einige Beachtung zu finden. Der größte Feind der Lust sitzt allerdings meist in uns. Er heißt: Trägheit und ihre edle Muhme, Frau Stupiditas, die Gedankenlosigkeit, steht zu Gevatter. Man treibe sie gründlich mit Beelzebub aus, verhindere das geistlose Üben, und verfahre gerade hier stets produktiv und anschaulich. Meine „Kleinen", die ich einst hatte, übten nicht oder vielmehr sie merkten es nicht, daß sie übten. Die Noten waren für sie keine Typen, sondern Bilderchen, Freunde und Bekannte. Ich hatte einmal ein begabtes Kind, das beim Anblick des tiefen Violinschlüssel-G immer ausrief: „O der Dickkopf!" Auch andere Noten pflegte es persönlich anzureden und zu benamsen. So hieß f mit den drei Strichen durch den Hals das „Langbein", — cis „Tante Li", — das große C des Basses der „Brummbär" usw. Mit all den kleinen schwarzen Teufelchen stand sie so auf sehr vertrautem Fuße, kannte sie alle bei Namen, und irrte sich, weil sie eine klare Vorstellung von ihnen hatte, selten oder nie. — Ferner vergesse man eins nicht: Man lasse alle Schüler singen, und versuche von innen nach außen zu bilden, d. h. vom Gemüt und der Vorstellung aus. Gleichzeitig soll das Ohr, wie jetzt wieder von allen Seiten mit Recht betont wird, in Angriff genommen werden. Man gebe zum Beispiel einem Kinde einen Ton und sage ihm: „Merk ihn dir, und singe ihn dir immer wieder, Stunde für Stunde vor; trag ihn mit dir herum wie einen Bleistift, hörst du? Und wenn du nach Hause kommst, probierst du, ob du ihn noch im Ohre hast, und schlag ihn zur Kontrolle auf dem Instrument an. Wenn du das kannst, gibt's Schokolade, verstanden!" . . . Man nehme so mehrere Töne und schule dann die ganze Skala der sieben Haupttöne und fünf Nebentöne. Dann gehe man frisch und mutig auf die Intervalle los, deren Kenntnis schlechterdings nicht zu entbehren ist. Schon das Wort bereitet große Schwierigkeiten und ist als Begriff etwas Entsetzliches. „Unter einem Intervall versteht man das Verhältnis zweier Töne bezüglich ihrer Schwingungszahlen", sagt der Theoretiker, — und die Kinderchen sind genau so klug wie vorher. Und wie einfach ist die Sache! Die Skala ist ein Haus: c wohnt im ersten Stockwerk, d im zweiten, e im dritten usw., a im sechsten, h im siebenten und c im achten. Man frage: „Wieviel Treppen sind's bis a?", so weiß jeder: „Sechs". Das genügt für die Vorstellung. Für das Ohr und das innere Vorstellungsvermögen greife man wiederum zum Singen und gebe bestimmte leicht faßliche Muster für die einzelne Intervalle. Die reine Oktave bereitet keine Schwierigkeiten. Für die Quart und Quint tut das Nebelhorn-Motiv aus dem „Holländer" gute Dienste. Man blase es vor und lasse das Verhältnis Quart—Quint nachahmen und singend, pfeifend oder tutend üben. Für das melodische Intervall der großen Sexte gibt es viele Liedanfänge, — so „Ein Sträußchen am Hute . . ." Große und kleine Terz werden durch den Kuckucksruf deutlich gemacht. Der Kuckuck schreit nur in großen und kleinen Terzen, sehr selten, wenn er auf seine Frau böse oder eifersüchtig ist, in einer Quart. Das stark dissonierende Intervall der großen und kleinen Sekunde und großen Septime wird schnell erfaßt und unterschieden, während die übermäßige Quart und Quint, sowie die kleine Septime einiger Schulung

bedürfen. Man gehe bei diesen Verhältnissen stets von ihrer Auflösung aus und schärfe das Ohr dadurch, daß man das Intervall der Auflösung mitsingt, um das Gefühl der Dissonanz und der Auflösung klar auszubilden. — Während man so den Sinn auf die einfachste Weise stark entwickelt, soll man umgekehrt die Klangvorstellung sofort in Angriff nehmen und die Notenbilderchen zu lebendigen Organismen, zu Tönen und Klängen erwecken. Das erleichtert das Notenlesen, präzisiert die Ausführung, schärft das Klangbewußtsein und macht — Freude. Man sollte auch nicht versäumen, alles, was sich in der Natur, im gewöhnlichen Leben an Tönen und Klängen bietet, festzustellen, z. B. Motive, Militärsignale, das Signal einer Meldestation auf einem Bahnhofe usw. Man übe das Ohr so lange, bis ein Diktat möglich ist, und der Schüler kleinere Melodien oder seine Lieblingslieder aus dem Kopfe auf- oder nachschreiben kann. Ist es möglich, Akkordstudien und kleinere harmonische Wendungen schon so früh dem Ohre vertraut zu machen, so ist es gut, — wenn nicht, so spare man es für später auf; denn alles zu seiner Zeit! Wer sich näher dafür interessiert, den verweise ich auf Max Battkes treffliche Studien (vergl. besonders „Die Erziehung des Tonsinnes“ — Verlag Ch. F. Vieweg, Großlichterfelde). Übungen im Musikdiktat hat auch Hugo Riemann verfaßt. Von Harmonielehren greife man endlich statt zu den veralteten „Richter“, „Jadassohn“ u. a. zu: Joh. Schreyer und Thuille. In rhythmischer Beziehung sind die glänzenden Studien von Jaques Dalcroze, auf die bereits Richard Batka an dieser Stätte hingewiesen, zugrunde zu legen. Keine Schule sollte an diesen herrlichen Ideen, die Musik und Tanz, seelischen und körperlichen Rhythmus wieder zueinander in lebendige Beziehung bringen, länger vorbeigehen. — Und nun die Praxis, die Ausübung, — das „vermaledeite“ Cembalspiel! Auch hier habe ich die Beobachtung gemacht, daß man die Schüler mit allem möglichen und unmöglichen technischen Beiwerk, mit Fingerhaltung, Handpositionen, Applikaturen usw. viel zu viel quält. Das Unwichtigste wird oft in den Vordergrund gestellt, und die Hauptsache, die melodischen, rhythmischen und harmonischen Elemente in nebelhafte Fernen gerückt. Das Klavierspiel ist im Grunde genommen ein Gelenkspiel, eine Geschicklichkeitskunst, deren Wesen Arm-, Hand- und Fingerleichtigkeit und die als solche ein fortwährendes Bilden, Formen und Kneten verlangt. Kein Meister der Holzschneidekunst wird seinen Lehrling wegen kleiner unwesentlicher Versehen gleich schelten und züchtigen, sondern ihn ruhig und unermüdlich weiter bilden lassen, bis eine kleine Blume, ein feines Eichenblatt gelungen ist. — Man verfahre so wenig gelehrt wie nur möglich, sei recht einfach und leicht; denn nichts ist so natürlich wie die Kunst, nichts erträgt die Gelehrsamkeit weniger als sie. Man erkundige sich immer, was die Kleinen in der Schule singen oder welche Lieder sie zu Hause gelernt haben, und lasse sie lustig eins nachahmen und nachbilden oder kleinere Themen selbständig schaffen und komponieren. Man nehme z. B. ein Volkslied, eine bekannte Kirchenmelodie, einen Tanz oder Gassenhauer

und lasse ihn auf die mannigfachste Art probieren, — man wird bald seine Freude dran haben und auf allen Gesichtern jenen triumphierenden Stolz lesen, der aus dem Bewußtsein eigener, selbständiger Arbeit quillt. Was allerdings zu Anfang bei solchen Versuchen herauskommt, ist oft zum Lachen und hat mit Musik im eigentlichen Sinne wenig Ähnlichkeit, aber nach und nach verschwinden die Lupinen und das Kartoffelfeld wird blank und rein. Ich hatte ein kleines sechsjähriges Mädchen, das besonders gern „Du bist verrückt mein Kind" spielte und es in ihrer Naivität bald dahin brachte, das Stück in allen Tonarten zu spielen. Die Kleine schulte sich endlich so weit, daß sie die Melodie auch mit der linken Hand greifen und der rechten die Begleitung überlassen konnte. Sie bügelte, plättete und faltete das Thema hin und her, bis sie ganz darin lebte und einen Typus schuf, der unmerklich ihre Phantasiekräfte freimachte und das Gefühl für die einzelnen Tonarten schärfte. Was das in dem Alter bedeutet, wird jeder Musiker wissen. — Alles aber, was man auch geben möge, soll *gesangmäßig* eingeübt werden; erst singen, dann spielen. Ein ausgezeichnetes und viel zu wenig verwertetes pädagogisches Mittel ist das *Blindhören* und *-spielen*. Man mache häufig Gehörübungen mit geschlossenen Augen und lasse alles mehrere Male blind üben. Durch das Ausschalten des Auges tritt eine größere Gehörskonzentration und eine bewußtere Gehörvorstellung ein, sowie ein stark ausgeprägtes Applikatur- und motorisches Empfinden, das auf die Gestaltung der Hände und der Technik von unschätzbarem Einfluß ist. Vor allem höre man endlich auf, die Kinder mit Fingerhaltungen und -übungen, Etüden und Tonleitern über Gebühr zu quälen und sie bei jedem falschen Tone wie einen Verbrecher anzufahren! Das ist ganz falsch; denn mit dem Moment der Furcht stellt sich die Ängstlichkeit im Spiele ein, — und diese ist die schlimmste Feindin des zuverlässigsten und besten Bundesgenossen jedes Erziehenden, der Keckheit und frischen Naivität. *Lust haben ist das erste, keck und fröhlich den Schwierigkeiten ins Gesicht springen das zweite*, auf deren Erhaltung und volle Entfaltung nicht genug geachtet werden kann. Einige allerdings meinen, daß das Schwierige erst dann leicht wird, wenn das Leichtere überwältigt ist. Ich vertrete den entgegengesetzten Standpunkt und rücke den Schwierigkeiten wie einer Gefahr kühn auf den Leib. Wer glaubt, technische Probleme durch Vorstudien zu lösen, irrt sich sehr. Das Beste und Schwerste gelingt immer im Augenblick, — im Schwunge der Begeisterung, und es gibt Dinge wie dynamische Feinheiten, rhythmische Verschiebungen, gewisse Oktaven, Stakkati und Sprünge, die durch Übung überhaupt nicht erlangt werden können. Ich kenne hervorragende Pianisten, die manch ein Stakkato, manche Oktaven nie studiert haben, und doch gerade diese Stellen auf das Glänzendste lösten. Als d'Albert einen ausgezeichnet vorgebildeten Schüler erhielt, war sein erster Rat: „Hauen Sie doch mal daneben, und spielen Sie meinetwegen einmal falsch!" Nur nicht ängstlich und *korrekt*, sondern warm, leidenschaftlich und lebensvoll, frisch und kühn gespielt! Auf ein paar falsche Töne oder schlechte Fingersätze kommt es wahrlich im Anfang nicht an.

Nur tüchtig drauflos gespielt und „immer durch“, das ist das Beste! Von Kindheit an soll man sich an den Schwindel, an das Schwanken und Schaukeln auf dem Instrument gewöhnen; wem es nicht schwarz und blau vor den Augen wurde, der ist nie ein guter Pianist und Künstler geworden. Darum gehe man von Schwierigkeit zu Schwierigkeit und lasse ab von den qualvollen Wiederholungen ein und desselben Stückes. Vier, sechs, acht Wochen dasselbe einem jungen Ohre, einem empfänglichen Sinne zumuten, heißt ihn einfach töten. Auch die beste Melodie stumpft uns ab. Darum die Ohren geschont und vorwärts! Der Zweck aller Technik heißt: Formkenntnis, Formüberwindung, Formleichtigkeit und Formbeherrschung. Wer jung in der Überwindung schwerer Formen geschult worden, hat einen Vorsprung fürs ganze Leben gewonnen. Man feure die Kleinen an, man peitsche sie vorwärts, daß sie zunehmen an innerer Kraft, an Zutrauen und Courage. Wer als Knabe schon zu Liszt und seinen Werken getrieben ward, der sparte an allem, was technisch leichter ist.

Und nun das Üben! Wie lange soll man üben, ist die vielerörterte Frage. Antwort: So wenig, aber so vorzüglich wie möglich! Man sieht, ich bin in diesem Punkte absoluter Radikalist, — aber ich kann mir nicht anders helfen. Die Hauptursache der mangelhaften Erfolge ist falsches, stumpfsinniges und zu langes Üben. Das ganze Klavierspiel mit seiner Technik ist Sache der Energie und einer bewußten Konzentration des Geistes auf einen Punkt. Die Hauptsache ist nicht das Üben an sich, sondern die Aufmerksamkeit, die auf das Motorium gerichtete geistige Tätigkeit. Die Energie der inneren Anspannung und eine gewisse physische Geschicklichkeit sind die beiden Hauptbedingungen jeder Übung. Nicht die Dauer, sondern die Qualität der Ausführung der Übungen entscheidet. Wer 10—20 Minuten unter eigener scharfer geistiger Kontrolle richtige Bewegungen ausführt, hat der Technik vollkommen genug getan. Das ist besser als zehn Stunden leeres Getrommel! Schon Marie Jaell bezeichnete mit Recht als die Hauptfehler der bisherigen Übungsarten: „Den Intensitätsmangel der Kraftanstrengung und die übermäßig lange Dauer derselben.“ Die Energie nimmt im Verhältnis der Zeitdauer der Übungen ab. Je länger man übt, um so mehr läßt die geistige Spannung nach. Darauf beruht die eigentümliche Erscheinung, daß das Spielen eines Stückes, je länger es geübt wird, nur um so schlechter wird. Ja, es schleichen sich oft unbemerkt Fehler ein, die unausrottbar bleiben. Also das Zuviel nützt nur nichts, sondern schadet physisch, psychisch und musikalisch. — Lösung der Hände und Arme, besonders der Schultern und Ellenbogengelenke, erhöht die Geschicklichkeit, und das Auswendigspielen die Aufmerksamkeit.

Ich höre so oft die Klage: „Ich kann nichts auswendig, ich kann nicht vom Blatt spielen.“ Das ist Torheit! Wie ein jeder lesen kann und ein Gedächtnis hat, so kann und muß ein jeder, da er die Anlage dazu hat, bis zu einem gewissen Grade vom Blatt und auswendig spielen können. Es wird nur immer falsch gemacht! Zunächst ist es ein Unsinn, den Schülern alles auf einmal zuzumuten: Notenlesen, -bestimmen und -ausführen, — drei Dinge, die keiner (der Begabte nur instinktiv) bewußt sofort richtig machen kann. Man

soll zuvor das Lesen üben, dann die Vorstellung schulen und zwar derart, daß jeder im Geiste die Bilderchen wie „in die Luft hingemalt“ vor sich sieht und auf einem Tische die Ausführung mit den Fingern darstellen kann. Es gibt nämlich eine Vorstellung der Ausführung, ein Griffbewußtsein, ein Formgefühl der Hand, dessen kümmerliche Entwicklung meist den Grund jener bekannten Unfähigkeit, auswendig zu spielen, bildet. Erst wenn die Verbindung der Hör- und Bewegungsempfindung vor der Anschlagausführung besteht, kann man an das Auswendigspielen herangehen. — Umgekehrt beruht die Schwierigkeit des prima vista auf der mangelhaft entwickelten Aufnahmefähigkeit und der Schwerfälligkeit der Vorstellungskräfte. Das Klavierspiel rechnet mit Geschwindigkeiten, die oft nur den Bruchteil einer Sekunde ausmachen. In einer Zehntelsekunde einen Akkord oder eine Passage zu lesen, zu bestimmen, sich vorzustellen und richtig auszuführen, will erst erlernt sein, und ist in der Vollendung sicherlich angeboren. Erziehung tut aber auch hier viel. Man gewöhne sich nur an ein sofortiges schnelles Erfassen und Umsetzen der toten Noten in klingende Werte, fasse jede Linie melodisch und rhythmisch auf, unterlasse das taktmäßige Lesen, das Studieren immer nur eines, nämlich des gerade zu spielenden Taktes, — studiere vielmehr die ganze Phrase und die geschlossenen Gruppen und gewöhne sich an ein schnelles Übersehen und Überfliegen des Ganzen. Wer jede Übung vorher liest, applikaturgerecht gestaltet, vorher hört und bewußt dem Motorium mitteilt, muß zum Ziele kommen. Hierbei achte man wie beim Auswendigspielen darauf, daß jeder Takt im Bewußtsein lebt. Die meisten nämlich „fingern“, d. h. arbeiten automatisch wie eine Maschine, viele „tasten sich zurecht“, andere wieder verlassen sich auf ihr Ohr, und es tritt eine Kombination zwischen Tastsinn und Ohr ein, — aber nur wenige sind sich dessen bewußt, und vernehmen deutlich vor der Ausführung das, was sie zu spielen haben. Der Unterschied ist der: Erstere Kategorien lernen sehr schwer und kommen, wenn sie das Gedächtnis verläßt, vollständig „aus dem Takte“, — letztere lernen sehr leicht, haben ein treues Gedächtnis und können bei einem Unglück, wenn sie herauskommen, sich immer wieder selbständig hineinhelfen.

Und nun zum Schluß noch eins: Die Mütter, oder wer sonst im Hause, sollten in nähere Beziehung zum Lehrer treten. Ein kleines Kontrollbuch, das die Art und Weise, wie und was geübt werden soll, genau angibt, müßte nie fehlen. Der Schwerpunkt des musikalischen Unterrichtes liegt nicht in der gefürchteten Stunde, sondern im Hause, und es wäre besser, wenn hier mit mehr Freude und Liebe mitgearbeitet oder — wie ich oben angedeutet habe — die ganze Klavierstunde abgeschafft würde und an ihre Stelle eine Art Übungs- oder Arbeitsstunde träte. Es wäre wünschenswert, wenn diese Übungsidee — einzeln oder gemeinsam — allgemein Platz griffe; denn es würde die Schüler vor dem größten Übel bewahren: vor schiefen und falschen Vorstellungen, und vor einem unsinnigen und unnützen Üben. Nur wenn der Lernende den Erfolg sieht, läßt sich die stärkste Hebelkraft

allen menschlichen Tuns, die Lust und Liebe erhalten. Es ist nichts so schwer, daß es sich nicht erlernen ließe, — man mache es nur nicht schwer, sondern pflege das Beste unsrer Jugend: ihre fröhliche Frische und jugendliche Keckheit, — die Naivität!

Rudolf M. Breithaupt

Straßenkunst

Neulich schrieb mir W. Schmidt:

„Was modern ist, muß natürlich gemacht werden! Nun wird es zufällig modern, als Konfektionskaufmann Firmenschilder in Gestalt großer Glasungeheuer mit Riesenlettern in Gold und Silber zu haben, und so muß jeder, der den »Zug der Zeit« verspürt, sein anständiges oder weniger anständiges Aushängezeichen herunterholen lassen und so ein schönes neues, großes Goldbuchstabenschild bestellen.

Stiefelkaufleute, Wein- und Zigarrenhändler, Fettwaren- und sogar Milchhändler können jetzt nur noch Geschäfte machen, wenn auch sie wie der Konfektionär den werten Geschäftsnamen in Riesenschrift erkennen lassen. An jenen alten Aushängezeichen, dem großen Schaftstiefel, der großen Traube oder dem Weinglas, der Riesenzigarre, dem Neger mit der langen Pfeife, oder den gemalten Zigarrenkistentafeln, an der Pyramide von holländischem, roten und grünen Käse, sowie an dem Milchbottich oder dem Buttersieb würde doch kein Mensch sehen können, was es hier und dort zu kaufen gibt! Und dann der Name! Wenn nun, wer Zigarren braucht, kein so großes Schild von Beier aus der Ferne gewahrte und zu Meiern statt zu Beiern liefe, was für ein Schaden wäre das für Beiern!

Die Herren müssen sich einbilden, Laufkundschaft suche nach Schildern. Aber Laufkundschaft sucht nach Schaufenstern, und ist das rechte gefunden, so ist ihr die große Firma ganz gleichgültig. Sucht aber einmal einer von weitem einen Zigarrenladen, so kann er ihn doch wirklich eher an der großen Zigarre herausfinden, als an dem riesigen Schild mit irgendeinem Namen, das von derselben Sorte auch neben, unter und über ihm prangt.“

Der uns das schreibt, rührt damit an einer Sache, die wir im Kunstwart schon mehrmals behandelt haben. Aber einmal ist keinmal, zweimal ist auch zu wenig, „du mußt es dreimal sagen“, wenn's wirken soll. Und zur Abwechslung statt mit kleinem heute mit großem Druck.

Also: verehrliche Frau Reklame, Sie, die neulich ein berühmter Gelehrter in seiner Ehrfurcht sogar Ihre Majestät genannt hat — wie ist es möglich, daß Sie Ihre Straßenangelegenheiten, was Schilder betrifft, so, sagen wir: schulmeisterlich nüchtern behandeln lassen? Die Sie doch sonst Ausbünde von Phantasie zu Ihren Dienern haben! Es ist ja klar wie die Sonne, daß z. B. eine goldene Sonne weiterhin auf ein Gasthaus zur Sonne aufmerksam macht, als ein Schild, auf dem geschrieben steht: „Gasthaus zur Sonne“. Warum setzen Sie denn bei Zeitungsannoncen und Plakaten Bildchen und Bilder zwischen die Schrift, als, weil das mehr auffällt? Ferner: es ist doch klar, daß ein flach an die Mauer geklebtes Schild eigent-

lich nur vom Gegenüber gesehen wird, aber ein quer in die Straße gestelltes Zeichen straßauf- und abwärts weithin. Und trotzdem: ihrer Länge nach an die Häuser geklebte Schilder, wohin man in modernen deutschen Städten sieht, und langweilige Schrift darauf, statt munterer Zeichen. Auf Schönheits-Gründe gibt eine Geschäftsherrscherin nichts, aber aufs „Wirken" gibt sie was: Frau Reklame sollte die üblichen Schilder deshalb abschaffen, weil sie für ihre Zwecke unpraktisch sind, weil sie nicht „wirken".

Auch was Schmidt vorhin über die „Laufkundschaft" gesagt hat, leuchtet doch gewiß ein: wen's zu rauchen gelüstet, dem hebt sich aus größerer Entfernung schon einer Zigarre Gestalt lieblicher aus der Erscheinungen Fülle, als ein Schild mit „Lehmann & Kretzschmar, Zigarrenimport". Das schäumende Glas ladet weithin zum Trunke, der rote Hut, der grüne Kranz, die goldne Brezel, der Handschuh, der Stiefel, die Brille, oder der Hase, der Ochsenkopf, der Fisch, die Blume, der Apfel, die Traube, oder auch das Wagenmodell, das Hausmodell, das Schiffsmodell usw. usw. — sie alle reden mehr in die Ferne, als ein Name allein. Auch ein schlechter Witz passiert — in meiner Kindheit zeigten die Berliner Laden noch durch ein Bild raufender Jungen an: „Hier gibt's Wichse" — jetzt sind die meisten zu so etwas zu vornehm geworden. Der Name muß dabei sein, versteht sich. Dabei sein, es genügt ja, wenn man ihn aus der Nähe lesen kann.

Sie sind in Süddeutschland gewesen, nicht wahr, Herr Leser? Auch in Österreich, z. B. in Tirol? Dann wissen Sie, wie munter, wie fröhlich, wie künstlerisch zum Entzücken schön Straßenbilder aussehen können, wenn man statt der steinern, metallen oder hölzern ledernen „Firmenschilder", in die heut die Mode mit goldenen Lettern „Müller & Schulze" gräbt, quer in die Straße hinein Warenzeichen hängt. Ein kleines Beispiel geb ich auf der letzten Seite unsrer Illustrationsbeilage wieder. Die Reklame greift ja jetzt oft tief in den Beutel, um Künstler heranzuziehn. Hier sind tausend Gelegenheiten dazu, aber auch Gelegenheiten, daß der noch „billige" Kunstjünger schon sich nützlich mache, wie zwischen Holbein und Böcklin so mancher tat, ohne sich was zu vergeben. In Tirol z. B. sind die Warenzeichen oft Wunder von Kunst an Anmut der Bewegung, an geschmackvoller Bemalung, aber auch an phantasievoller Erfindung. Aus dem Boden stampfen läßt sich eine allgemeine Geschicklichkeit für dergleichen nicht, die erzeugt erst die Tradition. Aber in den Gewerbekünsten sind noch immer die Talente gekommen, wenn die Nachfrage da war, gerade die letzten Jahrzehnte brachten für diesen Erfahrungssatz wieder Beweis auf Beweis. Wer fängt an? Eine Fülle von Möglichkeiten bietet sich hier, um das Wandeln in unsern Straßen wieder zu einer fröhlichen Bilderschau zu machen, und hier ist einmal einer der wenigen Fälle, wo sich die „Interessen" von Geschäft und heiterer Schönheit nicht nur nicht hindern, sondern ganz unverkennbar verbinden. A

Lose Blätter

Vor Dürers heiligem Hieronymus

Hier bin ich eingetreten,
Mir Frieden zu erbeten
Und Ruhe vor der Welt.
O inniges Entzücken,
Von hier in Gott zu blicken,
Der Einsamkeit gesellt!

Die Zell ist sanft und trübe,
Durchs Fenster dringt die Liebe
Der Erdenlichter ein;
Daß er mit seiner Süße
Die Bücher keusch umschließe,
Strömt rosger Abendschein.

Nicht wahr, es ist, der dorten
Sitzt mit den klaren Worten,
Ein Jüngling und kein Greis?
Er lebt des reinen Brotes,
Und auf den Kopf des Todes
Lächelt ein lichter Kreis.

Die Tiere aus den Wüsten
Schlafen samt ihren Lüsten
Vor dieser Schwelle gern.
Es ruht die Glut der Sinnen,
Hier quillt die Kraft aus innen,
Die süße Kraft des Herrn.

Du sinnig heilge Zelle,
Vergönn an deiner Schwelle
Dem Pilger fromme Ruh.
Du hast, wonach er trachtet,
Dir quillt, wonach er schmachtet,
O schließ um ihn dich zu!

Otto Heinrich Graf von Loeben

Aus Carl Hauptmanns „Einhart dem Lächler“

[Tiefe Lebensschau gibt das neue Dichterwerk von Carl Hauptmann, der zweibändige Roman „Einhart der Lächler“, der in Berlin bei Marquardt & Co. erschienen ist. Er zeichnet das Seelenbild eines Menschen, der ein Künstler ist, von frühen Jugendtagen herauf bis zum späten Vergehen, in einzeln herausgegriffenen Erlebniszeiten. Wie er es tut, das macht die Goethe-Frage wach: „Ist nicht der Kern der Natur

Menschen im Herzen?“ In Einhart Selle, dem Geheimratsohn, der von der Mutter echtes Zigeunerblut erbte, treibt und lenkt geheimnisvolle Urnatur, die allen Lebenszwang von außen her scheut. Sein Leben ist in allen Entscheidungen immer wieder auf das eine gekehrt, mit allem Tun in Einklang zu kommen zu diesem seltsamen Grundgefühl, das ruhend-mächtig allem Fremden den Eingang sperrt. Kein unentschieden schwankendes oder laut erregtes Abwehren geschieht da, nur ein stummes Lächeln, das wie hilflos aussieht und doch nicht lahme Schwäche, sondern auf sich selbst zurückgehende Sicherheit ist. Das Buch führt durch ein ganzes Leben, führt wirklich hindurch, nicht nur daran entlang, erfaßt und versinnlicht alles bunte Begeben ganz nur so, wie es im Leben des Malers Einhart seelische Wirkungen auslöst, und das bindet dann die Episoden, die der Dichter da und dort aus dem Leben heraushob, bedeutungsvoll zu einem Ganzen.

Einhart ist der Mensch, der sich seinem Blute als dem besten Führer und Schützer überläßt, im Tun und im Urteilen, nicht aus irgendwelcher Berechnung, sondern aus Lebenstrieb, und der so die Dinge mit ahnendem Gefühl nach ihrem „ursprünglichen Quell-Leben“ bewertet. Eins gehört zum andern. Er hat das immer ihn ganz ausfüllende Gegenwartsempfinden, das die Vergangenheit vergessend hinter sich läßt, als ob sie nie gewesen wäre, verwundert, daß sie je gewesen, und in dem doch die Vergangenheit, die uralte Vorgeschichte seines Bluts und seiner Art, nicht tot ist, sondern als heimlich-sicheres Eigentum der persönlichen Stimmungswelt ruhend aufbewahrt wird und immer gleichsam des Augenblicks harrt, wo die verwandt anklingende Umwelt draußen — die landschaftliche Natur oder ein Menschenwesen — sie wieder in der Seele heraufdämmern und überwältigend, allmächtig-zwingend als große Stimmung wach werden läßt, als wäre sie das Ursprünglich-Eigene der Stunde. Nur so genießt Einhart sie, er ist ein Gegenwartsträumer, der nicht um gestern noch morgen sich müht. All das hat aber nicht den Sinn, dies Leben sei ein zielloses und haltloses Hintreiben. Immer deutlicher wird merkbar, daß da sowohl Aufgabe wie Ziel ist. Nur ist's keine Aufgabe, die mit seinem Wesen nicht bis ins Feinste übereinstimmte. Darin besteht sie: das einfache Leben zu finden, in sich und draußen, nicht nur davon zu wissen, sondern es zu leben. Ein Reifen ist im Leben Einharts, ein Reifen zum „Erdigwahrhaftigen der Erschauung“ und zum gefesteten, beglückenden Eigensein, immer auch ist darin ein Einsamsein, aber nicht aus Überdruß und Ermüdung, sondern im Selbstgenügen inneren Überflusses, von dessen Fülle eine berückende Kraft ausgeht, die schweigend mit den Augen geben kann. Der dichterische Wille, der sich um diese Gestalt mühte, wächst aus dem Ganzen hervor wie der Ruf: Zurück zur eigenen Natur! Dieser Einhart lebt wohl auf dem Grunde jedes Menschen von Uranfang an. Manche erkennen ihn endlich und gewinnen ihn gegen den Widerstreit fremder Weltgewalten. Manchen ist er auch wohl zu sehr von grauem tiefen Wasser überstanden. Denen deutet er nur noch wie eine Ahnung in sonnigen Augenblicken aus der Tiefe herauf: das ist der Schatz, den du heben konntest und doch nicht gehoben hast.

So nah kann diese Dichtung dem Leser kommen, und doch wirkt sie im einzelnen oft, als liege Carl Hauptmanns Welt seitab in

schwer zugänglichen Bergen. Sie scheint manchmal fremd und versteckt. Und dann doch vertraut. Aber wenn sie sich auftut, so findet man sich nicht leicht zurecht, nicht immer, und im einzelnen ist da oft kein bequemer und klarer Weg. Man muß immer gehn, wie gerade das reichzweigende Gebüsch den Wanderer durchläßt, muß schweres Laub wegbiegen, muß gebückt gehn und wieder zurückschaun, wo der Weg denn eigentlich anfing und ob da wirklich ein schreitbarer Weg sein könnte. Man muß oft jeden Schritt weit gleich ein paar Abstecher nach mehreren Seiten machen, und schließlich ist da doch auch überall Wichtiges für die Augen. Unter dem Überviel an einzelnem Ausguck will der plastische Eindruck nicht immer aufkommen, ob schon alles Einzelwerk dazu herangebracht wurde. Aber das hängt mit Carl Hauptmanns schauender Art zusammen, die auf die Seele der Dinge gerichtet ist und kein Ding für unwesentlich halten mag. Auch darin ist der Einhart eins mit seinem Dichter, also aus seinem Persönlichen herausgewachsen, der Einhart, der „sich alles genau ansehen mußte, wie wenn hinter jedem Worte ein Gleichnis stünde, und das Wort nur ein Wink wäre, anzusehen, was irgendwo wirklich war". Wie Carl Hauptmann die Worte der deutschen Sprache nimmt, das ist, als grübe er in sie hinein und als pflanze er sie wie in priesterlichem Tun, wie mit Runensprüchen möchte man oft sagen, in einer ganz eigenen Weise, die oft stutzen macht. Aber er dringt in ihren Sinn hinab und holt den Sinn ergiebig heraus, und die Krume seines Gartens duftet erdig. So sehr und erfreuend im einzelnen, daß man anfangs an den halben Höhen, die dieses auf starke Größe hinwollende Werk da und dort, mehr im zweiten als im ersten Bande zeigt, stellenweis achtlos vorüberzieht. Erst die vergleichende und zusammenfassende Rückschau von den ganzen Höhen her sagt da, daß es an minder hochgewachsenen nicht fehlt in dieser Dichtung, die so ernstschöne Lebenswerte birgt. Franz Diederich]

Wenn jetzt einmal die Seelen von Einharts Vater und Mutter rein für sich gegeneinander klangen, was fast nie mehr geschah, war es nur eine monotone Dissonanz. Laut oder heimlich. Einharts Vater war ein gewichtiger Ordnungsmann, schon als er die junge, wohlhabende Zigeunerdirne heiratete. Er war ein peinlich pflichtgetreuer Beamter, der damals schon eine höhere Postverwaltungsstelle in einer kleinen Stadt versehen, ein Mann von strengen, soldatisch gebundenen Formen im Umgang, mit scharfen, schwarzen Augen, die wenig und kurz lachten, so nebenhin nur, die selten aus der Würde kamen — mit einem dunklen, strengen Schnurrbart, der so voll stand, daß die Hand sich nie um ihn kümmerte, die schon damals steif herabhing ohne Geste, wenn sie nicht eifrig und flüchtig mit dem großen Rohrhalter ihre Arbeit tat — oder auch leicht gebieterisch sich streckte, wenn Herr Selle Anordnungen gab oder etwas verwies.

Wenn jetzt, in den wirklichen Widerwärtigkeiten mit Einhart, Herr Selle erregt im Zimmer hin und her ging, mußte er die Hände auf dem Rücken fest zusammennehmen, so gleichsam sich selbst noch mehr bindend, daß er nicht doch einmal seine Würde ganz vergäße und dreinschlüge unter die phantastische, traumäugige Zigeunerbrut. So wenigstens deuchte es jetzt dem alten Herrn, wo Einhart ein Jüngling geworden ganz mit

den sanften, rabenschwarzen, unerwecklichen Glutaugen der Mutter und mit einer Seele voll regloser Verachtung gegen alle Wünsche und Forderungen, soweit sie von Vaters Seite kamen und ein geordnetes, bürgerliches Fortkommen betrafen, und die einfach wie Meerwasser von einer Öljacke abtroffen, selbst wenn wahre Gewaltwogen der Sittlichkeit den nur halb in dieser Welt des Scheins sich aufhaltenden Sinnierer und Lächler zu erschüttern und auf rechte Wege zu bringen versuchten.

Es war ein Irrtum von Herrn Selle, daß ihm schien, als wenn er schon früher, so gleichsam von Anfang an, Frau Selle mit den strengen Blicken des Vorwurfs angesehn. Wenn es auch Geistesgemeinschaft nie zwischen ihnen gegeben. Dessen hatte Luisa nie bedurft. Flammen waren zusammengeschlagen. So gebunden er auch gewesen, stolz und würdig, die heißen Flammen schmelzen noch immer die Erstarrungen. Flammen waren aus der jungen Dunklen gekommen. Sie hatte noch jetzt Augen von verzehrender Sehnsucht. Wie sie ihn angesehen, der jung und kalt geschienen, hatte sie den Fels schmelzen wollen. Sie war wirklich eine Zigeunerin von Blut. Sie hatte wohl als einzige Tochter im Hause gegolten. In Wahrheit hatte man das Kind an der braunen Brust einer Zigeunermutter, die betteln kam und sich krank hingeschleppt, gesehen, es richtig gekauft und angenommen an Kindesstatt. Natürlich war Luisa dann im Bürgerhause in sanfter Erziehung aufgewachsen. Nur noch im Blicke lag manchmal etwas Demütiges oder auch Wildes, was leicht einsank und sich vergaß, daß das Mädchen dann lange wie erstarrt geschienen. Schön war Luisa nie gewesen, braungelben Gesichtes, ein wenig schmal und leicht welk. Etwas Kochendes, etwas Verzehrendes im Blicke nur. Aber das kam nur von ferne. Als wenn ein weiter Garten stiller Traumblumen läge in Demut und Trauer, und über hohe Gitterstäbe sähe der Haß herein mit spitzen, gelben Blicken. Aber ihre dunklen Augen lachten dann auch gleich, wenn der Haß kam. Daß Herr Selle wenn nicht eine sanfte, doch eine achtlos versöhnte, hinlachende Demütige in beginnenden Uneinigkeiten vor sich gehabt, als die Gluten Luisas kälter geworden, die ersten Kinder an ihrer Brust gesogen, ihr Auge wie einer Raubtiermutter Auge, ihr schlanker, jäher Leib wie einer Tigermutter Leib zum Haßsprunge bereit über der Brut gewacht. Damals hatte Herr Selle nur eins ums andere der dunklen, lieblichen Mädchenkinder in Luisas Fürsorge und zehrender Mutterpflege angesehen, und hatte Frau Selle nur wieder heiß begehrt, eine Jugend die andere, schmachtend und unbesonnen, und durch keine Harmonien anders gebunden als die Glut des Blutes und der Sinne, und es war in ihm wirklich immer wieder Würde und Pflicht und sonstiges sittliches Meinen in des Begehrens heißer Quelle ertrunken.

Das war lange her.

Einhart war jetzt über die sechzehn, noch sehr schmächtig und fast wie ein Knabe. Es waren außerdem vier Schwestern im Hause. So kamen sie nach der Reihe: Johanna, Katharina, Einhart, Rosa und Emma. Mutter und Vater kannten sich kaum noch. Leib und Leben stand nun da und hier. Herr Selle sprach jetzt überhaupt nicht. Oder wenn er sprach, sprach er zu niemand recht, nur so mit ernstem Blick in die Luft. Er hatte eine hohe Stellung erklommen. Auch Frau Selle fühlte das. Er war geheimer Rat. Die schwarzäugigen Töchter

sahen an ihm auf und streichelten ihn. Sie versuchten ihm auch in die Augen zu sehen. Wenn es jetzt ein Zerwürfnis gab um Einhart, der wie ein schriller Ton allmählich in dumpfes Brüten klang, dann vermochten die phlegmatischen Zigeunerfräulein, die sie fast alle schon geworden, doch noch wieder schlau die Dissonanzen leise zu verstreichen. Sie stillten der Mutter dann oft plötzlich aufquellende Ratlosigkeit mit leicht gesponnenen Schmeichelgeweben und umstellten den erregten Herrn Geheimrat, der im Schlafrock eifrig auf dem weichen Teppich hinschritt, noch immer mit auf dem Rücken fest verschränkten Händen, und ließen ihn nicht aus ihren Liebesblicken. Dann gab es noch immer eine Heiterkeit schließlich.

In Frau Selle, die jetzt verwelkt aussah, nicht sehr fett, nur gelb und verzehrt, kam dann aus dem Sich-ratlos-wissen, das wie ein Aufkochen im Blick gefunkelt, das leichte, lässige Verachtungslachen, das fast in Demut vor den jungen Augen sich weghob.

Mit den vier Töchtern war Frau Selle heimlich eins. Und der strenge Herr Selle ergab sich Schmeichelwort und Schmeichelblicken der vier dunklen Schönen, die in dem Bruder Einhart ein geliebtes Rätsel sahen, und Rosa, die dritte, das eigentliche Ereignis anstaunte.

Nämlich das war es zumeist: Es war ein strenges Pflichtleben, das Herr Selle führte. Er hatte nur Reglementbücher und Reskripte vor seiner Seele, mußte immerfort nur an solche Dinge denken, die im Grunde für seine Seele nichts bedeuteten, nur für seine Pflicht. Die Inventarien der großen Posten, lange Berechnungen für all die Sendungen, deren Seelen in Kuverts verborgen steckten und ihn nichts angingen. Das erfüllte ihn. Er hatte sogar im Traume oft nur Zahlen in seiner Seele. Seine Seele war wie eine graue Kammer, in der nicht einmal die Dinge selber, nur Merkzeichen und Nummern von den Dingen noch hingen. So lebte er in der großen Mietwohnung mitten in der engen Straße der Residenzstadt ohne Störung und durchaus zufrieden. Da sah er unten die bekannten Menschen gehen, die ihn ehrten und grüßten, die ihn in seiner Würde kannten. Und es fehlte nicht das heimliche Gefühl, daß die Würde mit den Jahren noch zu höheren Titeln und Auszeichnungen anwuchs.

Aber Frau Selle träumte und die Töchter träumten. Wenn die auf der Straße oder gar in den Frühlingsanlagen allein hingingen, sahen sie wie eine Schar huschender Vögel aus, im Begriffe und bereit, die welke, gelbe, in vornehm bürgerliche Hüllen maskierte, fremdartig-jähe Mama mit sich irgendwohin empor- und fortzureißen. Alles war dann stürmisch und laut, verträumt und rücksichtslos. Sie kümmerten sich um niemand. Ihre hastigen Stimmen klangen alle ein wenig heiser. Miteinander allein vor der Mutter war eine jede wie losgebunden. Eine jede hatte für sich etwas Versucherisches im Blick. Wenn Männer kamen, sahen sie nicht scheu. Aber diese Art war mehr nur Mut aus der Höhe, mehr wie ein herausfordernder Widerstreit, der manchen hart traf wie ein Schlag, daß er sie dann verfolgte und fast wie einen Trotz der Liebe empfand. Lose, ungehaltene, schöne, dunkelfarbige Zigeunerdirnen in fließenden Frühlingsroben wie helle Küchlein um die alte Glucke. Die aber freilich dann gesetzt sich reckten und wie vornehme, stolze Fräulein gingen, wenn der Herr Rat Selle es einmal in Würde

selbst unternahm, Sonntags mit hinauszuwandern und neben Frau Selle stumm und steif emporgereckt in den Frühling zu ziehen.

Die blühenden Kirschen entzückten auch ihn. Wenigstens bekamen seine Augen einen richtigen Krähenfuß, der die ganze Zeit starr an der Schläfe stand. Und er nahm auch eine Blüte, die die älteste Tochter Johanna ihm sanft und mit Grazie lachend ins Knopfloch gesteckt. Indes Katharina und Rosa und Emma um ihn draußen, wo sie Kuchen und Kaffeeflaschen am Waldsaume ausgepackt, sich wohlig träge dehnten. Während Herr Selle mitten auf einem Plaid aufrecht saß, umbaut von einem Gehege von Blütenästen, die die vier Dirnen im Übermut von Obst- und Weidenbäumen am Damme herabgerissen.

Frau Selle war dann kindlich und weich, trieb sich achtlos allein auf der Wiese nach Blumen herum, kam mit Sträußen und streichelte jetzt auch einmal Herrn Selles straffe Wange, die sich mit halbem Blick Mühe gab, wie lachend auszusehen.

Wer die Menschen dann von ferne sah, mochte an glückliche Menschen denken.

Frau Selle, so in Freiheit und unter Blüten, träumte dann hin. Und die schwarzbraunen Töchter träumten und dehnten ihre jungen, schmiegsamen Leiber der Frühlingserde nahe, mit einer Seele voll unbestimmter, heimlicher Glut. Und Herr Selle saß strengaufgerichtet, ließ es sich schmecken und trank den Kaffee, in den sich fast wunderlich ein Beigeschmack mischte, den er monieren gewollt, ehe er heiter merkte, daß es der Blütenduft des Frühlings selber war.

Freilich gab es gewöhnlich zum Schluß dann ein Ärgernis, weil Einhart zuerst zurückgeblieben in der Absicht, etwas von dem Gesehenen in sein Skizzenbuch abzuzeichnen, und weil es sich dann gewöhnlich herausstellte, daß er nicht mehr sich zur Familie herzugefunden. Herr Selle fand das unbegreiflich, machte Frau Selle für derartige Verträumtheiten durchaus verantwortlich, und man zog oft nicht ohne neuerwachten Groll in die zweite Etage des grauen Miethauses ein. Der Vater hatte nun wieder sein altes Mißtrauen. Er meinte in gedämpfter Empörung gar, Frau Selle unterstütze den Trieb. Er gab zu verstehen, daß der Junge mit Absicht den Weg verfehlt, wenn Einhart daheim sich damit zu entschuldigen suchte. Es gab eine richtige Dissonanz aus diesem Frühlingsgange, in die nur mühsam stimmend dann Johanna, Katharina und Emma ihre Blicke und Worte einmischten, Einhart stumm und dumm, die Mutter stumm und ihre Augen demütig und gleichgültig machten, bis Rosa mit leiser Zärtlichkeit zugleich des Herrn Selle Augen fing und seine Wange sanft strich.

▣

In der Familie Selle ging offen alles nach dem Geheimrat. Der strenge Geist waltete immer, so lange der alte, sehr gerade aufrechtgehende Herr im Hause war. Und nichts war zu spüren, daß von Bluts wegen in des Geheimrats Hause im Grunde noch immer etwas von einem ganz fremden Geiste und Leben umging. Außenhin waren die Selles, wenn man sie auch da und dort neckend die Zigeuner nannte, eine ganz vornehme Familie. Bis auf den gelbbraunen Hautton von Frau Selle und die lässig trägen Bewegungen jeder einzigen dieser vier dunkelfarbigen Töchter, die sich in den teppichweichbelegten Zimmern

am Klavier oder vor einem Malwerk halbtätig amüsiert herumdehnten, hätte man beim ersten Eintreten ins Haus an nichts anderes denken können.

Herr Selle hatte alles Phantastische durchaus ferngehalten.

Der Flur war fast zu voll gestellt. Der Eintretende, wenn er sich beim Ablegen des Mantels oder so auch nur eine Linie weiter ausrecken mußte, lief Gefahr, Leuchter oder Schirmlampen oder eine Hutschachtel oder Vase gar mit Blumen, die dort im Verborgenen kümmerlich blühten, herabzureißen. Das sah durchaus nicht phantastisch aus. Eher wie das Entree bei einem Händler, der gleich im ersten Eindruck verrät, daß nun erst drinnen in allen Räumen Schränke und Schübe mit gutem Hausrat überfüllt sind.

So schlimm war es nun innen nicht. Da brachte doch der vergilbte, blaue Plüsch im Mittelraume, der auf einem großen Sofapolster und zwei Sesseln sich ausgebreitet, ein wenig Buntheit. Und gar im Salon der Frau Selle daneben zeigte der weiche, große Teppich, der noch ziemlich neu war, eine riesige, blaue Blumenstaude mitten in den gelben Spiegel eingewoben, was man kaum hätte denken sollen, weil Herr Selle selbst diesen Teppich zum Geburtstag für Frau Selle ausgesucht und gekauft hatte.

In diesem Salon stand auch ein Schreibtisch für Frau Selle, obwohl Frau Selle selbst eigentlich nie schrieb, und so nur die Töchter, die sich sogar im Hause Briefe schrieben, um ihren Lebensdrang heimlich auszutoben, sich um den Platz davor zanken oder barsch anfahren konnten.

Alle Phantasmen waren aus diesen Räumen und von diesen Menschen sichtbarlich völlig fortgetrieben, so lange der strenge Blick des Herrn Selle alles zusammenhielt und beherrschte. Es kam dazu, daß in dem Arbeitszimmer des Herrn Geheimrat selbst lange Reihen Bücher in gleicher Uniform, unermeßliche Registerreihen von A bis O oder Z standen, kalt papieren gebunden in Grau, so daß nur die Rückenschilde grün oder rot zu glänzen wagten. Und an den wenigen schmalen Wandflächen, die freigeblieben, hingen kleine Medaillonbildchen, gelehrte, steife Gesichter mit Brillen auf der Nase, die aussahen, als hätten sie auch schon ewig in Registern und Buchstaben herumgesucht. Denn Herrn Selles Vater war ein berühmter Altertumsforscher gewesen, ein versunkengrabender Kenner aller ehrwürdigen Dokumente deutscher Vergangenheit. Herr Selle liebte diese Tatsache mit strengem Stolz in der Familie zu betonen. Er selbst bedauerte dabei hundertmal im Leben, sich in diesen Quellen nicht haben gründlich erquicken zu können.

„Aber bei mir zu Hause hieß es: verdiene bald! Wir waren zwölf Kinder. Bei meinem ehrwürdigen Herrn Vater gab es dann gar keine Unklarheit, keine Fata morgana. Er sah und bestimmte. Da gab es kein Widerreden. Und schließlich kann ein tüchtiger Mensch sich an jedem Platze bewähren", sagte er dann mit einer entfernten Genugtuung. So waren aus solcher Erinnerung auch die Namen der Kinder bis auf den ersten, der von Frau Selles Pflegemutter stammte, deutsch geworden. So hießen die Kinder also: Johanna, Katharina, Einhart, Rosa und Emma. Denn mit Knaben war es bei Einhart geblieben.

Und es lag unter Namen, die „aus dem deutschen Altertume" stammten, und unter dem strengen, farblos-gleichmäßigen Pflichtenleben,

und in dem phantasielosen Gehäuse, darein Herr Geheimrat Selle und die ganze, dunkle Geheimratsfamilie eingefangen war, der alte, unversiegliche Quell Sehnsucht und Traum der Seele ganz verschüttet.

Sicherlich ganz verschüttet.

Denn schon Frau Selle war als Mädchen von kleinlichmahnender, innigversorgter Bürgerliebe umgeben gewesen, hatte es nur zu gut gehabt, hatte sich schmücken und einzig tun können, und hatte in solchem leichtsinnig-schwärmerischen Flitterleben die heimlichen Flammen ihres hüpfenden Blutes verflackern lassen. Schon ihre Augen und Seele hätten nicht gewußt, wo für ihre Sehnsuchten groß anderes finden? Nun gar die der vier Mädchen, die eines Geheimrats Töchter waren.

Der Feuerbrand der alten, treibenden Natursehnsucht, die Atemnot in engen Räumen, die Lust ins Unbestimmte hinaus, wie Vögel ziehen nach südlichen Paradiesen, oder wie Winde ziehen, in Wipfeln zausen und mit vom Knospendufte vollgesogenem Kuß weiter wirbeln über Heide und Weide und Waldtäler, in Traumfetzen regten sie sich in den Geheimratsdirnen, in den trägen Bewegungen der jungen, jachen Leiber, in einem flüchtigen Blick wie im Hasse und Streite kam daran eine Erinnerung. Aber alles wäre auch hier wie in der Mutter ohne Deutung und Sinn gewesen, ohne Drang, ohne Hoffnung, ohne Nachhall und Darstellung, so lange das Jungvolk eitel der Wohlhabenheit starre Ehren genoß —: wäre nicht eben unter dem Namen Einhart ein rechter Nimmersatt von Traum und Verachtung, ein unheilbar Unbürgerlicher, einer, dem es aus langem Wandertum der Urväter mit heißen Purpurbildern im Blute umging, verborgen gewesen.

Herrn Geheimrat Selle schien dieser Bengel bald hoffnungslos. Man kann sagen, die ganze Geheimratsfamilie wäre wie ein erstarrtes Idyll in Dunkelfarben erschienen: Der Herr ein grauer Kraterrand und drumherum viele stille, lockende Blumen auf der erstarrten Lava erwachsen. Wenn nicht Einhart im Grunde ein brennendes Feuer, eine ohne Absicht ungebändigte, ziellos aufquellende Lebenssucht heimlich mit sich getragen hätte, aus Ehre und Schranken der grauen, eingeschnürten, kleinen, sonnenlosen, getünchten Pflichtenwelt auf irgendeine, ihm selbst in dieser Jugend noch völlig unklare Weise zu entfliehen.

Wie dieser Junge mit seinen sechzehn Jahren schon allein aussah! Schlank, fast wie wenn er Vogelglieder hätte. Ganz gerade gewachsen. Aber auch einen schmächtigen Vogelhals. Und fettes, rabenschwarzes Schlichthaar, davon Strähne immer in die Stirn fielen. Das Gesicht sehr mager und gelb. Die Augen in Dunkelweiß so tief funkelnd, wenn er haßte oder in Abwehr aufblitzte, obwohl er meist eine fast lächerliche Gutmütigkeit und scheue Einfalt zeigte und fast nie wußte, ob er gelebt oder nur geträumt, was er redete.

Heimlich rauchte er, wo er konnte, gleichgültig was.

Die Schwestern steckten ihm allerhand zu und die Mutter desgleichen.

Eine feine, schmale Stirn, daran eine leichte Aderschwellung in Zeiten der Freude, hatte er, eine feine, schmale Nase und gerade, schmale, frohe Lippen, aus denen die vom Rauchen leicht gelben Zähne sahen.

Wer ihn so betrachtete, war entsetzlich erstaunt, daß dieser junge Mann Einhart hieß, und noch mehr darüber, daß er eines strengen Geheimrats Sohn war.

Man konnte ihm anschaffen, was man wollte. Alles war gleich hin. Man konnte ihn mahnen, sorgfältig und auf seine Reinlichkeit achtsam zu sein. Es gäbe keinen, der in solchen Träumen leben und noch hätte wissen können, wofür man Seife und Wasser brauchte und wie die Traumdinge reiner waschen? Er selbst ging vor sich im Traume hin und hatte nie ein Gefühl, daß er je und je Schmutz an Haaren und Halse, Nägeln und Händen und an seinen Kleidern mit sich brachte, wo er ging und stand. Nun, daß da gerade Herr Selle nicht glücklich war über solches zuchtloses Leben, kann man begreifen. Es gab jetzt ewig Szenen um Einhart. Man mußte sich allmählich schämen, wenn er einmal von den Schwestern unbemerkt unter Besuche hereingekommen. Draußen putzten und säuberten ihn dann erst die Schwestern. Und er lachte kindlich dazu.

Die Mutter hatte heimlich einen Hang zu ihm. Wenn sie ihn auch nur sah, strich sie ihm immer flüchtig die gelbgraue Wangenhaut. Der Mutter gegenüber war auch er immer geradezu wie ein demütiger Hund. Es lag in ihr für Einhart etwas, was er sinnlos und wie nichts in der Welt liebte. Und für sie schien sich in Einhart wieder herzustellen, so ins Unbestimmte, was sie immer verloren gefühlt. So sah Frau Selle mit träger Verachtung fast, wenn sie alle erst um den Tisch saßen, zu Vater, aber zu Einhart mit jäher, heimlicher Glut in den Mienen, die so graugelb waren wie seine, nur welk und alt.

Und Frau Selle hatte es oft für sich amüsiert, wenn er das Essen verpaßt, draußen in der Sandkuhle gelegen, Igeln nachgetrachtet im Weizenfelde, mit Kindesblicken ewig einer Lerche Jubel zugestarrt bis zum Blenden, und statt des Kalbsbratens mit trüber, dünner Sauce daheim einfach Ähre um Ähre vom Weizenfelde ausgekörnert und mit seinen Zähnen, unter Träumen oben im Hirn, zermahlen hatte.

Dann hatte er ihr alles umständlich erzählen müssen, daß Frau Selles Augen unaufhörlich dabei lachten. Auch wenn es schon Auftritte gegeben mit Vater. Wobei Mutter natürlich gar nicht erst hatte wagen können, gegen dessen Wünsche und Bestimmungen aufzukommen.

Aber heimlich, da hatte man beisammen gesessen, wenn der Herr Geheimrat geraden Ganges mit dem Schirm unter den Armen die Straße entlang gegangen, und man ihn um die Ecke hin endlich hatte verschwinden sehen. Da kam jede einzelne der Schwestern, um Einhart um den Hals zu nehmen. Rosa zuerst, die ihn ein Stück drollig hinzog, wobei er noch immer absichtlich ein dummes Gesicht behielt. Auch wenn der Tusch noch jetzt manchmal mit Handgreiflichkeiten geendet. Alle kamen, Johanna, Katharina und die Jüngste, Emma, und faßten ihn um den Hals von hinten oder von vorn. Und Rosa küßte ihn phantastisch auf die Augen, die dann pfiffig lachten, als wie dem Sturmwind des Vaters und seiner Würde mit Drolligkeit nach. Und Mutter, versorgt und geängstigt noch, begann, selber immer lustiger werdend, ihn auszufragen, wenn sie die schon belustigten Schalksblicke sah, mit denen Einhart seine versonnenen, Vergessen bringenden Fahrten draußen in Heide und Wildnis spürsinnig zu erzählen und Buntes und wie aus märchenschönen Dingen Erlesenes hineinzuweben wußte. Dann standen die vier Schwestern mit Staunen und sahen in Einhart etwas, wie ein unglaublich neckisches, wagsames Rätselwesen, das sie liebten,

das ihnen unter die armgrauen Ereignisse des herkömmlich-bürgerlichen Geheimratlebens ein ganz neues Fühlen und neue Feste brachte. Sie lachten über den ungekämmten, ungewaschenen Jungen, dessen Augen Diebe schienen, und über die zerrissenen und verwitterten Kleider und die verwetzten, verwahrlosten Stiefel. Und jede wußte jetzt auch, daß man ohne solche Opfer nichts dergleichen erleben könnte. Eine jede der vier dunkelfarbigen Dirnen hätte es dann am liebsten gleich auch versucht. Alle, auch Mutter, trug trotz der verborgenen Pein des Zerwürfnisses immer ein Glück fort aus diesem das Leben so wegwerfenden Jüngling.

Einhart war bald ein Jüngling, so dürftig und schmächtig er auch mit seinen Jahren noch aussah. An solchem Tage sahen alle heimlich auf den Herrn Geheimrat, wie auf eine langweilige Gesetzestafel, die streng verfügte, was man längst tausendmal kannte. Und wenn er erst wieder heimgekommen, fühlte man es in allem, daß es eine jede der Damen, alt und jung, heimlich entrüstete, wie die harte Würde dem grünen Wucherreis mit dem glutäugigen Sanftblick blind und mißlaunig alles frohe Treiben knicken wollte. Da hatte Herr Selle keine seiner Töchter in seiner Arbeitsstube hocken, wie sonst gewöhnlich. Niemand empfing ihn. Er mußte am Tische stumme Münder unter den sammetnen, gesenkten Blicken sehen. Alles war da nicht, als wenn sie draußen auf der Wiese und im Walde und glückliche Menschen wären, wie es einem Fernen so erschienen. Hier saß der Herr Selle, steif und gehalten, mit strengen Blicken, nun auch sichtlich geärgert. Aber mit bestimmter Verachtung dessen und nur gewappnet, zu gebieten. Und dort saß die ganze, junge Brut, enttäuscht und voll Entsagung. Daß nur Frau Selle dann und wann, als wenn sie sich aus Träumen plötzlich besönne, dem würdigen Herrn etwas an Fleisch oder den Brotkorb, wenn sie seine Augen am Tische suchen sah, hinreichte. Und Einhart saß dann unter ihnen immer mit einem verlorenen, einfältigen Lächeln.

◘

In einer Vorstadt unter alten, mächtigen Kastanien, die jetzt kahl standen und die der Westwind mit nassen Flocken bestrich, lag eine Villa wie ein großer, marmorner Würfel mit weißen Fächertreppen in den Garten nieder und mit weißen Statuen oben an den Zinnen gegen den Himmel. Rings schlief ein fein gepflegter Garten, der im Sommer wie ein erlesenes Bukett erblühte, in dessen Schattengängen dann eine melancholische, sehnsüchtige, bleiche Dame wandelte, oder zwei Kinder von etwa zehn Jahren, ein blonder Knabe und ein rotbraunes Mädchen sich jagten, oder wo Fräulein Margit, die älteste Tochter des Hauses, in einer Laube, von blauen Glyzinen umsponnen, manchmal saß und schrieb.

An dem hohen, eisenblumigen Gittertor, das jetzt von Naßschnee triefte und einsam lag, las man in goldnen Buchstaben den Namen: „Rehorst".

Herr Rehorst war einer der größten Fabrikanten der Stadt. Sein Vermögen galt als ungeheuer und war in diesen Jahren derart im Wachsen, daß er nichts scheute, was den Träumen seiner leidenschaftlichen und tiefsinnigen Frau irgend konnte zu Licht und Leben verhelfen.

Frau Rehorst kannte in dieser Welt keinerlei Dinge mehr, an die

sich ihr Fuß hätte stoßen können. Nichts, was je ihr Auge beleidigte oder ihren Sinn verletzte, oder von dem sie auch nur von ferne erwogen, daß es unerfüllbare Wünsche wären.

Wenn man eintrat, auch jetzt in der naßkalten Zeit, duftete die warme, teppichweiche Vorhalle nach fremden, wunderbaren Blumen. In die Dämmerung des Raumes, der von oben seitlich ringsum Licht erhielt, fielen bunte Scheine durch die blauen Lünetten der Wölbung, und die Wandflächen hielten in kühlen, blauen Tönen schimmernde Gemälde. Die Innenräume waren weit wie Säle, tief einsilbig, da und dort in Nische oder Erker mit einer Statue versehen. Der Hauptton von dem einzigen, großen Meistergemälde der Mittelwand gleich im ersten Zimmer stimmte ein in die blaßorangenen Seidenbezüge der Wandflächen, und gegen ein mächtiges Mittelfenster stand eine reiche, helle Marmorgruppe als wundersames Schattenspiel.

Man wandelte hin in Duft und Stille. Man sah auf Ecktischen einsame Blumenkelche in Vasen, und in der Ferne durch hohe Türen leuchteten von den Wänden neue Farbenakkorde mit stillen Seen in Buschwerk, wo Liebende wandeln. Alles lud wie eine Traumstätte ein, weil aus halberschlossenen Räumen ohne rechte Begrenzung Träume einen grüßten.

Hier ging Frau Rehorst um, eine schlanke, schöne Frau, still und verhärmt, mit tausend Träumen zur Beglückung der vielen, die Gott nicht beglücken konnte, und sie war oft achtlos gegen Margit und gegen ihre beiden jüngeren Kinder.

Alle drei Kinder hingen an der Mutter außermaßen. Alle sahen sie mit Entzücken in ihren wallenden, langen Falbelkleidern herschweben in Hoheit. Alle hörten mit Hingabe den weichen Schattenklang ihrer Rede. Alle wußten, daß sie der Geist des Hauses war mit ihrer ungestillten Sehnsucht nach hohen Dingen.

Sie war großen, dunklen Gesichts, voll feiner Schmäle, langsam und sicher in ihrer beseelten Bewegung, heftig, aber ganz verhalten. Immer beschäftigt, den Wohlfahrtseinrichtungen der großen Rehorstschen Unternehmungen einen edlen Sinn und eine wahrhaft menschliche Belebung zu geben, kamen die Kinder ihr nicht immer zupasse, vornehmlich, weil in einem jeden auch der Vatergeist mit tätiger Achtlosigkeit lebte, der im Tun ganz Freude sah, ohne immer gleich nach der Höhe und nach letzten Zielen zu fragen.

Nun in Margit ganz und gar. Margit war sehr nach dem Vater.

Deshalb hatte es Frau Rehorst auch gern gesehen, daß Grottfuß sich Margit gewählt. Denn außer ihren inbrünstig ausfüllenden, sozialen Pflichten kannte Frau Rehorst nichts Lieberes als die Künste. Mit sehnsüchtig feiner Sammlung trat sie meist allein unter die neuen Bilder der Frühlingsausstellung und sann sich in die Seele einer Landschaft wie in eigene, dumpfe oder lachende Akkorde, und ermaß aufs kennerischste Tongebung und Pinselstrich, verhaltenes Hoffen und Drängen oder rohe, kalte Erkenntnis der Dinge, die aus Farben zu ihr sprechen konnte. Sie war es gewesen, die an einem Grottfußschen Bilde, das im Frühling mit zur Schau kam, ein besonderes Gefallen gefunden, und die Grottfuß deshalb persönlich zu sehen und zu sprechen gewünscht.

Einhart war nun auch in den Bannkreis von Frau Rehorst ein-

getreten. Grottfuß hatte es veranlaßt. Margit hatte ihn ausdrücklich aufgefordert. Ein paarmal äußerst launig und lustig, wie sie es konnte. Und Einhart war in der schlichten Ärmlichkeit gekommen, die er selber kaum beachtete. Es war ihm alles ein sehr neuer Eindruck. Schon das Eintreten ins Haus machte ihn zögern und um sich blicken. Er erinnerte sich dunkel, ein solches Gefühl der Stille und Abgeschiedenheit einmal empfunden zu haben, als er in eine leere Kirche hineingesprungen, die gerade offen war, um jemandes Blicken auszuweichen. Den Diener, der das Eisentor geöffnet hatte, hatte Einhart feierlich mit Hutabnehmen gegrüßt und war schüchtern wie ein Knabe.

Und wie dann ein ganzer Kreis Menschen unter den vielen Kronen aus Glitzern und Flammen schwankte, und Margit ihn zu Frau Rehorst geführt, hatte Einhart in vollendeter Einfalt gelächelt.

Es war eine richtige, große Gesellschaft. Grottfuß benahm sich wie ein Herr. Grottfuß hatte sich wie ein Weltmann in Smoking geworfen und ging im Hause herum, als wenn er der Gastgeber wäre. Frau Rehorst behandelte ihn mit aller Bestimmtheit als einen der Ihren. Aber sie war mit ihren sanften, traurigen Augen auch so lieb und gütig gleich zu Einhart, daß Einhart lange bei ihr stehenblieb, obwohl er gar nichts zu sagen wußte. Er wußte in diesem Augenblick wirklich nicht sich zu bewegen. Frau Rehorst mußte es ihm sehr zutraulich selber erst angeben, daß er den jungen Leuten eine Freude machen würde, zu ihnen zurückzutreten.

Einhart tat in einiger Verlegenheit, was sie ihm geheißen. Er hatte den Ton dieser dumpfen Stimme im Ohr und lächelte zu Fräulein Margit hinüber.

„War das Ihre Mutter?" sagte er ganz im Banne und behielt dann Frau Rehorst immerwährend in seinen Augen.

„Ach Gott, meine gute Mutter", sagte Margit mit einem Ton Resignation.

„Oh!" sagte Einhart nur und lächelte wieder hin.

Einhart war so einfältig und scheu, wie er seit Jahren nicht gewesen. Und so bekam er auch eine ganz eigene Empfindsamkeit. Als wenn er auf den heimlichen Zusammenklang aller derer, die allmählich hier versammelt waren, hören könnte, und es erhören könnte zu Eins. Allenthalben schwebten und schwirrten die jungen Gesichter. Es waren Freundinnen von Margit geladen. Die heiteren Köpfe der Mädchen regten sich lustig schwatzend und abwehrend im Geplauder hin und her. Die Gestalten fein in Spitzen und Seiden und Musselinen und zartem Fleisch und vollen Haarzierden leuchtend, die schlanken, jungen Arme in langen Handschuhen.

Alles erschien Einhart durchaus merkenswert. Die jungen Männer waren meist im Frack. Sie schwänzten sehr dienstfertig herum, noch ehe getanzt wurde. Einhart kannte einige.

Auch Professor Soukoup und Meister Teodor kamen. Beides war Einhart sehr unangenehm plötzlich. Er glaubte schließlich gar, er hätte etwas versehen. Ein jeder würde sich mit Leidenschaft an früher erinnern. Von Meister Teodor war das anzunehmen. Besuchen konnte Einhart den in keinem Falle. Aber daß er Professor Soukoup nicht besucht hatte, fiel ihm jetzt auf die Seele.

„Wie ein Freund ist er zu mir gewesen," dachte Einhart, „und es ist unverantwortlich von mir . . ."

Aber wie er dann neben Professor Soukoup zu stehen kam, daß der ihn sehen mußte, und neben Meister Teodor, war es ein gleichgültiges, fliehendes Erkennen, und nichts. Als wenn er den Herren verhallt wäre, wie sie ihm, dachte er und lachte er.

Einhart begriff zum ersten Male, was ihm beim Gruß seines Klassenlehrers bei seiner ersten Heimkehr schon hätte in den Sinn kommen müssen, daß es eine Zutraulichkeit gibt, die die Seele zu jedem Dinge hat, also daß sie der persönlichen Seele, die sie sich gern zugute schriebe, gar nicht gegolten. Solche Zutraulichkeit hat keine Erinnerung. Die persönliche Seele, die gern nach der alten Stätte fragt, findet dort keine Spur. In Einhart ging solch stilles Sinnen vorüber wie ein heiteres Gefühl.

Und er fand in diesem Gefühle einen Halt, daß er sich ein wenig freier unter den Anwesenden zu bewegen begann.

Man machte eine Zeitlang Musik. Eine junge Frau sang Lieder. Ein alter, beweglicher Herr mit weißem, vollen Haarschopf und mehreren Orden spielte einige verwickelte Klavierstücke. Einhart, der sich von den Tönen ganz umspinnen gelassen, hatte sich in eine Ecke gesetzt und kam sich in dem Trubel der Töne wirklich lange wie ertrunken vor. Er erwachte rein neu, als wenn er in eine sonderbare Art gegenstandslosen Kampfes hineingefallen, darin gebannt und gerüttelt worden und nun wieder zu sich käme.

Alles war ihm neu.

Die großartigen Darbietungen rühmte er in übertriebenen Worten zu Margit. Und zu Grottfuß, der ihm gegenüber bei allem immer so tat, als wenn er diesen ganzen Hochton in den Darbietungen eitel selber hervorgebracht.

Grottfuß stand den ganzen Abend mit selbstsicherer Geste. Margit war kindlich beglückt, sinnlich und lustig. Sie wendete sich oft zu Einhart. Auch die anderen Freundinnen versuchten mit Einhart zu sprechen. Auch einige der geladenen Künstler. Alle hatten schließlich nach ihm gefragt. Er, der wie ein dürftiger Jüngling, so alt er nun schon war, in der Ecke sich hielt, und den fetten Haarsträhn in der späteren Stunde längst in der Stirn hatte, wie ein richtiger Zigeuner.

Und dessen Augen nun noch schärferblickend und suchend geworden, wenn ihn nicht eine Anrede zu einfältiger Freundlichkeit zurückrief.

Die Erscheinung von Frau Rehorst begann Einhart zu quälen und nicht loszulassen. Er überraschte sich selber viele Male am Abend, wie seine Augen ganz in der schlanken, still und bestimmt belebenden Rätselgestalt dieser Herrin ruhten und suchten.

Er hatte auch Herrn Rehorst gesehen. Herr Rehorst war fast so scheu wie er. Ein kleiner Mann mit einfacher Rede. Ein ganz schlichter Mensch, der in die Räume voll Bilder, Duft, Statuen, Mädchen- und Künstlerköpfen, in den Rausch und Zusammenklang der Künste schüchtern eintrat und sich zurückhaltend bewegte. Von ihm hörte er keinen Grundton ausgehen. „Dieser Herr wird draußen in seinen lärmenden Werken unter seinen tausend Arbeitsmännern ein sicherer Brot- und Ordnunggeber sein, und hier weiß er nichts zu tun, als sich nicht zu fühlen", so dachte es Einhart.

Aber wie ein starker, voller Akkord klang ihm allmählich durch alles durch diese seltsame, melancholisch bleiche, dunkle, hoheitsvolle Frau, die in dem Durchfluten und Durchbluten der Räume und der Menschen mit Zutraulichkeit zueinander den Sinn und Atem zu geben schien, also daß es Einhart fast jetzt mit Zwange dünkte, als wenn heimlich nur von ihr das Leben, Lachen, Bewegen und Umwirbeln, aber auch ein geheimes Wehen von Nichtigem und von Trauer und vom Verhall und Verfall und Nichtsein der Dinge in aller Augenglanz ausginge.

Einhart war jetzt angefüllt mit fast schmerzhafter Gier, nur Frau Rehorst zuzusehen und zuzuhorchen, ganz nur von ferne, und ohne daß es jemand bemerken konnte, weil er jedem Zuspruch immer mit kindlichem Lächeln begegnete.

Wie Einhart auf dem Heimwege mit Grottfuß ging, und der immer nur in die Sterne schwärmte nach Margit, weil er auch genug Bowle hinuntergegossen, redete Einhart dunkles Gerede von Schicksalsfrauen, die ein Leben geben und Lebensfäden in Paradiese spinnen, und die auch Lebensfäden abschneiden.

◙

Der Wind blies eine Husche Schnee eiskalt zum Fenster herein, als Einhart in sein Atelier trat, wo hinter einem Wandschirm sein Bett stand. Die Aufwärterin hatte es aus Vergeßlichkeit offen gelassen. Obwohl Einhart es im Unwillen zuwarf und die Gardinenlumpen noch zu Seiten einklemmte, war die Luft nicht zu atmen, und der Dampf ging aus seinem Munde wie den Stieren des Jason der Feueratem. Einhart war in einer ihm fremden Erregung. Der ganze Abend bei Rehorsts ging ihm im Blute um. Die Lieder, die er gehört, kamen in Fetzen wieder und leierten sich ab. Er ertappte sich immer auf einer Melodie, die er sich dann erinnerte ewig im Geiste gesummt zu haben. Und fortwährend sah er Gesichter huschen. Wen nicht alles? Er hatte sich eine Zigarette angebrannt, und das kleine Kerzenflämmchen flackerte im einsamen Dunkelraume und beleuchtete schemenhaft einige Lackflaschen und die Dachsparren und den Fensterschlitz. Einhart hatte sich in Hut und Mantel, wie er war, in einen Stuhl geworfen und sann dem Abend bei Rehorsts nach, indessen in neckischen Prozessionen bald das, bald jenes, bunt oder wie aussetzende Weisen, deren Takt allein übrigbleibt, in ihm hineilten. Es war ein Spiel der inneren Traumgebärden, müde und übermäßig erregt, wie ihn die guten Speisen und der feine Wein und zum Schluß viele Tassen des in kleinen Schalen präsentierten Kaffees zurückgelassen.

Einhart war bleich im Gesicht, und die Augen lagen glänzend und groß und wie geisterhaft erfüllt in den mageren, fast geschwundenen Zügen. Die Kälte des Dachraumes war so arg, daß die Balken knackten und Einharts Sinnen ein paarmal zerrissen.

Aber Einhart konnte nicht von der Stelle. Er mochte keine Hand rühren. Er war wie gelähmt. Das war ganz Einhart. Er trug seine ganze Seele und sein lächerliches Sein und Wesen jetzt wie auf einer heimlichen Tafel vor sich hin.

Da kamen Einhart Selle und Grottfuß gerade ins Haus. „Diese beiden komischen Knaben", dachte Einhart und sah sie eben im Hausflur bei Rehorsts vom Diener bedient. Und er hörte gar nicht auf

zu knicksen, dieser ergebene Herr Einhart, der sogar vor einem Diener fortwährend seinen Hut bis auf die Erde riß . . . wie ein Hampelmann.

Wie ein Narrenspiel taumelte und hüpfte er vor sich selber.

Er lachte in sich so heftig, bis fast zum Weinen, und konnte sich gar nicht zur Ruhe bringen. Er hätte am liebsten vor Unbehagen plötzlich um sich geschlagen. Da besann er sich, weil eine unerhörte Stille im Raume herrschte, und seine Gedanken bekamen eine andere Richtung.

Eine heiße Welle ging in ihm vom Herzen aus. Sein Gesicht begann zu glühen. Er saß mit geschlossenen Augen jetzt. Er hatte die ganze Welt um sich vergessen, obwohl er wach war, und neue Erinnerungen in seinem Kopfe ihr Wesen trieben. Das, was ihn jetzt anwandelte, gewann für ihn selbst keine Klarheit. Es war eine hohe Dame zu ihm getreten. Er mußte ewig hinlauschen. Der Mund dieser Dame war feinbogig mit einem kleinen Spitzchen, und die Oberlippe war wie ein Flaum. Dieser Mund deuchte ihm zart wie ein Blatt. Auf diesen Mund mußte er fortwährend hinstarren. Es gingen Worte und ging sanftes Zutrauen aus diesem Munde. Aber es kamen gar keine Töne. Er hungerte fast. Es quälte ihn. Der ganze, schöne, volle Kopf schwamm allein wie in einer fernen Welt. Der Kopf sah traurig aus. Er hatte etwas Erhabenes. Dunkle Scheitel umhingen ihn. Dunkle Agraffen lagen auf den Scheiteln. Es hingen Perlen über den Agraffen und blitzende Tropfen. Und auch die Augen schienen Tränen zu weinen, die blinkten. Ganze Kettchen Tränen oder Perlen hingen irgendwo. Der Kopf war ihm wie das Gesicht auf dem Schweißtüchlein der heiligen Veronika. Die Augen sahen ihn mit einer Frage an. Wie ein Dolchstoß ein Strahl daraus.

Und Einharts Seele lag offen wie in Blut und Flammen. Er empfand ein seltsames Gefühl, als wenn seine Pulse jagten und jagten. Der Kopf im Raume ragte immer kleiner und immer ferner. Wie eine ferne, süße Weise schien er hinzuschweben. Wie eine nie erhörte Sehnsucht schien er zu rufen. Und Einharts Herz lag wie ein Blutschwall, den er empfand, als wäre er von einem Dolche getroffen, und das Leben ginge aus.

Einhart fühlte jetzt deutlicher, daß das Herz ihm in sinnloser Unruhe pochte bis in Hals und Hirn.

Aber er konnte sich gar nicht ermannen.

Es geriet immer sinnloser. Die Traumgrimassen spielten toller und toller. Wie im Jagen kamen ganze Reihen Männer und Weiber. Grottfuß im Frack und mit dem Zylinder im Nacken im Ringelreigen mit Margit. Die Schöße flogen. Die Hände verschlangen sich. Alle nickten und warfen die Beine wie eine Bacchantenschar, Frau Nehorst umrasend, die wie ratlos in der Mitte stand: in langen, fließenden Gewändern priesterlich opfernd.

Und Flammen schlugen empor und schlugen empor, immer höher und immer rasender umtollt. Meister Teodor lachte und schrie in die Welt mit großem, offenen Munde. Und Meister Soukoup schrie in die Welt. Die Münder waren Höhlen geworden. Die Flammen erfüllten alles. Die Menschen waren in Rauch und Flammen. In der Ferne schwand, wie eine Seele hinter Flammen und lohenden Bränden, die weiße, stille Priesterin und lächelte zu Einhart und lächelte und

regte die sanfte Hand mit zärtlicher Gebärde. Und ging dann hin in Rauch und Nebel, sausend, stumm — leise — schwebend — einzig-fern — ahnend — wie Flammen singen — schmerzlich — zerwehend die Jagd und den Wirbel, der gegenstandslos wurde. Daß nur eine quälende, nagende Empfindung wie ein brennender Durst Einhart endlich aus seinen Träumen auftrieb.

Er nahm die Lippen zusammen. Er nahm die Mantelfalten zusammen. Er öffnete endlich die Augen. Er sah, daß der Morgen zum Fenster hereinschien, blaudunkel und kalt. Daß der Himmel sich gelichtet. Da besann er sich, trank Wasser aus dem Waschkrug, der halbvoll am Boden stand, und suchte nach Holzspänen, um Feuer im Eisenofen anzuzünden. Dann brannte es und krachte es bald. Die Nacht war mit ihrem sinnlosen Gespensterreigen im Nüchternen ertrunken. Einhart ging ohne sich zu besinnen an seine Arbeit.

▣

Einhart hatte sich tagelang eingeschlossen, und allen Versuchen, an seiner Tür zu rütteln und Einlaß zu gewinnen, hatte er ein unaufweckbares Schweigen entgegengesetzt, daß es ihm gelungen war, leidenschaftlich in die Arbeit zu versinken. Auch Grottfuß hatte vor Einharts Tür gestanden. Aber gerade Grottfuß wäre er am wenigsten geneigt gewesen Einlaß zu gewähren. Auch wenn er mit Margit gekommen. Einhart hatte sich hinter seiner Tür nicht geregt. Er hatte nicht daran gedacht, zu öffnen. Grottfuß hatte schließlich mit ein paar sinnlos derben Schlägen an die Täfelung der Tür geschlagen und war mit Flüchen die Treppe hinuntergegangen, im Zorn die Beine nicht hebend und recht achtlos hinabpolternd.

Einhart stand und malte. Er hatte die Tafeln zur heiligen Geschichte einfach an dem Morgen nach der Gesellschaft bei Rehorsts beiseitegeschoben. Ihn beherrschten jetzt andere Dinge. Der Abend hatte ihn in einer unbestimmten Aufregung zurückgelassen. Die Aufregung war noch nach Tagen nicht gewichen. Er hatte gleich am Morgen Skizzen zu einem großen Bilde zu machen versucht.

Wie in allem bei Einhart, liefen Traum und Wirklichkeit zusammen im Werke. Und seltsam auch, daß sich die Träume, die sich in langen Verwebungen immer um irgendein Frauenbild gesponnen gleich in der ersten Nacht, sich in den Nächten nach der Arbeit in allerlei sinnlosen Varianten wiederholten. Es war Einhart klar geworden, daß es immer Frau Rehorst war. Etwas wie die freie, schwermütige, edle Hüterin im Reigen stand überall auch in seinen Skizzen auf. Wachen und Traum ging durchaus ineinander.

In Einhart waren auch allerlei Gefühle wie Peinigungen aufgewacht. Das war, weil er nie im Leben bisher in solche festliche Schönheit eingetreten, wie sie ihn bei Rehorsts umgeben. Auch nie unter eine solche Fülle eigentümlicher Unterschiede und Gegensätze der Menschen. Er mußte aus der widerstreitenden, chaotischen Menge, die man eine Gesellschaft hieß, den Faden finden, um endlich wieder zu sich zu kommen. So malte er.

Und er hatte nach seinen Skizzen eine große Tafel gleich begonnen. Es wäre ihm einfach wie der Tod seiner Ideen erschienen, wenn jetzt ein profanes Auge Aufklärung über das verlangt, was auf seine Lein-

wand kam. Der Gedanke, daß er auch nur einem dieser Köpfe sollte ein Etikette ankleben, war ihm wie ein Schmerz. Aber seltsamer noch, wie Einhart beim Malen erst sozusagen hinter das Leben kam, was sich dort im reichen Hause und unter all den gleichgültigen oder jung-heiteren Menschen abgespielt.

Da begriff er immer neu, daß man über das Leben viel träumen müsse, um es ganz zu umfassen und aufzusaugen. Da ging es wie eine Ahnung in ihm, daß Träume oft das Licht der Tiefe sind, das sich sanft scheinend über Dinge und Taten breitet, wie Deutungen, wenn die Anspannungen und Vergewaltigungen der Notdurft und der Oberfläche schweigen, die wie ein irrer Wind nur zu leicht die Leuchte wahrer Erkennung verlöschen.

Da kamen auf die Tafel nun aller Augen mit einem Sonderglanze aus dieser Erkennung. Jedem Kopfe wußte er seine Laune und heimliche Leidenschaft einzuhauchen, die ihn in dieser buntbeflitterten Festmenge gebunden hielt. Auf jeder Lippe schwebte wie ein Lässiges oder Verächtliches oder ein Neidwort oder ein Wort der Sehnsucht. Auf jeder Gebärde lag eine Müdigkeit oder ein Sich-hinweg-heben. Oder man erkannte auch unter den Jungen, wie sie einander heimlich mit ihren Armen suchten, als wenn sie sich entgegenwüchsen in jugendlichen Begehrungen.

Und manche auch, die zuhörten, ohne daß das Fest ihre Seele erhellte, nur dabei wie von der Straße geladen, Leute, die kein festlich Gewand der Seele kannten. Und solche, die Feste nicht begreifen, als nur von ferne, wie einen schönen Vorklang, der einmal ein wahres Fest einleiten könnte. Weshalb sie jetzt den einsamen Klang nur voller erlauschen möchten mit ungläubigen Augen.

Inmitten all dieser standen *ihre* Augen und stand *ihre* Sehnsucht und Trauer.

Ihre Augen waren wie eine große, einzige Melodie über den durcheinanderirrenden Gestalten und Launen, die rings im Festkleide hinwallten. Diese einzige Melodie einte das ganze große Bild, das nun von Einharts Pinselstrichen aufwachte.

Und aus der Menge dieser Gestalten und Launen blickte er selber, Einhart Selle, hin nach jener, die seine Tage und Nächte jetzt in eine heiße Kunstbegierde erweckte, daß er nicht Ruhe fand.

Er hatte Tage gemalt und hatte weder recht gegessen noch getrunken. Außer Kaffee und was er an Resten noch in seinem Schube gefunden. Er sah bleich und von heiterer Hast verzehrt aus mitten in solcher Leidenschaft des Tuns und der gänzlichen Versunkenheit.

Eines Tages wurden Tritte draußen auf der Treppe hörbar, die ihm unbekannt schienen. Was er sonst nie tat, daß er den Pinsel beiseitelegte und wie in einer unbestimmten Empfindung von Klarheit lauschend an die Tür trat, das tat er jetzt. Draußen stand jemand, der sich nicht bekannt hier zu fühlen schien. Die Bewegungen draußen schienen unentschlossen. Jemand las erst die Karten, die an einigen Türen der Bodenräume prangten, ehe er an Einharts Tür sich regte.

Einhart erwachte gleich.

Es kam ihm jetzt auch gleich so vor, als wenn er diese ganzen Tage nur darauf gewartet. Der wahnwitzigste Gedanke. Es kam ihm so

vor, als wenn er überhaupt nur um dieses Besuches willen seine Bilder gemalt. Er lauschte. Er hörte jetzt bestimmt, daß Frauenkleider rauschten und an seiner Tür strichen. Er dachte auch gar nicht daran, irgend etwas von seinen Malereien und Skizzen beiseitezubringen. Auch nicht daran, etwa ewig hinter der Tür zu stehen, zu schweigen und sich zu verleugnen. Eine wahre Freude, wie in einem Kinde, ging in Einhart. Es kam ihm plötzlich wie eine Erfüllung vor. Als wenn ihm irgendwo ein Weihnachtsglück angezündet. Die Augen Einharts hatten hinter der Tür schon sein zärtlichstes Lächeln. Weil er jetzt auch die Stimme noch hörte. „Also! gut!“ sagte er vor sich hin, als er gar nicht Zeit ließ, um nur gleich weit aufzutun. So daß Frau Rehorst endlich vor ihm stand.

Wer Einhart kannte, mußte wissen, daß er jetzt wie ein sanftes Kind sein würde. Er nahm Frau Rehorst richtig an der Hand und führte sie in seinen Arbeitsraum. Frau Rehorst sagte nicht viel mehr als einen Gruß mit Lächeln und mit hastigem Atem noch, weil Einhart hoch wohnte. Sie sah wie eine große Dame aus. Das Gesicht hatte dieselbe welke Trauer, die unter dem Lächeln sehr lieblich dünkte. Der große Hut war ähnlich denen, wie er sie von den Schwestern daheim noch im Sinne hatte. Aber er machte sich jetzt gar nicht lustig.

„Ich habe hier einmal ein Gruppenbild versucht“, sagte er hastig.

„O ja“, sagte Frau Rehorst und ließ sich auf den einzigen Stuhl nieder, der im ärmlichen Raume stand.

„Es ist eine Tollheit, die mir durch den Sinn fuhr. Sonst malte ich immer nur jetzt aus der heiligen Geschichte. Aber mich dünkt aus dem Füllhorn der Zeit — — —“ sagte er etwas gedunsen.

Frau Rehorst sah alles sehr genau.

„Ich wollte Sie einmal wieder sehen, und sehen, wie es in Ihrem Herzen aussieht“, sagte Frau Rehorst, mit den Augen auf dem Bilde.

Aber sie war dann doch ein wenig still. Daß beide lange auf die Tafel sahen.

Frau Rehorst trug einen grauen, vollen Pelz in schlanker Fasson. Sie saß auf dem Stuhle in der Mitte des Ateliers, dem großen Bilde gegenüber. Sie hatte ihren Hut abgelegt und saß mit den vollen Scheiteln und dem sanften, langen Oval ihrer bleichen Züge. Ihre Augen schwammen.

Einhart geriet derart ins Bodenlose, als er sie im Spiegel angesehen, daß er fast nicht fühlte, wie Minuten hinrasten. Auch Frau Rehorst war in einer seltsamen Dämmerempfindung.

„Sie müssen nicht denken, daß ich erschrecke“, sagte sie nur.

Sie war durch den Anblick nicht ruhiger geworden. Sie erkannte sich sehr genau und sah in dem Bilde eine ganz eigentümliche Erklärung, wie aus einem tieferen Leben genommen. Und eine rechte Verklärung. Einhart versuchte einiges dazu zu sagen. Alles geriet nur wenig. Aber Frau Rehorst begann sich aufzurichten, warf ihre Stummheit ab, sah Einhart lange bestimmt und freundlich an und sagte: „Es liegt zu viel Hoheit drin. In mir sieht ein wenig anders aus, was Ihnen so scheinen mag“, sagte sie.

„Es kommt mir so vor, als wenn Sie mir vielerlei Dinge zu sagen hätten. Vielerlei Dinge aus meiner Welt und aus Ihrer.“

„Dünkt es Sie so?“ sagte Einhart beglückt lächelnd.

„Ja, nämlich lachen Sie nur nicht! Aber alle Dinge sind so stumm, und nur ein Deuter kann sie zum Reden zwingen“, sagte Frau Rehorst, in den Anblick des Bildes neu versunken.

„Dann kann es manchmal eine wundervolle Melodie sein, das Leben“, sagte Einhart, indes er Frau Rehorst verstohlen von der Seite ansah.

„Und es gibt Menschen, die brauchen nur dazusein, da sieht man mit ihren Augen und hört mit ihren Ohren“, sagte Frau Rehorst und sah Einhart mit ein wenig Schwermut an, vollendete nicht und sah auf die Skizzen, die Einhart aus Ecken und Winkeln nun vor sie trug, und dann und wann immer wieder auf das große Bild zurück.

So waren sie lange stumm, Zeichnungen und Entwürfe betrachtend, dann und wann einmal mit dem Finger hinweisend und dazu lächelnd, oder, wie es Frau Rehorst tat, ein flüchtiges Urteilswort hinmurmelnd.

„Seit Sie bei uns waren“, sagte sie endlich. Aber sie vollendete wieder nicht. Sie lachte Einhart jetzt nur freundlich an. Danach nahm sie ihren Hut, den sie sich sorgfältig vor dem Spiegel auf ihr volles Scheitelhaar steckte, und sagte dabei in ganz anderem Tone:

„Ja, ja! darüber können wir dann reden, wenn wir einmal vertrauter geworden sind und uns die Worte, die ein jeder redet, noch deutlicher und persönlicher auf uns selber hinweisen. Einstweilen genügt, daß Sie es wissen.“

„Was wissen?“ fragte Einhart, „meine verehrte Frau Rehorst?“ Einhart war fast wie eingeschüchtert vor ihr.

„Nun, nichts, als daß ich Sie oft bei uns erwarte.“

Einhart machte ein glückliches Gesicht.

„Kommen Sie in der Dämmerung, wenn Sie nicht malen können. Kommen Sie, wenn es Ihnen paßt, Herr Selle!“ — — — „Herr Einhart Selle!“ — — — „Herr Einhart Selle“, sagte sie noch einmal vor sich hin, als wenn sie den Namen schmecken wollte.

„Ich habe eben erst Ihren Vornamen gelesen. Also muß ich ihn mir zweimal sagen“, redete sie launig.

„Was für eine sehr, sehr feine Anschauung, und ist doch gar nicht unrichtig gesehen. Also aus unsrer Gesellschaft brachten Sie das mit heim?“ sagte sie noch einmal sinnend auf das Bild gewandt. „Und hatten also eine Erinnerung. Wie schön mir das deucht!“ sagte sie hastig. „Also Sie kommen, Herr Einhart Selle! nicht?“

Einhart war ganz müde plötzlich, wie sie draußen seine Hand genommen in ihre weiche, weiße Hand, die noch ohne Handschuh war, und er dann diese zarte Hand heiß in der seinen gefühlt und sie geküßt hatte, was er noch nie im Leben getan.

⊡

Unten im Moore hing ein altes, moosbegrüntes Dach nieder fast ins Gras und in Nessel- und Schierlingstauden, tief im Eichenschatten verborgen. Gänse gackerten unter den Säulen der Stämme, und ein Schwein machte drollige Sprünge und quiekte ungehalten, wenn jemand in den Frieden der verfallenen Umhürdung, in die verwunschene, verwachsene, nesselumwucherte Herrlichkeit eindrang. Einhart mußte hier oft seinen Weg hindurchnehmen weiter in die Weiden hinaus.

Wie Einhart jetzt war, hatte er gern den Blick in die Ferne gerichtet.

„Unstet" war noch immer sein Name. Er näherte sich, in dem Grase am Wege schreitend, dem kleinen, engen Hausfenster, legte seine Stirn an die Scheiben und sah hinein in die dunkle Stube.

Hier wohnte Klaus Otten, der Moorbauer, und seine magere, strenge Frau mit der schreiigen Stimme, mit den großen Holzschuhen an den Füßen und der dürftigen Haube, und Henny, deren Tochter, die seit einem Frühling krank in den Kissen saß, und die sich nun eine Welt träumte, je mehr sich ihr die Hoffnung und der Blick verschloß.

Henny war eine blonde, junge, sanfte Seele, ein wenig neckisch immer im Leben, und wo sie Arbeit tat, froh und wohlgemut singend früher. Und sie hatte allerlei Arbeit getan. Vor allem draußen in dem Mooracker hatte sie Scholle um Scholle mit Vater zusammen umgelegt und hingeschoben und der Sonne gebreitet, und geschichtet dann, und in den Kahn geborgen endlich, wenn es zum Trocknen gekommen war. Sie war auch dann mit dem wundersamen, eintönigen Ruderstoße, einer und einer und immer wieder derselbe, im sonnenweiten Wiesenglanze mit Vater und der schwarzen, erdigen Sommerernte zur Stadt gefahren.

Nun war damit nichts mehr.

Es blühten ihr jetzt die glühen Todesrosen im schmalen, kindlichen Angesicht, und sie träumte viel und konnte wundersam aufmerken auf alle Dinge im Himmel und auf Erden.

Einhart hatte gleich im Beginn seines sommerlichen Aufenthaltes einmal zufällig hier Rast gehalten und in diese graublauen, jungen Augen gesehen und mit Staunen den seltsam glücklichen Glanz des Entsagens und Entschwebens fort in alle Weiten.

Und Henny hing jetzt an der Stunde, wo Einhart oft den Abend durch die Stauden und Schatten und die goldnen Tupfen des Sonnenscheibens hindurchstapfte. Heute hatte sich Henny schon am Nachmittag zeitig in Kissen hinausbetten lassen. Um sie glühten allerlei Taube-Nesseln, Kamillen und Glockenblumen. Sie horchte in die helle Sommerluft, wo Finken ihr kleines Lied sorglos pfiffen, und Spinnen sich auf die Blätter niederließen oder auf ihre Hand und erschrocken sich dann am eigenen Gespinste eilig in die Lüfte emporzogen.

Henny war außermaßen fein von Sinnen. So eine Spinne mit ihrem Fleckenkleide sah sie staunend an wie eine Dame in reicher Gewandung. Die kleine Spinnenarbeit deuchte ihr voll ein Wunder. So ins Schauen versunken, konnte Henny stundenlang zusehen, wenn das winzige Dürrbein mühsam die Fäden seines Netzes zusammenrollte wie ein Seiler seine Knäuel, dort, wo das Netz lädiert und undicht geworden, um mit feinem Bisse die kleinen Packen Spinnenseide zu lösen und in die Lüfte verächtlich hinauszuwerfen, wie eine Dienstmagd den Kehricht. Fein war der Knäuel. Henny fing ihn in der Hand. Sie zerdrückte ihn zu einem kaum sichtbaren Flecken Silberstaub. Es war schier ein Wunder, ihr, die angebunden an Leib und Seele, nur noch Auge und Traum hinaussprang aus ihrem kranken und schwachen Gehäuse. Und deren Hoffnung nur noch in den Lüften hinwehte ohne Halte, wie der Wind.

Und wenn Einhart nicht kam, war es nur ein Tag ohne solches Wehen.

Aber auch Einhart kam nur zu gern. Er sah zum ersten Male hier in dieser Bleiche der Züge solch ein Leben ohne irdische Bestimmung.

Er sah in diese einzigartige Süße der Züge, die engelgleich sich in den Luftkreis um und um einsaugten und mit jeder Spinne und jedem Blatte und jedem Vogel und jedem Lufthauch aufwehten ins Ungewisse, und war erschüttert heimlich von der unerhörten Leichtigkeit solcher Seele, von der Frohheit und dem Leibe, die gleichsam in Einem aus den jungen Augen lachten.

„Nun, Henny? liebe Henny!“ sagte Einhart gewöhnlich, wenn er aus den hohen Nessel- und Schierlingstauden zu ihr trat. „Liebe Henny!“ das klang ihrem verwehenden Leben wie Sonne.

„Guten Tag, Herr Selle!“ sagte dann Henny mit dem Gesicht halb in den Kissen und die Augen allein nach ihm gewandt. Aber die Hand, die einmal eine harte Arbeitshand gewesen, zu ihm hingestreckt, daß er sie in seinen langen, feinen Fingern hielt.

„Na also! es geht ja! ich sehe es an den Fingerspitzen“, lachte dann Einhart und sah drollig die Hand an, die jetzt kindlich und bleich und weich war wie ein Federflaum.

Er brachte wohl auch einen Strauß von Blüten, die er draußen in der Heide zusammengebunden. Feine, silberne Wollgrasbüschel liebte Henny. Damit strich er ihr gar erst einmal über die feine, bleiche, magere Nase. Das machte Henny lachen, wie eine flüchtige Drossel auflacht, klingend, ganz ohne Erde und Schwere, nur eine verfliegende Lust in die Luft.

Einhart konnte dann dieses entrückte, schöne Mädchen anstaunen heimlich. Er konnte ihre Hände ewig sprachlos in den seinen halten, jede blaue Linie des zarten Aderwerkes verfolgen, und jeden Hauch rosigen Glanzes, der darüberhuschte, wenn das junge Herz Hennys sich dann heimlich auch froh erregte, in den dunklen Zigeuner, der ja ein freier, sicherer Mann war, sich zu verlieren.

Sie sprachen nie viel. Es war nur meist eine stumme, lange Frohheit. Hennys Hände lagen oft lange in Einharts Hand. Und Einhart sah auch Hennys Mund dabei lange an, der allein noch wie frisches, zartes Fleisch glänzte.

„Ich war heute faul“, sagte wohl Einhart. Oder auch: „Heute habe ich meine Tagesernte doch gemäht.“ Dabei zeigte er Henny einige Blätter Leinwand hin.

„Oh!“ sagte sie dann. „Das ist unten an der Brücke der dunkle Wassergrund und der schwarze Geisterkahn.“

„Ist es wahr,“ sagte Henny einmal, weil sie irgendwo so etwas gelesen hatte, „daß man in die Seligkeit eingeht über einen dunklen Fluß, von einem stummen, düsteren Fährmann gefahren, auf einem solchen Kahne?“

„I wo!“ sagte Einhart. „Du, Henny, gehst mit Flügeln ein!“ sagte er lachend. „Und ich auch. Mit Kähnen, das wäre zu mühselig. Gar noch auf solcher alten Schute!“

In Henny und Einhart war ein heimliches Miteinander. Henny wußte schon vorher halbe Stunden, wenn Einhart kommen würde. Sie merkte es an der Luft, am Vogelgesang, an dem Gackern der Gänse, an dem Zittern der Spinnenfäden, an tausend unsagbaren Dingen, daß er käme. Und er kam immer, wenn es ihr alle diese feinen Dinge um sie schon erzählt hatten.

Und Einhart hatte ein solches Rätselleben noch niemals angesehen. So gebunden und bleich und die Röte der Todnacht auf den Wangen erglühend, und der Mund noch feucht und voll Liebe, und so fein und leise alles erhörend ihr kleines, blutloses Ohr.

„Henny," sagte Einhart manchmal, „was träumtest du eben in die Eichenkrone über dir und den hellen Himmel?"

Dann erzählte sie ihm wohl einmal einen flüchtigen Traum.

Oder sie lächelte ohne Ton.

„Was ich träumte, werde ich Ihnen nicht sagen", sagte sie dann. Da sagte sie es ihm lange nicht, so oft er kam.

Aber eines Tages begann sie auch selber zu erzählen.

„Ich träumte," sagte sie versunken, „ich läge wie ein feiner Sommernebel über meinem Bette ausgebreitet, und mir war nichts mehr schwer. Ich konnte sein, wo ich wollte, oben, und unten, unter den Blumen, oder in den Baumwipfeln, alles war nur rein ein seliges, freies Dasein."

Und eines Tages auch kam Einhart, wollte es wieder von ihr wissen, weil Hennys Gesicht etwas von Schönheit und Verklärung hatte, wie er es so noch nie gesehen. Da drang er in sie und sah, daß ihr gleich eine schwache Blutwelle ins Schläfenweiß aufschoß und ihr Gesicht in Purpurglut legte und ihren Atem fast erdrückte. Und er mußte sie ewig quälen. Er bat. Er nahm ihre weiße, sanfte Hand in die seine, und sah sie mit bittenden Augen lange an, fragte und bat wieder. Da begann sie zitternd und flüsternd und zögernd noch immer endlich doch zu sprechen.

„Einmal im Himmel", sagte sie.

„Was? — — was? — — weiter!"

„Einmal im Himmel werde ich", kicherte sie leise.

„Einmal im Himmel — — werde — — ich — — dich."

„Werde ich dich?" sagte Einhart wiederholend, aber jetzt in Einfalt lächelnd.

„Werde ich dich küssen", sagte Henny hastig. „Denn hier auf Erden bin ich nur ein elender Mensch, zu bleich und zu schwach und zu krank, und arm und ein Nichts! — — — Aber im Himmel", sagte sie dann fest und arglos froh, „ist besser leben."

Und Einhart fühlte es, daß ihre Seele der seinen sehr nahekam, fast wie wenn sie als Windeshauch seine Wange strich. Und man konnte in Einharts Auge sehen, daß er Henny mit einer unbegreiflichen Frage ansah, in der Trauer und Staunen und reiner Glanz der Liebe von ferne gingen und nicht Halt fanden.

Oh, es gingen noch immer nicht die Glutfarben aus Henny. Immer neu mußte sie schüchtern Glück und Lachen ganz leise überwinden.

◘

Im Moore feierte man ein Volksfest. Es waren helle Zelte gebaut nahe einem Kiefernhügel, der gegen den blauen Äthergrund der weiten Nacht ragte. Und der erstrahlende, irrlichtelierende Freudentaumel der Karussells schwang sich unter dröhnender Musik um. Die Lampen und Lichter glitzerten in bunten Scheinen und schwirrten vorüber inmitten der drängenden Menge erheiterter junger Gesichter. Alt und jung strömte um Wurst- und Kuchenbuden und hin in das von grünen Reisern durchduftete Zelt, worin die jungen Paare tanzten. Leute aus den

jetzt unter der Sternennacht schlafenden, weiten Mooren saßen an den Tischen, zum Teil wie sie sind, ernst und ungesprächig, auch ein wenig feierlich erstaunt von dem Lichterglanze und der Musik die Frauen, und die Männer dann und wann geradehin, flüchtig von Witz und ohne große Anmut.

Um einen Tisch saßen junge Maler. Einige freie, geistige Mädchengesichter glänzten in Röte, die mitten durch Staub und Wirbel sich mit schwebender Frische in die schwerfällige, walzende Menge mischten. Die jungen Malerköpfe waren voll Leben. Die Augen aller sahen voll Spannung in die bunte Welt des nächtlichen Reigens. Heiter und unbedacht streifte der träumende Blick dieser staunenden Jungwelt den Duft der Dinge dieser Festnacht und schwang sich lachend inmitten des bäuerlichen Gestampfes immer wieder neu hinein, nicht nur zu schauen, auch dabei zu sein.

Einhart war spät in das Tanzzelt getreten, hatte ein paar seiner Kameraden mit flüchtigem Nicken angesehen und war unschlüssig unter die Gruppe Bauern am Eingang zurückgegangen. Man kannte ihn auch hier allenthalben, weil er noch immer frembartig genug aussah. Nicht mehr verwahrlost, sehr schlank und mager. Aber die Augenbrauen immer mehr wie breite Bänder, die Augen aus Tiefdunkel blinzelnd oder auch mit der Güte und Einfalt und dem verlorenen Lächeln eines Kindes, oder plötzlich der Blick mit Funken wie der eines harten, andalusischen Räubers. So war er allen, auch den Bauern, immer ein wenig ungeheuer. Die jungen Malerinnen waren halb mokant, halb hingezogen, obwohl Einhart in dieser Zeit für niemand recht zu gebrauchen war.

Auch an diesem Abend war Einhart sehr gleichgültig. Es sich von Festen und bunten Äußerlichkeiten ablesen, hatte er völlig verlernt.

„Die Natur meiner Augen und Sinne hat es so schön eingerichtet, daß die Welt ohne Mühe hineinspringt. Und was hineinspringt, ist mir sicher“, sagte er. „Wenn sich meine Stunde nach etwas sehnt, was verloren ist, kommt es aus der Brunnentiefe aufgestiegen wie der Nix im Märchen und lacht oder weint mit mir.“

So lebte er die Dinge ohne Anspruch. Auch alle die leuchtenden oder beschatteten Gesichter rings. Aber er sah manchen Bauern doch scharf an, und manches blonde Mädchen, das vorbeihuschte, ihn zu grüßen, und den derben Burschen, der Hut oder Mütze vor ihm lupfte. Er hatte immer etwas Prüfendes im Blick. Es war gar nicht Methode. Es war gewohntes Leben jetzt.

Und Einhart mischte sich dann doch unter die Tanzenden, tanzte mit einer wunderlichen Schönheit, die vom Moore in bunten Damenflittern gekommen war, nachdem sie Jahre jenseits des Meeres gewesen und rechtes Geld mit heimgebracht. Alle Moorleute staunten die überlegen Prunkende an, die sie früher als einfaches Heidekind gekannt, wie sie mit ihren Seidenbehängen und der Schleppe jetzt im Arme Einharts hinflog, mit sicherer Grazie alles flatternde Lose ihres Gewandes zusammenhaltend und umschwingend, wie es keine der derben, gesunden Moortöchter in ihrer behaglich runden Umdrehung vermochte.

Aber wie auch alle die lustigen, jungen Blicke rings, je mehr die Zeit hinging, lockten und bedrängten, wie auch Einhart dann noch einmal lange stumm am Tische unter den Malern gesessen, in die flackernde

Regsamkeit des halbhellen Tanztaumels hineinstarrend, wie er auch dann unentschlossen einem blonden Mädchenkopfe sich nachgestohlen, der ihm ein paarmal mit heimlichen Blicken zugeblinkt, wie ihn auch dann die lustige, schmiegsame Heide, jung und derb und verliebt, mit heißen Erhitzungen jetzt in der Festnacht hinausgelockt in die Waldschatten und sich an ihn gehangen mit weichen Armen, die aus den offenen Ärmeln wie Nixenarme im Sternenschein glänzten, Einhart konnte in dieser Nacht nirgend Ruhe finden. Er hatte es noch immer aus dem Wandervolke, die treibenden Süchte, die wie Krankheiten ihn manchmal plötzlich überfielen und versehrten.

So geschah es auch heute, daß in die drängenden Flüstertöne dieser Nacht, in das Gesumme und Geräusche in den Baumwipfeln oben und das Silberlicht der Sterne, unter die scharfen Schatten im Waldgrunde und in die stammelnde Sehnsucht des blinkenden Mädchenmundes ein Bild plötzlich tiefer Erschrockenheit hineinsprang. Daß Einhart seinen Namen aus den Weiten der Nacht herhallen hörte, und hinstarrte — und hinlauschte — gierig. Und es zum andern und zum dritten Male vernehmlich einsog: „Einhart! — Einhart! — Einhart!" von einer leiblichen Stimme silberhell durch die Nacht gerufen. Daß ihm die übrige Welt rings darnach wie in Totenruhe verstummt erschien.

Einhart hatte Heide sofort losgelassen. Er sprang aus den Waldschatten ins Licht ganz hinein. Er machte eine Bewegung mit dem Munde, wie um zu rufen. Aber es kam noch kein Ton. Er rief jetzt wirklich. „Ich komme!" rief er laut. Weil es ihn auch gleich dünkte, daß er den Ruf verstanden. Und er lief — und lief, wie getrieben, was er konnte, hin ins Moor, wo Henny in der umwachsenen Hütte krank lag.

Das Haus lag im Schlitzschattenwerk der alten Eichen ganz verborgen und dunkel. Ein kleines Fenster gab einen rotgoldenen Schein, warm wie eine Seele und stumm. Die Schierlingstauden und die Nesseln standen wie bleiche Spitzensäume unter dem Fensterschein und flüsterten und zitterten.

Einhart schlug sein Herz wie ein Hammer in der Brust. Er drückte leise, wie oft, sein Gesicht an die Scheibe.

Alles lag still, wie in Ewigkeit gebunden.

Er suchte jetzt einen Halt zu gewinnen. Das Unbegreifliche hatte ihn bedrohlich angefaßt. Er trat noch einmal vom Fenster zurück. Und er sah auf in die Nacht.

Über den Schatten des Hauses hingen in den Baumwipfeln die blanken Sterne, als wären Diamanten in die Zweige gesät. Drinnen im Hause regte sich nichts.

Dann schlich Einhart neu nahe, sah lange durch die Scheibe in den Dämmerraum und merkte endlich, daß drinnen der Tod selber am Tische saß und schlief.

Es war eine von den wunderlichen Visionen Einharts. In dieser Nacht ging es in Einhart wie Irresein schon seit Anbeginn. Da konnte er die Welt noch weniger sehen vor seinen eigenen Bildern.

Er drückte ewig die Stirn an die Scheibe, um drinnen — den Tod schlafen zu sehen.

Ein alter, müder, starrer Mann, grau wie eine Fledermaus, in

einem langen Gewande wie gefaltete Flügel, dessen Kopf unsinnig, und wie zu arg geknickt, unkenntlich auf den Tisch hing.

Ganz allmählich erkannte Einhart, daß es der alte Otten selber war. Der Schein des kleinen Lichtes traf seinen grauen Schädel. Auch die alte, strenge, magere Frau Otten saß im großen Lehnstuhle und schlief, das Gesangbuch auf ihren Knien in der Hand haltend, worüber ein Lichtstreif spielte. Das Bett neben dem Tische schien wie eine Bahre mit einem Totenlaken zugedeckt.

Wie Einhart lange hingestarrt, erwachte Frau Otten, daß ihre Haubenbänder einen vertrackten Schatten an die Wand warfen. Und der alte Graumann regte sich auch.

Die beiden hielten stumme Totenwacht. Denn Henny hatte eben den langen Schlaf des Todes begonnen.

Einhart sah jetzt auch deren Züge genau. Das Fenster war nahe. Das junge, entrückte Totengesicht hob sich langsam aus den weißen Tüchern heraus. Es schien zu lächeln. Einhart wußte es jetzt. Hennys Stimme hatte ihn zärtlich noch einmal gerufen. Er regte sich nicht. Er trat nicht hinein. Er stand nur ewig und ging dann wie ein Schlafwandler ohne Laut in die Nacht der Moore zurück, Schierling und Nesselstauden durchschreitend, dieselben, in denen Henny noch am Tage in Kissen gebettet gesessen.

Die Nachtwelt begann in Unruhe aufzuschauern. Die Blumen und Bäume flüsterten. Einhart lief ins Unbestimmte Schritt um Schritt. Tausend Fragen tat er in die Sterne. Allenthalben deuchten wie zarte Gewande über den Heiden aufzusteigen. Er war tief in Rätsel verstrickt in dieser weiten, einzigen Nacht.

Als Einhart am Morgen in sein Quartier kam, sah er aus wie ein Kind, so sanft berührt von den fernsten, geheimsten Weisen aus den Gründen, die ewiges Vergehen und ewiges Leben halten.

⊡

Es ist lange her.

Die Zeit steht nicht still, und der die weichen Flügelschläge ihres Wehens nicht achtet, auch nicht.

Und es gibt tief im Menschen Einsamkeiten, wie ferne Öden, darin der Mensch ziellos umirrt. Und die draußen sehen ihn, und nennen ihn doch noch immer mit demselben Namen. Es gibt tief in ihm eine Welt der Trauer, wie in Schemengewändern gehen darin Rätsel um, ewig ist der Blick gebannt in dem Kommen und Verwehen derselben Düsterwesen, und nach außen blicken noch immer dieselben Augen mit einem Lächeln voll Güte und Einfalt, das wie bekannt deucht, und doch nur wie eine Maske eine ganze Welt Verwüstung und Trümmer verhüllt, wo kein goldenes Götterbild ragt, die Säulen zerborsten, die Tempelstufen umwuchert sind, und das Dach von Geiern umkreischt und den Stürmen aus den Tiefen der Sehnsucht offen.

Auch in Einhart war es so, daß die Geschehnisse und Dinge der weiten Erde lange nicht den schrillen Laut eigener, einsamer Stille, das Wehen und Jagen der Rätselgesichte, übertönen konnten.

Daheim war Einhart trotz allem immer ein süßes Wort. Auch daheim war jetzt verhallt, wie eine Saite, die gesprungen.

Herr Geheimrat Selle war nicht mehr. Die Schwestern hatten ge-

schrieben. Aber ehe Einhart herzukommen konnte, war es mit dem letzten Atemhauche des Herrn Selle am Ende gewesen.

Nun hatte Einhart nur erst unter einigen Verwandten gestanden, die ihm ganz fremd dünkten: Männer der Praxis, einer ein Richter und einer ein Fabrikant, und einer ein Arzt, und einer ein Geistlicher. Und wie wunderlich! alle auch untereinander fremd. Keiner dem andern als nur mit feinem Wort und gewohnter Höflichkeit eine flüchtige Minute durch Blick und Gebärde verbunden.

Nur die Frauen dieser Männer erkannte Einhart wieder. Sie waren alle Mütter geworden.

Die Männer alle sahen Einhart mit Bevorzugung an.

Auch Rosa, die außermaßen sanft war, rund und behaglich schien, streichelte Einhart.

Alle waren für sich und doch auch angesichts der Trauer liebevoll und mit leisen Tönen.

Einhart war in einer sonderlichen Entartung aller Gewohnheit. Der Kreis Männer und Frauen in dem Trauerhause, darin auch seine Jugendgefühle einst umgegangen, erschütterte sein Lebensgefühl, wie selten etwas. Einhart konnte so scheinen, als wenn unter all den trauergeschäftigen Menschen, Müttern und Vätern und den Kleinen, die längst jetzt unter ihnen heranwuchsen, und die alle in Dunkelkleidern herumstanden und huschten, er allein ragte, wie ein dunkler, stummer Schmerz, der aus fremden Augen lächelte. Gar nicht anders war Einhart. So erlesen und schlank und gehalten. Und wenn er einen ansah, so scharf fassend mit Blick und Sinn er auch dastand.

Einhart war innerlich dem unruhigen Treiben um ihn völlig abgewendet.

Als der Tag der Beerdigung herangekommen, war Einhart nicht zum Weinen und Wehklagen, weder im Vaterhause am Sarge, noch am Grabe erschienen.

Der Mann Katharinas, der Geistlicher war, hatte eine tönende, klagende Feier in dem Sterbezimmer begonnen. Katharina, die streng und fromm geworden, hatte Gesänge des Leides selbst zusammengesucht. Das Haus widerhallte von Wehmutsliedern. Die Tränen aller rannen. Und einer jeden dieser zerrissenen Seelen war unterdessen unbegreiflich geworden, daß Einhart nicht unter sie getreten war.

Auch dann nicht, wie man den Sarg aus dem Hause und weiter in den Gräbergarten hineingetragen.

Es war Herbst. Die braunen Blätter trieben sanft um die schwarzen Kleider und wehenden Flöre. Goldene Fäden fingen sich überall. Die behaglichen Muttergestalten Katharinas, Emmas, Rosas und Johannas, eine jede sah sich voll Schmerz und doch heimlicher Verwunderung auch während der tönenden Worte, die schrill in die milchige Dunstluft des Herbstes und in die dunkelgrünen Zypressen am Grabe klangen, nach Einhart um.

Einhart war nicht zu entdecken, so daß man, wie man dann ohne den Toten heimgekommen war, ganz irdisch, mit kaum noch freundlichem Vergeben, ein wenig ungehalten redete.

Man wartete dann auch am späten Nachmittag unter den schwarzgekleideten Verwandten vergeblich auf den einsam fremdartigen Einhart.

Einhart stand noch immer jetzt draußen in Friedhofsnähe, als die Sonne schon tief hinabsank.

Die Luft schwamm in sanften Rubinfarben. Die Zypressen ragten längst seltsam schwarz.

Einhart hatte alle Schuld neu gefühlt, die der Einsame an denen begeht, die sich nach ihm sehnen. Etwas von dem Sondergefühl heißer Begierde, noch einmal zu der Seele des Toten zu kommen, hatte er empfunden, als er in seines Vaters Totengesicht gesehen. Etwas von der ganzen Klarheit, daß darin ihm, dem einzigen Sohne, viel Liebe ewig verborgen gewohnt, hatte ihn angefaßt mit unbegreiflicher Kraft.

Da war es gewesen, daß er plötzlich ungesehen hinausgewandert aus dem Trauergetümmel, und daß er in dem fernen Eichwalde gestanden, und nicht recht aus Netzen und Schleiern, die der Tote um ihn gesponnen, mit denen ihn der Tote mit sich zog, herausgekommen.

Und wie nun die Erde eine weite Herbsteinöde mit blanken Goldgespinsten über den Stoppeln dalag, darin mitten der Garten der ewigen Schläfer rosig umflossen dunkel ragte, da hatte Einhart sich endlich wie in sinnlosem Triebe herangemacht, eilig zur Grube, die jetzt ein Totengräber mit magerem, grauen Stoppelgesicht zuscharrte, hatte ihm, dem lächelnden Alten, selber ein wenig mit scharfem Augenglanz lächelnd, das Grabscheit aus der Hand genommen, sagend, daß er der Sohn des Toten wäre, hatte den Alten geheißen und mit einem Geldstücke bewegt, ferne zu gehen, und hatte mit eigener Hand Schaufel um Schaufel auf den Sarg zu werfen angefangen. Und als wenn er allein dem Toten der rückbleibende Hüter und Sorger wäre, ihn sanft und klar in die tiefe Sandhöhle zu betten, worein nicht Sonne noch Mond mehr scheint, hatte er die Erde über dem Sarge wachsen gesehen, und den Erdhügel ins Abendlicht getürmt.

Einhart stand dann lange. Die Schweißtropfen rannen ihm ums Auge. Keine Träne fiel. Die Stirn war glühend heiß. Der Blick eilig und innerlich. Einhart war kein feiner Herr jetzt. Er hatte den schwarzen Rock an den Zaun gehangen und stand in Hemdärmeln, wie ein Arbeitsmann auf das Grabscheit sich stützend.

Es war ganz einsam in dem Gräbergarten.

Auch der alte Gräbermann traute sich nicht heran.

Als Einhart endlich wieder die Kühle des Abends wehen gefühlt, war er in innerem Schauen achtlos fortgehastet über die verbleichenden Felder, gleich hin zum Bahnhof und zurück an seinen Ort.

Es gab eine Aufregung unter den Schwestern. Wie man Einhart gar nicht wieder gesehen, war man einig geworden, daß man es mit einem unheilbaren Sonderling zu tun hätte. Man war gelinde gesagt durchaus enttäuscht.

„Die wenigen Male mit uns! und bei einem solchen Anlaß!“ hieß es, „und er benimmt sich so!“

Einhart fühlte dann zu Hause in seiner Arbeitsstätte wieder auch etwas Liebloses in seinem Handeln. Deshalb schrieb er an Rosa:

„Ich bin ein Einsiedler, geliebte Rosa. Und außerdem bin ich ein Mensch, der über gewisse Dinge im Leben nie hinwegkommt. Ich sehne mich immer nach dem innersten Sinn. Der Sinn ist ein Geschenk, der uns wird aus jeder Trauer, wie aus jeder Freude. Aber den

Sinn hört nur der, der ganz einig lebt und hinhorcht. Was mir vorgesprochen wird, tönt mir nur im Ohre, und ist mir wie ein Lärm, der mich stört im Erfassen.

Seid nicht böse! Ich hatte an Vater viel abzutragen. Wie wäre das noch möglich jetzt? Aber mit Tränen vor den Leuten erst gar nicht. Ich konnte nur einsam noch einmal fühlen, daß dort unter der Erde einer ruht, der ich selber bin, und für den ich sorgen mußte, selber mit eigener Hand, soweit hier unter uns noch für ihn zu tun möglich war.

Ihr seid auch desselben Blutes. Deshalb werde ich euch immer lieben müssen. Es ist ein uraltes Geheimnis, alt wie die Hügel, alt wie Steine. Ich glaube, das Blut liebt sich selbst. Wer kann sagen, wie alles zusammenhängt?

Ich fühlte unter euch, daß uns das Leben ganz und gar ferne gebracht. Nichts von dem Trachten eurer Seelen, das nicht bei mir verhallte und von mir bei euch. Und doch liebe ich euch, als wäret ihr ein Bilderbuch meines Lebens, und Mutters und Vaters. Ich liebe euch sehr. Ich liebe euch wie ein Kind. Und ich werde euch, wenn ich ein ganz Alter bin, noch lieben, als wäre ich ein Kind."

Das war jetzt Einharts Art und Einsamkeit. Und er arbeitete daheim auch in den Jahren in derselben Art, wie er an der Grabhöhle seines toten Vaters Schaufel um Schaufel warf, versunken in den Sinn seines Tuns. Und er atmete und schaute und ließ die Zeit ungehört gehen Jahre um Jahre.

◘

Einhart war am andern Tage ganz frei und froh. Er war heiter und bereit zur Wanderung im Parke und zu Fahrten in die Meierhöfe. Und war ein bevorzugter Gast im Schlosse. Daß er Nachtgespenster gesehen, das hatte sein Blut im Lichte noch vollends vergessen.

Er war am Morgen vom Kammerdiener rechtzeitig geweckt worden. Und man vergnügte sich erst eine Weile im Anschauen einiger Kunstblätter in der Bibliothek, ehe man in ein kleines Gehölz hinausgefahren, wo auch schließlich die Diener auf weißen Tüchern am Waldboden das Frühstück aufgestellt, und wo man im Kreise darumgesessen, viel geplaudert und gelacht hatte.

Und Tage gingen dann in solchem Behagen hin und in der Fülle Freiheit, die unter allen Menschen hier herrschte.

Das Schloß der Gräfin Schleh lag ein wenig entfernt von den zahlreichen Gutsgebäuden auf einem kleinen Hügel mitten in dem uralten Parke. Die blaue Flagge Derer von Schleh wehte hoch vom Turme in die Lande. Um den Park dehnten sich nach einer Seite die Weiden.

Einhart durchschritt oft einsam die stillen Schattengänge des Parkes, durchbrach Büsche und herbstbunte Dickichte und Dornen, die den Park am äußersten Ende eingrenzten, sprang über Hürde und Graben und stand dann unversehens in der weiten, schweigenden Flur.

Hier war es, wo er zum ersten Male in die Ferne sah. Hier war es, daß er plötzlich wie nie im Leben seines Blutes uralte Triebe in einer schier grenzenlosen, verhallenden Einsamkeit in der Stille der Steppe vernahm, wie einer ganzen, weiten, unermessenen Grasflur tiefste Sehn-

sucht selber. Hier stand er und fühlte seinen Atem aus tiefster Brust, wie aus seinem innersten Leben drängend. Daß er erschrocken stand. Daß er ewig lauschte. Daß es ihm deuchte, als wenn in den reinen Lüften, die im Weidenstumpfe knarrten, und in den fernen, freien Tieren dasselbe seit Anbeginn lebendig wäre wie in ihm. Ungebunden und mit freiem Fluge, die Seele voll Licht und den Weg voll blumigen Grases hinauszuspringen, ohne Band, ohne Ziel, weil allenthalben das Ziel der Stunde, die Rast, der Aufenthalt, die Stärkung unter Fuß oder Huf gebreitet daliegt, von der Sonne geweckt, vom wehenden Luftzuge erzitternd.

Hier quollen Gefühle der Freiheit auf. Und er wähnte so hin in seinen wachen Träumen, als wenn er hineingestellt wäre, ein alter Zigeuner, in die weite Steppe und hätte irgendwo da sein Wanderzelt aufgeschlagen.

Als wäre er nicht geboren in einer fremden, gebundenen Gesellschaft, sondern aus dem Boden aufgesprungen, wie eines jener schlanken, schönen Schwertgräser, die mit ihren toten Ähren jetzt am Wassergraben entlang sich stolz wiegten.

Hier vergaß Einhart, daß noch eine andere Welt lebte, darin er als ehrgeiziger Künstler umgegangen. Und sein einstiges Treiben und Trachten schien erstorben zu einem fernen, leeren Gemurmel.

Hier hockte Einhart stundenlang auf einer Hürde und sah hinaus. Sein dunkles Gesicht war jetzt noch vollends richtig bronzen gebrannt. Seine Hände waren fein und dürr wie braune Zigeunerhände. Hier begann in ihm zum ersten Male eine Stimme leidenschaftlich zu rufen nach einem freien, eigenen, aus sich bestimmten Leben.

Nie hatte er gewußt, daß es im Blute einen Laut gibt, so unaufhaltsam, so unstillbar tief, so ewig alle Stimmen der Zeit und der Welt überrufend, daß nichts bleibt als diese eine Stimme. Unter den Tieren wanderte er manchmal weit hinaus, ohne Hut, ohne Stab, ganz nur er, einsam und achtlos, daß man ihn schließlich ängstlich ein paarmal suchen kam und ihn an die Ordnung im Schlosse gütig zu mahnen.

Er konnte hier alles vergessen. Er starrte einem Blatte nach, das frei im Winde lebte. Und einem Füllen, das nach seiner Mutter Laut die Ohren neckisch vorwarf.

Er sah auch immer darin eine Weibesgestalt bewegungslos stehen, streng in sich selber und von zärtlicher Güte, wie nur die Schönsten sie haben. Mit der Süße der Züge einer Geliebten und auch eines ein wenig ängstlichen, lieblichen Kindes.

Fern kam es. Fern ging es. Diese Bilder von Verena tauchten von ferne in die Fülle Gefühl, die ihn in der Steppe zum Leben aufrief.

Und wenn dann Einhart heimgekommen, waren seine Augen von dem Glanz, der in jedem Grase gefunkelt, noch tiefer und fröhlicher, noch ahnungsvoller und leidenschaftlicher zugleich. Es ging dann aus seinen Augen und aus seinen Worten, wenn er sich so vollgesogen mit der kühnen, hinauslockenden Freiheit des Weidetieres und des ziehenden Vogels, eine solche stählerne Festfreude aus, daß mancher an der besonnten Schloßtafel, verstohlen auf Einhart blickend, nicht begriff, wie mit diesem schlanken, jetzt in gewählter Salontracht dasitzenden, leicht

ergrauten Manne, dessen Mienen und Gebärden sanft und gütig waren, sich ein solcher Hauch freien Wandertums und losen Abenteuers, eine solche rücksichtslose Ungebundenheit und Lust am namenlosen Leben auf der weiten Erde je zusammengefunden.

Einhart saß an der Tafel sanft geneigt. Die Gräfin Schleh sah ihn wie beglückt an. Aller Blicke suchten ihn manchmal. Er konnte mit lustiger Laune auch nur von dem springenden Blatte erzählen, dessen Spiel über die Ebene hin er mit spannenden Augen aufgesogen. Oder das Zwiegespräch von ein paar rauhhaarigen Füllen, das er, als sie miteinander weideten, vorgab selber erlauscht zu haben. Innige Wahrheit barg sich immer hinter seinen lustigen Lügen. Man sah alles, was Einhart sich so aus den blauen Lüften eingebildet. Denn Einhart hatte wie ein Raubvogel so sicher die kleinsten Seelendinge angesehen, die in Luft und Steppe hinstrichen. Das alles hatte er erspäht. Das alles lebte in seinen Worten. Daß ein Pferdewiehern wie ein Lachen der Freiheit und das Auseinanderbrausen einer jungen Hengsteschar wie der letzte Ton einer ganzen Geschichte der Leidenschaft ausklang.

Man liebte Einhart. Alle liebten ihn.

◘

Wer die Steppe kennt, liebt sie wie das Meer. Das Meer —: ehern anrauschend, gewaltig wogend und schäumend, ewig in seiner Unruhe. Oder auch gebreitet wie ein seliger Garten für schöne Meerfrauen, wenn die Fluten im Sonnenglanze sich wärmen und mit den goldbraunen Tangen ihrer Leiber Glanz scherzend umspülen. So breitet sich der gewaltige Mantel der Wasserwogen in rastloser Unruh und macht das Menschenauge voll Schrecken oder voll Lachen.

Aber die lautlose Schweigsamkeit ist der Steppe Geschenk, ewig quellend aus der niegestörten Stille grenzenloser Fluren. Wer nur am Berghange den Abendfrieden erhört, der mit sanften Glutfarben die Täler vergoldet, kennt nicht den Hymnus, den die Steppe schweigt aus unerwecklicher, ewiger Schweigsamkeit. Wer bloß Stummheit kennt, erhört noch keinen Ton jener ehernen Erdenruhe, darin der Ruf des Vogels untersinkt wie ein Ring in die Flut, kaum gehört, schon verloren.

Siehe die Ruhe des lieblichen, roten Mundes, wenn Verena schweigt und kaum nickt, ob zwar schon aus ihrer Seele ein Wunsch aufsteigt, gegen die Ruhe der Schlafenden, deren Mienen in tiefer Verlorenheit schlummern und von milder Erquickung sprechen.

Die Ruhe der Schlafenden ist tief.

Aber die Schlafende wird die feinen Lippen regen und wird erwachen.

Die Ruhe des tiefsten Schlummers ist lebendigstes Leben gegen die Ruhe des Toten, dessen Wesen vor unsern irdischen Augen erhaben eingesunken in die große Stillung, die sich ihm plötzlich weit und entbindend aufgetan.

Trachten und Tun ist Schlummers Ruhe gegen die Totenruhe. Ein rastloses Zielsuchen gegen ein ewiges Gefunden. Ein Drängen und Tasten gegen eine nie ausgeträumte Vollendung.

Und so summt die Steppe die letzte Stillung. So tut sich der ewige Abgrund Schweigen auf vor deinen Ohren. So kannst du lauschen und lauschen und erhörst dir das Lied, das in alle jache Unrast der

Zeit zum Troste gesungen dem Ringen, dem Trotzen, dem letzten Sehnen der Liebe.

Einhart pries es so. Einhart floh jetzt längst hier hinaus in das Schweigen. Einhart floh durch Busch und Dicicht und konnte nicht mehr Halt finden. Es war eine richtige Narrheit gekommen. Narrheit nannte er es, weil er jetzt zum ersten Male seine grauen Haare fühlte.

Es geschah, daß er mit seinem Skizzenbuche ausging, weil er um jeden Preis allein sein mußte. Es war nur reine Vorgabe. Er zeichnete oder malte gar nichts. Er hatte längst vergessen, wer er war. Ein Meister nun schon gar nicht. Das merkte er bald an der Not, in die er sich einspann. Darin mit Malen oder Federstrichen durchaus nicht zu helfen war.

Einhart war derart untätig und verträumt, daß er wie der Hirte draußen stundenlang auf der Viehtränkrinne hocken und mit einem Grashalme spielen konnte von Mittag bis Abend. Er hatte dann auch wirklich gar nichts gedacht. Oder alles war nur flüchtig hingegangen vor seinen Augen. Manchmal auch ein Hohnlachen über sich selber, wenn er an Verenas fromme, blonde Jugend dachte und nicht wußte, ob sie ihn je mit ihren klaren, grauen Augen angesehen. Er träumte wahrhaftig jetzt nicht, wie der Künstler träumte, schnell nur hinzulaufen und die Träume in Farben einzufangen. Er träumte fortwährend die einzige, wirkliche Welt der Einsamkeit vor sich, die Ruhe darin in der Weite der Grasflur, die eine lautlose Welt, und sein Leben darin mit Verena.

Denn Einhart sah Verena Tag und Nacht. Er sah sie fortwährend mit Augen vor sich. Er sah sie in lichter, fließender Schlankheit mit der verspäteten Blume in Händen. Wie eine Liebende sah er sie. Wie eine Tätige sah er sie. Und seine Augen und Sinne schufen sich ewig eine lange Geschichte Lebens und Wanderns mit ihr. Dann lachten seine Augen und sein Mund hell in die Lüfte, ehe sie zu sich kamen, wenn er Verena gegen die tiefen, reinen Lufträume der Steppe mit einem Kinde im Arm hatte aufragen sehen.

Unbegreifliche, jähe Kraft der Einbildung, die Einhart im Leben immer geübt. Jetzt kam diese Kraft zum ersten Male mit eisernem Zwange und wollte das eigene Leben aus sich erfüllen und bemeistern.

Er lächelte gütig, wenn er merkte, daß er einen ganzen Tag so hingebracht. Und daß auch im Dunkel seines nächtigen Zimmers im Schlosse, wenn er nur einmal aus Träumen von Verena die Augen aufschlagen würde, ihr Lichtbild, ihr schmales, strenges Oval kühl und sanft im Dämmer schweben würde.

Und Einhart erschrak buchstäblich, wenn die Zeit ihm wie einem verliebten Jüngling verstrichen war. Also, daß die weiten Herden sich in der Ferne längst umeinander gedrängt hatten, und er die Welt noch kaum grau in grau verschwinden sah.

Aber er saß und saß doch weiter auf der Hürde, fühlte den Ätherhimmel wie eine wasserklare Wölbung hoch über sich, und den Streifen Erde darunter ohne Maß und Grenzen. Fühlte sich hoffnungslos kühl umfächelt und umflüstert in der stillen Grasflur, darin noch Verenas dämmernde Gestalt wehte, die seine Seele ewig in die Einsamkeit schuf. Und versank neu ratlos in die tiefste Erstorbenheit der Steppennacht.

An einem solchen Tage, den er nicht heimgekommen, war es, daß er spät zernagt erwachte und sich mit Leide besann. Die Gräfin Schleh hatte ihn ausdrücklich herzlich gebeten, zu kommen, weil sie noch einmal ein kleines Fest im Schlosse veranstaltet und Gäste aus der Nachbarschaft, auch Renaulds und Verena gebeten hätte. Aber wie er nun war. Er ging nicht. Er ermannte sich nicht. Er saß auf der Tränkrinne, von den Mäulern längst verlassen, die vor einer Stunde und mehr um ihn geschnobert, und dachte nur, daß sie im Schlosse mit ihrem Feste allein fertig werden müßten.

Und er gab sich um so inniger der kühl hereinbrechenden Stummheit hin, weil er sein heißes Begehren noch einmal wie ferne klagen hörte mit dem schrillen Schreie des Brachvogels, und untersinken nur noch wie Schatten der Dinge, die allmählich im Raume zerflossen.

So war die Nacht hereingebrochen.

Der alte, in einen umgekehrten Schafpelz gehüllte Hirte war zu ihm getreten und wies in die Ferne, wo ein bleicher Schein blinkte, und die schwarzen Silhouetten einzelner Tiere sich gegen ein kleines Feuer erhoben.

Da hörte auch Einhart, daß fröhliche Musik herklang, Zigeunermusik, schluchzende Weisen, weit herübergetragen. Denn sie waren dem Dorfe und Parke fern. Die Weisen verklangen über die graue Ebene unter dem blaßgoldenen Nachtschein.

Es war eine Sehnsucht in den Lüften. Es ging eine Sehnsucht in den Gräsern. Es ging jetzt eine nagende Sehnsucht aus Einhart.

Er lauschte. Er machte lautlose Schritte. Er ging in der grauen Dämmernacht hin, nachdem er dem Graubart mit tiefen, sicheren Blicken Lebewohl gesagt. Schritt getrieben von den Tönen, die vom Schlosse kamen. Eilte. Hörte die Geigenklänge. Hörte das Cymbal durch Baum und Büsche herübersingen. Sah die gotischen, hohen Fenster des Saales durch die Bäume herüberleuchten. Und trat über Stufen hastig dem Fenster nahe.

Man tanzte. Man war heiter. Alle waren festlich und heiter. Auch Verena. Die Zigeuner, die in einer Nebentür des Saales um den Tisch mit dem Cymbal postiert waren, spielten neu. Verena schwebte mit dem Grafen Karol, allen voran, in die Runde der Frohen.

Rundschau

Allgemeineres

Surrogatkultur

Zeiten hoher Zivilisation stehen im Zeichen des Verkehrs. Das Wort ist abgenützt und vielleicht doch noch einiger Erläuterung bedürftig.

Der Strom des Verkehrs bespült alles, lockert alles, reißt alles mit sich. Der Verkehr unterjocht in solchen Zeiten Menschen und Güter. Menschen und Güter sind nicht mehr durch sich Werte, sondern erst durch den Verkehr. Denn Menschen und Dinge sind nur in der Wertung, die ihnen zuteil wird, lebendig; ihre Wertung ist der Lebensodem, der sie zum wirklichen, wirkenden Dasein erweckt. In solchen Zeiten gibt und steigert der Verkehr den Wert. Er ist das Dasein. Gesteigerter Verkehr ist gesteigertes Dasein. Die Summe des

Daseins wächst, des äußeren, objektiven.

Das Nächste und das Fernste sind verbunden miteinander, tausend Dinge sind zugleich gegenwärtig, tausendfach ist das Dasein jedes einzelnen verschlungen in die kompliziertesten Beziehungen, und das Gewebe der Umwelt ist nie so wichtig, so mannigfaltig, so bunt und verworren für das Einzelbewußtsein, das darinnen verwoben ist, wie in solchen Zeiten. Und so kommen wir vom äußeren zum inneren Leben. Und geraten auf die seltsame Tatsache, daß solche Zeiten innerlich nach Leben dürsten, indes sie äußerlich davon überflutet sind.

Alle geistige Sehnsucht solcher Zeiten ist ins Dasein hinaus gerichtet. Wenige streben hinweg vom Dasein, in die Kühle der Form, der Abstraktion, des Systems. Die Kinder solcher Zeiten wollen mit dem Dasein selbst ringen und ihm selbst eine Einheit abzwingen, nicht die Einheit in sich selbst schaffen; sie wollen weniger sich als das Leben gestalten, sie dringen weniger in sich als in die Dinge ein und alles, was sie suchen, ist nächstes, unmittelbarstes, ungetrenntes Mitleben, Mitleiden, Mitschaffen. Sie streben ins Mitleid, wo andre Geschlechter sich davon zu befreien suchen; sie wühlen sich ins Dasein ein, wo es andre fliehen und abschütteln; sie sind Fanatiker des unbedingten, ungebrochenen, ungestalteten Daseins.

Diese Sehnsucht quillt aus einem Widersinn des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in solchen Zeiten.

Die Formen der Kultur werden zu ihrem Wesen. Verkehr und Tausch werden aus einem Mittel zum Zweck. Und die Güter werden dem unmittelbaren Empfinden, Genießen und Wirken entzogen; zwischen sie und den Menschen schiebt sich das Medium des Kaufs und mit dem Kaufe die dumpfe Hülle der Käuflichkeit.

Damit ist das eigentliche Verhängnis gegeben: aller Tausch und Verkehr entwertet die Güter und bringt den Bedarf zum Surrogat herab. Das Bedürfnis hält sich nicht von selbst auf der Höhe der Natur und Echtheit und greift, wenn es ihm erlaubt ist, unbedingt zum Nächsten, statt zum Besten. Der nächste Weg mit allen seinen Nachteilen ist das, was dem Leben in solchen Zeiten den Reiz raubt. Es wird ein Leben in und mit Surrogaten. Die Kultur solcher Zeiten könnte man Surrogatkultur nennen. Denn alles ist nur Äquivalent für ein andres, hat keinen eigenen Wert, ist nur provisorisch.

Die Arbeit ist nichts als Äquivalent, das geleistet wird für die entsprechende Geldsumme. Wir werden nach der Seite unsres persönlichen Wirkens rein quantitativ gewertet. Aber nur die qualitative Wertung der Dinge dringt an sie wirklich heran und berührt sie mit der Liebe des gesunden Lebens. Das abstrakte Messen nach der Quantität errichtet eine Scheidewand zwischen der konkreten Leistung und dem persönlichen Empfinden. Der Arbeiter ist getrennt von seiner Arbeit und hat deshalb keine Arbeit.

Noch mehr sinkt das Genießen zum Surrogat herab. Die Geselligkeit wird es durch und durch. Auch die Menschen werden entwertet durch den Verkehr. Die äußere Einsamkeit wird immer seltener und die innere immer häufiger. Und eine herbe Verschlossenheit, eine dunkle Erstarrung in sich selbst wird inmitten der brandenden Großstadt denen aufgezwungen, die mehr wollen als die Lügen des Wechsels, des Tausches, des Verkehrs, als

den Schein des Lebens, als das lärmende, wechselvolle und für den inneren Sinn so einförmige Dasein, das Bewegung für Leben, Tätigkeit für Arbeit, Erregung für Freude eintauscht.

Hermann Ullmann

Neue Romane

Karl Bulcke, „Irmelin Rose". (Dresden, Carl Reißner) — **Walter Harlan, „Die Sünde an den Kindern".** (Berlin, Egon Fleischel & Co.)

Wollte man den Inhalt von Karl Bulckes Werk auf die übliche Art mitteilen, so täte man „Irmelin Rose" bitter unrecht. Man würde dann etwa sagen: Es war ein schönes, umworbenes Mädchen, und das starb in blühender Jugend an einer Blinddarmentzündung. Mit diesem Handlungskern wäre aber das beste des Buches wirklich nicht „wiedergegeben". In ihm ist eine lyrische Kraft fühlbar, die dem sparsamen epischen Gefüge erstaunliche Lebensfülle verleiht.

Des zarten dänischen Dichters Lied von Irmelin Rose, der Süßen, gab dem deutschen wohl nicht nur den Titel zu seinem Buch, sondern auch den entscheidenden Anreiz. Eine Schöne darzustellen, die hundert Ritter anzieht und lächelnd alle heimschickt, das nahm auch Bulcke sich vor. Ihm jedoch erwuchs die Pflicht, dem Sang ein erzählerisches Ende zu schaffen. Natürlich durfte die Verkörperung holder Schönheit nicht alternd langsam verderben. Jung mußte sie aus ihrem Sonnenleben scheiden und also im Sinne des Lesers unvergänglich jungschön weiterleben.

In der Ausgestaltung des Hauptcharakters und der ergänzenden Charaktere erweist sich nun Karl Bulcke als einen Dichter, der über das Halbdekorative des Vorwurfs, über das Subjektive der absoluten Lyrik hinausfindet. Indem er seine Herbjörg Eisenschmidt mit allen Reizen der Jugend, der Schönheit und der Eleganz schmückt, interessiert er männiglich dafür; indem er ihrer Seele den dunklen Untergrund der mittelpunktlosen Glücklosigkeit gibt, bringt er sie uns mitmenschlich näher und mildert die Grausamkeit des jähen Sterbenmüssens; durch saubere Einzeichnung der menschlich-weiblichen Schwäche Eitelkeit macht er die Vorzüge wahrscheinlicher. Auch die Gestalten der Eltern, der schönen Schwestern, der unterschiedlichen Hauptverehrer sind von einem Herzenkenner gesehen und sachlich durchgebildet.

Situationen wie die, da die drei Liebhaber gemeinsam auf Nachrichten vom Schmerzenslager des Mädchens warten, gehören zu den seltenen Erfindungen, die Lebenswahres in neue Formen bringen. Die Gerichtsszenen zeigen den Verfasser auch in der realistischen Zeitschilderung beschlagen. Alles in allem haben wir da ein sattes Bild menschlichen Getriebes, eine Prosadichtung, bei der wir uns das Überwiegen lyrischer Elemente einmal gern gefallen lassen.

„Eines Schulmeisters Leben, Sterben und Fahrt in das Allherz": so hat Harlan seinen neuen Roman im Untertitel erläutert; er hat damit zugleich einen Vorgeschmack des Stils gegeben, den er hier anwendet und organisch durchhält. „Die Sünde an den Kindern" ist ein abseitig-phantastisches, wahrheitreiches, grüblerisches, barockes, einfaches, humorisches — kurz, ein recht merkwürdiges Buch. Und das beste, das Walter Harlan, der Verfasser einer beherzigenswerten „Schule des Lustspiels" und des guten Komödieversuchs „Jahrmarkt

Literatur

zu Pulsnitz", bis heut auf dichterischem Gebiet veröffentlicht hat.

An der Fürstenschule zu Meißen wirkt der Physiker Professor Friedrich Stoß, ein großes Kind und ein ganzer Mann, ein eindringlicher Denker und ein Lehrer durch und durch. Er nennt sich einen Christen, aber er vermag sich nicht mehr zum „Apostolikum" im evangelischen Glaubenssatz zu bekennen. In tiefster Andacht verehrt er die Wunder der Schöpfung, steht dem platten Atheismus fern, kann aber nicht an naturgesetzwidrige „Mirakel" glauben. In zwei Fällen fühlt er sich gedrungen, diese Anschauung vor der Außenwelt zu vertreten: bei der Konfirmation seines bereits denkfähigen Sohnes — die er ohne das „Apostolikum" haben und am liebsten selbst übernehmen will — und zweitens bei seiner ehrenvollen, ihm und seiner Frau höchst willkommenen Berufung als Gymnasialrektor nach Leipzig — die er nur unter der Bedingung annehmen will, daß er in religiösen Dingen volle Unabhängigkeit erhalte.

Natürlich vereitelt die freidenkerische Bedingung das Leipziger Glück, und der Widerstand gegen die hergebrachte Konfirmationsweise zerstört auch die wohlerträgliche Meißner Schulmeisterexistenz: ein Disziplinarverfahren erklärt den Professor Stoß, da er nicht nachgeben will, seines Amtes für verlustig. In der Folge zeigt sich's, daß auch sonst in deutschen Landen keine ordentliche Schule den Verfemten aufnimmt. Durch Vortragsreisen und wissenschaftliche Schriftstellerei erhält er sich jahrelang notdürftig, altert und kränkelt früh. Zu spät macht er eine unverhoffte Erbschaft, die ihm Unabhängigkeit verschaffen könnte. Friedrich Stoß stirbt bald danach auf einer Vortragsreise. Aber Harlan läßt uns ihn auf einer noch erheblich wichtigeren Reise weiterbegleiten: auf der Fahrt seiner Seele zur Erkenntnis aller treibenden Erd- und All-Kräfte bis zu ihrer, der Seele, Eingang ins innerste Unendliche.

Unter den allerlei Dingen, die sich zu diesem Werk vereinigen, treten dreierlei Linien hervor: eine religionspolitische, eine Weltanschauungslinie und eine romankünstlerische.

Die erste, die im Titel vertreten ist, geht von dem besondern Fall der mirakelgläubigen Konfirmation aus und läuft darauf hinaus, daß überhaupt das Christentum im Interesse seines eignen Bestandes besser täte, sich vom Staat zu trennen, auf abgelebte Formeln und Formen zu verzichten und sich durchaus der christlichen Arbeit zu widmen. Das ist zweifellos Tendenz, aber es wird nirgends „tendenziös" für sie agitiert, sondern sie wird nur, mit innerer Wärme freilich, erörtert, und das Gegnerisch-Heutige kommt in sympathischen Menschen auch zum Wort. Dieser Tendenzschreiber ist ein Versteher, offenbar bemüht, das Berechtigte auf beiden Seiten zu suchen.

In zweiter Linie baut der Dichter, nicht zufrieden mit der Verneinung, durch den Mund seines Physikers gleich ein ganzes System der Welterklärung, ein naturwissenschaftlich-frommes, auf. Ja er gibt eine förmliche Einführung in die Philosophie überhaupt, daraus ein Lernbegieriger sich spielend unterrichten könnte.

Wie Walter Harlan schulmeistert, das führt zur dritten Linie. Das Romankunstwerk nämlich wird trotz so vielem Polemischen und abstrakt Gedanklichem nicht etwa im Werden gesprengt. In seiner sorg-

samen, tüfteligen, dabei zum Glück humorhaltigen Arbeitsweise ist der Dichter unausgesetzt darauf bedacht, gegenständlich zu bleiben und anschaulich zu wirken.

Wie sein Professor Stoß gern peripathetisch disputiert, Beispiele aus dem gemeinen Leben wählt und seine Jungens selbst aus Jahrmarktsbuden zu belehren weiß, also verfährt auch Oberpädagoge Harlan mit den Lesern. All seinen tiefdurchdachten „Lesestoff“ verteilt er auf entscheidende Aussprachen, Schul-, Haus- und Landschafts-Schilderungen. Dem Durchschnittsgeschmack wird das Buch dennoch kaum kurzweilig dünken. Und vieles bleibt selbstverständlich subjektiv. Das Ganze aber hat so viel Ernst, Wärme, Schönheit, daß wir's zum Wertvollen rechnen müssen.

Willy Rath

Aus dem Engeren und Weiteren der Romantik

Friedrich Schlegel fühlte einmal die Kraft und den Entschluß in sich, Gott ähnlich zu werden. Das spricht sein eigner Mund. Die Versuche, diesen Entschluß auszuführen, nennen wir Frühromantik. Ihr Gebiet scheint ohne Grenzen zu sein. Was Haym, Ricarda Huch und Walzel allein durchpflügt haben, ist kaum zu überschauen und noch weniger unter einen irgendwie fest umrissenen Begriff zu stellen. Vielleicht aber ist künstlerisch die Konturverwischung der höchste, vielleicht der eigentlich besondere Reiz der romantischen Dichtung. Jedenfalls kam damit ein Neues in die Literatur, das sich im Gegensatz zur klassischen Form, besonders zur Schillerschen, breit hinstellte, als ob es ihr übergeordnet wäre. Wenn die gewandte und fleißige Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling an ihr Töchterchen schreibt: „über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen“, so hören wir nicht nur die schlechte Erzieherin heraus, sondern vor allem den fanatischen Haß gegen einen Mann, dessen Kraft das Gewissen war. Ich wenigstens empfinde das Leben des Schlegelkreises in mehr denn einem Sinne als gewissenlos; auch die reinen Naturen wurden irgendwo davon angesteckt. Steffens äußert sich an Tieck in ähnlichen Worten (11. September 1814): „Ein geistiger Babelsturm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuts unter seine eignen Trümmer.“

Es ist ein verdienstliches Unternehmen, nach den vielen umfänglichen Werken über die Romantik nun endlich die stolzen oder eitlen Gründer in einigen ihrer Briefe selbst vorzuführen. Jonas Fränkel hat ohne verbindende Zeilen einen ganzen Roman daraus gemacht: „Aus der Frühzeit der Romantik“ (Berlin 1907, B. Behr). Mit einer geradezu meisterlichen Beschränkung der Mittel steht da ein deutliches Kulturgemälde dieser verworrenen Gesellschaft vor uns. Begabung allenthalben und nirgends Charakter, nirgends eine sittlich leitende Persönlichkeit. Friedrich Schlegel, der leichtfertigste, bezaubert jeden, der in seine Nähe kommt. Keiner und keine versagt ihm die Huldigung: sein Wissen und sein Urteil muß sich wie ein riesiges Spinnennetz ausgedehnt haben, dessen Fäden mit einem einschläfernden Safte getränkt waren. Geleuchtet und erwärmt hat er wohl nie; es blitzte nur aus ihm. Seine Lebensführung ist voll böser Schatten. Wie redet er, wie redet die eigne Mutter zu dieser Zeit mit

einem zwölfjährigen Kinde, mag es noch so frühreif gewesen sein! Da heißt's in seinem Briefe: „Wenn die Mutter etwa auch wissen will, was sie für eine Natur hat, so sag ihr nur: politisch-erotisch; doch möchte das Erotische wohl überwiegend sein.“ Und bei Karolinen: „Wenn du dich gegen ihn (d. i. Schelling, den die Mutter zum Manne begehrte, während sie mit A. W. v. Schlegel verheiratet war) so sträubst, so werd ich glauben, daß du auf dein Mütterchen eifersüchtig bist.“ Tieck ist einmal ehrlich genug, sich meinungs- und urteilslos zu nennen: nur im irisierenden Gefühle lag sein Talent, lag das der meisten Freunde. Friedrich Schlegel, der die Weisheit des Orients und Okzidents verkünden wollte, scheiterte, wo es ernste wissenschaftliche Arbeit zu tun galt. Seine Studenten in Jena — er kam über ein Semester seiner Dozentur nicht hinaus — „klagten, sie verständen ihn nicht“. So seltsam, so barbarisch es klingt: als das einzige reife und bleibende Werk des engeren Schlegelkreises erkenne ich die Shakespere-Übertragung August Wilhelms. Wo auf Shakespere die Rede kommt, finden die Korrespondenten auch die schöne Sachlichkeit, die sie bei ihren Zeitgenossen verlieren.

Aber das romantische Fühlen lag in der Luft, es wurde fast unabhängig vom Schlegelkreise allgemein; auf den Ruinen des Babelturms wuchsen liebliche Blumen. Man kümmerte sich nicht mehr um die Schule, man schaltete mit ihren Ergebnissen wie mit eigenen Gaben. Benzmann will Deutschlands Lyrik in einer ganzen Reihe von Bänden einsammeln und beginnt mit dem „Zeitalter der Romantik“ (Verlag von Georg Müller in München, 1908). Er hebt da manchen Sargdeckel, der über einem verkannten oder vergessenen Dichter lag, er müht sich, durch Häufung von Beispielen einigen seiner Lieblinge das Herz des Volkes ganz und gar zu öffnen. Aber ihm fehlt die Energie des Sichtens, Siebens, Ausmerzens. Ausgezeichnet dünkt mich der Anhang, der die Freiheitskriege und ihre Reaktion im Liede der Zeit widerspiegelt. Da hören wir nicht nur Heinrich von Kleists gewaltige Rufe, die von Schlegels Romantik noch weiter entfernt sind als Schillers „Lied von der Glocke“, da hören wir vor allem das Volk seine Schlachten besingen. Und wie der fünfte Akt eines grandiosen Weltentrauerspiels erschüttert uns der jämmerliche Ausgang des Völkersieges. Wie „Herr Kongreß“ die Früchte vergiftet, die der allgemeine Aufstand zum Reifen gebracht hat, wie endlich die geknechteten Deutschen vom Absolutismus nach dem vertriebenen Napoleon als nach ihrem Retter schreien, das kommt hier in den Gedichten Rückerts, Platens, Gaudys und Chamissos zu überwältigendem Ausdruck.

Die Sammlung selbst wünschte ich um die Hälfte verkürzt. Das Publikum scheut vor Lyrik zurück, wenn sie 623 Seiten umfaßt. Benzmann weiß doch, daß man zu solcher Lektüre nur selten gestimmt ist; und wenn man's ist, bringt man's nicht über zwei Dutzend Gedichte hinaus. Wann soll also das ganze Buch unser eigen werden? Ist dann noch ein Überblick möglich? Dennoch, ein neues „Wunderhorn“ schütten allein Arnim und Brentano über unsre Seele aus. Mörikes „Gesang zu Zweien in der Nacht“ klingt in Vorahnungen auf bei Arnims „Nachtgruß“ und Loebens „Minnekosen“; die todessüchtige Günderode führt uns mit hoher

dichterischer Kraft in ein „unbetretenes, nie zu betretendes“ unterirdisches Reich, über das sich später Goethe zum Herrscher machte, als er Fausten zu den Müttern schickte. Natur und Liebe singen in Bettinas, in Helmine von Chezys, in Sophie Meraus Versen, Fouqué tritt mit leidenschaftlichen Liedern hervor, Tieck, Novalis, Hölderlin, Eichendorff, Rückert umspannen in leuchtender Kette den träumerischen Kreis. Abseits erzählt Johann Gottfried Seume den „Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Torschreibers“, der nun hoffentlich zu allen ihm vorenthaltenen Ehren kommt; er verdient sie durch seine anspruchslose Redlichkeit. Eine besondere Freude erfährt, wer den Dürerschen „Hieronymus im Gehäuse“ verehrt; den hat vor hundert Jahren Otto Heinrich Graf von Loeben mit innigen Strophen umschrieben.* Es ist so köstlich, daß wir im Genusse solcher Gedichte alle Zeit und alle Schule vergessen, daß derselbe Regenbogen der Dichtung beispielsweise den Grafen Stolberg, den Baron Fouqué und etwa Rainer Maria Rilke berührt, die in drei Jahrhunderten leben.

Ferdinand Gregori

Ausführende Arbeit

Nachdem der Dichter sein Werk getan, der Architekt den Stoff dieses Werkes erwogen, ermessen, geordnet und verteilt hat, darf sich der ausführende Künstler, jener, den die Sprache und der Vers angeht, nicht mehr erlauben, Wertunterschiede zwischen den einzelnen Abschnitten seiner Arbeit aufzustellen, also Hauptsache und Nebensachen zu unterscheiden, dem einen Teil mehr Fleiß und größere Willensanspannung zu widmen als dem andern. Sondern ihm muß alles gleich wert und gleich wichtig sein; er muß die Übergänge ebenso sorgfältig ausarbeiten wie die entscheidenden Szenen, er hat überhaupt gar nichts weiteres zu räsonnieren, als an jedem Punkte seine Sache recht zu machen, das heißt so zu machen, wie der Dichter und der Architekt es ihm vorgezeichnet hatten. Wer sich bei der Ausführung von scheinbar unwichtigen Stellen damit tröstet, daß die wichtigsten Stellen im Reinen seien, und darum eine vermeintlich unwichtige Stelle leichthin abfertigt, der arbeitet nicht als Künstler, sondern er pfuscht. Es kostet allerdings mitunter große Überwindung, „Nebensächlichem“, wenn es nicht auf den ersten Wurf gelingen will, Mühe und Sorge zu weihen, allein es muß geschehen; wer sein eigenes Werk nicht so liebzuhaben vermag, daß er ihm Vollendung auch in den beschatteten und unbetonten Partien gönnt, der lasse es nur getrost ungeschrieben, es ist nichts daran verloren.

Ärgerlich ist nun das, daß sehr oft, ja sogar gewöhnlich, „Nebensachen“ mehr Schwierigkeiten bereiten, also tieferen Kummer verursachen, als die „Hauptsachen“. Da aber jedes Nichtgelingenwollen Trauer und Niedergeschlagenheit bringt, so kann es vorkommen, daß derselbe Mensch, nachdem er als Dichter eine Szene voll jubelnden Übermuts jauchzend und spielend geschaffen, später, wenn es an die Ausführung geht, wegen dieser nämlichen jubelnden Szene wie ein armer Tropf von Schulbub vor dem Examen angstvoll umherschleicht. Denn noch einmal: eine scherzhafte Episode kann den, der künstlerisch, also gewissenhaft ausarbeitet,

* Wir setzen das auf den Wegen des Wandsbeker Boten entstandene schöne Gedicht den „Losen Blättern“ dieses Heftes vor.

ebenso schwer mit Gram belasten, wie die stolzeste pathetische Hauptszene.

Von alledem weiß der Lyriker nichts und braucht nichts davon zu wissen. Und das ist einer der Gründe, warum die Lyrik so vielen, ein großes Werk dagegen so wenigen gelingt, weil die Lyrik einfach ein Selbst, ein groß angelegtes Werk aber außer dem Selbst noch die Selbstüberwindung erheischt.

Carl Spitteler

Theater

Berliner Theater

Das Deutsche Theater hat die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums mit einer Aufführung von „Kabale und Liebe" begangen, demselben klassisch-realistischen Stück, das nun bereits zweimal, 1883 unter L'Arronge, 1894 unter Brahm, eine Epoche dieser Bühne einweihte. Der Aufführung ging eine Gedenkfeier für L'Arronge voran, und darin dürfen wir wohl ein Zeichen erblicken, daß die jetzige Leitung entschlossen ist, die — damals freilich nur halberfüllte Überlieferung von 1883 wieder aufzunehmen: neben der zeitgenössischen Dramatik also auch den großen klassischen Spielplan zu pflegen. Seinen Beruf dazu hat das Deutsche Theater nach mancherlei Schwankungen, Verirrungen und Entgleisungen wohl endgültig bewiesen. Es hat sich allmählich ein Schauspielerensemble gebildet, das in seiner Tüchtigkeit, Vielseitigkeit und jugendlichen Entwicklungsfähigkeit, von einer straffen Zucht zusammengehalten, allen, auch den höchsten Aufgaben gewachsen ist. Und es hat jetzt endlich auch einen charaktervollen, dauerversprechenden Darstellungsstil gefunden, der dem geistigen Gehalt unserer klassischen Dramatik gerecht zu werden verspricht, nicht bloß ihrer äußern farbenreicheren und pathetischeren Erscheinung. Mehr noch als die jüngste Aufführung von „Kabale und Liebe", die allenfalls auch noch mit den inzwischen stark zusammengeschmolznen Kräften der realistisch-naturalistischen Schule Brahms durchzuführen wäre, hat uns das eine Woche zuvor die Aufführung des „Königs Lear" bewiesen. Energie geistiger Innerlichkeit war das kennzeichnende Merkmal dieses Abends. Nirgends ein schwächliches oder gefälliges Abbiegen vom Steilpfade dieser letzten, unerbittlichen Tragik, sei es zugunsten virtuosenhafter Einzelwirkung oder dekorativer Augenreize; überall, im Kleinsten wie im Größten, eine unerschrockene Gefolgstreue im Dienste dessen, der noch heute die höchsten Kränze schauspielerischer und damaturgischer Meisterschaft zu vergeben hat. Nach dieser Leistung gibt es vor der unbestochenen, von Vorurteilen freien Kritik zwischen den drei oder vier ersten Bühnen Berlins um den ersten Platz keinen Rangstreit mehr.

Am allerwenigsten kommt das Königliche Schauspielhaus als Rivale in Betracht, wenn es fortfährt, seine reichen Mittel so ungeschickt zu gebrauchen, seine darstellerischen Kräfte und seinen klassischen Spielplan so wenig glücklich aufeinander abzustimmen, wie das erst neulich wieder beim „Clavigo" geschah, mit dem man — eine peinliche Zusammenstellung! — Otto Ludwigs historisches Bild aus dem Siebenjährigen Kriege „Die Torgauer Heide" verkuppelt hatte. Da waren so starke und köstliche Begabungen wie Nuscha Butze, Kraußneck, Molenar und Vollmer an belanglose Maskeraden- oder gar Statistenrollen verschwendet, während Schauspieler dritten und vier-

ten Grabes, Schauspieler ohne Intelligenz und künstlerisches Gesicht den Clavigo und den Beaumarchais geben durften. Doch auch abgesehen von den Besetzungen und den Einzelleistungen — was war das für eine steife, akademische Auffassung, für eine kreuzlahme Regie! Schließlich hatten es, genau wie beim „Sardanapal“, ein paar technische Ausstattungskunststückchen des Theatermeisters im gefrorenen Stil der lebenden Bilder leicht, den Triumph des Abends davonzutragen; alles andre, auch Goethes düster glühendes Jugendfeuer ging rettungslos darin unter.

Wenn wir Programmen trauen dürfen, so wird das Berliner Theater unter seiner neuen Leitung (Meinhard und Bernauer) wieder — wie einst unter Barnay — einen möglichst vielseitigen klassisch-modernen Spielplan zu pflegen suchen. Seine drei einander unmittelbar folgenden Eröffnungsvorstellungen: Freytags „Journalisten“, Grillparzers „Traum ein Leben“, Balzacs „Mercadet“, sie zeigten nirgends, weder in der Darstellung noch in der Regie, geniale oder überraschende Leistungen, aber über dem Ganzen scheint ein solider, umsichtiger und publikumskundiger Arbeitsernst zu walten, ein allem Spezialistentum abholder Theatergeist, der gesonnen ist, der Bühne zu geben, was der Bühne ist, ein Laube-Geist, der weiß, daß das Publikum da unten nicht nach „literarischer Geschichte“, sondern nur darnach fragt, ob das da oben dargestellte Stück seinen lebendigen Ansprüchen genügt. Dieser gesunde Blick für eine realpolitische Dramaturgie offenbarte sich namentlich in der Wahl und in der Behandlung der „Mercadet“-Komödie von Balzac. Da ist das alte von so viel natürlichem Humor umwobene Spiel zwischen Gläubigern und Schuldner, die Überlegenheit des einen, das Narrentum der andern, mit einer so frischen und fröhlichen Gegenwartsfarbe übertüncht worden, daß das Stück von 1851 fast wie ein Stück von heute erschien... Wir werden uns von dem Berliner Theater kaum besondrer literarischer Genüsse, jedenfalls keiner artistischen Feinschmeckereien versehen dürfen, aber die Hoffnung dürfen wir vielleicht hegen, daß dies große Haus, das aus sich selber heraus eine theatralische Massenwirkung verlangt, nach dem elenden Bonnschen Intermezzo wieder eine nahrhafte, kräftige Hausmannskost darreichen wird. Das ist sein natürlicher Beruf in der Gruppierung der Berliner Bühnen und findet sicher auch beim Publikum weitgeöffnete Arme.

Auch alle andern Neuheiten dieser Eröffnungswochen gehörten der leichten Gattung des Schwanks, der Komödie und des Lustspiels an. Mit zwei Ausländern versuchte es das Neue Theater. Als Henri Lavedans „Prinz d'Aurec“, eine in Komödienform gekleidete Strafpredigt für das aristokratische Drohnentum des Frankreichs von 1894, ihm bewiesen hatte, daß solche satirische Kulturbilder von gestern, ihres sozialen Hintergrundes entkleidet und ihrer einst ernsten und gewichtigen Moral entschält, für uns ihre Würze verloren haben, machte es flugs eine Anleihe beim modernen Amerikanertum und beglückte uns mit dem dreiaktigen Lustspiel „Wahrheit“ von Clyde Fitch. Das ist ein aus altmodischem Ernst und gefühlvoller Wehmut gemischtes Charakterbild eines weiblichen Lügenmäulchens, das für seine ewigen Flunkereien erst ein wenig gepiesackt wird, bevor es, wie von

dem gutmütigen Herrn Gemahl, so auch von dem noch gutmütigeren Herrn Verfasser, in dessen Seele sich Sudermann und die Marlitt ein Stelldichein geben, wieder zu Gnaden angenommen wird. Wenn wir darnach die gegenwärtige amerikanische Dramatik abschätzen dürfen, so erscheint sie uns als getreuer Gefolgsmann der englischen von heutzutage: mit deren Harmlosigkeit teilt sie deren Nichtigkeit und glattzüngigen Opportunismus. — Um den ersten Mißerfolg des Residenztheaters ist es eigentlich schade; denn das Lustspiel „Das Glück der Andern" von Francis de Croisset ist streckenweise wirklich ein Lustspiel, ein Lustspiel mit einer humoristischen Idee und einer humoristischen Weltanschauung. Eine junge, leichtlebige Frau, die an einen schon reichlich verwitterten Marquis gekettet ist, lockt es zum Treubruch und zur Männerjagd einzig und allein, weil sie die „andern" nicht an der Tafel des Glückes schmausen sehen kann; ihre Suppe dünkt ihr schal, wenn neben ihr der „Andre" eine „andre" löffelt. Das bekommt ihr übel: mit ihren eignen Waffen wird sie geschlagen — mit ihren eignen Medikamenten aber auch geheilt. Da hier Esprit und Humor, wenn auch etwas schwerflüssiger Esprit, nicht kecke und freche Erotik die Fäden schlingt und entwirrt und Richard Alexander eine gar zu passive Rolle spielt, so lehnt sich der Geist des Hauses alsbald gegen die Traditionslosigkeit auf und rief wieder nach seinem geliebten „Floh im Ohr". — Das Neue Schauspielhaus scheint Wert darauf zu legen, daß betont werde, sein „Kolonialskandal", ein Schwank von Fedor von Zobeltitz und Wolf von Metzsch-Schilbach, sei ein deutscher Schwank, d. h. einer, in dem die Geschichte mit einer ehrlichen Liebe anfängt und mit einer richtig gehenden Ehe endet, nicht aber einer jener gottverdammten Pariser Schwänke, die neben dem betrogenen Ehemann als wirklichen Helden den Betrüger in einem Glorienschein zeigen. Das sei ihm gern bestätigt. Im übrigen aber gebietet die Ehrlichkeit, hinzuzufügen, daß Biederkeit auch in einem deutschen Schwank selten so eng Arm in Arm mit Banalität gegangen ist, wie in diesem mit allerlei Dönchen und Ulkereien aufgeputzten Qui-pro-quo, das mit einem Flirt unter afrikanischen Palmen beginnt und mit drei Verlobungen auf märkischem Sande endigt.

Friedrich Düsel

Hamburger Theater

Hermann Anders Krüger hat mit seinem vielgelesenen herrenhutischen Bubenroman „Gottfried Kämpfer" Proben eines achtbaren Könnens abgelegt. Es auf dramatischem Gebiete neu zu beweisen, will ihm aber allem ehrlichen Ringen zum Trotz nicht glücken. Von dem Wollen und Erkennen einer letzten Endes unzugänglichen Kraft einmal abgesehen, liegt der Grund bisher wohl in der falschen Stellung, die Krüger zu seinen Stoffen einnimmt. In seinem neuesten Drama „Der Graf von Gleichen" ficht er unfruchtbar einen halb traurigen, halb lächerlichen Kampf mit dem übernommenen Stoffe, indem er sich statt an seine Seite wider ihn stellt: er treibt ihm das gewordene Leben erst zu Dreivierteln aus und quält sich hinterher vergeblich, ihm mit fremdem wieder auf die Füße zu helfen. In dem voraufgehenden Werk, der dramatischen Historie „Der Kronprinz", die wir kürzlich sahen, liegt der Fall genau umgekehrt. Der-

selbe, der dem Gleichen-Stoffe gegenüber ein unvernünftiger, eigenwilliger Herr ward, gibt sich bei der Tragödie des jungen Fritzen als des Stoffes willenloser Knecht. Das wird ihm, wie die bisherigen Aufführungen bewiesen, zwar die Gunst der breiten Menge eintragen, die bequemerweise ihr Schulwissen, über das zu tieferem Erkennen und Mitfühlen hinauszugehen Krüger keinem Hörer zumutet, gegen die wirksamen Bühnenbilder halten kann. Wer aber nicht von einem bloßen Wiedererkennen des Gelernten befriedigt ist, wer das geschichtlich Überlieferte zur Stufe einer höheren, poetischen Wahrheit erhoben wissen will, wird mit Bedauern sehen, daß einer der stärksten neugeschichtlichen Tragödienstoffe (denn das ist dieser Kampf eines hochbegabten, grundtüchtigen Sohnes wider seinen gutmeinenden, ehrlichen, biderben Vater) mit diesem „Kronprinzen" kaum von außen angefaßt, geschweige denn von innen berührt ist, daß von einem Formen hier keine Rede sein kann, höchstens von einem Daranherumkneten. Man nehme den Figuren dieser Historie ihre Namen, man versuche, unabhängig von allem Wissen, sie zu sehen, wie sie *in* und nicht *außer* diesem Werke sind, und man wird erschrecken. Denn dann sieht man sich einer Kette von Unverständlichkeiten und Unsinnigkeiten gegenüber. Nicht ein *Mensch* in dem Stück, den man erfassen könnte. Aber die noch hinzukommenden mehr äußerlichen Unzulänglichkeiten: das technische Ungeschick (Verlegen der entscheidenden Flucht und der Verurteilung in den Zwischenakt, Überwinden des Königs durch eine hohle Theaterrede), das Herumwerfen mit nicht aus der Sache sprechenden patriotischen Worten, das Schielen auf die zwar wirkliche, aber für das Stück nicht ohne weiteres gegebene, sondern allenfalls aus ihm erst zu beweisende große Zukunft des jungen Fritzen, der plumpe Verführungsversuch von seiten eines österreichischen Versuchers und seine noch plumpere Abwehr durch den mit dem Tode spielenden Kronprinzen: das alles könnte man, wenn Krüger Menschen statt Theaterfiguren gebildet hätte, *vielleicht* verzeihen. Bis ein Größerer als er den Stoff mit dichterischem Leben gefüllt und zwingend geformt hat, wird die Geschichte poetischer sein als diese Art von „Poesie".

Hans Franck

Musik

„Pelleas und Melisande" in der Musik

Die sanftgleitende Welle des Maeterlincktums löste die Sturzseen des Naturalismus ab. Des freuten sich die stillvergnügten Preziösen allerorten. Und wie die Poesie selten ihre Feste feiert, ohne daß sich die Musik als mitempfindende Genossin bei ihr einfindet, so weckte sie auch diesmal Widerhall in eines Musikers Brust. Er war preziöser als die andern alle. Er schalt über Gluck, Wagner und duldete nur eben Beethoven, Weber, Berlioz. Er war der Schule des „französischen Bach", Cesar Franck, entsprossen, dessen weitherzige Nachsicht noch viel mehr Musiksünden verschuldet, als der mißverstandene Wagner. Und Debussy schloß sich ab und erfand ein Tonsystem auf seine Art, worin die übermäßigen Akkorde und die Ganztonleiter (C D E Fis [Ges] As B C) die Norm bilden und es von verbotenen Quinten und Oktaven wimmelt. Weg mit diesen knorrigen, muskelstarken Motiven! Als Rhythmus ein Wogen wie das der sanftbewegten Meerflut oder des

Ährenfelds, über das der Abendwind weht, und als Motive kleine durchscheinende Tongebilde, Mondscheinfarbe in Musik, ein hingewobener Dämmer. Pfui über den brutalen Sprechgesang eines Wagner und Strauß, der abspringt und daherhüpft wie eine gewandte Gemse über zackige Alpen. Eine Psalmodie, ein sanftes Wechseln einiger Töne, von denen jeder ein halb dutzendmal wiederholt wird, ehe ihn der nächste ablöst, das ist's, was Maeterlinck erfordert, und was der preziöse Mann ersonnen hatte. Das Ganze nannte er dann: „L'Art pour faire plaisir".

Ich habe da recht wie ein Philister aus der alten Schule geredet. Soviel steht fest, daß Debussy weder ein Wagnerianer noch ein Straußianer ist und daß er mit der eben angegebenen musikalischen Methode verstanden hat, einen Theatererfolg zu erringen. Das Werk ist ja seinem ganzen Stil nach zu entlegen und weltfremd, als daß dieser Erfolg von dem üblichen Korybantenlärm begleitet gewesen wäre. Es ging im Gegenteil bei der Uraufführung in Paris vor acht Jahren recht still her. Selbst der geriebene Theaterkenner Carré glaubte nicht recht an einen Erfolg und hatte, da ihn das Werk sehr interessierte, Wunder von Dekorationen anfertigen lassen. Da es zwölf Bilder enthält, war jedes Bild schon immer zu Ende, ehe die Verblüffung des Zuschauers über die Dekoration abflaute. Auf diese Weise konnte Carré das Ding über Wasser halten. Und da zeigte es sich, daß es nach und nach sein Stammpublikum fand, daß es unausrottbar auf dem Spielplan blieb. Dann kam die wohlgewachsene Schottin Miß Mary Garden und schuf aus der Partie der Melisande eine Glanzrolle. Wenn diese Dame mit mimosenhafter Überempfindlichkeit zu dem Manne, der ihr Gatte wird, wispert: Ne me touchez pas, und wenn sie sich von Pelleas, den sie liebt, durch die anderthalb Meter langen Haarsträhne fahren läßt, so daß dem Überglücklichen die einzelnen Strähne zu singenden Vögelchen werden, so möchte es wohl keinen geben, den, mit Goethe zu sprechen, nicht seine sieben Sinne jucken. Ihr tiefmelancholischer Ausruf: Je ne suis pas heureuse ici, dem ein etwas englischer Akzent artig kleidet, dann die wilde Szene, in der ihr eifersüchtiger Mann sie an den Haaren über den Boden schleift, endlich die Sterbeszene müssen auch den Abgehärteten rühren.

Weiter stellte es sich doch auch heraus, daß die Musik, so unauffällig sie trotz ihrer Seltsamkeit sich dem Text gegenüber verhielt, immer mehr Proselyten gewann. Non dolet! Die Dissonanzen, die einem zuerst abschreckend schienen, empfindet man schon am Ende des zweiten Akts als „herbe Wollust", im dritten, wo die Handlung sich verdichtet, gewahrt man ihrer nicht, und im fünften, wenn Melisande ihr Rätseldasein endet, dünken sie gar stilgemäß. Und was den Mangel an rhythmischem Knochengerüst, an packendem Melos, ja an malender Kleincharakteristik betrifft: es zeigte sich, daß vielen Zuhörern mit Straußens aufrichtiger Detailmalerei gar nicht gedient ist. Bei Strauß muß man stets aufpassen, man wird aus der Apathie emporgepeitscht. Das ist bei Debussy, wofern man sich nur mit seiner Dissonanzenart abgefunden hat, ganz und gar nicht nötig. Man darf träumen, wird eingelullt, und nur wenn durch die mittelalterliche Patina der Maeterlinckschen Gestalten der ewige Mensch durchleuchtet, reibt

man sich die Augen: Wie, es gibt eine „Szene"! In dieser stillen, wohlanständigen Gesellschaft eine „Szene"! Und dann darf man wieder zurücksinken in seine Dämmerträume. Für alle Leute mit femininem Einschlag ist das Musikdrama Debussys das Theater an sich, das gelobte Land der weltbedeutenden Bretter.

Soviel, um verstehen zu lassen, wie ein so absonderliches Werk, das bei der ersten Aufführung überall nur einen Verblüffungserfolg erringt, doch sich im Spielplan behauptet und wie es beispielsweise das New Yorker Publikum — allerdings mit Miß Garden — in eine förmliche Raserei versetzt hat. Soviel, um darzutun, daß es nicht angeht, an dem Werk vorüberzugehen, als ob es in der Vergessenheit verschwinden werde, bevor es zu uns kommt. Die Frühaufsteher unter den deutschen Theaterleitern haben denn auch nicht gezaubert, dem Vorgange Frankfurts zu folgen und das Werk in ihren Spielplan aufzunehmen. Eins freilich ist schade. Die Partien der Singenden sind so völlig aus dem Geist der französischen Sprache heraus geschrieben, daß das Werk seine „Echtheit" auch bei der besten Übersetzung einbüßen muß. Eigentlich müßten die Singstimmen für die deutsche Sprache vollkommen umkomponiert werden. Ich glaube nun freilich, daß Debussy jeden, der ihm einen solchen Vorschlag zumutete, mit dem unter solchen Umständen in Paris üblichen kräftigen Kernwort hinauswerfen würde.

Die Frage ist für eine kurze Skizzierung der Sonderart des Werks von Bedeutung, ob und wieweit die Dichtung Maeterlincks dem Komponisten eine willkommene Handhabe zur musikalischen Rückspiegelung geliefert habe. Es zeigt sich denn, daß sämtliche Charaktere fast ausschließlich Impulsmenschen sind, die nicht räsonnieren, sondern das tun, was ihnen der jedesmalige Gefühlsanstoß eingibt. Golo, verwitweter König von Allemonde, findet die rätselhafte Melisande am Quellenrande, gerade wie er auf der Brautschau ist, um sich wieder standesgemäß zu beweiben. Ihr Reiz läßt ihn eine Mesalliance eingehen. Sie ihrerseits willigt in die Heirat aus Geschehenlassen, weil gerade kein stärkerer Antrieb sie davor zurückhält. Sobald dann der junge blonde Schwager ihres Mannes auf der Bildfläche erscheint, geschieht, was bei Menschen ohne Willenshalt geschehen muß. Die Liebe zwischen beiden geht ihren Weg, nicht minder die Eifersucht Golos: das Drama ist fertig. Und es ist wie für Musik geschaffen. Mögen die Gläubigen in Maeterlinck das Drama lieber sehen, als das Musikdrama, für die Bühne gerettet worden ist die Dichtung doch erst durch die Musik.

Es kommt hinzu, daß diese Menschen so wenig sagen, mindestens so wenig von dem, was in ihren Seelen vorgeht. Es ist meines Erachtens falsch, hier vom Symbolismus zu sprechen, wo es sich doch bloß um ein Versteckenspielen mit Worten handelt. Und hier ist auch der Punkt zu finden, weswegen dies Gebaren der Maeterlinckschen Charaktere so sehr auf moderne Menschen einwirkt. Sie sind das Abbild der Gesellschaft, in der wir leben. Nordau hat sich bekanntlich den Spaß gemacht, nachzuweisen, wieviel von modernen Menschen zusammengelogen wird. In jeder geselligen Zusammenkunft ist das, was die Menschen denken, zumeist recht verschieden von dem, was sie sagen. Dann kommen aber die „Szenen", dann bricht durch den Firnis unsrer

Formen der Mensch, der brutale, gewalttätige, das minnesüchtige Weib, der werbende, keinen Nebenbuhler duldende Mann, und wir haben das, wovor auch kein Frack und keine Pariser Toilette schützen. Wir erkennen uns in diesen Charakteren wieder.

Und nun kommt die Musik, seltsam, leise, träumerisch, dann aber auch auffahrend, herb, voll wilder Bewegung, und sagt uns alles, was der Text verschwieg, sie wird zur Seelendeuterin, zur Gedankenleserin. Ob das ein Gewinn ist!

Es ist nämlich nicht ohne Reiz zu beobachten, wie, sobald die „Szene" eintritt, Debussy sein Prinzip über den Haufen rennt und selber, gleich Maeterlinck, nur reinmenschlich redet. Als eklatantes Beispiel hierfür möge der Auftritt gelten, wo Golo Melisanden an den Haaren schleift, später, wo das Liebespaar von dem auflauernden Golo aufgescheucht und verfolgt wird.

Einen breiten Raum nehmen die Milieu- und Stimmungsschilderungen ein. Debussy hat sich diesen Umstand zunutze gemacht. Wie grausig weiß er die Dünste der unterirdischen Gewölbe, in denen Golo mit dem Pelleas eine Art Gewissensforschung vornimmt, und im Gegensatz dazu, mit welchen Schmeicheltönen weiß er die blumengeschmückte, duftdurchwürzte Schloßterrasse zu zeichnen.

Der Vergleich mit Straußens Salome liegt nahe. Beide Werke sind auf sehr verschiedenen Stämmen erwachsen. Dennoch ist beiden eins gemeinsam: die Kongenialität zwischen Dichtung und Musik. Straußens wildzuckende, auch in den strahlendsten Momenten wollustdurchtränkte Musik ließ das Drama Wildes, wie diese verträumte, opiatische Musik das Drama Maeterlincks neu erstehen.

Ein akustisches Phänomen möchte ich dabei zur Sprache bringen. Wie man weiß, hören wir in jedem Ton auch dessen Obertöne. Das schärfere oder mildere Hervortreten einzelner Obertöne hat sogar die unterschiedliche Klangfarbe zur Folge.

Debussy hört augenscheinlich seine Akkorde — Akkordlampen könnte man sie nennen — nicht als eine Kombination von verschiedenen Tönen, sondern als eine Toneinheit. Darum verwendet er sie, wie ein andrer die Einzeltöne verwendet. Wir müssen, sollen wir dem Werk musikalisch ganz gerecht werden, uns sein Verfahren möglichst zu eigen machen.

Wohin das führt? Zum Fortschritt gewiß, mindestens zur Bereicherung des musikalischen Ausdrucks. Und uns „Kunstwärtlern", die wir den Fortschritt auf unsre Fahne geschrieben haben, ziemt es nicht, mit Ehren-Kothner auszurufen: Merkwürdiger Fall!, sondern auf Grund des Studiums des Erlebens dieses Kunstwerks zu prüfen, wieweit es Kunst in sich hat. Es muß zugestanden werden, daß Debussy sich einer von jeder Effekthascherei fremden, eisern konsequenten Faktur befleißigt hat. Zum mindesten ist das schon eine Empfehlung zu seinen Gunsten.

Otto Neitzel

Mozart (Verfasseranzeige)

„Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens". Band 17: Beethoven; Band 41: Mozart. Von Prof. Dr. Hermann Freiherr v. d. Pfordten. (Leipzig, Quelle & Meyer, je 1 Mk. geh., 1,25 Mk. geb.)

Beide Schriften sind aus einer Reihe von akademischen Vorlesungen und populären Vorträgen hervorgegangen. Selbstverständlich war es in dem vorgeschriebenen

engen Rahmen nicht möglich, etwas irgendwie Vollständiges zu bieten, weder eine Biographie noch ein Handbuch. Ebensowenig werden eigene Forschungsresultate dargelegt. Sondern es handelt sich darum, dem Leser wie dem Hörer die beiden Meister künstlerisch wie menschlich nahezubringen und ihm den Weg zu weisen, auf dem ein eigener, ganz persönlicher Standpunkt gewonnen werden kann. Denn das ist doch wohl die Hauptsache: die Werke gerade unserer Größten nicht mit schuldigem Respekt zu bewundern, sondern selbst mitzuempfinden und ihren Wert und ihre Bedeutung durch eigenes Erlebnis zu erfahren. Es muß also an Stelle des traditionellen Klassikerkultus, den ich eine Mumifizierung nenne, ebenso freie wie ehrliche Arbeit treten, die von jedem einzelnen, dem Grade nach freilich unendlich verschieden, immer neu zu leisten ist. Dabei ist der Standpunkt beiden Meistern gegenüber ein verschiedener. Beethoven ist durch zahlreiche Aufführungen allüberall bekannt und gefeiert; da hieß es einer zur Manie gewordenen Einseitigkeit gegenübertreten und auf die Wurzeln seiner Kraft hinweisen: es mußte einerseits das Ethos des Menschen und Künstlers betont werden, nicht nur sein Pathos, andrerseits der absolut musikalische Charakter seines Schaffens, der die Tonkunst nicht aus ihrer Eigenart hinausrückt, sondern sie eben in ihrer Eigenart zum gewaltigsten Ausdruck befähigt. Bei Mozart dagegen ist die Zahl der aufgeführten Werke und der Aufführungen selbst sehr beschränkt; es mußte also von vielem die Rede sein, was selten oder gar nie zu Gehör gelangt. Der Nachdruck liegt hier auf der Forderung, nicht aus historischem Interesse, nicht aus Pietät wieder mehr Mozart zu bringen, sondern aus dem Bedürfnis unserer Zeit und unseres Musizierens heraus. Der maßlose Beethovenkultus läßt eine empfindliche Lücke klaffen: wir brauchen Mozart, den Genius der Jugend und Schönheit, notwendig neben dem vergötterten Heros. Dazu anzuregen, auf all den brachliegenden Reichtum hinzudeuten, jedem Lust zu machen, ihn sich zu erobern, das war mein Ziel. Ich wählte dazu die Darstellungsweise, die mir die passendste schien, weil sie meiner Auffassung und Anschauung entspricht: nicht um sie als solche zu überliefern, sondern als Mittel zum Zweck, als Mahnruf zur Selbständigkeit. Das ist wenigstens mein Begriff von ersprießlichem Lehren im höheren Sinn.

Den letzten Aufsatz des Büchleins hat der Kunstwart in seinem vorigen Hefte abgedruckt. H. v. d. Pfordten

Angewandte Kunst

Eiserne Brücken

Was Eisen ist, und wie es in den Möglichkeiten seiner Beanspruchung sich formen läßt, weiß heutzutage jeder Gebildete: der Begriff von Länge und Stärke eines Eisenstabes ist in der Zeit der Eisentechnik, in der wir leben, allgemein festgelegt. Was eine Brücke ist, weiß doch auch jeder. Am Ende würde keiner eine Geschmacklosigkeit darin finden, wenn eine Eisenbrücke eben nur sach- und fachgemäß gebaut würde, ebensowenig, wie er verlangen würde, am Schornstein bildhauerische Verzierungen zu finden oder an einer Lokomotive kupfergetriebene oder eisengegossene Reliefs. Warum also will der Brückenbauer, oder der Bauherr, eine Eisenbrücke schmücken oder ihr gar die Maske eines andersartigen Architekturwerks aufstülpen oder anhängen?

Einen Teil der Antwort finde ich in den Lehrbüchern, die den Ingenieur an Schulen und Hochschulen heranbilden sollen. Sie betonen wörtlich die Verwendung sogenannten „Schmuckes“ beim Brückenbau; sie sagen ausdrücklich, daß im Brückenbau bisher zu wenig Schmuck verwendet sei: „ein paar Ornamente (!) über einen großen Bau zerstreut, erwecken den Gedanken, als sei das Geld ausgegangen“ — und an anderer Stelle vertreten sie ganz im Ernste die Ansicht, daß beispielsweise in einer wildromantischen Gegend die Brücke eine gleichfalls wildromantische Form annehmen müßte.*

Ob das allgemeine Volksempfinden neben solchem papiernen Ästhetentum nicht schon weiter und freier gediehen ist? — Wer empfände heute noch im Schopenhauerschen Sinne die „ebenen Linien“ der Felder und Wiesen als ästhetisches Minimum — wer empfände das vielfältige Aufragen der Schornsteine in einer Kohlen- oder Industriegegend — er braucht gar nicht Meunier zu kennen — im gewissen Sinne nicht ästhetisch, wenn ihm das auch nicht bewußt wird?

Und da soll uns eine Brücke als besonders schön, monumental oder wie sonst noch anmuten, weil sie an Kopf und Fuß mit Kulissenarchitekturen der Ritterzeit beklebt ist?

Das selbständige Weiterwachsen des Kulturgedankens, nicht im Treibhause der Buchgelehrsamkeit, sondern in der bewegten Luft der Gegenwart kann durch ein willkürliches Zurückbiegen und -binden nicht gehemmt oder „erzogen“ werden.

* Vgl. Handbuch der Ingenieurwissensch. II. Bd., I. Abt., 6. Kap.

Bei großen Brückenbauten tun sich vielfach Ingenieur und Architekt zusammen. Professor Billing in Karlsruhe hat sich da als Einundeinziger in Deutschland als Architekt hervorgetan, ob mit Erfolg, werden wir später zu erkennen suchen. Im allgemeinen aber war das Zusammenarbeiten beider Berufe nicht von Erfolg, oder schlimmer, war es von bösem Erfolg, denn es wurde in jedem Falle immer „mehr“ gegeben, als eine Brücke. Der Verkehr braucht den Bau. Aber ehe dieser als Eisen gewordene Kraft oder Elastizität dem Lande entfliehend über den Strom gelangt, hängt sich ein Steinklotz auf jedem Ufer an, Brückenkopf oder Brückentor genannt. Dieser Klotz ist entstanden aus jenen alten Torbauten, die entweder auf oder vor der Brücke standen und ein Fallgatter an Ketten hielten, das nach Belieben vom Landbesitzer herabgelassen werden konnte. Schon die Römer hatten solche Ein- und Austrittspforten gehabt; die Ritter des Mittelalters pflegten sie vor ihre Zugbrücken zu stellen, auch das Zollwesen brauchte sie, kurz: diese Torbauten waren notwendige Bestandteile der Burg, der Straße, des Landes überhaupt, — aber Brücken-Köpfe, d. h. zur Brücke gehörige Stücke, waren es nicht.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert kommen bei eisernen Hängebrücken die Torbogen wieder auf. Sie dienten als Widerlager für die Zugstränge, an denen die Brückenbahn hing. Diese Hängebrücken (als Beispiel sei die Brücke zwischen Tetschen und Bodenbach genannt, Abb. 1) benutzten also den Turm zu technischen Zwecken, und trotz mancher gotischen Verzierung beherrschte der technische Zweck diese Steinkörper so stark, daß ganz selten eine

Hängebrücke einen wirklich häßlichen Eindruck machte.

Wenn aber in diesem einen Falle der Brückenturm berechtigt (d. h. statisch berechtigt) war, brauchte dann die Turmform als Gattertor weiterhin beibehalten und auch auf andre Brückenformen, wie z. B. Wandbrücken und Sprengwerksbrücken, angewendet zu werden?

Nein.

Zumeist wird ein kräftiger Aufbau genügen, der etwa die Ebene der Straße, auf die die Brückenbahn zu führen hat und unten durch Bogenöffnungen eine Uferstraße durchläßt, und der in gehöriger Mächtigkeit statisch und damit ästhetisch zugleich dem Eisenwerke der Brücke als Auflstand zu dienen hat.

So einfach diese Forderung klingt, so falsch ist sie vielfach ausgelegt — oder mißachtet worden in der leidigen Sucht, aus dem Werkzeug des Verkehrs ein patriotisches Denkmal zu machen.

Der „Gegenbeispiele“ sind, ach, hunderte und drüber, und gerade an jenen Stellen unsres deutschen Vaterlandes, die am ehesten ein Recht hätten, daß ihr Zauber unangetastet bleibe auf immer.

Warum steht auf dem Brückenkopf der Kaiserbrücke in Mainz (Abb. 2) vom Geh. Baurat Schwechten zu Berlin ein Stück deutsch-mittelalterlichen Burgbaus? „Der Brückenkopf“, so schrieb um 1904 eine Zeitung, „wirkt, wie auch der westliche, prachtvoll monumental, und bildet so mit seinen Schießscharten und Verteidigungsvorrichtungen als befestigter Brückenkopf ein starkes Bollwerk gegen einen stürmenden Feind.“ Die Zeitung meinte diese Worte ganz ernst. Nun sehen neuzeitliche Bollwerke ganz anders aus, weder monumental noch hochragend, und mittelalterliche taugen nicht in die Gegenwart — kurz, das Ganze mutet an als ein teures Maskenscherzchen. Mit der Brücke hat das Bauwerk gar nichts zu tun, es stört höchstens den Genuß des Auges, das den Schwingungen des geschmeidigen Eisenbaues über den Fluß folgen will. In ihnen liegt, in ihnen allein, der große ästhetische Wert der Brücke, die vollendet in drei Rhythmen den Schnellschritt des neuzeitlichen Verkehrs zum Ausdruck bringt. Das reine Ingenieurwerk mit seinen errechneten Eisenstärken, auf dem mit den Zügen und unter dem mit den Schiffen der Verkehr in gleich neuzeitlichen Formen sich regt, pflanzt Kulissen aus romanischer und gotischer Bauzeit auf, sobald es das Land berührt. Betrachten wir noch die Rheinbrücke in Worms (Abb. 3), die in ihren Baumassen romanische Brückentürme zeigt, so lohnt sich eine recherche de la paternité. Schwechten hat seinen Vorgänger in Karl Hofmann, die neuen Mainzer, Kölner und Bonner (Abb. 4) Rheinbrücken haben ihr Vorbild in der von Worms.

Die ästhetisierenden Ingenieurlehrbücher befürworten die unnützen Hochbauten, und bringen als Grund dafür die Notwendigkeit, der Horizontalen der Brückenbahn ein „Gegengewicht“, eben in den Türmen, zu geben. Deshalb also werden auf die Brückenköpfe Bauten gesetzt, deren Räume zwecklos, deren Höhen sinnlos, deren Schmuck Maskerade ist. Dem „ästhetischen Feingefühl“ zuliebe!

Auch Hermann Billing, der neudeutschen Künstler einer, unterstand beim Bau der Brücke Ruhrort-Duisburg (Abb. 5—8) dem gleichen Schulbegriff vom „Gegengewicht“. Auf Köln angewendet, fällt die Menge der „Gegengewichte“ um

so erschreckender auf, weil dadurch die Silhouette der Stadt selbst, deren Dom das beste „Gegengewicht“ zum Rheinstrom und zur Brücke drüber abgibt, nur unklarer, in der Masse der aufstrebenden Bauten verwirrender, da also die Brücke, alles in allem dem erhabenen Denkmal der Stadt selbst schädlicher wird. Die alte Kölner Dombrücke (Abb. 9), die fallen soll, war bescheidener. Das System dort genügt dem Verkehr nicht mehr — aber wieviel glücklicher, auch in den Türmen, die in der Ferne als große Pfeiler und als weiter nichts — wirkten, war dieser Bau, der schnurstracks auf den Dom hinwies! Die neue Brücke (Abb. 10/11) kann sich gar nicht genug tun mit Aufbauten. Nicht nur eingangs und ausgangs, sondern auch auf die Strompfeiler kommen Häuschen mit Fenstern, also mit Wohnungen, und der Baumeister setzt zwischen jede Brückenschwingung, zwischen jeden Atemzug, den der Eisenkörper in seinem Laufe tut, ein Denkmal: ein „Gegengewicht“ zur Horizontalen.

Auch die neue Mainzer Straßenbrücke (Abb. 13) muß auf jeden Strompfeiler einen Aufbau, diesmal einen Obelisken setzen, der den Schreite-Sinn der Brücke einteilt und hemmt. Und wenn die Kopfbauten auch nicht gotisch oder romanisch sind, so sind sie doch barock, und die Kompromißarchitektur beleidigt das Werk des Ingenieurs, das eigentlich niemand zuliebe, niemand zuleide seine Pflicht erfüllen soll: Mensch und Vieh von dem einen Ufer aufs andere hinüberzutragen.

Im Brückenbau scheinen sich zwei ästhetische Gesetze zu bekämpfen: das eine, das Zweck und Material im Schilde führt, und das andere, das aus Reflexionen über das Wechselspiel der Horizontalen und Vertikalen heraus geboren ist. Dieses letzte kann aber nie an sich bestehen, es gilt nur im Hinblick auf die Umgebung, will sagen, auf den Raum. Und der Raum geht, soweit der Horizont sich dehnt, und von der Erde hinauf bis an den Himmel. Das Ingenieurwerk, dem ersten Gesetze vom ersten bis letzten Niet untertan, braucht sich dem andern Gesetz nicht zu unterwerfen — das Steinbauwerk aber, sofern es als „Monument“ den Blick des Menschen bannen soll, hat dem Gesetze des Raumes nicht nur in sich — sondern vielmehr, und am ersten, um sich zu gehorchen. Deshalb läßt sich eine Eisenbrücke am Zeichentisch machen — in Berlin oder sonstwo, nicht aber eine Architektur, die mit der Brücke gar nichts zu tun hat. Die muß ganz genau vom Künstlerauge in die Landschaft, ins Stadtbild hineinkomponiert werden, eine Frage nach Patriotismus oder Rittertum darf da wirklich nur recht nebensächlich mitreden.

Das Brückenprojekt für New York (Abb. 12 u. 14) gibt das Bild eines großen Werkes in jeder Beziehung. Zunächst: hier erscheinen die Architekturen des Widerlagpfeilers statisch berechtigt. Das sind keine Türme oder Häuser, sondern Pfeiler, die das Land herausstößt da, wo der Eisenkörper sich übers Wasser schwingen will. Sie sprechen nicht von Stil, sie sind bloß Gehilfen im Dienste der Ingenieurkunst. Und nach dem Gesetze des Raumes betrachtet, kommen sie einem vor, als wären sie seit je dort an Ort und Stelle gewesen. Damit erreichen sie aber nur das Höchste, was unsre Kunst erreichen kann: alles Absichtliche ist in der Erscheinung ausgelöscht, sie wirken wie organische Gebilde der Natur.

Hier liegt doch wohl am Ende das Ziel auch der Brückenbaukunst: Werke zu schaffen, die in die Gegend „geboren“ erscheinen, nicht ihr aufgezwungen und nicht mit allerhand Aufbauten gleichsam renommierend, die weiter keinen Sinn haben, als sich zu zeigen oder an weitab Liegendes zu erinnern, das nicht hergehört. Werden aber solche Brücken einmal doch „an sich“ betrachtet, dann fangen sie „aus sich“ an zu leben, dann wiegen sich ihre Massen, dann bewegen sich ihre Glieder, dann „schreiten“ sie und „schwingen“ sich, so daß man „ihrer Ordnungen Sinn“ genießt.

Paul Klopfer

Der Tag für Denkmalpflege

war diesmal gleich dem Tage für Heimatschutz in Lübeck. Sein Hauptwert bestand wie immer weniger darin, daß die regelmäßigen Besucher einander viel Neues zu sagen hätten, als darin, daß den Denkmalpflegern und Heimatschützern des Versammlungsortes durch die Bedeutung der versammelten Männer, durch ihre Beratungen und Beschlüsse ihr oft stark bekämpftes Wirken erleichtert wird, und daß von den Beratungen eine Fülle von Anregungen ausgehen, die zunächst auf die einmaligen Besucher wirken und dann auch durch Berichte in weitere Kreise geleitet werden. In dieser Beziehung ist bemerkenswert, daß der Ausschuß des Tages für Denkmalpflege eine engere Verbindung mit dem Dürerbunde beschlossen hat, indem er auf weitere Sonderabdrücke einzelner Vorträge verzichtet und diese dem Dürerbunde für dessen Flugschriftensammlung zur Verfügung stellt. Der Dürerbund übernimmt nun zunächst die diesmaligen inhaltreichen Vorträge von Prof. Dr. Clemen-Bonn über die „Erhaltung der Grabdenkmäler und der Friedhöfe“ und vom Geh. Hofrat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt-Dresden über „Freilegung und Umbauung alter Kirchen“, die also unsern Freunden bald vorgelegt werden können. Drei weitere Vorträge beschäftigten sich mit der Gesetzgebung und mit den Organen der Denkmalpflege (kgl. bayer. Ministerialrat Kahr: über die neuerlichen Maßnahmen auf dem Gebiete der Denkmalpflege in Bayern, Amtsrichter Dr. Bredt-Barmen: über Ortsstatute, Prof. Dr. Paul Weber-Jena über städtische Kunstkommissionen). Dr. Bredt schloß seine Ausführungen mit dem Urteil, daß der Denkmalpflegetag mit dem beschrittenen Wege und der gewählten Art des Vorgehens zufrieden sein dürfe, und daß sich auf Grund der Ortsstatute die Sicherung wertvoller Bestände vergangener Zeiten sowie hervorragender Landschaften und die Gesundung des modernen Bauwesens unsrer Gemeinden tatsächlich erwarten lasse. Aus dem Vortrage des Ministerialrates Kahr ergab sich, daß die bayerische Gesetzgebung sich der Denkmalpflege und des Heimatschutzes mit vollem Verständnis und mit großer Energie angenommen hat. Besonders bemerkenswert ist aber, daß bei der Organisation der Denkmalpflege in Bayern der Schwerpunkt auf die Mitwirkung weitester Kreise gelegt worden ist, weil eine praktische Denkmalpflege nur möglich ist, wenn die Bevölkerung selbst ihre Denkmäler in Schutz und Pflege nimmt. Prof. Weber empfahl eine selbständige Kunstkommission nur für die größeren Städte; wo in mittleren und kleineren Orten bereits Kommissionen bestehen, sollen sie sich ergänzen durch Hinzuwahl eines oder

mehrerer auswärtiger Sachverständiger (wie dies bereits geschehen ist in Rothenburg o. d. Tauber, Schwabach, Dinkelsbühl, Landshut); im übrigen empfiehlt sich ein Landeskunstrat für den ganzen Bundesstaat oder die ganze Provinz. Denkmalpflege, Heimatschutz, Naturschutz und künstlerische Beratung für das Neuentstehende hätten bei seiner Zusammensetzung gleichermaßen Vertretung zu finden. Man solle indes die Tätigkeit von Kommissionen nicht überschätzen; alles Tüchtige und Bleibende in der Welt ist nie durch Kommissionen, sondern stets nur durch den einzelnen geschaffen worden.

Wie die „ästhetischen Paragraphen" von Baugesetzen und Ortsstatuten sich in der Praxis handhaben lassen, zeigte Baudirektor Baltzer-Lübeck in dem Vortrage über Versuche zur Erhaltung des alten Lübecker Stadtbildes. Ein Fassadenwettbewerb hat wohl hier und da Architekten und Bauherren an ihre Pflicht, ernst und gediegen zu bauen, erinnert, im übrigen aber zu einer maskenhaften Scheinarchitektur verleitet, gegen welche die Baupolizei mehr als einmal Einspruch erheben mußte. Eine charaktervolle und gediegene Architektur kann ja nur entstehen, wenn die Schauseite aus dem Innern und der Eigenart des Hauses entwickelt wird. Der ästhetische Paragraph der lübeckischen Bauordnung hat dagegen recht häufig die Handhabe geboten, Verunstaltungen und Auswüchse der Schauseite zu verhindern, wie überhaupt im Wege der Verhandlung auf die Bauenden einzuwirken. In andren Fällen hat er freilich versagt, weil andere Paragraphen eine gewisse Ausnutzungsmöglichkeit des Grund und Bodens wie des Luftraumes gestatten, so daß sich gegen zu hohe und darum störende Häuser und deren Konstruktion nichts tun läßt. In anderen Fällen wurde manches erreicht durch die Opferwilligkeit von Kunstfreunden und gemeinnützigen Vereinen. So wurde die alte Löwenapotheke durch eine Entschädigung von 25000 Mark aus Vereins- und privaten Mitteln erhalten; der Besitzer übernahm die Verpflichtung, die Giebel ohne Genehmigung der Gesellschaft nicht zu verändern. Am Burgtorzingel hat der Staat ein paar verunstaltende Häuser erworben und niedergelegt, nur um ein schöneres Stadtbild zu erzielen. Man schöpfte aus dem Vortrag die Hoffnung, daß im Kampfe zwischen Denkmalpflege und wirtschaftlichen Interessen auch in Zukunft unsere Bestrebungen nicht ohne Erfolg sein werden. Je mehr gute Beispiele den Leuten die Augen öffnen, desto reger wird auch die Teilnahme für diesen Teil unsrer Bautätigkeit werden, desto dringender das Verantwortlichkeitsgefühl.

Der Gegensatz zwischen modern empfindenden und stilistisch schaffenden Architekten trat erneut zutage durch den temperamentvollen Vortrag des Dresdner Architekten Baurat Gräbner über Beispiele moderner Denkmalpflege sächsischer Künstler, der das Recht verfocht, in und an alten Bauten im Sinne unserer Zeit zu schaffen. Der Wiederaufbau der Hamburger Michaeliskirche, der wieder zu einigen kleinen Zusammenstößen führte, soll auf die Tagesordnung des nächsten Tages für Denkmalpflege in Trier 1909 gesetzt und dort eingehend erörtert werden. Eingehend besprochen wurde dagegen schon jetzt der Umbau des Braunschweiger Gewandhauses. Alle Parteien kamen zu Worte. Es

ergab sich, daß die Aufgabe, die dem Architekten obliegt, namentlich vermöge des überlasteten Bauprogramms, außerordentlich schwer und verwickelt liegt und daß die Vorschläge von auswärts nicht durchweg mit den wirklichen Verhältnissen gerechnet haben; sodann, daß über die Gestaltung des hart umstrittenen Turmes und des Firstes noch keineswegs endgültig entschieden ist, und man überzeugte sich, daß in Braunschweig alle beteiligten Faktoren ehrlich bemüht sind, die Frage einer gedeihlichen Lösung entgegenzuführen. Drei Sachverständige von auswärts sind nun ernannt worden, um ihr Urteil abzugeben, ehe der Bau zu Ende geführt wird, Prof. Theodor Fischer in München, Geh. Oberbaurat Hoffmann-Darmstadt und Professor Dr. Clemen-Bonn.

Über das Heidelberger Schloß berichtete der Vorsitzende Geh. Hofrat Professor von Oechelhäuser, daß in dieser Angelegenheit keineswegs eine neue Wendung eingetreten ist. Vielmehr steht der jetzige Finanzminister genau auf demselben Standpunkte wie sein Vorgänger, daß er den Wiederaufbau und den Ausbau des Otto-Heinrich-Baus für unerläßlich erachtet, während die Mehrheit der beiden Kammern des badischen Landtags nur die volle Sicherung des jetzigen Bestandes, also der malerischen Ruine, wünscht und dafür nur unter der Bedingung eine größere Summe bewilligt hat, daß dadurch in keiner Weise für eine vollständige Restaurierung präjudiziert wird. Gegenüber den Angriffen der Presse, daß der Tag für Denkmalpflege gewisse angeblich brennende Fragen nicht auf seine Tagesordnung setze, erklärte von Oechelhäuser, daß diese Angriffe meist nur auf Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhen; der Ausschuß dürfe und werde nach wie vor nur solche Fälle und Fragen aufnehmen, bei denen eine gründliche und sachliche Behandlung von vornherein derart verbürgt sei, daß ein nutzbringendes Ergebnis erwartet werden könnte. Dagegen erklärte Oechelhäuser mit Recht die zahlreichen, auch polemischen Aufsätze in der Presse über Fragen der Denkmalpflege, über Zerstörung und Verkauf von Kunst- und Naturdenkmälern für ein erfreuliches Zeichen, daß an Stelle der früheren Gleichgültigkeit des Volkes in solchen Dingen ein reges Interesse getreten sei: der Anfang für jene allgemeine „selbstverständliche“ Teilnahme des Volkes an Fragen der Kunst und der Denkmalpflege, die wir von ganzem Herzen wünschen müssen.

Paul Schumann

Kieselack im Norden

Heimatpflege

Herr Professor M. Scholtz in Greifswald schreibt uns das folgende. Es geht zwar Heimatschutz in Norwegen, aber leider doch auch uns Deutsche an:

Die Zeitungen meldeten in diesen Tagen, daß das Nordkap zur Reklamesäule geworden sei. Nachdem zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers der Name der Yacht „Hohenzollern“ in 15 Fuß hohen Lettern auf den Felsen gemalt worden, seien verschiedene Schiffahrtsgesellschaften und schließlich ein Schokoladenfabrikant und eine Stiefellackfirma diesem Beispiele gefolgt. Ich habe auf wiederholten Reisen in Norwegen die Wahrnehmung machen müssen, daß das kaiserliche Beispiel vor allem in der deutschen Marine sehr rege Nacheiferung findet. Als ich vor zwei Jahren im Ruderboot den Geirangerfjord entlang fuhr, erblickte ich bei der Annäherung an die am Ende des Fjords gelegene Ortschaft Merok

zu meinem nicht geringen Erstaunen an einer Felswand mit großen schwarzen Buchstaben angeschrieben: „S. M. Torpedoboot X". Mein Erstaunen verwandelte sich in Entrüstung, als ich bemerkte, daß es sich hier nicht um eine einmalige Entgleisung handelte, sondern daß die Besatzungen einer größeren Zahl von Kriegsschiffen sich bemüht hatten, durch die Namen ihrer Schiffe den Reiz der Landschaft zu erhöhen. Glauben die Herren, daß sie sich oder den deutschen Namen dadurch im Auslande beliebt machen? Ich denke, man kann darüber nicht im Zweifel sein, wie der Norweger diese Bemalung seiner Felsen, die bis zur Ankunft der deutschen Kriegsschiffe unberührt waren, empfinden muß. Was würden wir dazu sagen, wenn etwa die Engländer bei ihrem letzten Besuche in der Ostsee die Namen ihrer Kriegsschiffe in großen Buchstaben auf die Kreidefelsen Rügens gemalt hätten? Schade, daß es nicht geschehen ist, es wäre vielleicht etwas wie eine nationale Bewegung um Heimatschutz durch unser Volk gegangen. Der durch solche Verstümmelung der Landschaft am meisten Benachteiligte ist natürlich neben dem Einheimischen der Tourist. Muß nicht ein jeder die Entnüchterung, die die Stimmung, in die ihn die großartige Landschaft versetzt hat, durch triviale, marktschreierische Inschriften erleidet, auf das schmerzlichste empfinden? Ich hatte den unangenehmen Eindruck dieses Erlebnisses beinahe vergessen, als ich vor einigen Wochen die Lofoten besuchte und dort den Digermulen bestieg. Dieser 350 m hohe Berg, der sich unmittelbar aus dem Meere erhebt, bietet eine der großartigsten Aussichten des ganzen nördlichen Norwegens. Auf dem Berge befindet sich eine kleine, unbewirtschaftete Schutzhütte. Und was erblickt der Wanderer, der den Gipfel erreicht? An der sauberen, rot angestrichenen äußeren Wand der Hütte liest er, mit etwa 1 cm hohen Buchstaben tief in das Holz eingeschnitten:

S. M. S. Hertha
1908

und vier Namen.

Auf einer Felswand unterhalb des Gipfels fand ich beim Abstiege noch mit wenigstens meterhohen weißen Buchstaben die Inschrift: „S. M. S. Leipzig".

Kriegsschiffe kommen in alle Winkel der Welt, und es ist herrlich, auszudenken, wie in einigen Jahrzehnten die Küstenlandschaften aussehen werden, wenn das Verfahren der deutschen Marineoffiziere allgemeinen Anklang findet. Ich vermute indessen, die Gefahr ist nicht groß, daß auch die Offiziere anderer Marinen in die gleiche Unsitte verfallen. Sie werden sich mit Bemerkungen über deutschen Geschmack und deutsche Zurückhaltung begnügen.

Ist es denn ein Kunststück, auf einem Kriegsschiff in einen norwegischen Fjord zu fahren, oder ist es eine Heldentat, auf gebahntem Wege den Digermulen zu besteigen? Oder welchen Sinn hat es sonst, jedem späteren Besucher entgegenzuschreien: „Ich bin dagewesen!"

Es ist zu hoffen, daß derartige Zeichen marktschreierischen Wesens in dem Maße aus der deutschen Marine verschwinden werden, als sich ein vornehmes Selbstbewußtsein ausbildet. Bis das geschehen ist, müssen wir aber unsere Hoffnung darauf setzen, daß sich möglichst bald ein norwegischer Verein „Heimatschutz" bildet, der die Inschriften gewaltsam entfernt. Am

einfachsten wäre es freilich, wenn dem Fortschreiten des Übels durch einen Marinebefehl entgegengetreten würde.

Am 25. Oktober in Bern

wird die stadtbernische Bevölkerung über das weitere Sein eines alten, künstlerisch wertvollen Gebäudes zu entscheiden haben. Der größte Fehler, den dieses historische Museum, das vielleicht überhaupt das älteste Museum ist, an sich hat, ist — daß es im Barockstil erbaut wurde. Hinter dessen Schönheiten war man bekanntlich bis vor einiger Zeit noch nicht gekommen. Und so erwähnen die großen Reisebücher das alte Museum nicht und die stadtkundigen Droschkenkutscher führen ihre fremden Gäste nicht hin. Also ist es nichts von Bedeutung und kann füglich abgerissen werden.

„Also" — ja, allen Ernstes wurden solche Gründe in den vorberatenden Behörden geltend gemacht, weil die andern nicht stichhaltig waren. Die 1772—75 von Niklaus Sprüngli errichtete feine architektonische Komposition, die dem Straßenbilde einen hohen Reiz gibt, soll nämlich dem Verkehrsgötzen geopfert werden, wenngleich der Hauptverkehr eine ganz andre Richtung hat. Nämlich: weil es Straßenabschluß bildet. Dann könnte freilich auch der Vorbau des neuen, stolzen Kasinos weichen, der unmittelbar dahintersteht. Daran denkt aber niemand. Braucht auch niemand zu denken, denn weder das Kasino noch das Museum hindert hier wirklich drängende Verkehrsbedürfnisse am Entfalten. Wenn wir nun noch erwähnen, daß sich die Herrichtungskosten in glänzender Weise verzinsen werden, so ist es in der Tat schwer, einen durchschlagenden Grund zur Entfernung des alten Museums vorzubringen. Man hat sich's einfach nicht recht überlegt und will nun an der einmal gefaßten Idee festhalten. Eine Kommission aus Architekten und Kunstfreunden, lebhaft unterstützt von der Vereinigung „Heimatschutz" und einer Anzahl andrer Vereine hat die Verteidigung des Museums aufgenommen. Mit Erfolg? Uns im Reich scheint es nicht nötig zu sein, daß die Schweizer erst unsre Dummheiten mit dem berühmten „Verkehrsbedürfnisse" nachmachen, das so viel auf dem Gewissen hat; sie könnten, scheint uns, schon durch *unsern* Schaden klug werden.

Die Erziehung zum Kaufmann

Handel und Gewerbe

Die Wandlung, die sich im Wirtschaftsleben vollzogen hat, spiegelt sich auch in den veränderten Anschauungen über die Erziehung zum Kaufmann. Das spürt das ältere Geschlecht unter uns noch viel deutlicher als wir Jüngeren, die wir in die stark vordrängende Entwicklung von Anfang an hineinkamen. Welcher Unterschied zwischen dem Kaufmann, dessen Werdegang Gustav Freytag in „Soll und Haben" schildert, und dem jungen Mann, der auf der Handelshochschule die Wirtschaftswissenschaften mit heißem Bemühen studiert. Obwohl's eigentlich müßig ist, streitet man sich doch ziemlich heftig: war's besser in der guten alten Zeit bestellt um den Handelsbeflissenen oder gebührt unsern Errungenschaften der Vorzug? Und namentlich die Handelshochschulen sind's, über welche die Meinungen noch immer nicht recht ins reine kommen konnten. Sie fallen eben so ganz aus dem gewohnten Rahmen heraus, sie scheinen den Alten von anno 1840 und 1850 so gar nicht zum schlichten Kaufmannstume mit seinem reinen *Erfahrungswissen* zu passen,

daß sie ihnen immer mißtrauisch gegenüberstehen werden. Die Arbeitsvermittlungsämter der deutschen Handelshochschulen haben da nach all den hochgemuten Hoffnungen doch eigentlich recht betrübliche Enttäuschungen erlebt. Aber mir scheint, daran ist vor allem schuld, daß viele — sowohl auf seiten des kaufmännischen Unternehmertums wie auf seiten des kaufmännischen Nachwuchses — sich noch nicht recht klar darüber geworden sind, welche Rolle die Handelshochschulen in dem Erziehungswerk zu übernehmen haben. Man schätzt das, was sie zu leisten berufen sind, und was sie auch heute schon sicher leisten, falsch ein und meint, sie könnten aus Gymnasialabiturienten fertige Kaufleute machen. Vielleicht haben die Handelshochschulen selber einen Teil der Schuld, indem sie Gymnasial- und Oberrealschulabiturienten zur Immatrikulation zulassen, ohne von ihnen den Nachweis einer praktischen kaufmännischen Lehre zu fordern. Nach vier oder sechs Semestern glaubt dann der junge Mann, der sein Diplom in der Tasche trägt, nur allzu leicht, den meistern zu können, der mühsam von unten auf diente und an der praktischen Arbeit selber lernte. Aber in der Theorie, hoch über dem Rädergetriebe, zeigt sehr vieles denn doch andere Seiten, als dann, wenn man selber Rad sein und mitwirken soll in dem großen Mechanismus des Handels. Nun ist es ja gewiß etwas Schönes um die Höhenschau, und niemand kann sie dem Kaufmann sehnlicher wünschen als wir, aber die Höhe darf nicht nur ein Postament sein, auf das der Mensch durch einen sozialen Glücksfall gestellt wird. Sie muß ein Erlebnis für jeden einzelnen werden, das er sich stufenweise, Schritt für Schritt, zu eigen macht. Etwas innerlich Errungenes, ein fortgesetztes Überwinden eigener Entwicklungs- und Bildungszustände. Läßt man den Kaufmann zuerst studieren und führt ihn dann in die Elemente der Praxis ein, so baut man die Pyramide eigentlich von oben: Das, was seinem Denken Ziel und Gipfel sein sollte, das Erkennen und Beherrschen der Zusammenhänge, wird zu geben versucht, noch ehe er eine erlebte Anschauung von den miteinander wirkenden und gegeneinander streitenden Tatsachen hat. Es ist ungefähr so, als wenn man einem Menschen erst die Grammatik und nachher Lesen und Schreiben lehren wollte.

Ich meine also: diejenigen irren, welche in den Handelshochschulen nur höhere Fachschulen sehen und die deshalb glauben, die praktische Kaufmannslehre könnte durch sie ersetzt werden. Keine Handelshochschule kann aus einem Schüler oder Studenten einen Kaufmann machen, sie kann höchstens einen Kaufmann zu einem tüchtigeren Kaufmann machen. Ihre eigentliche Aufgabe aber liegt darin, daß sie den Kaufmann von seinen Berufsgrenzen bis zu einem gewissen Grade befreit, daß sie ihm das Maß von allgemeiner Bildung vermittelt, welches für die politische und soziale Wertung des ganzen Standes notwendig ist. Wir haben im Handel einen Überfluß an ungeschulten Kräften für alle niederen Stellungen, die nichts als gewissenhafte Routine erfordern, aber wir haben einen Mangel an Persönlichkeiten, die vielseitige und neue Aufgaben zu erfüllen, eigene Initiative zu entfalten, große persönliche Verantwortung zu tragen vermöchten. Das geistige Rüstzeug für diese zu schmieden, indem der in

privatwirtschaftlichen Rücksichten gebundene Sinn auf die großen volkswirtschaftlichen Zusammenhänge hingelenkt wird, das ist der Zweck unsrer Handelshochschulen. Ich glaube allerdings, sie können auch das nicht leisten, wenn praktisches Können den Blick für die Wirklichkeiten des wirtschaftlichen Lebens nicht schon geschärft hat. Das alte Faustwort drängt sich auf: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie."

Und deshalb bleibt eben doch im Mittelpunkt der Erziehung zum Kaufmann die praktische Lehre stehen. An einer Klärung der Fragen, die hier anknüpfen, haben nicht nur die Kaufleute selbst ein unmittelbares berufliches Interesse, sondern auch die Allgemeinheit kann ihnen nicht ganz gleichgültig gegenüberstehen. Denn durch das starke Beanspruchen des Kaufmanns durch seine Berufsgeschäfte wird in ihnen gleichzeitig auch der Mensch erzogen.

Die Lehrzeit selber freilich ... da liegt noch ein sehr, sehr wunder Punkt in unserm Berufsleben. Darüber, was dem Kaufmann „gelehrt" wird, nachher. Zunächst die Frage: Wo wird der Kaufmann heute in seine Berufstätigkeit eingeführt? In einer Zeit, in der durch alle Verzweigungen des Handels, vom Warenhaus bis zur Großbank und zum Industriekartell, der Zug nach dem Großen geht, das Bestreben, die Arbeiten des einzelnen abzulösen durch eine Politik der Verbände, ist der junge Kaufmann darauf angewiesen, seine Lehrjahre fernab von den Hauptströmen, an kleinen und kleinsten Lebensflüßchen zuzubringen, an Flüßchen, die oft überhaupt im Sande verlaufen. Ob die Wandlung nun von oben oder von unten kommt, das läßt sich doch nicht mehr leugnen, daß wir in der Entwicklung einer neuen Wirtschaftsform stehen, und auch für den Kaufmann weist die Richtung immer mehr auf den Großbetrieb. Gerade unsre gewerblichen und kaufmännischen Großbetriebe nehmen aber Lehrlinge nicht auf. Das ist das Widerspruchsvolle und Bedenkliche der modernen Entwicklung. Deshalb, weil der Großbetrieb, gleichviel welcher Art er nun sei, ein Lebensinteresse an einem eigens für seine Zwecke vorgebildeten Nachwuchs hat und weil die Vorbildung, die der Kleinbetrieb nach dem Maße seiner wirtschaftlichen und natürlichen Möglichkeiten geben kann, niemals diesen Zwecken genügt.

Wie sieht eine kaufmännische Lehre in einem kleinen Kontor aus? Da „lernt" der hoffnungsvolle Jüngling Briefe kopieren, Kopierbücher registrieren, Adressen und Preislisten schreiben, Muster kleben, Botengänge verrichten, Rechnungen nachrechnen, wenn's hoch kommt, welche ausschreiben und was derartige mechanische Handreichungen mehr sind. Theoretisch läßt sich zwar die Ansicht sehr gut vertreten, daß der Lehrling gerade im kleinen Geschäft mehr Gelegenheit zu vielseitiger Ausbildung habe als im arbeitsteilig organisierten Großbetriebe. Aber die Wirklichkeit erfüllt auch diese Möglichkeit nur sehr mangelhaft. Trotz glücklicher Ausnahmen bleibt es eben doch so, daß in neunzig von hundert Fällen der Lehrling diejenigen niederen Kontorarbeiten verrichten muß, die zur kaufmännischen Tätigkeit eigentlich nicht gehören, und für die deshalb bezahlte kaufmännische Kräfte auch nicht zu erlangen sind. Im Großbetriebe ist das alles Sache von Markthelfern und unvorgebildeten Schreibern, soweit die Technik nicht gar

Maschinen an die Stelle der Menschenhand gesetzt hat. Ob nicht hier eine der Quellen jener unglaublich oberflächlichen, engen Welt- und Lebensauffassung unsrer kaufmännischen Kreise sprudelt? Drei Jahre gedankenarmer Zahlen- und Buchstabenkleberei, das genügt beim Durchschnittsmenschen, um die geistige Regsamkeit zu umkalken. Und ob der Handel selbst so gleichgültig zusehen darf, wie ihm das Lebenselixier der Intelligenz planmäßig entzogen wird? Gerade die neue Wirtschaftsform, der wir entgegengehen, braucht Intelligenzen, wenn sie nicht nur Form bleiben soll, wenn sie eine neue Phase sozialen wie individuellen Lebens entbinden will. Und das muß doch schließlich ihr geschichtlicher Endzweck sein.

Aber zurück zu unsern Tatsachen. Der kaufmännische Großbetrieb lehnt es grundsätzlich ab, den kaufmännischen Nachwuchs zu erziehen, und der Kleinbetrieb kann es nur in unvollkommener Weise. Von ihm wird man auch eine Reform nicht verlangen dürfen. Schließlich sind die Geschäftsvorfälle kein Übungsstoff, an dem der Unerfahrene seine Künste versuchen könnte. Und einen müßigen Zuschauer halten, der auch noch andre Kräfte zur Unterweisung beansprucht, das vertragen im scharfen Konkurrenzkampf die Handlungsunkosten eines kleinen Betriebes nicht. Der große aber kann diese Ausgabe sehr wohl in seinen Etat einstellen, ohne daß dadurch das Erträgnis irgendwie nennenswert geschmälert würde.

Johannes Buschmann

(Schluß folgt)

Gesellschaft

Was ist Eigentumsschutz?

Das Eigentum ist sicher bei uns, daran ist kein Zweifel. Keine Laune eines absoluten Monarchen, kein Gelüst eines allmächtigen Ministers kann den Gärtner oder Hausbesitzer, den Bürger oder Bauern mehr aus seinem Besitz vertreiben; nur aus Gründen des öffentlichen Wohles kann in einem, fast übertrieben peinlich geordneten Rechtsverfahren das Grundeigentum bei uns entzogen oder beschränkt werden. Das sind Errungenschaften des Rechtsstaates, die wir hochschätzen müssen und für die wir dankbar sein sollen.

Ist aber deshalb die gegenwärtige Art, das Grundeigentum zu schützen, unbedingt vollkommen und über allen Tadel erhaben? Vor den Toren der anwachsenden Städte liegt das Bauland, Jahr für Jahr nimmt es an Wert zu; der Bürger, dessen Väter es vielleicht vor dreißig Jahren für einen geringen Ackerwert gekauft haben, sieht schmunzelnd zu, wie ihm ohne eigene Anstrengungen ein Vermögen heranwächst, und er betrachtet es als sein selbstverständliches gutes Recht, daß ihm und niemand anderem dieser Wertzuwachs zufällt. Eine sehr angenehme und nützliche Ordnung der Dinge für ihn, aber auch eine gerechte und heilsame für die Allgemeinheit? Der steigende Wert des Baulands fällt nicht vom Himmel. Je teurer der Quadratmeter ist, desto höher werden die Mieten einstmals dort sein, desto mehr Wohnungen müssen auf einem Grundstück zusammengeschachtelt, desto mehr muß das Grundstück baulich durch Errichtung hoher Zinskasernen, durch Verkleinerung des Hofes, durch Wegfall des Gartens und womöglich noch durch Anbringung der abscheulichen Kellerwohnungen ausgenutzt werden. Mit andern Worten: Der Schutz des Grundeigentums für den wohlhäbigen Bürger oder für den fin-

digen Spekulanten zeigt sich von der andern Seite gesehen als eine schwere und dauernde Schädigung weiter Kreise der Bevölkerung auf viele Geschlechter hinaus. Auch am äußeren Eindruck der so entstehenden Mietkasernenviertel ist das zu merken. Der Charakter rücksichtsloser, kapitalistischer Ausnutzung, des Verlustes fast aller Momente behaglicher Freude an der eigenen Scholle und gesunder Weiträumigkeit mit Garten und Hof, der uns in jenen Vierteln entgegentritt, entspricht dem Geiste, nach dem der möglichst hohe Gewinn aus jedem einzelnen Quadratmeter wichtiger war als die Rücksicht auf Gesundheit, Behaglichkeit und Billigkeit für die Bevölkerung, die dann dort wohnen soll. Kurz, wichtiger war — als soziale Gerechtigkeit.

Auch die Gestaltung der Städte im ganzen leidet unter dieser Art Eigentumsschutz. Gar manche sehr wichtige und nützliche Straße bleibt jahrzehntelang ungebaut, weil es unmöglich ist, den Widerstand einiger widerhaariger Grundeigentümer zu überwinden. Andre Straßen und Plätze müssen aus ähnlichen Gründen wesentlich anders geführt und geformt werden, als die Rücksichten des Verkehrs und der Schönheit es erfordern, und an öffentlichen Parks und Spielplätzen, die namentlich für die arme Großstadtjugend so notwendig sind, ist ständiger Mangel, weil das Land zu teuer ist.

Wer wollte da noch leugnen, daß hier unser gegenwärtiger Eigentumsschutz schwere Mängel zeigt? Hier ist in der Tat der Schutz des Eigentums der gegenwärtig im Besitz befindlichen Wenigen zum Fluch geworden für das wichtigere Eigentum der Vielen, die eine eigne Scholle, ein kleines Heim in den Stadterweiterungsgebieten zu ihnen erschwinglichen Preisen erst erwerben möchten; die auch nach einem eigenen Stückchen Boden und Gottesnatur unter ihren Füßen streben, und die nun statt dessen eingesperrt werden in die Mietkäfige.

Eine Änderung ist deswegen unabweislich; es ist auch klar, in welcher Richtung sie zu erfolgen hat. Wir dürfen das Eigentum der wenigen, die zufällig gerade im Besitze der weiten Gelände sind, die für die Erweiterung unsrer Städte in Betracht kommen, nicht unbedingt als ein Kräutlein Rührmichnichtan betrachten. Wir müssen jenes Bodeneigentum vielmehr als ein Recht betrachten, das um der sozialen Entwicklung willen wesentlich beschränkt werden darf und muß. Und wir müssen weiter insbesondere den unverdienten Wertzuwachs, den das Grundeigentum in der Umgebung unsrer anwachsenden Städte durch die Entwicklung der Allgemeinheit erfährt, wohl unterscheiden von diesem Eigentum selber. Das Eigentum selber darf auf keinen Fall ohne volle und reichliche Entschädigung entzogen werden, auch nicht zugunsten der Allgemeinheit; ein Recht aber, auf Grund dieses Eigentums immer höhere und höhere unverdiente Gewinne zu machen, die durch die Entbehrungen und Schädigungen ganzer Geschlechter erkauft werden müssen, kann nicht anerkannt werden. Hier ist die Grenze zwischen Eigentumsschutz und Schutz vor Eigentumsmißbrauch.

Bedeutsame Ansätze zu Änderungen liegen ja auch vor. Schon seit langem ist es dem Bauland- und Baustellenbesitzer verwehrt, die bauliche Ausnutzung seiner Grundstücke auf eine beliebige Höhe zu treiben: die Bauordnungen und

Bebauungspläne beschränken die Zahl der Stockwerke, schreiben Höfe von bestimmter Mindestgröße vor, erzwingen breite Straßen. Auch das Recht, Grundeigentum zu enteignen, wenn es das öffentliche Wohl erfordert, besteht durch die Enteignungsgesetze schon seit langem, nur ist es bisher auf diese Verhältnisse recht schwach angewandt worden. Weniger als das! In dem preußischen Enteignungsgesetze z. B. findet sich der ja allerdings eigentlich selbstverständliche Satz, daß diejenige Werterhöhung des zu enteignenden Grundstückes, die geschaffen wird erst durch das Unternehmen selber, zu dessen Gunsten enteignet werden soll, nicht mit zu entschädigen sei. Die innere, bisher freilich nicht gezogene Konsequenz dieser Vorschrift wäre nun, daß für die Anlegung neuer Stadtteile das Land zum Ackerwert oder wenigstens nicht gar so sehr viel darüber hinaus enteignet werden könnte. Wenn man nämlich diese Anlegung neuer Stadtteile wirklich als das betrachtete, was sie ihrer Natur nach ist: als ein dem öffentlichen Wohle dienendes und in dessen Interesse von den öffentlichen Faktoren, den Gemeinden usw., zu betreibendes Unternehmen. Ganz besonders aber kündigt sich eine neue Entwicklung der Dinge gegenwärtig in der immer häufigeren Einführung der sogenannten Wertzuwachssteuer an; in dieser kommt ja der Gedanke rein zum Ausdrucke, daß der unverdiente Wertzuwachs des Grundeigentums doch nicht so ganz selbstverständlich dem zufälligen gegenwärtigen Eigentümer gehöre, sondern von Rechts wegen doch mindestens zum guten Teile der Allgemeinheit, die an seiner Hervorbringung so wesentlich mitgewirkt hat.

In der Richtung dieser Gedankengänge werden wir kräftig fortschreiten müssen. Wir werden das öffentliche Eigentum der Gemeinden, des Staates, großer Genossenschaften usw. an Bauland in der Nähe unsrer anwachsenden Städte stark ausdehnen müssen, sei es auch auf dem Wege der Enteignung und einer Beschränkung der zu zahlenden Entschädigungen. Und wir werden dann aus diesem öffentlichen Eigentume der wachsenden Bevölkerung das gewähren müssen, wonach sie sich immer mehr drängt: billigen Boden, der auch billige Mieten zuläßt, der Kleinhäuser, geräumige Höfe, freundliche Gärten erlaubt, und der Millionen von Menschen erst das hohe Gut einer eignen Scholle ermöglicht. Aber freilich wird diese Landvergebung dann in gewissen gebundenen Rechtsformen geschehen müssen, die nicht wieder ein unbedingt freies Eigentum und ein schrankenloses Recht auf Einziehung auch des unverdienten Wertzuwachses für die zufälligen Grundbesitzer geben. Eigentumsschutz, aber nicht Eigentumsmißbrauch muß die Parole der Zukunft sein! Das wird dann sowohl dem äußeren Aussehen unsrer Städte wie auch unsrer ganzen Moral und Gesinnung zugute kommen. Der Geist, der im Innern der Einrichtungen lebt, drückt sich auch in ihrer äußeren Erscheinung aus. Und ebenso gewiß ist, daß man die Qualität der Gesinnungen hebt, wenn man die Verhältnisse ändert, unter denen diese Qualität notwendigerweise Schaden leiden muß.

K. von Mangoldt

Max Rieß

hat seinem Leben mit eigner Hand ein Ziel gesetzt — viel tiefes Leiden und daraus entsprungenes großes

Wollen hat so ein Ende gefunden. Auch wer nicht sein Freund war — und wie wenige Freunde mag der einsame Mann gehabt haben! —, sah die Spuren vergrämter Jahre in den Zügen dieses Dulbergesichtes, hörte den Klang unerfüllbarer Sehnsucht, wenn Rieß mit Bitterkeit und Sarkasmus von der Gegenwart, mit ungebrochener Hoffnung von einer besseren Zukunft sprach. Rieß, ein begeisterter Verehrer Lagardes, litt unter der Einsamkeit der Menschen, die heute eine persönliche Kultur, eine Harmonie von Sein und Handeln, ein „drittes Reich" suchen. Kritischer Geist, dialektische Schärfe hinderten ihn von je, „gelegentlich sich etwas vorzulügen", und nur eine große Aufgabe, Zusammenschluß aller aufrechten, vorwärtsstrebenden, dogmenfreien Kulturarbeiter zu gemeinsamem Kampf, gemeinsamer Arbeit und Erziehung, mochte ihn locken. Vor zwei Jahren, als gereifter Mann, brach er mit der Schweigsamkeit, die allzu hohes Wollen ihm auferlegt hatte, und wurde Gründer und Leiter des Jungdeutschen Kultur-Bundes in München, der sich alsbald mit andern freiheitlichen Vereinigungen zu gemeinsamem Kampf unter der Parole „Trennung von Kirche und Staat" verband. Das war die Vereinigung, mit der Rieß eine große, weitbewegende Kulturerneuerung, ein neues Reich freien, harmonischen Menschtums einzuleiten hoffte. Das war sein Werk für die Gesellschaft, deren „Kulturverwüstung und Zerrüttung" er noch im letzten Winter so bitter anklagte, die er haßte und verabscheute, und die er doch so liebte, daß er seine ganze Lebenskraft in ihren Dienst zu stellen gewillt war. Nach einigen vornehmen, aber mannhaft zaglosen Weckrufen schien seine Stimme im deutschen Leben zu verhallen. Wohl streckten sich ihm kaum die Hände all derer entgegen, die er gesucht hatte. „Schwärmers Ernst — Auge des Propheten", das war der leichtfertige Ton, in dem gesinnungslose Reporter nach Berlin hinüber spöttelten über den Kultursucher. Ich wage nicht zu sagen, daß Erfolglosigkeit Rieß zu seinem letzten Schritt veranlaßt habe. Aber sollte er nicht nach und nach gespürt haben, daß er auf Wegen ging, die zu beschreiten erst dann einmal an der Zeit sein wird, wenn die notwendigsten Vorarbeiten dazu getan sein werden? Sein Blick war zu wenig auf das gerichtet, was das Heute von allen verlangt, die wirken wollen. Wie oft werden wir es noch erleben müssen, daß hohes Wollen und Können ein Opfer werden der eigenen Unfähigkeit, ihre Tätigkeit auf das ihnen erreichbare Ziel zu lenken. Daß freilich heute so hochbegabten Männern wie Rieß, die nur eben keine „praktischen" Arbeiter sind, so viele Ziele tatsächlich unerreichbar sind, das ist doch wieder eine Schuld der Zeit, eine Schuld der Gesellschaft, die die besonderen Kräfte ihrer Mitglieder in ihrem Dienste nicht auszunutzen vermag. W. Sch.

Ein neuer Frauenberuf?

Mann und Weib

Neben Versicherungsagenten und Motten ist wohl nichts auf der Welt so zäh und unausrottbar wie ein häßliches altes Stück Möbel. Da steht der alte Schrank, eine wahre Brutstätte von Ärgerbazillen. Einmal hat die Hausfrau sich aufgerafft und den Althändler gerufen. Aber der Mann hat einen so lächerlich kleinen Preis geboten, daß man das alte Möbel lieber stehen läßt. Verschenken kann man es ja immer noch.

überhaupt, die ganze Einrichtung! Wie stolz ist man einmal auf ihren Besitz gewesen! Und jetzt? Wie manches Ehepaar wäre sie gern, lange Jahre vor der silbernen Hochzeit los! Gerade der Bräutigam hatte ja in den allermeisten Fällen von all den Dingen nicht die leiseste Ahnung, geschweige denn das, was man ästhetische Ideen zu nennen pflegt. Wie sollte er auch? Gerade in dem Zeitraum seines Lebens, wo Geist und Gemüt für die Kunst aufnahmefähig wurden, mußte er in einer Mietwohnung leben, umgeben von schrecklichen Nippes, zwischen einer Plüschmöbel-Muschelgarnitur und dem unvermeidlichen Regulator aus dem Basar. So „vorgebildet" ergab er sich mit ihr, deren Leben ja eigentlich erst beginnen sollte, am Ende der langen Jagd nach der „Einrichtung" ermattet der Redegewandtheit eines schwungvollen Herrn. Wollte doch dieser auch die weitere Ausstattung des gemütlichen Heims mit Polsterarbeiten, Gardinen usw. übernehmen, bot er doch „Garantien" für soundso viele Jahre. Leider, man lebte damals noch in den Tagen der alleinseligmachenden „altdeutschen" Möbel, ausweislich deren in „Altdeutschland" alles gedreht, gepreßt und geleimt gewesen sein muß. Einige Jahre später war noch ein vielbewundertes Büffett hinzugekommen — Jugendstil! Allmählich war dann über das Ehepaar die schmerzliche Erkenntnis gedämmert, daß ihr Hausrat teuer, unpraktisch, ungemütlich und dazu recht häßlich sei. Man hatte endlich gelernt, daß ein gutes Möbelstück zweckmäßig, ohne Imitirerei und schlicht sein solle.

Aber von dieser theoretischen Erkenntnis bis zur Tat des richtigen Einkaufens ist noch ein langer Weg, und einer mit Gräben an beiden Seiten. Die ästhetischen Erkenntnisse tun's nicht allein, man muß sie auch richtig anwenden können. Man muß neben der Theorie auch Praxis haben. Man muß sich aufs Material und auf die Techniken der Materialverarbeitung verstehen. Man muß wissen, wo gewisse Sachen am besten hergestellt und wo sie am solidesten verkauft werden. Oder man kann vielleicht in demselben Möbellager, wo die Eltern vor dreißig Jahren gestrandet sind, alle Kunstgesetze erfüllt glauben und doch vier Wochen später am dort gekauften Tisch schon einen Riß sehen und die dort gekaufte Kommode nicht „aufkriegen". Und was noch schlimmer ist: die Wohnung bleibt kalt, sie hat kein Gesicht. Bei ihren Besuchen im jungen Bekanntenkreise erkennen die Eheleute mit Schrecken, daß sie eine schlechte Dutzendware bezogen haben.

Diese lange Vorrede sollte die Lücke zeigen, durch die vielleicht ein neuer Frauenberuf in die Welt treten kann. Es gibt ja genug unverheiratete Damen aus gutem Hause oder Witwen, die dereinst bessere Tage gesehen haben. Einen eigentlichen Beruf haben viele von ihnen nicht, es sei denn die hohe Kunst, mit geringen Mitteln nach außen den Schimmer alten Glanzes aufrechtzuerhalten. Und was für eine Fülle von Kultur steckt oft genug in ihrer stillen bescheidenen Behausung! Vielleicht sind sie unter guten alten Gemälden aufgewachsen, in jenem Milieu einer alten Familie mit Urväterhausrat. Allmählich, ungewollt und unbewußt ist ein Stück jener alten Kultur auf sie übergegangen im heranwachsenden Alter, wo Geist und Gemüt empfänglich sind. Später haben sie für sich oder andere die Aussteuer besorgt und haben die Geschäfte kennen

gelernt, wo man für gutes Geld gute Sachen bekommt. Aus der Zeit ihres Glanzes haben sie noch manch gutes Stück herübergerettet, eine Bronze, den Schreibtisch, ein Gemälde. Diese Dinge bilden den Stolz und die Freude ihres einsamen Lebens. Aber noch etwas anderes haben sie aus jener ererbten Kultur: den Blick für das Wahre und Echte in Kunst und Handwerk, und die deutliche Witterung für das Falsche, Schlechte, „Vorgemachte". Sollte es nicht möglich sein, dieses ungenutzt daliegende Kapital fruchtbar zu machen? Wäre das aussichtslos, wenn es sich mit ehrlichem Lernen verbände, das sich wirklich berufsmäßig mit Material und Technik, mit Branchen- und mit Firmenkenntnis, kurz, mit all den Dingen beschäftigte, die beim Einkaufen der Käufer und die Käuferin wissen sollte und so selten weiß? Ich verhehle mir nicht die großen Schwierigkeiten, die eine solche Beraterin in Aussteuerangelegenheiten zu überwinden hätte. Auf praktische Vorschläge möchte ich deshalb hier nicht eingehen. Vielleicht fordern diese Gedanken zu einem praktischen Versuche heraus. Den sollte man, meine ich, wagen! Max Goos

Sexuelle Aufklärung

Auf vielfache Anfragen teilt der Dürerbund hierdurch das Folgende mit:

Auf unser Preisausschreiben um Beiträge zur sexuellen Aufklärung sind nicht weniger als 428 Sendungen eingegangen. Über schriftliche Beiträge, die man lesen muß und zwar jedes Mitglied einzeln, kommt ein Preisgericht nicht so schnell ins klare wie über Gaben der bildenden Kunst — und doch scheint es, als hätten einige Einsender erwartet, wir könnten unsre Stimmen so schnell wie bei den Münzen und Briefmarken abgeben. Es war auch nicht möglich, vorher einen Termin für die Entscheidung anzugeben, da wir ja gar nicht wissen konnten, wie viele Beiträge eingehen würden. Nun hoffen wir, Anfang November unsre Entscheidung bekanntgeben zu können. Das Buch, das der Dürerbund vorbereitet, wird freilich wohl erst Anfang nächsten Jahres erscheinen, denn seine Redaktion ist nichts weniger als eine leichte Arbeit. Dafür können wir schon jetzt mit voller Bestimmtheit sagen, daß dieses Buch dank der Eingänge ein gutes, ein diese Sache ganz wesentlich förderndes Buch werden wird. A

Lebende Worte

Der Wert der Wissenschaft

Regierungen und Parlamente müssen eigentlich finden, daß die Astronomie eine der kostspieligsten Wissenschaften sei: das unbedeutendste Instrument kostet Hunderttausende von Franken, das unbedeutendste Observatorium kostet Millionen; dazu hat eine jede Sonnenfinsternis noch nachträgliche Geldforderungen in ihrem Gefolge. — Und das alles für die Sterne, die so weit ab sind, die unseren Wahlkämpfen vollkommen fernstehen und vermutlich nie einen Einfluß auf sie gewinnen werden! Unsere Männer der Politik müssen sich doch einen Rest von Idealismus erhalten haben, ein unbestimmtes, ahnendes Gefühl für das, was groß ist — wahrhaftig, ich glaube, man hat sie verleumdet! Man sollte sie daher in ihrer Gesinnung bestärken und es ihnen zu Gemüte führen, daß dieses ahnende Gefühl sie nicht belügt und dieser Idealismus sie nicht narrt.

Da könnte man denn von der Schiffahrt sprechen, die der Astronomie nicht entraten kann und deren Bedeutung niemand ver-

Unter uns

kennen wird. Aber das würde eine Nebensache zur Hauptsache machen.

Nein: „Die Astronomie ist nützlich, weil sie uns über uns selbst erhebt, sie ist nützlich, weil sie groß ist, sie ist nützlich, weil sie schön ist" — so muß man reden! „Sie ist's, die uns zeigt, wie klein der Mensch nach seinem Körper, wie groß der Mensch nach seinem Geiste ist, weil sein Verstand diese leuchtende Unendlichkeit, darinnen sein Körper nur ein dunkler Punkt ist, ganz umspannen kann, und ihrer schweigenden Harmonie lauschen. Wir reichen hier an das Bewußtsein unserer Kraft, und das ist's, was wir nie zu teuer bezahlen können, denn dies Bewußtsein macht uns stärker."

Nur in Wissenschaft und Kunst ruht der Sinn der Zivilisationen. Die Formel: „Die Wissenschaft um der Wissenschaft willen" hat befremdet, und doch ist sie wohl jener wert: „Das Leben um des Lebens willen", wenn Leben nur Leiden ist, und gar jener: „Das Glück um des Glückes willen", wenn man nicht glaubt, alles Glück sei von gleichem Werte, und wenn man nicht meinen will: der Zweck der Zivilisationen sei der, trunkliebenden Leuten Alkohol zu verschaffen.

Alles Handeln muß eine Absicht haben. Wir müssen leiden, wir müssen arbeiten, wir müssen unsern Platz im Schauspiel bezahlen, doch wir tun's, um zu schauen oder mindestens dafür, daß andere eines Tages schauen können.

Was nicht Gedanke ist, ist das reine Nichts, denn denken können wir nur den Gedanken, und alle Worte, darüber wir verfügen, um von den Dingen zu sprechen, können nur Gedanken ausdrücken; daher es denn sinnlos ist, zu behaupten: es gäbe noch etwas anderes neben dem Gedanken.

Und dennoch — ein seltsamer Widerspruch für alle die, die an die Selbständigkeit der Zeit glauben — zeigt uns die Geschichte der Erde, daß das Leben nur ein kurzes Zwischenspiel ist zwischen zwei Ewigkeiten des Todes, und daß, auch in diesem Zwischenspiel, das bewußte Denken nur einen Augenblick gedauert hat und dauern wird. Der Gedanke ist nur ein Blitz inmitten einer langen Nacht.

Aber dieser Blitz ist es, der alles ist.

Henri Poincaré (deutsch von Fr. Kuntze)

Unsre Bilder und Noten

Mit dem Herbstbilde aus den Alpen geben wir ein großes Werk Emilie Mediz-Pelikans in der durch den Raum erzwungenen Verkleinerung wieder. Wir möchten die Mängel, welche unsre Reproduktion wie alle farbigen Verkleinerungen aufweist, nicht vertuschen, sondern hervorheben. Ein Künstler komponiert seine Farben anders zum Bild für kleines als für großes Format, und er vereinfacht die Fülle von Tönen anders, wenn er ein großes farbiges Bild auf kleinem Raume nachbildet, als dies eine optisch mechanische Reproduktion dem Wesen ihrer Arbeit nach jemals tun kann. Aber wir meinen: trotz der unabänderlichen Mängel hat sich von diesem wundervoll groß geschauten Alpenbild hier genug erhalten, um uns in tiefer Wehmut der rastlos Schaffenden denken zu lassen, die dieses Jahr uns genommen hat. Wer je im Herbst die feierliche Größe solch flammender Gehölze überm Grün der Matten und vor dem vom Neuschnee durchwobenen

Blau der Berge in den Einsamkeiten gesehen und empfunden hat, der wird nicht nur die Farbenpracht, sondern auch die Andacht dieses Werkes fühlen.

Adolf von Menzels Moltke-Bildnis ist eine Bildnis-Studie nach der Natur aus der Zeit, da der Meister am Krönungsbild arbeitete. Das Blatt ist vom 27. Mai 1865, also schon deshalb interessant, weil es den, den wir fast immer als Greis dargestellt zu sehen pflegen, zeigt, als er eben am Beginn seiner gewaltigen Erfolge stand. Stirn und Nase, besonders aber die Augen sprechen ohne jede absichtliche Betonung durch den Maler so deutlich wie nur möglich vom Leben in diesem Haupt. Der Mund hat seine Altersveränderung noch nicht durchgemacht. Die Haare sind noch die charakteristischen eigenen, während Moltke später bekanntlich eine glatte Perücke trug.

Robert Sterls Erntebild war eins der Hauptstücke auf der ersten Künstlerbund-Ausstellung in Weimar. Das Original ist ein wandgroßes Gemälde mit dem Streben nach Monumentalität. Wir glauben, es kann als Beispiel auch dafür dienen, wie fremde Anregungen sich in der Kunst national auswachsen. Denn trotz Marées wäre diese Art der Großzügigkeit kaum ohne Millet und Meunier in Deutschland gediehen, und doch kann hier keine Rede sein von Anempfindung nach Millet oder Meunier durch Sterl. Die Gestalten und Dinge stehen bei ihm auch ganz anders, viel weniger gelöst, räumlich viel enger verbunden mit ihrer Umgebung im Bild, als bei Millet. Das Fremde ist deutsch verarbeitet, es hat das heimische Fühlen nur angeregt. Wie sehr zum Gewinn, das weiß sofort, wer älterer Darstellungen ähnlicher Motive usw. gedenkt: auch in ihnen war Gutes und Feines, und wir wollen uns davor hüten, sie in Bausch und Bogen geringzuschätzen, aber hier wird unser alter Kunstschatz durch etwas Vollwertiges ergänzt, das wir so noch nicht hatten.

Zu den Illustrationsbeilagen über Brücken wolle man den Rundschauaufsatz, zu dem Straßenbildchen aus Sterzing den Aufsatz „Straßenkunst“ vergleichen. A

Unsre Notenbeilage gibt zunächst eine Probe der Musik von Claude Debussys „Pelleas und Melisande“, über die ein Rundschauaufsatz dieses Heftes spricht.

Wessen Phantasie nicht veranlagt oder geübt ist, sich die Szene vorzustellen und die psychologische Entfaltung der Musik zu der atemlos dahinfliegenden Handlung zu verfolgen, wem die ganze moderne Harmonik mit den übermäßigen Intervallen verschlossen ist, der wird sich lieber der volkstümlich reizvollen altfranzösischen Legende von St. Nikolaus aus dem 16. Jahrhundert zuwenden, die hier zum ersten Male sangbar verdeutscht erscheint und deren vollständiger Wortlaut hier mitgeteilt sei.

Legende von St. Nikolaus

1. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
Kamen noch spät vor Schlächters Tür:
„Schlächter, o gib uns Obdach hier.“
„Tretet nur ein, ihr Knäblein fein,
Ihr sollt hier gut beherbergt sein.“

2. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
Kaum daß sie waren drin zur Nacht,
Hat sie der Schlächter umgebracht.
Schnitt sie in Stücken, kurz und klein,
Pökelt sie all im Keller ein.
3. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
Sieben der Jahr entflohn im Saus,
Da kam ins Land Sankt Nikolaus.
Lenkte den Schritt vor Schlächters Tür.
„Schlächter, o gib ein Obdach mir."
4. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
„Tretet nur ein, Sankt Nikolaus,
Wir haben Platz genug im Haus!"
Speisen und Trank wohl brachte man,
Er aber rührt kein Bissen an.
5. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
„Du hast ein Fleisch, geh, bring mir das,
Liegt sieben Jahr im Pökelfaß."
Packte den Schlächter kalter Graus —
Floh wie behext vors Tor hinaus.
6. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
„Schlächter halt an, Schlächter halt ein,
Wenn du bereust, wird Gott verzeihn."
Wandte der heilge Mann sich ab,
Stieg in den Keller selbst hinab.
7. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
„Knäblein im Faß, heraus, heraus,
Ich bin der große Sankt Nikolaus!"
Hob da der Heilge fromm die Hand,
Jedes der Knäblein auferstand.
8. Waren drei Knäblein zart und fein,
Die zogen aus durch Feld und Hain.
Sprach da der Ein: „Ich schlief so gut",
Sagte der Zweit: „Hab wohl geruht."
Aber der Kleinste lallte dies:
„Mir war, ich läg im Paradies."

Wir geben die Legende in einer zweistimmigen Bearbeitung, da sie auch in Frankreich gern als Duo gesungen wird. Doch kann sie, mit Hinweglassung der zweiten Stimme, auch als Solovortrag gesungen werden. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

ADOLF VON MENZEL

Digitized by Google

KW

ROBERT STERL

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: EISERNE BRÜCKEN

ABB. 1: BRÜCKE BEI TETSCHEN-BODENBACH

KW

ABB. 2: KAISERBRÜCKE, MAINZ

Digitized by Google

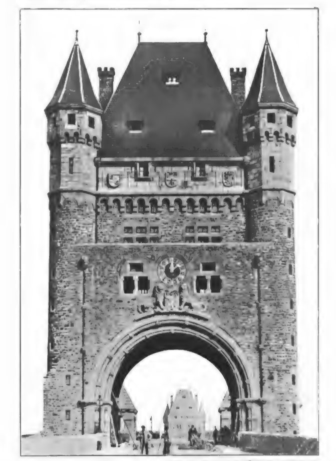


ABB. 3: RHEINBRÜCKE, WORMS

ABB. 4: RHEINBRÜCKE, BONN

Digitized by Google

KW

ABB. 5 u. 6: RHEINBRÜCKE, RUHRORT-DUISBURG

Digitized by Google

ABB. 7 u. 8: RHEINBRÜCKE, RUHRORT-DUISBURG

KW

Digitized by Google

ABB. 9: ALTE KÖLNER DOMBRÜCKE

KW

ABB. 10: NEUE KÖLNER DOMBRÜCKE (ENTWURF)

Digitized by Google

ABB. 11: NEUE KÖLNER DOMBRÜCKE (ENTWURF)

ABB. 12: ENTWURF FÜR NEW YORK

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ABB. 13: NEUE BRÜCKE, MAINZ

ABB. 14: ENTWURF FÜR NEW YORK

KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: FIRMENSCHILDER

KW

STRASSE IN STERZING

Digitized by Google

KW

Charles Cottet

Digitized by Google

Warum sind unsre [illegible]?

[illegible] lenten [illegible] die [illegible] [illegible] der [illegible] wollen, der [illegible] wirtschaftlichen und gesellschaftlichen [illegible] trieb für unsrer Zeit eigentümlich [illegible]

[illegible] hat es [illegible] auch das [illegible] mit sich [illegible] zu erleichtern. Wenn aber [illegible] und für die katholische [illegible] ein [illegible] ihre Familie und [illegible] Mietparteien zum [illegible] daß sie [illegible] für die [illegible] im [illegible] oder Zimmer [illegible] den Städte[illegible] Liebe [illegible] Frauen [illegible] in großen Massen [illegible] die von ihren [illegible] gerissen waren, waren damit [illegible] die in ihrem Heimatorte [illegible] mitbestimmt. [illegible] in fremder Arbeiter [illegible] und [illegible]

Digitized by Google

Warum sind unsre neuen Stadtteile so häßlich?

Ist die Häßlichkeit unsrer Städte in den Teilen, die aus den letzten fünfzig bis sechzig Jahren stammen, ein Zufall? Das wird nur der annehmen wollen, der überhaupt an den Zufall im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben glaubt. Jeder andre wird für unsrer Zeit eigentümliche Erscheinungen nach unsrer Zeit eigentümlichen Ursachen suchen.

Zunächst hat es das so überaus schnelle und starke, und namentlich auch das stoßmäßige Wachstum unsrer Städte ganz natürlicherweise mit sich gebracht, daß eine Menge von Kräften sich im Häuserbau betätigte, denen es selbst an einfachster künstlerischer Gestaltungsfähigkeit, ja sogar an Empfindung und gutem Willen für bauliche Schönheit fehlte, während zugleich die Gewerbefreiheit auch dem Schuster und Schneider die Möglichkeit gab, seinen Mitbürgern das Leben durch eigene architektonische Kunstleistungen zu verschönern. Dann aber trat in der Organisation des Baugewerbes und in der Art der Bauherren ein tiefgreifender und für die künstlerische Kultur des Städtebaues sehr unglücklicher Wechsel ein. In den älteren Zeiten ging bei uns der Hausbau zum großen Teil von Leuten aus, welche die neuen Häuser für sich und ihre Familie und allenfalls noch für eine oder einige wenige Mietparteien zum dauernden Gebrauch errichteten. Sei es nun, daß sie selber der Reihe nach die einzelnen Bauhandwerker für die verschiedenen Bauarbeiten heranzogen, sei es, daß sie das Haus im ganzen nach den ihnen vorgelegten Plänen bei einem einzelnen Maurer- oder Zimmermeister bestellten; immer floß auf diese Weise in den Hausbau ein Stück individueller Ausprägung und besonderer Gestaltung ein. In der neuen Periode dagegen drängte sich in Zusammenhang mit dem raschen Zuströmen ungezählter Volksmassen zu den Städten immer mehr der Bau auf Vorrat, das ist die spekulative Errichtung von Häusern zum Verkauf in den Vordergrund. Es leuchtet aber ein, daß solche Produktionsware weniger persönlich werden muß, daß sie lange nicht mit der Liebe und Sorgfalt gebildet wird, wie das, was in den älteren Zeiten der Bauherr für seinen eigenen Gebrauch errichtete. Weitere Umstände traten hinzu. Das neue, anwachsende Stadtvolk bestand in großen Massen aus Zugezogenen. Diese Zugezogenen aber, die von ihren heimatlichen kleinen Dörfern und Städten losgerissen waren, waren damit natürlich auch losgerissen von der „nur" handwerksmäßigen, aber doch immerhin wohltätig wirkenden Tradition, die in ihrem Heimatorte die Gestaltung der äußeren Umgebung mitbestimmte. In den Städten aber, in denen sie sich nunmehr ansiedelten, gab es zu allem Unglück für solche Massenansiedlung fremder Arbeiter und Gewerbetreibender natürlich zunächst fast gar keine Vorbilder: kein zuverlässiges Beispiel konnte da helfen, keine heilsame Gewöhnung und Überlieferung, wie sich solch be-

sondere Aufgabe schön lösen lasse. Und so begnügte man sich denn — der Bauende wie der, für den gebaut wurde — unter dem Drängen und Schieben des Lebens damit, schlecht und recht „unterzukommen“.

Aber nicht genug damit, daß Baugewerbe und Ansiedlungswesen wirtschaftlich und sozial sozusagen mit einem Male aus den alten Geleisen gerissen wurden: technisch vollzog sich ziemlich gleichzeitig eine große Umwälzung. Unser Zeitalter der Fortschritte im Verkehr, in der Wissenschaft, in der Technik überschüttete die breiteste Masse derer, die da bauten, mit der „Kenntnis“, d. h. mit den Abbildungen von einer ganzen Fülle von Bauformen, die sie bis dahin wenig oder gar nicht gekannt hatten, sowie mit einer Menge technischer Baumittel und Baumaterialien, die ebenfalls für sie neu waren. Man denke an die unzähligen Vorlagenwerke, die auf den Baugewerkschulen älteren Zuschnitts und in den Zeichenstuben derer, die den Baugewerkschulen entstammten, so lange und so erfolgreich geholfen haben, das Gestalten von innen heraus durch ein Aufkleben von außen her zu ersticken. Man denke ferner beispielsweise an die ausgiebige Verwendung des Eisens in den modernen Bauten. Das verwendete man entweder in der rohesten Weise ästhetisch ganz ungestaltet, also „ungestalt“, oder aber: man „imitierte mit ihm andres Material und andre Techniken, denn sein eigenes Wesen ästhetisch zu gestalten, vermochte man ja noch nicht, weil man mit ihm noch nicht vertraut genug war. So wurde denn von den neuen Mitteln und Formen vielfach auch in ästhetischer Beziehung ein falscher Gebrauch gemacht.

Auch der ganze Geist der letzten fünf bis sechs Jahrzehnte hat natürlich nicht günstig gewirkt. Wir wissen ja, daß diese Periode gekennzeichnet ist durch einen Hochstand im übelsten Sinne materialistischer Lebensauffassung, der erst neuerdings wieder abzuebben beginnt. Was nicht deutlich greifbaren, womöglich in Geld oder wenigstens in äußere Ehren und sonstige Vorteile umsetzbaren Nutzen verhieß, wurde gering geschätzt. Gegen die hohen Kulturwerte einer künstlerisch befriedigenden Lebensgestaltung war man ziemlich gleichgültig, weil man ihren Wert gar nicht verstand.

Ein besonderes Kapitel wäre, ob und in wie weit die Ausbildung der Architekten am Verderben unsrer Städte mitgewirkt hat. Für ganz unschuldig wird sie wohl selbst der größte Optimist nicht halten. Heut aber würden uns Betrachtungen darüber zu weit abseits führen.

All diese Umstände wirkten natürlich nicht nur auf das einzelne Grundstück, sondern auch auf die Stadtanlage im ganzen. Auch hier hat es offenkundig bei der so überraschend hereinbrechenden großen Entwicklung sehr vielfach an fähigen Kräften zur richtigen Leitung gefehlt. Auch hier hat sicher die massenhafte spekulative Produktion von Häusern auf Vorrat und Verkauf, das Durcheinanderwirbeln und das Losgerissensein der Bevölkerung von alten Traditionen, hat die Fülle der neuen Formen und Mittel und der materialistische, banausische Charakter des Zeitalters außerordentlich geschadet. Beim Publikum aber trat in Anpassung an die schlechtere Leistung ein Herunterkommen des Geschmacks ein, das seinerseits auch wieder auf die Produktion verderblich zurückwirkte.

All das Angeführte zusammen deutet auf einige der Gründe für den Tiefstand der architektonischen Erscheinung unsrer Städte, der den Feinfühligeren heute grauen macht. Gewiß, es deutet auch schon auf einige Wege zur Besserung. Es sagt uns: trachtet den grob materialistischen Geist in euch selber und in immer weiteren Kreisen zu überwinden, diesen Geist, der nur nächstliegende Zwecke zu erkennen vermag und deshalb in seiner Kurzsichtigkeit nicht einmal das ist, worauf er sich am meisten einbildet: praktisch. Es fordert auf, an der Herstellung einer guten Tradition mit allem Ernst zu arbeiten für die Gestaltung der Stadtanlage wie der einzelnen Häuser — die Anfänge dazu sind ja auch schon da. Es regt an, die Ansprüche nicht auf Stuck und Ornamente, sondern auf edel und einfach gestaltende Schönheit, auf Ausdruckskultur mit allen Kräften wieder so zum Gemeingut zu machen, wie die hygienischen Forderungen das großenteiles schon geworden sind. Der ganze Bauunternehmerstand muß in seinem künstlerischen Empfinden gehoben werden — daß das möglich ist, beweisen Erfolge an einzelnen Stellen schon jetzt. Die einzelnen Bauformen und Baumittel müssen wir besser auswählen, beherrschen und in ihrer künstlerischen Wirkung berechnen lernen. Und der Bau der Städte als Ganzes muß mehr und mehr zu einer mit Wissenschaft verbundenen Kunst, zur Städtebaukunst erhoben werden, bei der auch die Rücksichten auf die Schönheit nie vergessen werden dürfen.

Aber mit all diesen Mitteln wäre noch lange nicht alles zur Abhilfe getan, was notwendig ist. Denn alles, was ich anführte, genügt auch noch nicht zur Erklärung des Tiefstands in den letzten Jahren. Wollen wir eine echte Städteschönheit, die Ausdruck gesunden Lebens ist, wieder heraufführen, so müssen wir noch mit Hindernissen kämpfen, die auf dem Gebiete der städtischen Bodenfrage liegen. Die großen dunkeln Mächte, die bisher auf diesem sozialen Gebiete walteten, verwirrten nicht nur unser Volksleben, sie wirken auch tief zerstörend auf die äußere Erscheinung unsrer Städte. Hiervon, von dem Zusammenhang zwischen Bodenfrage und Städteschönheit, ein nächstes Mal. Karl von Mangoldt

Goethes Prometheus-Fragmente

In den Jahren, in denen „Götz“ und „Werther“ entstanden, stiegen drei riesengroße Gestalten vor den Augen des jungen Goethe auf: Faust, Prometheus und Ahasver. Sie alle sollten ihm Form werden für die großen unausgekämpften Kämpfe, die seine Seele bewegten. Jede schien einen Teil seines Wesens darzustellen: den fragend suchenden, den selbstbewußt trotzenden und den ungläubigen, zweifelnden Geist. Oftmals haben sich diese Gestalten gewandelt, wie der Dichter sich selbst wandelte, — hin und wieder schienen sie zu verschwinden, um in einer neuen Entwicklung wieder hervorzutreten. Endlich reichten sie im „Faust“ einander die Hände. „Faust“ war der See, der von drei gewaltigen Strömen genährt wurde, ja, der wohl nur aus diesen drei Ursprüngen restlos zu begreifen ist.

Vom Ahasver-Stoff löste sich Goethe bald. Wohl tauchte in

Italien im Angesicht Roms noch einmal der alte Plan vor ihm auf, aber da war der wiederkehrende Heiland in den Mittelpunkt des dichterischen Interesses getreten. Der ewige Jude, der Rastlose, Frieden Suchende war zum Faust geworden. Die so eng an die Mysterien des Christentums geknüpfte Seelenrettung Fausts ist vielleicht die Fortbildung eines frühen Entwurfs der Erlösung Ahasvers nach endlosem, ermüdendem, irrendem Wandern.

Viel länger als Ahasver hat Prometheus neben dem Wachstum des „Faust" eigenes Leben bewahrt und eine tiefere, bedeutendere Wandlung erfahren, — das heißt bei Goethe stets: eine Klärung der anfänglich schroff aufeinanderstoßenden Gegensätze zu harmonischem Ausgleich. Der Zwiespalt zwischen dem Menschen und den Dingen der Welt wird ihm zu einer Erscheinungsform des menschlichen Geistes, der andere Formen gegenüberstehen. Je reicher, je universaler Goethe sich entwickelt, desto mehr drängt er zu einer Erhebung über die Gegensätze des Lebens, desto mehr betont er, daß nicht das Licht allein, sondern Licht und Schatten ein Ganzes darstellen, daß eine rechte Verteilung beider gleichwertiger Erscheinungen das Ziel künstlerischer und menschlicher Bildung ist. Tasso und Antonius. Prometheus und Epimetheus.

Die drei Prometheus-Fragmente Goethes: „Prometheus" (1773), „Die Befreiung des Prometheus" (1795) und „Pandora" (1808) — zeigen, auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten verteilt, stufenweise die Durchbildung des ursprünglich auf harten Gegensatz gebauten Stoffes zum Ausgleich, zur Frieden bringenden Lösung. — Niemals vielleicht hat ein Geist leichter geschaffen als Goethe. Und doch, — wie langsam reifen ihm die Gestalten, wie weit, wie hoch sieht er die Vollendung, wie willig legt er die Feder vor dem Ende aus der Hand, wenn ihm der Anfang nicht genügt! Sechzig Jahre lang wuchs der „Faust", fünfunddreißig der „Prometheus", zehn der „Tasso", sieben Jahre die „Iphigenie". Sollten die lebenden Dichter, die alljährlich dem Theater eine neue Arbeit liefern, nicht nachdenklich werden vor solchen Zeiten bei einem solchen Geiste?

Das erste der Prometheus-Fragmente führt in jene wundervollen Jugendjahre Goethes, in denen er ungeheure, unbesiegbare Schaffenskraft in sich fühlte, — da ihm das Gewaltigste gerade gestaltenswert erschien. Das Höchste, das Größte der Welt schien sich willig seinem begehrenden Geist zu fügen, — was sollte er noch anerkennen oder gar verehren über sich selbst? Saß er nicht da wie Prometheus und bildete Menschen aus eigener Kraft? Gab ihnen Leben von seinem Leben, Geist von seinem Geist, Liebe von seiner Glut.

„Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: Sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich."

Aus dem „Prometheus" spricht die erste, sprödeste, trotzigste Form, die der Spinozismus in Goethes Geist gewonnen hat. Wie nichts

in diesem Strom flüssigen Erzes erstarren konnte, hat sich auch der Spinozismus oftmals gewandelt vom ersten treu-naiven Glauben bis zu seiner vertieftesten Gestalt jenseits der Grenzmauern der Kantischen Vernunft-Kritik. — Jeder, der auf den seltsamen Wegen der Menschenweisheit gesucht und gefunden hat, ist einmal berauscht gewesen von dem Zauber jener Flammenschrift am Himmel unserer Träume, die sagt: Gott und Natur sind Eins. Also auch Mensch und Gott, — Mensch und Tier. Du und ich. Alles, alles nur Atem Eines Geistes. Der Prometheus-Schluß des jungen Goethe hieß: Also bin ich wie Gott, Menschengestalter und Lebensspender, Geist von einem Geist. Wie soll ich anbeten, was Eines Wesens ist mit mir! — — Sollte der Schauer des Todes den Menschen nicht an ein Größeres, Unvergängliches mahnen, ihn nicht demütig machen und fromm? Nein, sagt Prometheus: „Wir alle sind ewig“ — „Ich bin ewig; denn ich bin“. Gott, der Alles und doch nur Eins ist, erscheint im einzelnen Menschen für eine winzige Spanne Zeit, die man ein Leben nennt. Wenn der Mensch stirbt, dann kehrt er ins Göttliche zurück, dahin, wo seine tiefste Sehnsucht immer lebte. Die Liebe ist ein Abglanz unsres Sterbens. Dies Vergessen, Versinken, glückselige Umschlingen, das wir erleben, wenn wir uns der inbrünstig Geliebten vereinen, ist ein Sterben in Liebe, ein Aufgehen in der begehrten Menschenseele, wie das Ende ein Sterben im Tod, ein Aufgehen im ersehnten Gott.

Es sind nach beiden Seiten letzte Konsequenzen, die der junge Goethe in seinen „Prometheus“ gegossen hat. Dieser Trotz aus dem Bewußtsein, teilzuhaben am Gott, der nicht über der Natur herrscht, sondern selber Natur ist, hat die Mystiker vor die Inquisitionsrichter ihrer Zeit gebracht. Diese Sehnsucht nach dem letzten Grunde unsres Seins hat ihnen die Liebe der Nachwelt erhalten, sie läßt uns wieder und wieder gern in den Traumwelten Meister Eckeharts, Brunos, Angelus Silesius' und Jakob Böhmes verweilen.

Stolz in dem Gefühl, unerschöpfliche Schaffenskraft zu besitzen, hat der junge Dichter seinen „Prometheus“ unter dem ersten berauschenden Einfluß des Spinozismus, der ihm uralte Mystik in bestechender Klarheit brachte, geschrieben. Andre Entwürfe, neues Erleben haben ihn dann bald von der begonnenen Arbeit abgelenkt. Der reife Goethe konnte diesen Faden nicht wieder aufnehmen, ihm hatte der Prometheus-Stoff andere Gestalt gewonnen. Neben dem auf das vollbrachte Werk pochenden Geist stieg der andre auf, der mahnend und ahnend auf das zu vollbringende hinwies.

Mehr als zwei Jahrzehnte später taucht meteorgleich die alte Gestalt in Goethe wieder auf. Aus einem Brief Schillers wissen wir, daß Goethe sich 1795 mit einer „Befreiung des Prometheus“ trug. Die zwanzig Verse des Fragments verraten uns nichts über die geplante Gestaltung des Ganzen. Der an die Felsen des Kaukasus geschmiedete Titane soll erlöst werden. Der griechische Mythus spricht von einer Tat des Herkules und vom Opfertod des Chiron. Es ist die Frage, ob Goethe der Überlieferung gefolgt wäre. Er hätte die „Befreiung“ vielleicht als eine Sühnung in der Seele des geklärten Prometheus gestaltet. Die Tatsache, daß der widerstands-

stolze zum gebändigten Prometheus, der trotzige Kampf zu ersehnter Erlösung geworden ist, läßt erkennen, wie der Stoff sich vor Goethes Augen umgebildet hatte. Nicht die Gegensätze selbst waren mehr das Bedeutende, sondern ihr Ausgleich. Der Menschenbildner mußte sich am Ende doch vor den Mächten beugen, die ihm die Kraft zur Kunst gegeben hatten. „Vor den Göttern“, sagte der Hellene, — und schied die Macht nach ihren erkennbaren Wirkungen. „Vor Gott“, sagt der Monotheist — und eint die Wirkungen in ihrem unentzifferbaren Ursprung. „Vor der Natur“, sagt unser junges Geschlecht und ändert doch nur den Namen, ohne etwas Neues zu sagen. Es ist immer das eine Geheimnis, das mit unsern armen Worten doch nicht zu lösen ist.

Als das Erscheinungsjahr des ersten Teiles „Faust“ auch wieder den Prometheus weckte, war die große Wendung geschehen, der Kampf zwischen den Göttern und dem Titanen von außen nach innen verlegt als ein Zwiespalt im menschlichen Wesen. Ein Trotz, ein Widerstand gegen Gott, der doch in uns wie in allem lebendig ist, ist am Ende ein Trotz gegen uns selbst, gegen den letzten geheimnisvollen Grund unsres Denkens und Handelns, unsres ganzen Daseins. Nicht zwischen Gott und Mensch sind Gegensätze, sondern in der Menschheit selbst, die ihre Triebe und Kräfte nicht zur Einheit zu bilden vermag.

Das letzte der Prometheus-Fragmente, „Pandora“, liegt vor uns wie der Beginn eines gewaltigen Gebäudes, über dem der Baumeister, der es allein hätte vollenden können, gestorben ist. Der alte Stoff ist zur Menschheits-Dichtung geweitet. Prometheus selbst nur noch Teil, nicht mehr Träger des Ganzen.

Die Menschheit erscheint in Prometheus und Epimetheus, die Titanenbrüder, gespalten. Hier die in Tätigkeit Lebenden, die Arbeitsfrohen und Tatenstolzen, die Jünger des Prometheus, — starke, unermüdliche Barbaren. Dort ein anderes weicheres Geschlecht, dem Epimetheus voranlebt, der Immer-Träumende, Sehnende, Sinnende, — der aus verklärter Vergangenheit und erhoffter Zukunft eine Traumwelt bildet, aber schwankend, wankend in der Tätigkeit fordernden Gegenwart steht. Die beiden Pole menschlichen Strebens stehen unausgeglichen gegeneinander. Die unbedachte Tätigkeit und der der Tätigkeit entrückte Gedanke.

Als der fast sechzigjährige Goethe diesen elementaren Gegensatz gestaltete, legte er das Geschehen in eine sagenhafte Urzeit menschlichen Werdens, wußte aber wohl, daß er zu den Menschen seiner Zeit und seiner Zukunft sprach, daß Prometheus und Epimetheus noch immer leben, daß der Pandora-Frieden in weiter, weiter Ferne liegt. Sehen wir uns doch um zur Rechten und Linken! Leben nicht Unzählige, die dumpf und fleißig ihr Tagewerk verrichten, ohne an den geistigen Wert ihrer Arbeit zu denken, denen niemals das erhöhende Bewußtsein kommt, daß sie wirken am Schreiten der ganzen Menschheit? Die die stillen schönen Stunden gar nicht kennen, in denen der Mensch sinnend und träumend der Not und dem niedern Treiben entwächst und eine Freiheit im Gedanken genießt, die keine irdische Macht ihm schmälern kann? Leben auf der andern Seite

nicht die Einsamen des Geistes, die meinen, unbedingt Größeres zu leisten als der Arbeiter an der Materie? Die Weltfremden, die jenseits des lebendigen Getriebes in einer erträumten Umgebung wirken, die der Größe und Urgewalt menschlicher Taten schaudernd gegenüberstehen und nicht imstande sind, zuzeiten im fließenden Leben in neuen Freuden neue Kraft zu finden? Der Denker, der über dem Leben bleibt, der Arbeiter, der unter dem Gedanken wirkt, — sie sind beide nur Halbe, Unvollkommene. Die Jünger des Prometheus und die Jünger des Epimetheus können ihr Streben nicht fruchtbar sehn, so lange sie unverstanden und verständnislos nebeneinander schaffen.

Da kehrt die frühentschwundene Gattin des Epimetheus, Pandora, vom Olymp zurück und trägt in ihrem Wundergefäß die Gaben des Friedens, die Mächte, die imstande sind, die getrennten Menschengeschlechter zur Menschheit zu einen. Die lichten Dämonen der Wissenschaft und Kunst führen Arbeiter und Denker zusammen und heißen sie voneinander lernen, einander lieben. Wenn Phileros, der Sohn des Prometheus, und Epimeleia, die Tochter des Epimetheus einander umschlingen, dann dämmert hinter den Bergen ein Morgen auf, der den neuen Tag kündet, — den Tag der Kultur. Der grübelnde Verstand weist der Arbeit neue Wege, findet in den Tiefen der Natur die Gesetze des Geschehens, nach denen der Mensch natürliche Kräfte als seine eigenen benutzen lernt. Die ans greifbar Erreichbare gebundene Tätigkeit hält den Geist mit ehernen Armen fest und verwehrt ihm den Flug in fremde erträumte Reiche. Die Kunst gestaltet den Menschen in seiner Ganzheit, seinen Trieben und Gedanken und Taten, und erscheint als eine lebendige Mahnung, uns der Größe und der Weite unsres Menschentums, der Summe unsrer Fähigkeiten, der guten und bösen, der starken und schwachen, bewußt zu bleiben. Nicht ungeheure vernichtende Kraftäußerungen, nicht himmelferne kühne Gedanken bezeichnen die Monumente höchster Kultur, sondern die Leistungen, die aus einer Harmonie der sämtlichen menschlichen Kräfte, als Kinder von Geist und Kraft entstanden sind.

Goethe hat die „Pandora“ zwar vollständig entworfen, aber nur zum Teil vollendet. Das Bruchstück freilich ist eine der gewaltigsten Schöpfungen dieses universalsten der menschlichen Geister. Die Idee des Ganzen ist dann im zweiten Teile des „Faust“ aufgegangen. Die Menschheitsdichtung hat sich in dem Gedicht vom Menschen vollendet. Pandora hat ihre Schätze in die Seele Fausts gegossen. In ihm wachsen Prometheus und Epimetheus zusammen. Die Kulturmenschheit hat uns Goethe nicht mehr gestaltet, wohl aber ihren gewaltigsten Vertreter, den höchstgebildeten Menschen, Faust.

Zwischen der ersten und letzten Gestalt der Prometheus-Dichtung liegt eine Welt, liegt die ungeheure, selbsterkämpfte Entwicklung eines Geistes, der den Frieden mit aller Mystik und Metaphysik in sich vollendet und seine ganze Energie der Erfassung der Wirklichkeit, des Menschlichen, zuwendet. Die antike Sage, die Symbol uralter naiver Gegensätze zwischen Mensch und Gott war, wird zum modernen Mythus, der einen lebendigen Kampf bedeutet. Nicht um

selbstherrliche Ungebundenheit, sondern um Kultur, um die Einigung aller natürlichen menschlichen Kräfte zu gemeinsamer Arbeit am großen Ziel: der Entwicklung der Menschheit zur höchst erreichbaren Vollkommenheit.

Wenn heute der greise Goethe wiederkommen würde, um zu sehen, wie seine Saaten ins Kraut geschossen sind, würde er wohl finden, daß der Tag noch fern ist, da Pandora den Bund des Phileros und der Epimeleia segnet. Und er könnte uns nichts Moderneres geben, als seinen letzten „Prometheus".

Herbert von Berger

Lose Blätter

Wiener Lyrik I

Schaukal. Hofmannsthal. Rilke. Zweig*

[Im ersten Oktoberhefte haben wir angekündigt, daß wir demnächst von jenen österreichischen Dichtern sprechen wollten, die man wohl als „die Ästheten und Artisten" zusammenzufassen pflegt, „denn auch hier sind Götter, immerhin".

Die neue Ausgabe der Hofmannsthalschen Jugendwerke bietet Anlaß, die Lyrik der jungen Wiener im Zusammenhang zu betrachten. So wenig sie eine „Schule" bilden, so zeigen sie doch eine Reihe gemeinsamer Züge, welche sie von andern Künstlern und Strömungen unsrer Zeit, trotz mannigfacher Beziehungen, als eine deutliche Gruppe sondern; und in denen das geistige Klima Wiens zu wirken scheint.

Wir finden Wien als eine Stadt alter Kultur, Bedeutung und Macht, die doch frühzeitig ihre politische Freiheit an den Hof verliert und die eine religiöse Selbständigkeit zu erproben gar nicht in die Lage kommt, als in den Stürmen der Reformation Deutschland zum ersten Male wieder lernt, sich über Ideen zu erregen und zu entscheiden. Damit sind zwei große Gebiete idealen und praktischen Strebens ausgeschlossen, in denen andre deutsche Stämme zu stärkerem Wirklichkeitssinn und zu tieferer Sittlichkeit vordrangen. Um so leichtherziger gibt sich die sinnlich heitere, musikalisch hochbegabte Bevölkerung dem Genußleben hin, das durch Hof und Aristokratie Nahrung und Vorbilder empfängt. Durch alle Kreise der reich gegliederten Gesellschaft hinab verbreitet sich Geschmack und Pflege äußerer Formen, ein bewegliches, verbindliches, graziöses Wesen, eine freundlich leere Welt der Konventionen, in der, weil die großen sachlichen Gegensätze der politischen und religiösen Überzeugungen oder Interessen wegfallen, um

* Richard Schaukal, Ausgewählte Gedichte (geh. M. 2.—, in Halbperg. M. 3.—). Hugo von Hofmannsthal, Die gesammelten Gedichte (geh. M. 4.—, in Halbperg. M. 6.—); Kleine Dramen, zwei Bände (geh. M. 8.—, in Halbperg. M. 12.—). Rainer Maria Rilke, Das Stundenbuch, 2. Aufl. (kart. M. 3.50); Geschichten vom lieben Gott, 2. Aufl. (geh. M. 3.—, geb. M. 4.—); Neue Gedichte (geh. M. 4.50, in Perg. M. 5.50). Stefan Zweig, Die frühen Kränze (geh. M. 3.50, in Leder M. 6.—). — Sämtlich: Insel-Verlag, Leipzig.

so unbedenklicher den *persönlichen* Vorteilen, Eitelkeiten, Launen nachgegangen und nachgegeben wird. Es entsteht die „Nation von Egoisten und sorglosen Epikureern“, von der Billroth sprach, — die gelegentlich aber auch von katzenjämmerlich trüben und müden Gefühlen übermannt wird.

Ein solches Gesellschaftsleben kann *Musik* in allen ihren Schichten erzeugen und pflegen, *Literatur* bloß in den obersten. So hat die Wiener Musik in Hülle und Fülle volkstümliche Züge, die Wiener Lyrik aber ist von Aristokraten für Aristokraten geschrieben. Hiermit sind für diese Lyrik, nach Stoff und Inhalt, neue wichtige Charakterzüge gegeben. Jede Gesellschaft bindet — und je exklusiver sie ist, um so stärker — den einzelnen äußerlich fester, indem sie ihm zugleich innerlich mehr Freiheit läßt. Gewisse Gruppen von Vorstellungen, Motiven, Verhaltungsweisen werden in stillschweigender Übereinkunft aus Diskussion und Leben ausgeschaltet; in unserm Falle alles Derbe, Laute, Kräftige, Allzumenschliche. Für die Lyrik bedeutet dies eine weitere Einengung ihres Stoffgebietes, welchem schon, wie wir sahen, die starken Antriebe aus Politik und Religion und damit „der Menschheit große Angelegenheiten“ mangeln. Aber wie dieses aristokratische Ich sich von der Gesellschaft umgeben und beeinflußt weiß, wird es anderseits sich in vielen bewußt, beobachtet sich und jene, analysiert. Und auf diesem Wiener Boden gewinnt die Betrachtung und Zerlegung eigner und fremder Seelenvorgänge den Charakter des Genusses; sie ist ein Ersatz des naiven Genußlebens der niedrigeren Kreise, sie ist vielmehr dessen höchste Verfeinerung. Man fühlt sich immer auf der Bühne, man redet gern — und dann in dem weltmännischen Tone affektierter Gleichgültigkeit; das Leben, dessen wirkliches Gesicht Umstände und Konvention nicht mehr sehen lassen, wird zum Spiel, und das Spiel — des Theaters, der Bilder und Bücher, der Träume, der Natur — erscheint als das Leben, an dem eine geistreiche Phantasie leise und müde rätselt.

Diese seelische Verfassung war in Wien — und freilich reicht Wien, auch hierin Paris ähnlich, weiter, als der Stadtplan will — in allen Graden und Schattierungen da, als die große Welle der modernen Subjektivität von Frankreich, Skandinavien und Deutschland her in den achtziger Jahren dorthin kam und diese Zustände modern, literaturfähig, poetisch machte. Daher die Frühreife der auftretenden Talente — Hofmannsthals Erstling ist mit siebzehn Jahren geschrieben, und er selber, der jetzt bereits eine Sammlung seiner Schriften veranstaltet, ist mit seinen fünfunddreißig Jahren der älteste der Vier. Daher aber auch die Bestimmtheit, mit der man dem *naturalistischen* Zeitgeist entgegentrat: man *konnte* ihm gar nicht nachgeben, und so *wollte* man es nicht, — der Künstler erhebt ja seine Eigenschaften — Fähigkeiten wie Mängel — zu „Notwendigkeiten“ und zu „Prinzipien“. So ist diese Kunst mit Willen aristokratisch im wienerischen Sinne: ihr mangelt mit dem Groß-Menschlichen das Allgemein- (und Gemein-) Menschliche, die Leidenschaft, ja selbst Wärme und Herzlichkeit. Sie verzichtet darauf, zu erschüttern, zu belehren, auf das Leben zu wirken; sie hält auf Distanz und wendet sich nicht an Menschen, sondern an Künstler. Der Poet fühlt sich gleichfalls als Künstler, nicht als Mensch; „die jungen Dichter“ ist eine gern wiederholte Vorstellung, und in Titel, Widmung, Ausstattung zeigt

sich eine Vorliebe für das Gewählte, Preziöse. Das geht aber noch weiter bis in die Ausdrucksweise und Stoffbehandlung hinein; man sagt etwas geziert: „manche“ statt viele oder alle, „selten“ für nie, „kaum“ statt nicht, man verblüfft gern durch Worte von unheilbarer Prosa, die zwischen der sonst höchst gewählten Luxus-Sprache sich ausnehmen wie Feldhühner neben Pfauen; man gefällt sich in Dunkelheiten. Ebenso wird im Stoff das Absonderliche, wenn nicht das Bizarre bevorzugt, und vor allem das Distinguierte; Pagen, Prinzessinnen, Künstler, ferne Kulturen, fremde Natur. Hier erleben sich diese tatlosen und wirklichkeitsfremden Träumer am stärksten, und je sorgsamer sie in kühler Bewußtheit sich menschlichen Beziehungen versagen, um so lieber verlieren sie sich an „die Dinge“. Das Wort kehrt bei ihnen mit einer fast komisch wirkenden Häufigkeit und Einhelligkeit wieder. Hofmannsthal fragt einmal (im „Gespräch über Gedichte“) mit geistreicher Paradoxie: „Sind nicht die Gefühle, die Halbgefühle, alle die geheimsten und tiefsten Zustände unsres Innern in der seltsamsten Weise mit einer Landschaft verflochten, mit einer Jahreszeit, mit einer Beschaffenheit der Luft, mit einem Hauch? . . . Wollen wir uns finden, so dürfen wir nicht in unser Inneres hinabsteigen: draußen sind wir zu finden, draußen. . . . Von außen weht es uns an, es flieht uns für lange und kehrt uns in einem Hauch zurück; . . . wir sind nicht mehr als ein Taubenschlag.“ — Hier hat denn auch diese Lyrik ein Hauptgebiet gefunden; dunkle Reize, flüchtigste Empfindungen, die bisher nicht beobachtet oder nicht der Wiedergabe für wert gehalten worden, hat sie gehascht und immerhin neue Gebiete vom Reich des Unbewußten oder Alltäglichen damit für die Kunst erobert. — Der aristokratisch exklusiven Haltung und nervösen Feinfühligkeit entspricht auch die äußere Form, die Sprach- und Reimbehandlung. Hier herrscht eine bewundernswerte Sorgfalt, und die Verdienste dieser Dichter um größere Grazie und um die Ausnutzung der musikalisch-sinnlichen Reize unsrer Sprache sind außerordentlich.

Schaukal erscheint in dem — von Selbstzucht zeugenden — Auswahlbändchen als der heiterste und kräftigste der vier. Er fügt sich nicht immer in die österreichische „Müdigkeit“ und hat manchmal fast so helle Trompetentöne wie etwa Liliencron, — während die andern meist wie gedämpftes Geigenspiel klingen. Aparte scharfe Naturbilder, Liebeslieder — etwas sehr Seltenes in Wien, wo man die „Liebelei“ bevorzugt —, Sprüche, zuweilen freilich doch gar zu belanglose. Den wertvollen Schluß bildet eine Anzahl von Kulturskizzen, die geistreich, knapp, fast epigrammatisch sind; mit einer Neigung für Hautgout.

Notre-Dame

„Kavaliere bleich und mit schmalen Gelenken,
Den Degenkorb von der Kräuselmanschette
Zierlich bedeckt. Sie denken
An eine Frau in weißem Spitzenbette.
Sie haben Schach gespielt, Hengste geprobt.
Sie singen: Großer Gott, dich lobt
Die gläubige Gemeinde.
Vernichte unsre Feinde.“

Blickt Schaukal gern nach dem Spanien und Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, so daß er zuweilen einen Velazquez oder Watteau geradezu übersetzt, — so flüchtet der romantischere Hofmannsthal in das Italien „zur Zeit der großen Maler“ oder zur behaglichen Pracht des Empire, wenn er sich nicht eine in südlichen Farben glühende Märchenwelt schafft. Er hat sich am unbedenklichsten den Einflüssen aller Kulturen offen gehalten, ein Eklektiker und Anempfinder großen Stils, der mit starker Reizbarkeit, empfindlichstem Geschmack und hohem Kulturbewußtsein doch anderseits auch eine nicht gewöhnliche Unbefangenheit verbindet: er lehnt sich gerne an, denn seine Erfindungskraft und Konsequenz, vielleicht mehr noch sein Lebensgefühl sind nicht stark. Aber er pflegt dann doch diese Anregungen und Motive recht frei zu etwas Neuartigem zu gestalten. Dies würdigen, scheint mir, diejenigen zu wenig, denen — mit Recht — die wienerisch-perverse Elektra minder gefiel als die griechische. Nur das, was freilich das Wichtigste ist und bleibt, darf man bei Hofmannsthal nicht suchen: starke, aus den Dingen schöpfende, schaffende Ursprünglichkeit. Und sein Verhältnis zum Lebendigen ringsum ist bei ihm so sonderbar, daß es ihm gelegentlich durchlaufen kann, ganz im Ernst von einer „zahmen Krabbe“ zu sprechen, mit der ein Kind spielt.

Hofmannsthals Phantasie hat sich von der bildenden Kunst sehr stark befruchten und erziehen lassen; die üppige Pracht seiner Naturbilder scheint den italienischen Malern und Böcklin nacherzählt zu sein. Doch liebt er auch die Welt des Traumes und des Theaters; in allen dreien findet er die Distanz zum Leben, deren er bedarf, schon als Gegebenes vor.

„Das macht so schön die halbverwehten Klänge,
So schön die dunklen Worte toter Dichter
Und alle Dinge, denen wir entsagen.
Das ist der Zauber auf versunknen Tagen
Und ist der Quell des grenzenlosen Schönen,
Denn wir ersticken, wo wir uns gewöhnen.“

Die „Gesammelten Gedichte“ enthalten außer dem „Tod des Tizian“, dem diese Zeilen entstammen, und der Kentauren-Idylle einige zwanzig Gedichte: darunter starke Stimmungen verworrenen Lallens, nachdenklichen Staunens, traumschweren Grauens, oft eine merkwürdige Mischung kinderhafter und altersmüder Züge. Mehrere Gedichte, und eben die in Stimmung und Rhythmus lebhaftesten, sind Goethe stark nachempfunden, so das „Reiselied“, das, mit den frischen Bildern einer Alpenüberschreitung und der Seen der Lombardei, wohl auch in den „Wanderjahren“ stehen könnte:

„Wasser stürzt, uns zu verschlingen,
Rollt der Fels, uns zu erschlagen,
Kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen.

Aber unten liegt ein Land,
Früchte spiegelnd ohne Ende
In den alterslosen Seen.

Marmorstirn und Brunnenrand
Steigt aus blumigem Gelände,
Und die leichten Winde wehn."

Der „Tod des Tizian" leitet zu den „Kleinen Dramen" über, mit deren ersten beiden: „Gestern" und „Tor und Tod" er eine Trilogie bilden könnte. Hofmannsthal hat hier Glück und Qual des Nur-Künstlers und -Genießers geschildert, — gebeichtet. In „Gestern" und dem „Tod des Tizian" noch das Hochgefühl einer ruchlos kostenden und tastenden Genuß- und Schöpferlust; in „Tor und Tod" dann die Tragik:

„Ich hab von allen lieben Lippen
Den wahren Trank des Lebens nie gesogen.
Bin nie vom wahren Schmerz durchschüttert
Die Straße einsam, schluchzend nie! gezogen.
Wenn ich von guten Gaben der Natur
Je eine Regung, einen Hauch erfuhr,
So nannte ihn mein überwacher Sinn
Unfähig des Vergessens, grell beim Namen,
Und wie dann tausende Vergleiche kamen,
War das Vertrauen, war das Glück dahin."

In dieser Dichtung scheint mir Hofmannsthal sein Schönstes gegeben zu haben. Die übrigen Dramen sind weniger bedeutenden Inhalts; es überrascht nochmals die neue Wendung eines alten Motivs in dem „Weißen Fächer"; in der Hauptsache aber läßt er seine gedankenvolle Schwermut und die breite Pracht seiner Bilder und Naturgemälde ohne die straffen Fesseln einer Handlung hinströmen. So sind hier einzelne Szenen und Anschauungen von stimmungsvoller Schönheit und Symbolik; aber bei dem Mangel eines festen Plans und kräftiger Kontraste verfällt der Dichter doch allzu häufig in ermüdende Breite.

Über seine Sprache muß noch ein Wörtlein gesagt werden. Bei ihrer hohen Kultur ist es nämlich sonderbar, daß man nicht selten einem schwerfälligen Ausdruck, Nachlässigkeiten in der Prosodie und selbst Sprachwidrigkeiten begegnet. Hofmannsthal reimt gar zu wienerisch: „Trauriges" auf ... „ich säß"; er betont Großväter, Baumkronen, Glastüren; er ist gegen den Hiatus geradezu harthörig. Ein Beispiel für eine bei ihm beliebte Relativsatz-Wendung: „Scheinbar gepackt von was auch mich bewegte." — Der Stil der „Idylle" liest sich gar wie eine schlechte Übersetzung aus dem Griechischen:

„Kentauren seh ich einen nahen, Jüngling noch,
Ein schöner Gott mir scheinend, wenn auch halb ein Tier,
Und aus dem Hain entlang dem Ufer traben her."

Das nächstemal wollen wir von R. M. Rilke und von Stefan Zweig sprechen. Hans Boehm]

Gedichte von Richard Schaukal

Du

Wie aus tiefen Wäldern bist du,
Wo keine schweren Menschen gehen,
Wie in der Waldquelle
Seh ich mich rein und wahr in dir.

Ich bin ein heißer unzufriedener Mensch
Mit einem herrischen Kinderherzen.
Tau liegt auf meinen Haaren aus den Nächten der Sehnsucht,
Meine Hände zittern nach Glück.
Und meine Seele kann fliegen
Hoch über den Tagen:
Ich seh ihr nach und staune,
Lächle und weine.
Manchmal aber bin ich wie ein König . . .
Und alles ist dein,
Dein ward es ohne Schenken,
Du kamst und es war dein,
Ich bin so sicher, dein zu sein mit allem.

Das Glück

Wanderer, du stehst und sinnst:
Leise wehend kam's gegangen,
Tät dein Haar wie Schleier fangen,
Aber eh aus deinem bangen,
Zitternd ahnenden Verlangen
Du mit heißen Kinderwangen
Stammelnd einen Wunsch beginnst:
Flüchtig und mit Flügelschritten
Flatternd ist es fortgeglitten,
Und von deinen hohen Träumen
Hängt nur zitternd in den Bäumen
Windbewegtes Duftgespinst.

Strandfelsen

Regenschleier flattern weit
Von den schroffen Felsenwänden,
Ängstlich mit erstarrten Händen
Hält die Einsamkeit ihr Kleid.

Mondnacht

Nebel schleiert schimmernd auf den Wiesen weit.
Mondbezaubert stille Silberflügel breitet Einsamkeit.
Weiden überm Flusse, der leis rauschend wallt,
Geistern schattend auf den Teppich ihre Mißgestalt.

Tiefste grüne Dunkelheit umhängt
Weich den ragenden Wald, der Höhensaum
Hebt sich schwarz und scharf vom blauen Raum,
Wo der Herr unendliche Gedanken denkt.

Der Tod

Über dem starrenden, bleiern spiegelnden
Tümpel des Tages voll dumpfer Not
Schweb ich mit rauschenden starken Flügeln
Glänzender Worte zu dir, o Tod.

Deine Wunder, um uns ergossen,
Harren in hoher heiliger Nacht,
Bis eine Seele die Siegel erschlossen,
Glühend ein reicheres Leben erwacht.

Leben

Und wieder ist es Schlafenszeit:
Ein grauer Tag zerrann,
Und morgen legst du Müh und Kleid
Gehorsam wieder an.

Und wenn du manchen Morgen so
Dich in den Tag gefügt,
Kaum traurig, aber selten froh —
Sagt Gott wohl: es genügt.

Vorfrühlingsnächte

Nun sind die Winde wild und froh
Und rütteln an den Mauern,
Erwachst du, packt dich immer so
Das alte Frühlingsschauern,

Daß du dich aus den Kissen rückst
Und lauschest voll Bedrängnis,
Dich über deine Seele bückst
Wie einer im Gefängnis.

Porträt des Marquis de ....

Halte mir einer von euch Laffen mein Pferd,
Hole mir einer von euch Lumpen mein Schwert:
Ich ließ es bei einer Dame liegen.

Laß einer von euch Schurken einen Falken fliegen:
Ich will ihm nachsehen und mich ins Blau verlieren,
Störe mich keiner von euch Tieren!

Rokoko

Schwere silbergraue Portieren,
Weiße Göttergestalten mit großen leeren
Augen, verschlafne Konsolenuhren,
Possierliche Porzellanfiguren
Auf Marmortischen mit goldenen Beinen,
Schwarze Katzen aus grünen Steinen
Lüstern blinzelnd auf hohen Kaminen,
Weiche Causeusen hinter Gardinen,
Geblumte vergoldete Garnituren,
Und ein Spinett, und die exquise
Gavotte lehnt noch aufgeschlagen,
Die leicht vergilbten Saiten tragen
Am Rande rechts unter einer Marquise
Zierlich gewölbte Nagelspuren,
Die damals hochgemiedert hier

Saß und spielte mit sanft gebogenen
Feinen Brauen, mit großen verlognen
Blauen Augen, mit puderbestaubten
Locken vor Herrn, die ans Irdische glaubten
Und an den Hurihimmel auf Erden,
Die mit Spitzenmanschetten und halben Gebärden
In einer sublimen schmalen Manier
Ihr Kräuseljabot aus den Westen zogen
Und schlanke Rohre träumend bogen
Mit Silberknäufen und Freiherrnkronen,
Die mit dem Parfüm der Sonnenzonen
Ihre heimlichen zärtlichen Aventüren
Feuchteten und mit gewandten Allüren
Den alten Gott in die Grube legten,
Über die sie sich schmächtig und höflich bewegten
In kleinen Schritten mit scherzenden Worten . . .
Wer öffnet mir die verriegelten Pforten
Zu dieser Welt der blassen Nuancen,
Der Madrigale und Medisancen?

Die Pforte des Todes

In schwarzem Eisen hält am Tor,
Das bleiche Haupt vom Helm gekrönt,
Der Engel Wacht, und also tönt
Die starke Stimme: „Tretet vor!“

Hoch ragt das Gitter, schwarz und still,
Die Wipfel drinnen höher noch.
„So sind aus Qual am Ziel wir doch,
Wir, die die Sonne nicht mehr will,

Laß ein die Wandermüden!“ Blank
Verweisend hemmt sein Schwert, das Haupt
Schüttelt er weigernd. „Nicht bestaubt
Ist euer Haar von weitem Gang,

In euern Augen brütet Haß,
Verdroßne Gier keucht drin und glüht.
Dies aber ist die Weisung: müd
Und milde lächelnd ins Gelaß

Trete der Mensch, so ist mein Amt.
Zurück ins Leben! Kämpft und harrt!“
Sein Helmbusch steigt, sein Blick erstarrt,
Und das gezückte Schwert erflammt.

Vier Szenen aus „Gestern“ von Hugo von Hofmannsthal

(Gartensaal im Hause Andreas. Reiche Architektur der sinkenden Renaissance, die Wände mit Stukkaturen und Grotesken geziert. Links und rechts je ein hohes Fenster und je eine kleine Tür mit Vorhängen, darauf Darstellungen aus der Aneis. Mitteltür ebenso, dahinter eine Terrasse, die rückwärts mit vergoldeten Efeugittern abgeschlossen ist, links

und rechts Stufen zum Garten hat. In der linken Ecke von Wand zu Wand eine dunkelrote Hängematte an silbernen Ringen. An den Pfeilern geschnitzte Truhen zum Sitzen. In der Mitte eine Majolikaherme des Aretino. Am Pfeiler rechts eine tragbare kleine Orgel mit freien Blasebälgen; sie steht auf einer schwarzen Ebenholztruhe, die in lichtem, eingelegten Holz harfenspielende Tritonen und syrinxblasende Faune zeigt. Darüber hängen an der Wand eine dreisaitige Geige, in einen Satyrkopf auslaufend, und ein langes Monochord, mit Elfenbein eingelegt. Von der Decke hängen Ampeln in den strengeren Formen der Frührenaissance. — Morgendämmerung, Fenster und Türen verhängt.)

Arlette, Andrea

Arlette (durch die kleine Tür rechts; sie läuft in die Mitte des Zimmers, lauscht): Madonna! Ja! Die Gartentür . . und Schritte!

(Nach rechts zurückrufend)

Er ist's, geh! Geh! Und bück dich! Durch die Mitte!

(Dann schiebt sie schnell den Vorhang zu, läuft nach der Hängematte und legt sich hinein. Sie streckt noch einmal den Kopf empor und stellt sich dann schlafend.)

Andrea (kommt durch die Mitteltür, pfeifend; er legt den Degen ab, dann bemerkt er Arlette, geht hin und küßt sie auf die Stirn).

Arlette (scheinbar aufschreckend): Andrea!

Andrea: Ach, hab ich dich aufgeweckt?
Das wollt ich nicht!

Arlette: Du hast mich so erschreckt!

Andrea: Was hast du denn?

Arlette (schnell): Du bist schon lange hier?

Andrea: Ich komme eben. Aber . . sage mir . .

Arlette (sie spricht schnell und erregt und sieht verstohlen nach der Tür rechts): Nein, nein . . nichts . . weißt du, ich bin eingeschlafen . .
Ja . . in der Nacht . . da lief ich in den Garten . .
Ich hatte Angst . . ich wollte dich erwarten . .

(Allmählich ruhiger)

Ich weiß nicht . . Ein unsinniges Gefühl . .
Mich ängstigte mein großes, stilles Zimmer,
Es war so atmend lau und duftig schwül,
Am Gartengitter spielte weißer Schimmer,
Und da . . ich weiß nicht . . trat ich hier herein,

(Sie richtet sich auf und lehnt sich an ihn)

Mir war, als wär ich weniger allein . . (Pause)
Du kommst sehr früh?

Andrea: Es ist ja fast schon licht,
Doch komm, wir könnten jetzt hinübergehen
Zu dir, zu uns . . (Er will sie sanft mitziehen)

Arlette (ängstlich): Andrea! Nicht . .
Mein Zimmer hat . .

Andrea: Was hat es denn, du Kind?

Arlette (schmeichelnd): Bleib da! Im Garten rauscht so süß die Nacht,
Man hört's nur hier!

Andrea: Das ist der Morgenwind,
Das ist des Tages Rauschen, der erwacht!

Arlette: Komm in den Garten, in das feuchte Grau!
Ich sehne mich nach Tau, nach frischem Tau!
Wie damals, weißt du noch, wie wir uns trafen
Im Park von Trevi, taubesprengt, verschlafen?
Andrea: Den Tau des Sommers trinkt die Sonne schnell!
(Er schiebt einen Vorhang weg)
Es ist schon licht, Arlette!
Arlette (ganz aufgestanden): Laß! So grell!
Es schmerzt. O laß die kühle, halbe Nacht,
Ich fühl, daß heut das Licht mich häßlich macht.
Andrea: Du bist sehr blaß.
Arlette: Du weißt, ich hab gewacht.
Andrea (gereizt): Wer hieß dich wachen?
Arlette: Mußt du mich noch quälen,
Daß du mich quältest! Nein, du sollst erzählen,
Und bin ich schon die Nacht allein geblieben,
Will ich doch wissen, was dich fortgetrieben.
Andrea: Du weißt ja, Kind, daß ich bei Palla war.
Arlette: Und dort?
Andrea: Wie immer die gewohnte Schar:
Fantasio, Pietro, Grumio, Strozzi auch,
Kurz alle, nur Lorenzo hat gefehlt.
Arlette (lauernd): Warum denn der?
Andrea: Er hat den Grund verhehlt,
Man fragt doch nicht . . vielleicht ein Stelldichein.
Arlette: So weißt du?
Andrea: Nein.
Arlette: Doch glaubst du etwa?
Andrea: Nein.
Was fragst du denn?
Arlette (ablenkend): Und was habt ihr gemacht?
Andrea: Geprahlt, gespielt, getrunken und gelacht . .
Was man mit Männern tut, wenn man nicht streitet,
Die meisten haben mich bis her begleitet,
Sie kommen heut recht früh . .
Arlette: Gesteh's, dir sind
Doch Frauen lieber.
Andrea: Bis auf eines, Kind.
Die lieben mich, weil ich der Klügste bin.
Arlette: Sie lieben dich, weil sie dich brauchen können!
Andrea: Und wenn's so ist! Ich frage nicht nach Gründen!
Nur aus sich selber strömt, was wir empfinden,
Und nur Empfindung findet rück die Pforte:
Ohnmächtig sind die Taten, leer die Worte!
Ergründen macht Empfinden unerträglich,
Und jedes wahre Fühlen ist unsäglich . .
Nicht was ich denke, glaube, höre, sehe,
Dein Zauber bindet mich und deine Nähe . .
Und wenn du mich betrögest und mein Lieben,
Du wärst für mich dieselbe doch geblieben!

Arlette: Nimm dich in acht, der Glaube ist gefährlich!
Andrea: O nein, nur schön und kühn, berauschend, ehrlich,
Er spült uns fort, was unsern Geist umklammert,
Als Rücksicht hemmt und als Gewissen jammert,
Mit tausend unverdienten Strafen droht,
Wenn wir nicht lügen, wo Empfinden tot;
Er lehret uns als weises Recht erkennen,
Was wir gewöhnlich tuen und nicht nennen . .
(Leiser)
Es ist ja Leben stummes Weiterwandern
Von Millionen, die noch nicht verstehn,
Und wenn sich jemals zwei ins Auge sehn,
So sieht ein jeder sich nur in dem andern.
Arlette: Und was sind jene, die wir Freunde nennen?
Andrea: Die, drin wir klarer unser Selbst erkennen.
. . Es gärt in mir ein ungestümes Wollen,
Nach einem Ritt, nach einem wilden, tollen . .
So werde ich nach meinem Pferde rufen:
Es keucht, die Funken sprühen von den Hufen,
Was kümmert's mich, die Laune ist gestillt!
Ein andermal durch meine Seele quillt
Ein unbestimmtes, schmelzendes Verlangen
Nach Tönen, die mich bebend leis umfangen . .
So werd ich aus der Geige strömen lassen
Ihr Weinen, ihres Sehnens dunkle Fluten,
Ekstatisch tiefstes Stöhnen, heißes Girren,
Der Geigenseele rätselhaftes Bluten . .
(Er hält einen Augenblick inne)
Ein andermal werd ich den Degen fassen,
Weil's mich verlangt nach einer Klinge Schwirren:
Das Roß, das Geigenspiel, die Degenklinge,
Lebendig nur durch unsrer Laune Leben,
Des Lebens wert, solang sie uns es geben,
Sie sind im Grunde tote, leere Dinge!
Die Freunde so, ihr Leben ist ein Schein,
Ich lebe, der sie brauche, ich allein!
In jedem schläft ein Funken, der mir frommt,
Der früher, später doch zutage kommt:
Vielleicht ein Scherz, der meine Laune streichelt,
Ein Wort vielleicht, das mir im Traume schmeichelt,
Ein neuer Rausch vielleicht, ein neu Genießen,
Vielleicht auch Qualen, die mir viel erschließen,
Vielleicht ein feiger, weicher Sklavensinn,
Der mich erheitert, wenn ich grausam bin,
Vielleicht . . was weiß ich noch . . ich kann sie brauchen,
Weil sie für mich nach tausend Perlen tauchen,
Weil eine Angst nur ist in meiner Seele:
Daß ich das Höchste, Tiefste doch verfehle!
(Leise)
Dem Tode neid ich alles, was er wirbt,

Es ist vielleicht mein Schicksal, das da stirbt,
Das andere, das Große, Ungelebte,
Das nicht der Zufall schnöd zusammenklebte.
Darum, Arlette, bangt mir im Genusse,
Ich zage, wenn der volle Becher schäumt,
Ein Zweifel schreit in mir bei jedem Kusse:
Hast du das Beste nicht, wie leicht, versäumt?!
Arlette (mit geschlossenen Augen): Ich habe nie von Besserem geträumt.
Andrea: Es ahnt das Herz ja nicht, was es entbehrt,
Und was ihm zugefallen, hält es wert.
Ich aber will kein Dämmern, ich will Wachen,
Ich will mein Leben fühlen, dichten, machen!
Erst wenn zum Kranz sich jede Blume flicht,
Wenn jede Lust die rechte Frucht sich bricht,
Ein jedes Fühlen mit harmonisch spricht,
Dann ist das Leben Leben, früher nicht!
(Pause)
Arlette, steh auf . . Die Stunde ist nicht weit.
Arlette: Ach ja, sie kommen wieder . . Welches Kleid?
Das grüne, das dir gestern so gefiel,
Das weiche, mit dem matten Faltenspiel?
Andrea: Das blasse, grüne, mit den Wasserrosen?
Arlette: Und mit dem Gürtel, mit dem breiten, losen . .
Andrea: Was fällt dir ein, das hat mir nie gefallen.
Arlette: O ja, erst gestern sagtest du's vor allen . .
Andrea: Mußt du mit gestern stets das Heute stören?
Muß ich die Fessel immer klirren hören,
Die ewig dir am Fuß beengend hängt,
Wenn ich für mich sie tausendmal gesprengt!
Weil gestern blasse Dämmerung um uns hing,
Zum grünen Nil die Seele träumen ging,
Weil unbestimmte Lichter um uns flogen,
Am Himmel bleiche Wolken sehnend zogen . .
Ein Abgrund trennt uns davon, sieben Stunden,
Für immer ist dies Gestern hingeschwunden!
Heut ist ein Tag Correggios, reif erglühend,
In ganzen Farben, lachend, prangend, blühend,
Heut ist ein Tag der üppigen Magnolien,
Der schwellenden, der reifen Zentifolien;
Heut nimm dein gelbes Kleid, das schwere, reiche,
Und dunkelrote Rosen, heiße, weiche . .
Verlerntest du am Gestern nur zu halten,
Auf dieses Toten hohlen Ruf zu lauschen:
Laß dir des Heute wechselnde Gewalten,
Genuß und Qualen, durch die Seele rauschen,
Vergiß das Unverständliche, das war:
Das Gestern lügt, und nur das Heut ist wahr!
Laß dich von jedem Augenblicke treiben,
Das ist der Weg, dir selber treu zu bleiben.
Der Stimmung folg, die deiner niemals harrt,

Gib dich ihr hin, so wirst du dich bewahren,
Von ausgelebten drohen dir Gefahren:
Und Lüge wird die Wahrheit, die erstarrt!
Jetzt geh, mein Kind. Nimm auch die goldnen Reifen,
Die mit den Gemmen. Und die neuen Spangen,
Wir haben frühe Gäste zu empfangen.

Kardinal, Arlette

(Arlette, umgekleidet, durch die Tür rechts; im Spiel mit dem Kardinal ist ihre Koketterie deutlicher als gewöhnlich.)

Arlette (scheinbar suchend): Andrea! Ach — Ihr seid es, hoher Herr,
Nur Ihr?
Kardinal: Ist das zu wenig, kleine Sünde?
Arlette: Allein . . Andrea . .
Kardinal: Und wer ist der Gast,
Für den wetteifern Glut und Duft und Glast,
Für den die Steine und die Rosen prangen,
Die schönen Rosen da . . und neuen Spangen?
(Lauernd)
Wer ist der liebe Gast? (Er zieht sie zu sich)
Arlette: Was Ihr nur denkt!
Andrea hat sie gestern mir geschenkt.
Und für ihn schmück ich mich doch auch allein.
Ich bin ihm treu. Ihr wißt's.
(Er kneift die Augen zu und schüttelt den Kopf)
Was heißt das?
(Heftig)
Nein,
Ich bin ihm treu!
Kardinal (leise, gemütlich): Du lügst, Arlette.
Arlette: Es sind
Zwei Jahre jetzt, daß ich . .
Kardinal (wie oben): Bist gestern, Kind —
(Andrea kommt langsam, verstimmt über die Terrasse, durch die Mitteltür ins Zimmer)
Arlette (gefaßt): Ihr wißt?
Kardinal (dummpfiffig): Lorenzo hat —
Arlette (bemerkt Andrea): So schweigt!
Kardinal: Vertrauen . .
Arlette: Ich fleh Euch an.
Kardinal (lachend): Ei, auf mich kannst du bauen!

Die Vorigen, Andrea (kommt langsam auf sie zugegangen)

Andrea (Gereiztheit in der Stimme): Ich störe doch wohl nicht.
Arlette (schüchtern): Du kommst allein?
Andrea: Ja, wie du siehst.
Arlette: Du kommst mich holen?
Andrea: Nein.
Kardinal: Die andern?
Andrea: Sind zum Teich hinabgegangen.

(Nach einer Pause)
Wie mich's zuweilen ekelt vor der Schar!
Nimmt keiner doch des Augenblicks Verlangen,
Den Geist des Augenblickes keiner wahr!
(Am Fenster)
Es liegt die Flut wie tot . . wie zähes Blei . .
Die Sonne drückt . . aschgraue Wolken lauern . .
Der Teich hat Flecken und die Binsen schauern . .
Den Sturm verkündet geller Möwenschrei:
Ich sehe schon des Sturms fahlweiße Schwinge . .
(Mit dem Tone der tiefsten Verachtung)
Sie fühlen's nicht und reden andre Dinge! . .
(Pause)
Nur einen gibt's, der das wie ich versteht!
Mein bester Freund, solang uns Sturm umweht!
In ihm ist, wie in mir, des Sturmes Seele:
Ich möchte nicht, daß er mir heute fehle.
Wo bleibt Lorenzo?
(Zum Kardinal)
Hast du ihn gesehn?

Kardinal (mit behaglicher Ironie):
So hast du einen Freund für Sturmeswehn,
Für Regen den und den für Sonnenschein,
Fürs Zimmer den und den zur Jagd im Frein?

Andrea: Und warum nicht? Was ist daran zu staunen?
Ist nicht die ganze ewige Natur
Nur ein Symbol für unsrer Seelen Launen?
Was suchen wir in ihr als unsre Spur?
Und wird uns alles nicht zum Gleichnisbronnen,
Uns auszudrücken, unsre Qual und Wonnen?
(Den Degen in die Hand nehmend)
Du hier, mein Degen, bist mein heller Zorn!
(Auf die Orgel zeigend)
Und hier steht meiner Träume reicher Born!
Ser Vespasiano ist mein Hang zum Streit,
Und Mosca . . Mosca meine Eitelkeit!

Kardinal: Und was bin ich, darf man das auch wohl fragen?

Andrea: Du, Oheim Kardinal, bist mein Behagen!
Du machst, daß mir's an meiner Tafel mundet:
Du zeigst mir, wie die Birne reif-gerundet;
Durch deine Augen seh ich Trüffel winken;
Du lehrst mir trinkend denken, denkend trinken!
Lorenzo ruf ich, wenn die Degen klirren,
Wenn Sturm die Segel bauscht, die Taue schwirren.
O denkst du noch an jene Nacht, Arlette:
Wir flogen mit dem Sturme um die Wette . .
Kein Lichtstrahl . . nur der Blitze zuckend Licht
Zeigt mir die Klippen, weißen Schaum, den Mast.

Arlette (mit zurückgeworfenen Armen und halbgeschlossenen Augen, stehend): Ich schloß die Augen . . aber fest und warm,

An deiner Brust . . hielt mich dein Arm umfaßt.

Andrea (schnell): Das war nicht mein, das war Lorenzos Arm!
Ich saß am Steuer.

Arlette (in der Erinnerung versunken, ohne recht auf ihn zu hören, nickend): Mir war wie im Traum.
Ich dachte nicht. Versunken Zeit und Raum,
Vor mir noch seh ich jenen, fern und bleich . .
Verschwommen alles . . der das Steuer hielt,
Lorenzo . . fremd erschien mir sein Gesicht . .
Ich kannt ihn kaum . . Mir war nicht kalt . . nicht bang,
Ich fühlte nur den Arm, der mich umschlang . .
Dann schlief ich ein . .

Andrea (sehr laut): Das war Lorenzo nicht!
(Mißtrauisch auf sie zugehend)
Ich saß am Steuer. (Sehr leise) Ich . . ich war wohl bleich . .
Ich, ich war dir so fern . . so fremd . . so gleich . .
Und als ich uns gerettet in den Hafen,
Warst in Lorenzos Arm du eingeschlafen.
(Ganz nahe)
Weißt du das nicht?! Hast du das nie gewußt?!

(Er faßt sie am Arm und sieht sie forschend an. Dann wendet er sich plötzlich von ihr ab und geht mit starken Schritten zur Türe.)

Andrea, Arlette

(Er geht langsam auf und ab. Endlich bleibt er vor ihr stehen. Er spricht leise, mit zurückgedrängter Heftigkeit.)

Andrea: Ich weiß, Arlette, daß du mich betrügst,
Betrügst wie eine Dirne, feig, unsäglich.
Beinahe lächerlich und fast doch kläglich!
(Pause)
Was hier geschah, alltäglich und gemein,
Dem will ich ja sein reiz- und farblos Sein,
Sein unbegreiflich Schales gerne gönnen . .
Verstehen nur, verstehen möcht ich's können.
(Pause. Gemacht verächtlich)
Du bist nicht schuld daran, wenn ich jetzt leide,
Nicht schuld an diesem ganzen blöden Wahn . .
Es ist kein Grund, daß ich dich zürnend meide . .
Du konntest, du hast mir nicht weh getan!
(Nach einer Pause mit steigender Heftigkeit)
Verbergen brauchst du's nicht und nicht beklagen,
Nur sagen sollst du mir . . ganz . . alles sagen:
Nur eines, fürcht ich, werd ich nie verstehen:
Warum du den, warum gerade den . . .

Arlette: So hör doch auf, ich will ja alles sagen.

Andrea (zurücktretend):
Schweig noch! Mich dünkt, ich werd es nicht ertragen.
Mich dünkt, ich darf dich jetzt nicht reden hören.
In mir ist's klar. Das darf man nicht verstören.
Ich müßte nach dir schlagen, müßte schrein,

Verführt vom Blut, verblendet . . nein, nein! nein!
Das wäre Fälschung, Lüge, Selbstbetrug
An meinem Fühlen, kalt und klar und klug.
(Pause. Boshaft und schmerzlich)
Doch hat mein Denken erst sich vollgesogen
Mit diesem Wissen, wie du mich betrogen,
Dann wird sich mir dein Wesen neu erschließen,
Verschönt zu süßem, schmerzlichem Genießen.
Und was mich heute quält wie dumpfe Pein,
Wird eine Wonne der Erinnrung sein.
Die tausend Stunden, da ich nichts empfand,
Wenn mich dein Arm betrügerisch umwand,
Ich werde sie durchbebt zu haben wähnen,
Verklärt durch wissende, durch Mitleidstränen.
Jetzt sprich: denn es durchweht mich ein Erkennen,
Wie grenzenlose Weiten Menschen trennen!
Wie furchtbar einsam unsre Seelen denken:
Sprich; was du sagen kannst, kann mich nicht kränken.
Sag, wann's zum erstenmal und wie es kam,
Ob du dich ihm verschenktest, er dich nahm.
Arlette: Zum erstenmal? Es gibt kein zweites Mal.
Nur gestern . .
Andrea (fast schreiend): Gestern?!
Arlette (macht sich los): Laß mich!
Andrea: Sprich!
Arlette: Ich weiß
Ja selbst nicht. Hör doch auf, mich so zu quälen,
Und schick mich fort von dir.
Andrea: Du sollst erzählen!
Arlette: Was hat dich jetzt von neuem so verstört . .
Ich fürchte mich.
Andrea (halblaut): O wie mich das empört.
Dies Gestern! dessen Atem ich noch fühle
Mit seines Abends feuchter, weicher Schwüle.
(Sehr heftig, über sie gebeugt)
Da war's. Da! wie ich fort war. Da, sag ja!
In blauem Dufte lag der Garten da . .
Die Fliederdolden leuchteten und bebten . .
Der Brunnen rauschte und die Falter schwebten . .
Arlette (suchend): So war's, allein . . der Garten . . und das Haus,
Das war so anders . . sah so anders aus.
Andrea: Am Himmel war ein Drängen und ein Ziehn,
Des Abends Atem wühlte im Jasmin,
Und ließ verträumte Blüten niederwehn.
Arlette: Das alles war's. Doch kann ich's nicht verstehn.
Es scheint so fremd, so unbegreiflich weit.
Ja, was du sagst, das war, doch nicht allein.
Es muß ja mehr, viel mehr gewesen sein.
Ein Etwas, das ich heute nimmer finde,
Ein Zauber, den ich heute nicht ergründe.

Je mehr du fragst, es wird nur trüb und trüber,
Ein Abgrund scheint von gestern mich zu trennen,
Und fremd steh ich mir selber gegenüber . . —
(Das Gesicht bedeckend)
Und, was ich nicht versteh, heiß mich nicht nennen!
Vergib, vergiß dies Gestern, laß mich bleiben,
Laß Nächte darübergleiten, Tage treiben . .

Andrea (ruhig ernst): Dies Gestern ist so eins mit deinem Sein,
Du kannst es nicht verwischen, nicht vergessen:
Es ist, so lang wir wissen, daß es war.
In meine Arme müßt ich's täglich pressen,
Im Dufte saug ich's ein aus deinem Haar!
Und heute — gestern ist ein leeres Wort.
Was einmal war, das lebt auch ewig fort.
(Pause. Mit erkünstelter Ruhe)
Wir werden ruhig auseinandergehn
Und ruhig etwa auch uns wiedersehn.
Und daß du mich betrogen und mein Lieben,
Davon ist kaum ein Schmerz zurückgeblieben . .
Doch eines werd ich niemals dir verzeihn:
Daß du zerstört den warmen, lichten Schein,
Der für mich lag auf der entschwundnen Zeit.
(Ausbrechend)
Und daß du die dem Ekel hast geweiht!

(Er winkt ihr, zu gehen. Sie geht langsam durch die Türe rechts ab. Er blickt ihr lange nach. Seine Stimme bebt und kämpft mit aufquellenden Tränen.)

Ich kann so gut verstehen die ungetreuen Frauen . .
So gut, mir ist, als könnt ich in ihre Seelen schauen.
Ich seh in ihren Augen die Lust, sich aufzugeben,
Im Niegenossenen, Verbotenen zu beben . .
Die Lust am Spiel, die Lust, sich selber einzusetzen,
Die Lust am Sieg und Rausch, am Trügen und Verletzen . .
Ich seh ihr Lächeln und
(stockend)
die törichten, die Tränen,
Das rätselhafte Suchen, das ruhelose Sehnen . .
Ich fühle, wie sie's drängt zu törichten Entschlüssen,
Wie sie die Augen schließen und wie sie quälen müssen,
Wie sie ein jedes Gestern für jedes Heut begraben,
Und wie sie nicht verstehen, wenn sie getötet haben.
(Tränen ersticken seine Stimme.)

Gedichte von Hugo von Hofmannsthal

Weltgeheimnis

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
Einst waren alle tief und stumm
Und alle wußten drum.

Wie Zauberworte, nachgelallt
Und nicht begriffen in den Grund,
So geht es jetzt von Mund zu Mund.

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
In den gebückt, begriff's ein Mann,
Begriff es und verlor es dann.

Und redet irr und sang ein Lied —
Auf dessen dunklen Spiegel bückt
Sich einst ein Kind und wird entrückt.

Und wächst und weiß nichts von sich selbst
Und wird ein Weib, das einer liebt
Und — wunderbar wie Liebe gibt!

Wie Liebe tiefe Kunde gibt! —
Da wird an Dinge dumpf geahnt
In ihren Küssen tief gemahnt . .

In unseren Worten liegt es drin,
So tritt des Bettlers Fuß den Kies,
Der eines Edelsteins Verlies.

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
Einst aber wußten alle drum,
Nun zuckt im Kreis ein Traum herum.

Ballade des äußeren Lebens

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihrer Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte . .

Wozu sind diese aufgebaut und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend“ sagt.
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Des alten Mannes Sehnsucht nach dem Sommer

Wenn endlich Juli würde anstatt März,

Nichts hielte mich, ich nähme einen Rand,
Zu Pferd, zu Wagen oder mit der Bahn
Käm ich hinaus ins schöne Hügelland.

Da stünden Gruppen großer Bäume nah,
Platanen, Rüster, Ahorn oder Eiche:
Wie lang ist's, daß ich keine solchen sah!

Da stiege ich vom Pferde oder riefe
Dem Kutscher: Halt! und ginge ohne Ziel
Nach vorwärts in des Sommerlandes Tiefe.

Und unter solchen Bäumen ruht ich aus;
In deren Wipfel wäre Tag und Nacht
Zugleich, und nicht so wie in diesem Haus,

Wo Tage manchmal öd sind wie die Nacht
Und Nächte fahl und lauernd wie der Tag,
Dort wäre alles Leben, Glanz und Pracht.

Und aus dem Schatten in des Abendlichts
Beglückung tret ich, und ein Hauch weht hin,
Doch nirgend flüstert's: „Alles dies ist nichts.“

Das Tal wird dunkel, und wo Häuser sind,
Sind Lichter, und das Dunkel weht mich an,
Doch nicht vom Sterben spricht der nächtige Wind.

Ich gehe übern Friedhof hin und sehe
Nur Blumen sich im letzten Scheine wiegen,
Von gar nichts anderm fühl ich eine Nähe.

Und zwischen Haselsträuchern, die schon düstern,
Fließt Wasser hin, und wie ein Kind, so lausch ich
Und höre kein: „Dies ist vergeblich“ flüstern.

Da ziehe ich mich hurtig aus und springe
Hinein, und wie ich dann den Kopf erhebe,
Ist Mond, indes ich mit dem Bächlein ringe.

Halb heb ich mich aus der eiskalten Welle,
Und einen glatten Kieselstein ins Land
Weit schleudernd steh ich in der Mondeshelle.

Und auf das mondbeglänzte Sommerland
Fällt weit ein Schatten: dieser, der so traurig
Hier nickt, hier hinterm Kissen an der Wand?

So trüb und traurig, der halb aufrecht kauert
Vor Tag und böse in das Frühlicht starrt
Und weiß, daß auf uns beide etwas lauert?

Er, den der böse Wind in diesem März
So quält, daß er die Nächte nie sich legt
Gekrampft die schwarzen Hände auf sein Herz?

Ach, wo ist Juli und das Sommerland!

Großmutter und Enkel

„Ferne ist dein Sinn, dein Fuß
Nur in meiner Tür!“
Woher weißt du's gleich beim Gruß?
„Kind, weil ich es spür.“

Was? „Wie Sie aus süßer Ruh
Süß durch dich erschrickt.“ —
Sonderbar, wie Sie hast du
Vor dich hingenickt.

„Einst . . .“ Nein: jetzt im Augenblick!
Mich beglückt der Schein —
„Kind, was haucht dein Wort und Blick
Jetzt in mich hinein?

Meine Mädchenzeit voll Glanz
Mit verstohlnem Hauch,
Öffnet mir die Seele ganz!“
Ja, ich spür es auch:

Und ich bin bei dir und bin
Wie auf fremdem Stern:
Ihr und dir mit wachem Sinn
Schwankend nah und fern!

„Als ich dem Großvater dein
Mich fürs Leben gab,
Trat ich so verwirrt nicht ein
Wie nun in mein Grab.“

Grab? Was redest du von dem?
Das ist weit von dir!
Sitzest plaudernd und bequem
Mit dem Enkel hier.

Deine Augen frisch und reg,
Deine Wangen hell —
„Flog nicht übern kleinen Weg
Etwas schwarz und schnell?“

Etwas ist, das wie im Traum
Mich Verliebten hält.
Wie der enge schwüle Raum
Seltsam mich umstellt!

„Fühlst du, was jetzt mich umblitzt
Und mein stockend Herz?
Wenn du bei dem Mädchen sitzt,
Unter Kuß und Scherz,

Fühl es fort und denk an mich,
Aber ohne Graun:
Denk, wie ich im Sterben glich
Jungen, jungen Fraun.“

Zu einem Buch

Merkt auf, merkt auf! Die Zeit ist sonderbar,
Und sonderbare Kinder hat sie: Uns.
Wer allzusehr verliebt ist in das Süße,
Erträgt uns nicht, denn unsre Art ist herb,
Und unsere Unterhaltung wunderlich.
„Schlagt eine kleine Bühne auf im Zimmer,
Denn die Haustochter will Theater spielen!“
Meint ihr, sie wird als kleine Muse kommen,
Mit offnem Haar, und in den bloßen Armen
Wird eine leichte goldne Leier liegen?
Meint ihr, als Schäferin, ein weißes Lamm
Am blauen Seidenband und auf den Lippen
Ein Lächeln, süß und billig wie die Reime
In Schäferspielen? Auf! und geht hinaus!
Geht fort, ich bitt euch, wenn ihr das erwartet!
Ihr könnt uns nicht ertragen, wir sind anders!
Wir haben aus dem Leben, das wir leben,
Ein Spiel gemacht, und unsere Wahrheit gleitet

Mit unserer Komödie durcheinander
Wie eines Taschenspielers hohle Becher,
Je mehr ihr hinseht, desto mehr betrogen!
Wir geben kleine Fetzen unsres Selbst
Für Puppenkleider. Wie die wahren Worte —
(An denen Lächeln oder Tränen hängen
Gleich Tau an einem Busch mit rauhen Blättern)
Erschrecken müssen, wenn sie sich erkennen,
In dieses Spiel verflochten, halb geschminkt,
Halb noch sich selber gleich, und so entfremdet
Der großen Unschuld, die sie früher hatten!
Ward je ein so verworrnes Spiel gespielt?
Es stiehlt uns von uns selbst und ist nicht lieblich
Wie Tanzen oder auf dem Wasser singen,
Und doch ist es das reichste an Verführung
Von allen Spielen, die wir Kinder wissen,
Wir Kinder dieser sonderbaren Zeit.
Was wollt ihr noch? So sind wir nun einmal,
Doch wollt ihr wirklich solche Dinge hören,
Bleibt immerhin! Wir lassen uns nicht stören.

Rundschau

Allgemeineres

Vom Reden und Zuhören

Manch einer kommt mit der Sprache nicht recht zugange, und manch einem reißt die Geduld beim Zuhören. Bei dem einen ist das nicht immer ein Zeichen von Gedankenstille und bei dem andern handelt es sich nicht immer um die Unfähigkeit, sich mit dem Verarbeiten des Gehörten zu beschäftigen. Es trifft sich eben nicht allemal, daß der Erzähler und der einzelne Zuhörer von passender Art sind, und es kommt ja auch das Interessengebiet in Frage. Aber in wie vielen Fällen kann man bei Zuhörern, die ganz gescheite Menschen sind, Ungeduld wahrnehmen, wenn der Erzähler seinen Stoff nicht gar schlank verarbeitet. Sie lassen sich von dem stockigen Wortlaut reizen, helfen nach, oder fallen mit unpassenden Fragen ein, während der Erzähler den Fortlauf der Gedanken und Worte für sich abwägt. Wo beide einen Genuß haben könnten, erweckt so der ungeduldige Zuhörer Ärgernis und gerade das, dem er abhelfen will: wirkliche Stockung.

Es ist merkwürdig, wieviel Gewicht die meisten auf den „Fluß" einer Rede legen. Wenn die Redner fließend sprechen, so beweist das nur eins von zweien: entweder, daß sie ihre Sache auswendig gelernt haben, oder aber, daß sie mit Gedanken hantieren, die an der Oberfläche bereitliegen, die nicht erst aus den Tiefen heraufdrängen und gesichtet und verarbeitet sein wollen. Denkende Menschen müssen doch erst eines zum andern holen, prüfen, wieder ausscheiden, und während sie dieses aussprechen, schon jenes andere, das da vorausgaloppiert, einzuholen suchen, mit anderm verbinden und wieder prüfen, in Form kleiden und dabei das schon Gesagte im Kopfe behalten.

Vergleiche man mit diesem Vor-

gang eine Rede, die das Fertige nur herunterrappelt, oder eine andre, die alles durcheinanderhaspelt, was da herangeflogen kommt. Ich meine, dann müßte man erkennen, daß es die Vernunft verlangt, eine bedacht vorgebrachte Rede, die Hand und Fuß hat, nicht durch Ungeduld zu stören. Wer Zuhörer ist, hat sich dadurch dem Sprechenden willig zu zeigen, daß er über das Gehörte nachdenkt, besonders dort, wo der einzelne zum einzelnen spricht. Phantasiestarke Menschen mit sonderartigen Gedankengängen finden ja selten Zuhörer, die sich so sympathisch zeigen, daß sie zu Vertrauten werden, es braucht, um diesen meist wortkargen Besonderen zu folgen, viel Feinfühligkeit. Aber das wissen wir bereits und wissen auch, daß den seltenen Zuhörern solch seltener Menschen ihr Eingehen auf das Seltene belohnt wird. Etwas Eigenes hat ja fast ein jeder, und gerade dieses Eigene spricht sich nicht gewandt, nicht „flüssig“ aus. Deshalb werden dem klugen und geduldigen Zuhörer sehr oft die „Stockenden“ unter den Rednern zum mindesten im Zwiegespräch mehr als die „Fließenden“ bieten.

W. Schmidt-Hamburg

Literatur

Ernst von Wolzogen

„Ansichten und Aussichten“. Ein Erntebuch von Ernst von Wolzogen. Gesammelte Studien über Musik, Literatur und Theater. (2. Aufl., Berlin 1908, Fontane & Co.)

Ein Erntebuch, das freilich nur ein Bruchteilchen von Wolzogens vielfältiger Saat und Arbeit in die Scheuer einfährt. Wir wissen alle, daß er uns köstliche Romane und eine bleibende Tragikomödie, „Das Lumpengesindel“, geschenkt hat, daß er, wenn er auch kein Gottfried Keller, kein Wilhelm Raabe, auch kein Wilhelm Busch ist, doch zu den wenigen Poeten gehört, deren Vorurteilslosigkeit und Menschenliebe sich im Humor ausleben und uns lächeln und lachen machen. Ein rechter Essayist im journalistischen Sinne ist Wolzogen nicht; dazu fehlt ihm die Glätte. Aber seine Rauhhaarigkeit sticht oft ohne sachlichen Grund. Was sollen die argen Anwürfe gegen das Konservatorium? Kennt er es so genau, daß er überhaupt urteilen darf? Seine Behauptungen sind sicherlich hinfällig. Im allgemeinen aber wirkt es erfreulich, sein Draufgängertum: er zieht für gute Dinge vom Leder und vor bösen weicht er nicht zurück. Dabei kümmert ihn nicht einmal die Schreibweise der Namen; sogar in dieser zweiten Auflage bleiben „Dräsicke“, „Götze“ (für „Götz“) und „Dingelstädt“ skrupellos stehen. Aber zum Unterschied von weichlichen Feuilletonisten und pedantischen Kritikern wirft er eine Fülle eigener, glänzender Gedanken hin, die sich oft über das Werk erheben, um derentwillen sie geprägt wurden. Das Buch ist umfangreich; es versammelt fünfzehn Aufsätze aus 27 Jahren. Gewiß sind sie meist mit schneller Hand geschrieben worden, aber immer als Ausdruck einer leidenschaftlichen Stimmung. Allerhand Probleme klingen an, die nun freilich nicht, wie er meint, ein „Vierteljahrhundert Kulturgeschichte“ offenbaren (denn dazu gehören ja wohl auch Wissenschaft, Technik, Malerei und Plastik, die er nirgends berührt), die aber auf literarischem und theatergeschichtlichem Gebiete trefflich führen. Am schwächsten erscheinen mir seine musikalischen Bemerkungen, obwohl sie ihm recht herzensnahe liegen: sein Urteil über Hugo Wolf aus

dem Jahre 1889, das er aus dickköpfiger Ehrlichkeit nicht ausgemerzt hat, läßt an Wolzogens Aufnahmefähigkeit und an seinem eigenen Axiom zweifeln, daß jede aus innerer Notwendigkeit geschaffene Musik ihrer Wirkung auf unverbildete Gemüter sicher sein könne. Aus dem Lisztschen Kreise bringt er später ganz entzückende halb musikalische, halb gesellschaftliche Schilderungen bei. Mit dem Theater hat er sich sein Lebtag redlich herumgeschlagen, ob es sich ums Lust- oder Singspiel, um Wagners oder die komische Oper, um Shakespere oder das Überbrettl handle. Manches Projekt hat er geschmiedet, eins und das andre energisch angepackt und zur Durchführung gebracht, keines aber mit zäher Ausdauer festgehalten. Er gehört überhaupt auf entwicklungsgeschichtlichem Wege zu den Anregern und Pionieren, und seine Klagen über die praktischen Helfer an seinem Werke haben wohl oft genug ihre Ursache in seinen eigenen Mängeln. Er hätte als Organisator nie bis zur Rampe vortreten sollen, mag das Publikum seine Mitwirkung noch so sehr gewünscht und belobt haben. Der beste Direktor oder Regisseur ist doch der, den die Zuschauer gar nicht bemerken.

Rein menschliche Erörterungen von psychologischem Werte heben das Buch noch höher über ähnliche Aufsatzsammlungen als seine künstlerischen. Über Wagners Ehe, die Stellung des Romandichters zum Publikum und zum Familienblatt, über die Pathologie des Kritikers sind vielleicht noch nirgends so einschneidende Worte gesprochen worden wie hier. Man sieht, Wolzogen ist auch als Referent ein Dichter, dessen Auge tiefer schaut als das der Mitmenschen. Seelische Zustände verborgenster Art legen sich ihm bloß, und man schließt von diesen kritischen Kleinigkeiten auf die Bedeutsamkeit seines produktiven Wirkens.

Ferdinand Gregori

Eine neue Ausgabe des „Peter Schlemihl"

Ein junger Münchner Verlag, dessen energische Neigung zu einer künstlerischen, fast exklusiv-ästhetischen Tätigkeit sich schon in seinen ersten noch tastenden Versuchen aussprach, scheint jetzt die erste deutliche Stufe der Entwicklung erstiegen zu haben, die wir an mehreren neuen, mit bestimmten Zielen begonnenen Verlagen erkennen konnten: der abstrakte Wille des Gründers muß sich mit vorhandenem Stoff durchdringen und taucht, immerhin gewandelt, aus diesem Verwirklichungsvorgang auf. Er verengt sich vielleicht, wird aus Verschwommenheit aber fest, greifbar und steht mit einer Umwelt in Einheit, fand zu seiner unmittelbaren die mittelbare objektive Lebensmöglichkeit und -Grundlage. Hier beginnt die eigentliche Entwicklung zu höheren Leistungen, weil jetzt die einprägsamen Erfahrungen einsetzen, die nicht in (immer kurz beim Objekt weilender) Betrachtung, sondern in (immer lange jeden Gegenstand in die Gesichtsmitte rückender) Arbeit und nach außen gerichteter Tätigkeit gewonnen werden. Sie sind körperhaft, wenn jene bildhaft waren. Ich glaube, daß ein Verleger unbedingt, was bedingt der Künstler, tun muß: sich dem vorhandenen Stoffe unterordnen; nach der ersten Anregung, die er in seiner ihm gemäßen Richtung dem Verlage gab, nur dem Stoffe zur Klarheit und ans Licht helfen. Der größten Gefahr, dann in die Produktion hineinzuwollen — es

gibt zeitgenössische Beispiele! — ist jedenfalls der Verlag, von dem ich hier spreche, Hans von Weber in München, entgangen. Seine Bücher, auch die verfehlten, haben im Innern und Äußern schon ein gewisses erkennbares Gepräge — und sind doch selbständig. Ich nenne vor allem die wunderschön gedruckte „Judith", die Heine illustrierte, als ob sie „Salome" wäre (von dem Stilunterschied Judith-Salome wird noch zu reden sein!), nenne Cazottes „Biondetta", Brjussoffs „Republik des Südkreuzes", Claudels „Mittagswende". In diesen und anderen Veröffentlichungen, die Übersetzung oder Wiederdruck sind, zeigt sich nicht nur vorsichtiger abwartender Sinn, sondern auch etwas Positives, ein sich bildender dekorativer Buchstil, der den in den künstlerischen Verlagen jetzt üblichen, ziemlich reminiszenzenreichen, nicht kopiert; wenn er sich auch heute noch nicht klar kennzeichnen läßt. Er drängt zur Illustration. Und die Neuausgabe des „Peter Schlemihl" ist vielleicht die konsequenteste Gabe des Verlages. Die Geschichte von dem Manne, der seinen Schatten verkaufte, hat hier Emil Praetorius mit einer ganzen Reihe feiner Silhouetten, die mir als das Gelungenste der Illustration erscheinen, und mit interessanten Vollbildern begleitet, die mir mehr wie Zeichnungen zu E. Th. A. Hoffmann als zu Chamisso vorkommen. Sie haben nicht die charakteristische naive Selbstverständlichkeit der Schattenschnitte und stehen nicht so notwendig zu dem Buche wie diese. Man könnte sie sich leicht anders denken, während die kleinen schwarzen Zwischenbilder sich sofort ganz organisch und als nicht hinwegzudenken dem Buch einordnen. — Jedes ganz lebendige Selbstporträt, das ein Dichter hinwirft, wird irgendwie Symbol des allgemeinen Menschen (denn nur dadurch ist es „ganz lebendig"); und die Selbstbildnisse können sich untereinander recht unähnlich sein (so wie die Goethe-Porträts in Weimar). Und doch: wir sind so Faust wie Schlemihl. — Wilhelm von Scholz

„Ziergewächse" in Österreich

Auf unsre Vorbemerkung zu den „Losen Blättern" des ersten Oktoberheftes hin wird uns aus Österreich geschrieben: „Sind Ludwig Anzengruber, Bruckner, Hugo Wolf, Gustav Mahler, Josef Kainz, Otto Wagner wirklich nur Ziergewächse?" Die Frage ist dadurch erklärlich, daß ein Satz in unsrer Vorbemerkung schlecht und mißverständlich stilisiert war: Der Ausdruck sollte nur von gewissen Erscheinungen in der österreichischen Literatur gelten, die dort als eigentliches Thema zur Rede stand. Außerdem war auch diese Bezeichnung noch durch das „zum mindesten Ziergewächse" eingeschränkt, und schließlich war sie nicht als unsre besondere, sondern als eine in Deutschland landläufige Meinung gegeben. Immerhin: verwunderlich bleibt die Fragestellung gerade an uns, denn Anzengruber war um die Zeit, von der wir dort sprachen, lange tot, die übrigen, die genannt werden, sind aber im Kunstwart als Nicht-Ziergewächse seit lange von Herzen anerkannt und eingehend besprochen worden. Hugo Wolf sogar früher als irgendwo sonst im Reich, nämlich sofort nach dem Erscheinen der Mörike-Lieder, als ihn selbst in Wien nur ganz wenige kannten. Stellen wir aller Sicherheit halber ausdrücklich fest, wie das mit den „Ziergewächsen" gemeint war!

Berliner Theater

Lustig, ihr Herrschaften, lustig! Die Welt von heute will lachen, allenfalls noch daneben sittsam gerührt werden, sofern es nur keine großen seelischen Erregungen setzt — wie unbequem! — und die salzige Träne alsbald wieder von einem Prieschen Zucker aufgesogen wird. Dies ist der richtige Zeitpunkt, denkt das Königliche Schauspielhaus, Iffland wieder aufleben zu lassen, und so kramt es flugs „Die Jäger" hervor, dies behagliche ländliche Sittengemälde aus dem lieben guten Hausleben unserer Altvordern, in dem auch die Enkel, trotz der tragischen Gebärden im Schlußakt, noch heute so trefflich all ihre brav empfindsamen Philistertugenden widergespiegelt finden. Andere Bühnen haben es weniger leicht, dem gemächlichen Zeitgeschmack gemächlich zu dienen, als das mit einem beispiellos gutmütigen und zufriedenen Publikum gesegnete Schauspielhaus. Für sie heißt es, die wachsamen Augen wandern lassen über Land und Meer, straßauf straßab, um, sei es wo es sei, ein dramatisches Abendfutter zu entdecken, das derb das Zwerchfell kitzelt und zugleich sanft das Gemüt streichelt. Sorgt mir für ein Lustspiel, rief schon Laube, und wenn ihr es vom Galgen schneiden sollt! In solcher schweren Not der Zeit ist es kein Wunder mehr, daß selbst Albions und Amerikas mehr denn ärmlicher zeitgenössischer Dramatik beide Arme entgegengebreitet werden. Das liebe Lügenmäulchen, das uns neulich Clyde Fitch, der Amerikaner, im Neuen Theater vorstellte, hat im Kleinen Theater eine ebenbürtige Schwester bekommen in Lady Frederick, der bejahrten Titelheldin eines Lustspiels von W. Somerset-Maugham — ebenbürtig vor allem an Gemütstiefe und Edelmut. Diese Vierzigjährige ist eine Kokette, eine Lebedame, ein wandelndes Kosmetikon, jawohl — aber als sie merkt, daß die anima candida eines Zwanzigjährigen in Gefahr gerät, an diese Reize sein Herz zu verschenken, was tut sie da? Sie macht vor den Augen des Begeisterten Toilette, holt ihre Reize alle hübsch nach und nach aus den Schmuckkästen, bis die feurigen Liebesbeteuerungen des guten Jungen sich in ein verlegenes Stammeln verwandeln und er gern dem würdigen Onkel das Feld räumt, ihm, der mit Lady Frederick nicht bloß die Gemütstiefe und den Edelmut, sondern auch die Fülle der Jahre gemein hat. Was muß doch dieses England für einen Überschuß an edlen Kräften haben: drei Ladys könnten bequem mit der Tugend und der Hochherzigkeit dieser einen gespeist werden! Hoffentlich verschont uns der noch jugendliche Verfasser oder seine beiden deutschen Bearbeiter (J. Schwarz und Rudolf Lothar) mit dem zu erwartenden Nachwuchs des edelwürdigen Paares; wir müßten sonst fürchten, in der Gemütsüberschwemmung zu ersaufen, wie die Fliege in der Buttermilch.

Wen es ärgert, so immerfort am Tränensack seiner Rührung gepackt zu werden, der gehe ins Berliner Theater und lasse sich von dem losen Schalk Gustav Wied, dem muntern Dänen, in einer recht magern dramatischen Handlung, aber in einem desto ergötzlicheren Dialoge auseinandersetzen, welche komischen Abarten die menschliche Tugend der „Erotik" manchmal hervorbringt (deutsch von Mathilde Mann bei Albert Langen, München). So „bitterbös", wie andre, finde ich dies „Satyrspiel" gar nicht. Mir scheint, die Bos-

heit ist mehr derbe Deutlichkeit, naives Behagen am saftigen Spaß, als versteckte Hinterhältigkeit eines grimmigen Humoristen. Schon die handfeste Art des Zugreifens ist erquicklich. Prächtig, wie sich da Zug um Zug, Schlag auf Schlag die beiden Haushälterinnen ihre Herren kapern, tapfer unterstützt von einem geschäftigen Antiquitätenhändler, einem Hans Dampf mit Bildung, bis auch der richtig in der Patsche sitzt und mitsamt all seinen großen Redensarten, Galanterien und Abenteuern von seiner einst schnöde verlassenen Geliebten an den Spinnrocken gebunden wird. Man geht wirklich von solchen „Späßen“ weit erfrischter und lebensmutiger heim als von den klebrigen Sentimentalitäten, mit denen England und Amerika unser Theaterbrot bestreichen.

Bei den Franzosen wird es jetzt immer häufiger, daß auf die göttliche Schwanktollheit der Meltau des irdischen Humors sich legt. Auch zwei einst so zuverlässige Lustigmacher wie Caillavet und Flers werden von der Krankheit ergriffen. Nicht genug, daß das Residenztheater neulich eins dieser fatalen Literaturwerke erwischte, jetzt ist richtig auch das Trianontheater auf das mauvais genre hineingefallen. Die bekannte humoristische Sonne, die da scheint über die Guten und Bösen, über Gerechte und Ungerechte, hätte doch wahrhaftig was Besseres zu tun, als nun plötzlich auch noch im Pariser Ehebruchsschwank zu scheinen! Schlägst du meinen Juden, so schlag ich deinen Juden: das war in dieser literarischen Sphäre ja schon von jeher so; wer betrogen war, ging hin, um wieder zu betrügen. Nun aber soll's auf einmal heißen: dem Sünder wird verziehen, dem verlornen Sohn ein Kalb geschlachtet, während der Tugendsame, der siegreich allen Anfechtungen widerstand, in der Hölle — hier in den Ehebanden einer angesäuerten Klavierlehrerin — braten muß. Dieser „Humor der Ungerechtigkeit“ ist hier so plump mit dem Weißbinderpinsel aufgetragen, daß die Dreistigkeit des Willens weit komischer ist als die tatsächliche Wirkung. Es kommt mir vor, als walkte der Obstzüchter seine prallen Bauernäpfel so lange, bis die Haut schrumpelig wird, und glaubte dann, es wären Gravensteiner.

Wenn das mit der „Veredlung“ der französischen Schwankfrüchte so weitergeht, wo bleiben die Tricks, die Coups de théâtre, die noch vor kurzem der höchste Stolz dieser Plantage waren? Da muß, Ersatz zu schaffen, schon der Deutsche heran! Die Wiener oder Budapester, denkt Rudolf Lothar, sind die nächsten dazu, und um den Rollentausch vorzubereiten, schickt er seiner vom Neuen Schauspielhause aufgeführten Komödie „Das Fräulein in Schwarz“ ein Feuilleton voraus, worin er halb verschämt noch, doch ganz schon zur Nachfolge bereit, der Überraschungs-, Verblüffungs- und Überrumpelungstechnik der modernen Franzosen, eines Sardou zumal seine Liebe erklärt. Die überraschende Mittelszene fehlt denn auch seiner Komödie nicht. Ja, dies ganze Tugendstück von einer sittenreinen, jungen Akrobatin, die einen korrekten Staatsanwalt mitsamt seiner geldgierigen Sippe und prahlerisch-verleumderischen Freundschaft wie einen begossenen Pudel heimschickt, um dafür den goldtreuen, hochherzigen, wahrhaft noblen Clown zu erhören — dies ganze pathetisch-triviale Gerede

über heuchlerische Philistermoral und ehrliche Künstler-Sittlichkeit scheint nachträglich nur so um die eine Szene herumgeschrieben zu sein. Denn diese Szene war zuerst da, das ist keine Frage: Fräulein Claire Durand, alias Miß Montrose, Mitglied der weltberühmten Akrobatentruppe „The Montrose“, gestern noch das feingesittete Pensionatsfräulein, das unverdorbene Töchterchen der reichen Rentnerleute, plötzlich von ihrem Herrn Bräutigam bei der „Arbeit“ überrascht, hoch am Reck in schwarzen Trikots, Vater und Mutter, zur „Großen Pyramide“ trainierend, in gleich unzweideutiger Tracht daneben! Fräulein Durand-Montrose sich wehrend gegen das von Vater und Mutter schon akzeptierte Anerbieten des Variétéagenten, hinfort in ihren Evolutionen die „Nacktkultur“ zu pflegen! Der „Sieg des Abends“ wäre errungen, wenn die beiden andern Akte nicht gar so trocken phraseologisch daneben stünden, unliebsame Trümmer einer „deutschen“ Dramatik, die aufs Begründen, Entwickeln, Überzeugen ausging, statt aufs Verblüffen und Überrumpeln.

Friedrich Düsel

Münchner Theater

Frank Wedekinds Sittengemälde in vier Bildern „Musik“ wurde jetzt im Münchner Schauspielhause gegeben. Der Modeliebling eines mehr sensationslustigen als anspruchsvollen Teils unseres deutschen Theaterpublikums bedient sich in diesem Stücke schon vorzugsweise und nachdrücklichst eines Wirkungsmittels, das er in „Hidalla“ nur erst nebensächlich mitverwertete, und das seine Produktion noch weiter vom Reinkünstlerischen ablenkt, als sie ohnehin durch ihren Halbdilettantismus und ihr Spekulieren mit reinstofflicher Verwegenheit oder paradoxem Blendwerk davon entfernt war. Wie er nämlich in „Hidalla“ einen bekannten Verleger deutlich genug in blamabler Weise vorträtiert hat, so verewigt nun seine „Musik“ eine in weiten Kreisen bekannte Münchner Skandalaffäre und läßt ihre Helden in detailliertester Abkonterfeiung Pranger stehn. Auf solche Art Bühnenwirkungen zu erzielen, ist auch im profaneren Sinne „keine Kunst“. Wedekind mag ja freilich behaupten, daß er nur von dem guten Recht des Dichters Gebrauch mache, sich seine Modelle aus dem „vollen Menschenleben“ herauszugreifen, und daß sein Werk in Wahrheit allgemeinere, höhere Ziele habe. Aber wenn er diese höhere Absicht auch ehrlich beschwören könnte: tatsächlich kann sein Stück doch nur als Bloßstellung realer Personen wirken, ob es nun so gemeint ist oder nicht. Das große Publikum ist Kunstwerken gegenüber ohnehin immer zu prosaisch-persönlichen Auffassungen geneigt; will der Künstler solchen ernüchternden und kunstfeindlichen Wirkungen vorbeugen, so muß er in seinem Werk mindestens die belanglosen menschlichen Besonderheiten der Modelle verschwinden lassen oder durch andere ersetzen, statt sie naturgetreu mitwiederzugeben. Der Weg, den Wedekind mit seinem „Seelengemälde“ betrat, führt geradeswegs in die Schreckenskammer des Panoptikums. Deutlich klingt aus dem Dialoge schon die Stimme des Ausrufers vor: „Hereinspaziert, meine Herrschaften! Hier sehen Sie den allerneuesten Verbrecher, genau nach der Natur in Wachs modelliert! Den Gesangspädagogen mit dem schwarzen Fliegenden Holländerbart,

der als herzloser Ehebrecher seine musikbegeisterte schöne Schülerin, eine reine Jungfrau, zur bösen Lust und Kindsabtreibung verführte, der in der heuchlerischen Maske eines liebreichen Lehrers und Wohltäters sich selbst zu sichern wußte, während die Unglückliche ihren Fehltritt im Gefängnis büßte, ja, der die schließlich Begnadigte aufs neue dämonisch umgarnte und erbarmungslos nochmals zur Mutter machte! Sie sehen auch die betrogene Frau und die beklagenswerte Musikschülerin selbst, wie sie sich, halb wahnsinnig über den frühen Tod ihres zweiten, gewissenhaft zur Welt gebrachten Kindleins, der ahnungslos herbeigeeilten Mutter zu Füßen wirft!“ Wenn Wedekind wirklich mit dieser Moritat-Handlung etwas von allgemeinerer Bedeutsamkeit geben wollte: worin soll dies Bedeutsame stecken? In einer Warnung unserer Musikschülerinnen vor den gefährlichen „Privatstunden“ der Gesangspädagogen? Irgend etwas Klügeres läßt sich beim besten Willen nicht heraushören. Zudem hält sich der sprachliche Ausdruck des Stückes bei den diesmal sehr vorwiegenden pathetischen Auftritten durchaus im Phrasenstil volksmäßiger Schauerromane, an welche auch die spannende Sondertitulierung der vier Bilder — „Bei Nacht und Nebel“, „Hinter schwedischen Gardinen“, „Vom Regen in die Traufe“, „Der Fluch der Lächerlichkeit“ — gar anheimelnd erinnert. Der witzige Wedekind, der paradoxe Räsoneur und „Satanist“ unterbricht die Deklamation nur in verhältnismäßig wenigen Momenten, und auch dann nicht so effektvoll wie sonst. Hinter dem grotesken Wortschwall eines einsamen Bonmots über den wahren Zweck des Gesetzesparagraphen gegen die Kindsabtreibung verbirgt sich nur eine schiefe Trivialität; daß der saubere Gesangspädagoge von nichtsahnenden Leuten seinem Opfer als einziger Trost und Halt in der Not bezeichnet wird, oder daß die Mutter der Schülerin einen moralisch entrüsteten Hausfreund und Poeten — nämlich Wedekind — für den Kindsvater hält, sind herzlich billige Ironien, und billig genug ist auch das abschließende Wortspiel des Dichters über die ruinierte Heldin: „Die *kann ein Lied singen.*“ Angesichts dieser spärlichen satanistischen Ausbeute kann man den Gegnern Wedekinds die schlimme Meinung nicht so sehr verargen, er suche nur deshalb jetzt sein Heil in der Chronique scandaleuse und in reinpathetischer Theatralik, weil er das Nachlassen seines Witzes selbst fühle. Indessen: sein Allerjüngstes, der „Oaha“, soll ja wieder witziger sein — vederemo.

Hanns von Gumppenberg

Musik

Musikgeschichte

Es heißt umlernen! Im zweiten Bande seines „*Handbuchs der Musikgeschichte*“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) gibt *Hugo Riemann* eine aufsehenerregende Entdeckung bekannt. Er hat das geheiligte Dogma entwurzelt, daß die alte Musik bis etwa 1600 fast ausschließlich Gesangsmusik gewesen sei und daß die Instrumente bis dahin einzig der niederen Tonkunst gedient hätten. Was man durchs ganze 19. Jahrhundert für das kennzeichnende Merkmal jener Epoche hielt, hat sich als ein schwerer Irrtum herausgestellt, an dem nur das eine merkwürdig ist, daß er so lange unbezweifelt bleiben konnte. Unbezweifelt, trotzdem die zeitgenössischen Musikantenbilder, trotzdem viele Stellen der Literatur ausdrücklich dagegen zeugten. Die Tragweite

dieser Entdeckung, welche uns die alte Musik um so viel verständlicher macht, ist gar nicht abzusehen. Von so manchen Denkmälern der Tonkunst werden Neuausgaben gemacht werden müssen. Es kann hier keine Detailkritik des Werkes gegeben werden, aber hinweisen wenigstens wollen wir die Freunde unsrer alten Musikschätze auf die erstaunlich reiche neue Wissensquelle, die da fließt. Schade nur, daß es nicht leicht ist, daraus zu schöpfen. In der begreiflichen Eile, die umwälzenden Ergebnisse der Riemannschen Forschungen zu veröffentlichen, ist die künstlerische Form des Buches nicht zur Vollendung gediehen, wechseln Untersuchung, Beweisführung und Darstellung ab, und es ist selbst für den mit dem Gegenstand einigermaßen Vertrauten nicht leicht gemacht, dem Gelehrten zu folgen. Der Titel „Handbuch" scheint mir für das große Werk nicht glücklich gewählt zu sein, und es war daher ein guter Gedanke, der Riemann bestimmte, die Ergebnisse seiner Forschung in einem „Kleinen Handbuch der Musikgeschichte" bequem, kurz und übersichtlich zusammenzufassen. Dieses Buch ist denen, die keine Zeit zu eingehenden Studien haben, als ein rascher, zuverlässiger Wegweiser sehr zu empfehlen. Warum aber die letzte Auflage des Riemannschen „Katechismus der Musikgeschichte", die gleichzeitig mit dem großen Handbuch herauskam, nicht auch schon auf den neuen Stand der geschichtlichen Erkenntnis gebracht ist, läßt sich nicht einsehen.

Es gibt Leute, die — meist im Genuß sicherer Pfründen — die Nase darüber rümpfen, daß Riemann alljährlich so viele Bücher offenbar zu Erwerbszwecken auf den Markt wirft. Sie sollten sich eher darüber aufhalten, daß ein Mann von solcher Autorität, solchem Wissen und solcher Arbeitskraft in Deutschland noch keine ordentliche Professur erhalten hat, die ihm ermöglichte, sich auf seinen wahren Beruf zu konzentrieren, statt wie jetzt Baumeister und Maurer in einer Person sein zu müssen. R B

Von Reigen- und Tanzversuchen

Die Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung zeigte kürzlich einem größeren Publikum, wie sie mit ihren Schülerinnen den Zusammenschluß zwischen Musik und Gymnastik erstrebte, was sie von den Darbietungen der Duncankinder, der Dalcroze-Methode an Anregung empfangen hatte und was sie selbst als Ziel ansieht. Da bei dieser Gelegenheit eine Erscheinung zutage trat, die überall sich zeigen wird, wo es gilt aus der Hohlheit unsres Gesellschaftstanzes und dem Elend unsrer Kinderreigen herauszukommen, so gehört ein Hinweis darauf an diese Stelle. In allen Tänzen, wie sie dort den Zuschauern von Kindern und Erwachsenen geboten wurden, gaben sich zwei verschiedene Richtungen kund. Gewiß hatte man in beiden Gruppen die Musik als Grundlage angenommen und sich einzig und allein durch die Musik bei der Ausgestaltung des Tanzes leiten lassen. Aber gerade dabei zeigte sich ein großer Unterschied. In der einen Gruppe war man bestrebt, sich der Musik so weit wie möglich zu nähern, wenn möglich jede musikalische Figur für sich zu deuten; zu laufen und zu hüpfen, wenn die Melodie in Sechzehnteln einhertanzte, und die halbe Note in eine langsame Bewegung umzuwandeln. Über dem Bestreben, jede musikalische Phrase zu deuten, hatte man vergessen, daß diese ein-

zelnen Figuren doch nur neue Formen sind, um den Stimmungsgehalt eines ganzen Tonstücks auszudrücken. So waren die meisten Tänze unentwirrbare Gefüge von einzelnen Figuren geworden, die an das Gedächtnis der Tanzenden außerordentliche Anforderungen stellten. Von einem Ausleben im Tanz konnte bei diesen zusammengesetzten Gebilden keine Rede sein, da wie ein Damoklesschwert die Frage: Was kommt nun? alle Freude niederhielt. Dazu kam noch ein Umstand, der diese Tänze als aus der Ballettschule erwachsen erkennen ließ. Zu der Vielgestalt ihrer Tänze bedurften die Ausführenden sehr vieler zusammengesetzter Geschritte, wie sie z. B. die Grammatik der Tanzkunst von Zorn in großer Anzahl enthält. Wieviel freudlose Arbeit bedeutet aber das Einstudieren dieser Tanzschritte! Neulich habe ich kleine Mädchen in der Tanzstunde einfaches Nachstellen des rechten Fußes hinter den vorgeschobenen linken üben sehen. Die Kinder machten entsetzliche Verrenkungen, um den Schritt, der ihnen vom Tanzlehrer zierlich vorgetanzt wurde, nachzumachen. Ich war überzeugt, daß alle diese Mädchen mit Hopsaschritten vorwärtshüpfen konnten (wie es die Kinder tun, wenn sie fröhlich sind); gewiß mehr oder minder zierlich, oder auch drollig, täppisch, eckig, aber alle echt kindlich. Hätte sich nicht auf diesen Bewegungen ein Tänzchen schaffen lassen, das den Kindern Freude gemacht hätte, während sie sich jetzt mit gelangweilten Gesichtern abmühten, den vorgemachten künstlichen Schritt zu erlernen? Was den Kindern Freude macht, wird in der Gymnastik vielleicht noch zu wenig beachtet, beim Tanzen sicherlich. Das Kind, das den Lehm, den Sand, das Stück Holz mit dem Hauch seiner Phantasie belebt, ist auch in der körperlichen Ausdrucksfähigkeit ein kleiner Prometheus, dessen junge Brust geschwellt ist von der Kraft des eigenen Könnens und Wollens. Wir sollen uns nur zu ihm herabneigen und ihm in den Äußerungsformen des kindlichen Körpers begegnen.

Daher erscheinen mir die Bestrebungen beachtenswert, die die zweite Gruppe des Vorführenden den Zuschauern bot. Die Kindertänze brachten keinen Schritt, der den Kindern nicht natürlich war. Alle waren auf dem Gehen, Laufen oder Hüpfen aufgebaut. Für die Gestaltung der Kindertänze, wie wir sie mit den Mädchen im Turnunterricht statt der bisher üblichen trostlosen Turnreigen pflegen wollen, werden diese Schritte genügen. Bedarf man für den Rhythmus einer Tanzweise einmal eines andern Schritts, so kann man ihn ja einstudieren. Die Kinder, die sonst so viel Freude in den Stunden haben, werden die Arbeit willig leisten. In den Vordergrund war bei den Kindertänzen das gesungene Lied gestellt. Mit Recht. Die Kinder können es überall tanzen, da sie von der Musik unabhängig sind. Und der Text, die Handlung des Liedes regen des Kindes Schaffensdrang an, sich in Lust und Freude zu bewegen, zu wandern oder „rund im Kreise nach einer alten Weise" zu tanzen, wie eben es das Lied mit sich bringt. Uns Erwachsene aber zwingt das Lied, unablässig in der Kindesseele zu forschen und die Texte auf ihre Kindlichkeit und Gestaltungsfähigkeit anzusehen. Da werden doch Texte wie: „Die Sonn erwacht" fallen müssen. Ich erinnere mich eines Knaben, der mit mir an der Reeling eines Schiffes stehend der untergehenden Sonne zusah. Völlig hingerissen war er

von dem glänzenden Schauspiel. Leise legte er seine Hand auf meinen Arm und sagte: „Wie ist das schön." Das war für ihn eine Stunde der Erhebung, die ihn vielleicht den Inhalt der Worte: „Wie ist doch die Welt so schön" empfinden ließ. Aber Kinder zu veranlassen, die Andacht, die uns bei Sonnenaufgang erfüllt, durch Erheben der Arme zum Himmel auszudrücken, heißt doch, Unkindliches von ihnen fordern. Wir erziehen sie dadurch zur Phrase.

Erst wenn die Kinder durch das Lied gelernt haben, eine Weise zu gestalten, wird man mit herangewachsenen Schülerinnen Versuche machen können, sie nach Instrumentalmusik tanzen zu lassen. Solche rhythmischen Studien boten einige junge Mädchen, die sich z. B. durch die langsam schreitende Weise von R. Schumanns „Melodie" zu einem schönen langsamen Gehen zu zweien hatten anregen lassen; schlicht und anspruchslos alle der leisen träumerischen Weise lauschend. Einer entzückenden Studie war Schumanns „Wilder Reiter" zugrunde gelegt. Wie beim Turniere standen die Tanzenden in zwei Reihen einander gegenüber und mit lustigen Hopsaschritten ging's hinüber und herüber. Ebenso einfach war der „Elfentanz" von Grieg. Er brachte als einzigen Tanzschritt das Laufen. Und doch war durch das Haschen und Fliehen, Suchen und Finden eine reizvolle Abwechslung geschaffen.

Mir ist durch diese Vorführung aufs neue klar geworden, daß unsre Sehnsucht nach Schönheit der Bewegung, körperlicher Ausdrucksfähigkeit, lebendigem Verhältnis zur Plastik nie erfüllt werden wird, wenn wir nicht der Seele des Kindes Schwungkraft verleihen, anstatt sie zu fesseln. Vor zwei Jahrzehnten entschloß sich der Zeichenunterricht, diesen Weg zu gehen, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Des Kindes Freude an Bewegung, seine Lust an plastischer Bildung sei der Ausgangspunkt für den Tanz! Wohl nennen wir's kindliches Spiel, was das kleine Wesen da treibt. „Aber" — um mit Kalthoff zu reden — „in diesem Spiel liegt ein tiefer Sinn, ein ewiges Recht des Menschenkindes. Und der Mensch, dem dieses Recht verkümmert wird, ist ein verstümmelter Mensch; er hat im gesunden Leibe keine gesunde Seele, denn er kann diese Seele nicht von sich geben, sie nicht hineinlegen in das, was er gestaltet und schafft."

F. Hildebrandt

Der internationale Kunstunterrichts-Kongreß

Bildende Kunst

ist in London dem Kongreß für Moralerziehung gefolgt, von dem ein anderer Beitrag dieses Kunstwartheftes spricht. Als Ergebnis des internationalen Kunstunterrichts-Tages kann in erster Linie die Erkenntnis bezeichnet werden, daß die Mittel und Methoden, die an künstlerischen Berufsschulen für die Fort- und Ausbildung spezifisch künstlerisch Begabter angewandt werden, nicht von der allgemeinen Schule übernommen werden dürfen. Die unmittelbare Folge dieser Einsicht ist der Beschluß, den nächsten Kongreß unter dem Namen „Internationaler Kongreß für Kunsterziehung, Zeichnen und angewandte Kunst" in zwei getrennten und voneinander unabhängigen Abteilungen zu organisieren, in einer Sektion für allgemeine Schulen und einer Sektion für Kunstschulen. Beide Sektionen bilden einen Kongreß. Die allgemeine Schule bedarf des Rates und der Hilfe der Künstler.

Das Zeichnen wird anders ge-

handhabt werden müssen von dem, der einem künstlerischen Berufe zustrebt, als von dem, der es in der allgemeinen Schule anwendet. In der künstlerischen Fachschule wird Zeichnen im weiteren Sinne neben der Berufslehre das Mittel sein, um für die Forderungen des Berufs tüchtig zu machen, während in der allgemeinen Schule das Zeichnen neben den Sprachen u. a. nur ein Mittel ist, um den Geist zu wecken und zu üben. Und wenn diese Übung darin besteht, daß durch Zeichnen die aktiven und produktiven Kräfte des Geistes mobil gemacht werden, anstatt nur wie einst die Rezeptivität und die Nachahmung des Schülers allein zu beanspruchen, dann wird der Geist der Kunst gepflegt — und zwar nicht allein durch Zeichnen, sondern auch durch alle anderen Aufgaben, die die Schule an die gestaltenden Kräfte des Kindes stellt.

Man mußte beim Studium der unübersehbaren Menge von Zeichnungen, die auf dem Kongresse ausgestellt waren, diese im Grunde einfache Aufgabe des Schulzeichenunterrichtes fest im Auge behalten, um nicht durch alle die Einflüsse, die mit der Forderung der Kunsterziehung auf den Zeichenunterricht eingewirkt haben, sich den Blick verwirren zu lassen.

Wenn die Schule anerkannt hat, daß die vornehmlich literarische Behandlung der Dinge, mit denen sie es ihrer Aufgabe gemäß zu tun hat, nicht den Geist weckt, der uns not tut, wenn sie einsieht, daß neue, stärkere Mittel dafür angewandt werden müssen, nämlich die Untersuchung der Dinge und ihrer Beziehungen und Bedingungen mit Hand und Auge, und die Darstellung dieser neuen Erfahrungen mittels Hand und Auge, dann muß sie den Zeichenunterricht so gestalten, daß er den Aufgaben der Schule dient, und alle Einflüsse abwehren, die von irgendeinem künstlerischen Berufe ausgehen. Sonst endet die Reform des Zeichenunterrichts beim Dilettantismus.

W. R. Lethaby von dem Royal College of Art in London führte in seinem Referate „Apprenticeship and Education" das aus, was auch den allgemeinen Schulen die Richtung weisen kann. Lethaby, der Organisator des neuen kunstgewerblichen Fachunterrichts in London, wandte sich gegen die Buchmethode, die auch die künstlerische Erziehung ergriffen habe, gegen das abstrakt Grammatische, Buchmäßige, was man gemeinhin unter Erziehung verstehe. Anstatt in der einfachsten und sichersten Weise wirklich zeichnen zu lernen, müsse man erst Freihandzeichnen, dann Zeichnen nach Gegenständen, perspektivisches Zeichnen, Zeichnen nach dem Leben u. a. m. lernen, lauter künstliche Einteilungen. So komme dann ein Zeichnen zustande, das wie eine schlechte Gymnastik die Zeit verschwende und das Vertrauen auf die eigene Kraft lähme. Die Hauptsache sei für ein Volk nicht Zeichnen, sondern Produktion, Beruf und Arbeit. Zeichnen müsse daher in Verbindung mit einem Berufe getrieben werden, sonst werde es etwas „Allgemeines", der Schüler sähe keine Verwendung dafür, es werde zum „Fach". Es sei daher für den Schüler das Wichtigste, daß man erstens ihm wertvolles Material gebe, zweitens seine unbewußte Empfänglichkeit für schöne Formen pflege und drittens ihm eine Sammlung guter Beispiele biete, auf die er bei seinen Arbeiten zurückgreifen könne. So lernten die alten Meister, und so wurden ihre Zeichnungen wertvoll und gebrauchsfähig. Aber diese Art zu

lernen sei vergessen, weil man das Zeichnen vom Berufe, z. B. auch dem des Malers, getrennt habe. Er halte dafür, daß Zeichnen nur in Verbindung mit einem Berufe zu lernen sei, nur dann ergäbe sich etwas Reales, Lebendiges.

Was dabei herausgekommen ist, seit das Zeichnen in den Schulen für angewandte Kunst von dem abstrakten Regelwerk des systematischen Lehrganges befreit und den Aufgaben des Berufes, nämlich der Herstellung wertvoller Dinge, angepaßt ist, das zeigten die ausgestellten Arbeiten (in Holz, Metall, Gewebe usw.) aus den englischen, deutschen, österreichischen, schweizerischen und holländischen Kunstschulen — überall neue Ideen, Originalität und Geschmack.

Auch die Arbeiten aus den allgemeinen Schulen standen, abgesehen von Frankreich, das die alten Methoden aufrechthält, im Zeichen der Reform, auch hier neue Wege, neue Mittel, neue Aufgaben. Was Preußen, München, Dresden, Hamburg, um deutsche Beispiele zu nennen, was Kopenhagen, Zürich, was die Amerikaner, die Engländer und Schotten an Schülerarbeiten verdeutlichten, das zeigte so mutige und sichere Schritte auf dem Wege zur Reform des Zeichenunterrichtes, daß das Studium ihrer besten Arbeiten lohnend war.

Wobei allerdings eine Einschränkung gemacht werden muß. Was den Lehrer interessiert, wenn bei dem Studium von Schülerzeichnungen etwas herauskommen soll, sind nicht die glänzenden Ergebnisse, sondern es ist die Art und Weise, wie die Schüler zu den Ergebnissen kommen. Wer das in der Ausstellung gesucht hat, ist nur hier und dort, wenn er die ausgelegten Mappen durchblätterte, auf seine Kosten gekommen. Im großen und ganzen gab die Ausstellung ein Bild von der Leistung der Zeichenlehrer, weniger von der Eigenart und dem wirklichen Können des Kindes. Und so hatten wohl viele Teilnehmer den stillen Wunsch, solche „Ausstellung“ dürfe nicht wiederholt werden, es sei denn, daß man die „Entwicklung“ des Schülers an Zeichnungen veranschauliche, und zwar an Zeichnungen, die sein eigenes Können zeigen.

Was Professor Graf vom Polytechnikum in Zürich gegen die Reform sagte: daß die Schüler aus den Mittelschulen, die auf die technischen Hochschulen kommen, nicht genügend zeichnen können — durfte eigentlich nicht überraschen. „Es gibt kaum 10 v. H. der neu immatrikulierten Studenten, die imstande sind, z. B. ein einfaches toskanisches Kapitäl, eine Konsole u. a. in guten Umrissen zu zeichnen.“ Gewiß, die vielerlei Dinge, die mit der Forderung der künstlerischen Erziehung in den Schulzeichenunterricht aufs neue eingedrungen sind, all die papierne Ornamentiererei, die künstlerischen Manieren sogenannter technischer Ausführung u. a. m. schädigen das wirkliche Zeichnen, das die Schule in nur etwa siebzig Stunden im Jahre üben kann. Aber wenn Professor Graf dann fordert, dem exakten und perspektivischen Zeichnen sei an denjenigen Mittelschulen, die ihre Schüler auf die technische Hochschule vorbereiten, die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, dann übersieht er die Sachlage nicht. In Hamburg ist ebenfalls das zeichnerische Können der Aspiranten für das Lehrerseminar durch Klausurarbeiten festgestellt worden, und das Ergebnis war wie in Zürich. Aber was beweist das? Die in Hamburg Geprüften sind fast alle noch nach einer Methode unterrichtet

worden, die im exakten Zeichnen und in der Übung perspektivischer Darstellung ihr eigentliches Ziel sah. Und dennoch versagen die Leistungen. Der Grund dafür liegt tiefer: die Schüler haben das Objekt, das man ihnen zum Zeichnen gibt, nicht „begriffen“. Und daß sie, ehe sie zeichnen, von den Dingen einen Begriff bekommen, dafür gibt es nur ein Mittel, das wirklich hilft: nicht exaktes Zeichnen, nicht starke Korrektur — man lasse die Dinge mit der Hand wirklich darstellen. Nur wer das Kapitäl, um bei dem Beispiel zu bleiben, wirklich gemacht hat, wer so den Zusammenhang zwischen seiner Funktion und seinem Bau begriffen hat, nur der kann es auch zeichnen.

Und damit gelangen wir zum zweiten festen Ergebnis des Kongresses: Es sind auch in Deutschland Versuche anzustellen, den Handarbeitsunterricht in den Arbeitsplan aller Schulen einzugliedern und ihn für die geistbildenden Aufgaben der Schule zu verwerten. Dem nächsten Kongreß wird es obliegen, einmal alle Versuche für Handarbeit in einer übersichtlichen Ausstellung zu vereinigen und die aktuelle Frage nach den Aufgaben und den Mitteln eines schulmäßigen Arbeitsunterrichtes zum Hauptgegenstand internationaler Beratung zu wählen. Karl Götze

Naivität bei Preisausschreiben

Eine Stadt im Osten plant ein Kaiser- und Kriegerdenkmal, und die leitenden Herren veranstalten eine „Konkurrenz“ unter den folgenden Bedingungungen.

Erstens hinsichtlich der Platzfrage: es wird mitgeteilt, „daß das Denkmal mit der Rückseite nach der katholischen Kirche auf der Mittellinie von der Apotheke zur katholischen Kirche errichtet werden soll“, und zwar nicht auf dem Mittelpunkte, sondern näher der Kirche. Also: über das erste, worüber der Künstler zu befragen ist, wird er nicht befragt — die Herren wissen's allein. Zweitens: was soll das Kriegerdenkmal zeigen? Es wird vorgeschrieben: die Figur Kaiser Wilhelms I. in Bronze als Hauptsache, an den Seiten die Bildnisse Bismarcks und Moltkes, auf der Rückseite die Namen der gefallenen Krieger aus dem Kreis, sowie geeignete Embleme. Der Künstler braucht demnach seine Phantasie auch hinsichtlich der Erfindung nicht weiter zu bemühen, die Herren wissen auch von vornherein, was da am besten verwandt wird — allerdings 144mal im Gros. Drittens: wie soll die nächste Umgebung werden? „Das Denkmal soll mit Kandelabern versehen werden.“ Auch das wissen und bestimmen die Herren also ohne den Künstler. Natürlich wird sich an solcher Konkurrenz mit Ketten an den Füßen nur einer beteiligen, den die Not zwingt, jeden Stolz, jedes Kunstbewußtsein, jede Kunst überhaupt des lieben Brotes wegen fahren zu lassen. Aber nun kommt als Schönstes die Mitteilung: „daß weder irgendwelche Kosten für die Entwürfe, noch sonst irgendwelche Verpflichtungen diesseits im voraus übernommen werden können, sondern daß das Komitee sich vollkommen freie Hand vorbehält, ob es einen der Entwürfe zur Ausführung bringen will“. Wenn man nicht entschädigt und die Ausführung dem Besten nicht verbürgt, wird man wenigstens recht anständige Preise aussetzen? Mit Verlaub: Von Preisen für die Entwürfe ist bei dieser „Konkurrenz“ überhaupt nicht die Rede.

Der Dürerbund hat selbstverständlich jede Vermittlung in dieser Sache

abgelehnt. Aber er hält es für angebracht, der Öffentlichkeit von diesem Preisausschreiben doch Mitteilung zu machen, wenn er auch die Namen verschweigen will. Die Gesinnung, die aus solchen Naivitäten spricht, ist nicht etwa ein Unikum. Und die Herren haben in solchen Fällen schwerlich das mindeste Empfinden dafür, daß sie, ob ihre Kaiser Wilhelm-Denkmäler zustande kommen oder nicht, schon durch ihre „Konkurrenzen" Kulturdenkmale errichten. Denkmale sowohl unsrer „ästhetischen" wie unsrer „sozialen" Kultur. A

Ein „Deutsches Dorf" in Berlin-Grunewald?

Da der Gedanke, dort eines zu errichten, jetzt wieder auf der Tagesordnung steht, möchten wir ein Gutachten des Professors Seyffert abdrucken, des Vorsitzenden der sächsischen Heimatschutz-Gruppe „Volkskunst": „Es muß auf eine fast unüberwindbare Schwierigkeit hingewiesen werden. Wir wissen, daß ein jedes echte Bauernhaus der Ausdruck der Landschaft ist, in der es steht. Das friesische Haus an der Nordsee, das bayrische Haus im Hochgebirge usw. sind so außerordentlich bodenständig, gehen mit der Landschaft so künstlerisch zusammen, als ob sie Teile dieser, als ob die Bäume und Sträucher, die sie umgeben, ihre Geschwister wären. Und die norddeutsche Ebene und das Hochgebirge finden ihren Ausklang im Menschenwerke, im Gebäude. Das ist das größte Lob, das man einem ländlichen Bauwerke spenden kann. Es ist daher sicher, daß ein Freiluftmuseum nur befriedigt und angängig ist, wenn es auf *heimatlichem* Boden steht, wenn die heimatliche Landschaft ausgenutzt wird. Bedenklichkeiten aller Art müßten bei einem großen, alldeutschen Freiluftmuseum, das alle deutschen, so grundverschiedenen Stämme vereinigen soll, erwachsen. Wenn zum Beispiel in der Berliner Ebene ein oberbayrisches Gebirgshaus, ein Schwarzwälder Haus neben ein Gebäude des Erzgebirges und eins des Friesenlandes zu stehen kommt, so würde wohl rein äußerlich deren Wesen gezeigt, nicht aber ihr Zusammenhang mit der Natur. Vielleicht würde sehr leicht der Eindruck erzielt werden, den wir, in etwas anderer Gestalt, Ende des 19. Jahrhunderts mit unseren sogenannten alten Städten, die den Ausstellungen als Vergnügungsanhängsel beigegeben wurden, erhalten haben. Ein Hinweis auf Skansen in Stockholm ist nicht angebracht, denn dort handelt es sich um die Aufstellung eines geringeren Gebietes und um einheitlichere Begriffe als in einem deutschen Freiluftmuseum in der Berliner Ebene. Es ist ferner beabsichtigt, das Aufsichtspersonal usw. in echte Volkstrachten zu kleiden. Ich habe im Auftrage des Vereins für sächsische Volkskunde unter anderem die sächsischen Volkstrachten gesammelt. Einige von ihnen sind unersetzlich, andere heute sehr schwer und nur mit reichen Geldmitteln zu erlangen. Ich könnte nun mit gutem Gewissen wertvolle Trachten, kurz und gut alle leicht vergänglichen Stücke, nicht in der Weise, die ein Freiluftmuseum fordert, zur Benutzung empfehlen. Die Trachten (als Bekleidung von Puppen oder lebenden Personen) würden in absehbarer Zeit zerstört sein. Nur bei vielfachen Dubletten oder sehr leicht ersetzbaren Kleidungsstücken ist es vielleicht angängig, sie einem Freiluftmuseum zu opfern, die anderen Kostüme und Zubehörteile müssen aber wohl oder übel in sicheren

Angewandte Kunst

Glasschränken aufbewahrt werden, sollen die nächste Zeit und weitere Generationen sie noch zu Gesicht bekommen. Und wir dürfen doch nicht nur für uns sorgen! Der Gedanke, das Aufsichtspersonal in echte Volkstrachten zu kleiden, ist daher bedenklich. Schneller noch als wie bei Figurinen würden sie abgenutzt sein, nachgemachte dürften aber den Theatereffekt nur noch erhöhen. Nach Mitteilung des Herrn Dr. Sune Ambrosiani, Assistenten beim Nordischen Museum in Stockholm, sind aus den oben erwähnten Gründen die Figurinen aus Skansen entfernt worden, zumal man neuerdings auch einer äußerlichen Theaterdekoration, die sich aufdringlich bemerkbar gemacht habe, entgegentrete. Die auftauchende Frage, ob die Berliner Veranstalter die geeignetsten Männer sind, die schwierige Angelegenheit zu lösen, kann ich nicht beantworten, der von ihnen gewählte Titel »Deutsches Dorf« ist aber ein Unsinn.“

Heimatpflege

Nochmals vom Turnvater

Im ersten Februarheft hatten wir „lebende Worte“ von Friedrich Ludwig Jahn zitiert. Von den schönen Künsten handelten sie, und besonders vom Bauen und Wohnen, wie dieses ein beredter Ausdruck sei für Leben und Wollen, Fühlen und Denken der Menschen. Um zu wahrem und ehrlichen Ausdruck des inneren Lebens — also zu jener echten „Ausdruckskultur“, die wir heute mit der Seele suchen — zu gelangen, schlägt Jahn sozusagen als volks-pädagogischen Kunstgriff vor, man solle die Menschen „doch einmal bauen und wohnen lassen, wie sie billig denken und leben sollten“. Das hieße, mit dem Ausdruck beginnen, um so zur inneren Kultur zu gelangen. In vielen Fällen ein gangbarer Weg! Und wie sehr und oft wir es nötig hätten, ihn zu gehen, davon schreien die Beispiele heute gen Himmel. Mit einem davon, das den Turnvater, sein ganzes Fühlen und Sinnen so nahe wie nur möglich angeht, wollen wir hier aufwarten. Auf luftiger Hügelhöhe steht das Haus zu Freyburg, in dem der Alte im Bart seinen Lebensabend beschloß. Vom Garten seines Heims, wohin Deutschlands Jugend wallfahrtete, wo in traulicher Laubenecke seine still und ehrlich ergriffenen Gäste in der Zwiesprache mit ihm niemals vergessene Stunden verlebten, schweift der Blick über die rauschende Unstrut weit hinaus ins Thüringer Land, weiter noch die ergriffene Seele in die Fernen deutscher Gaue, für deren Freiheit und Einheit der Hausherr einst lebte, stritt und litt. Dieses Feuerkopfs ganzer Charakter prägt sich in der Wahl dieses Hauses aus. Unmögliches Schicksal mußte es ihm, dem die preußische Polizeigewalt allzulange den Zwang des vereinsamenden Wohnsitzes auferlegt hatte, bedünken, auch den Blick aus seinem Fenster durch niedrige Gassenenge eingesperrt zu finden. Mit diesem wenigstens mußte er frei bleiben, er, der rastlose Wanderer und Landfahrer, der so manches von einem Eulenspiegel hatte und doch ein kernhaft ernster, deutscher Mann war. So prägt sich in dem, wie er selbst baute und wohnte, seine ganze Art klar und kraftvoll aus. Und wer da weiß, wie er über Wanderschaft und liebendes Erinnern an das geschichtliche Einst dachte und sprach, der gedenkt — über die Schwelle jener Freyburger Gartentür getreten — seiner Worte: „Geht und steht man, wo die Altvordern gegangen und gestanden, so dünkt

man sich dadurch ihr Zeitgenoß und Lebensgefährte. Man glaubt, dort ihren Lebensgeistern zu nahen und ihnen näher befreundet zu werden. Man tritt in ihre Hallen, gleichsam als Besucher und Gast." Wer von uns denkt nicht mit Rührung der wehmütigen Ergriffenheit, die uns erfaßte, wenn wir Beethovens Geburts- oder Schillers Sterbestube betraten?

Wer mit solchem deutschen Gefühl, mit solcher stillen Andacht heute, 56 Jahre nach seinem Tode, beim Turnvater zu Gaste gehen will, dessen harrt eine schmerzliche Enttäuschung. Schon vor längerem schrieb uns ein junger Freund: „Vielleicht darf ich darauf hinweisen, daß das Sterbezimmer Jahns heute zum Billardspielen benutzt wird. Es berührt ein wenig eigenartig, wenn man die Tafel liest, welche den Platz bezeichnet, an dem der »Erfinder der gefährlichen Lehre von der deutschen Einheit« starb, während im gleichen Raume Billardspieler die Points zählen und Wirtshauswitze machen." Wir glaubten, das sei inzwischen anders geworden. Heißt es doch in dem neuesten „Handbuch der deutschen Turnerschaft" vom Jahre 1908 wörtlich: „In Jahns einstigem Wohnhause in Freyburg a. d. U. ist das Sterbezimmer in einen würdigen Zustand versetzt worden, und es macht jetzt auf alle Fremden, die in ihm zur Rast einkehren, einen freundlichen Eindruck." Und doch ist dort alles beim Alten. Wenn es nicht anders ging, als daß das Jahn-Haus ein Wirtshaus ward und blieb — war es nicht möglich, wenigstens von der Stätte seines Sterbens modernes Kneipwesen fernzuhalten? Und wenn auch das nicht anging: mußte man sich dann nicht wenigstens die Worte vom „würdigen Zustand" und vom „freundlichen Eindruck" sparen, wenn Jahns Geist und seine unerbittlich ernst gemeinten Worte von der Ausdruckskultur noch lebendig waren bei denen, die sein Erbe verwalten? M

Vom alten Eichbaum

Naturschönheit

Eigenwille — Trotz — ungebändigte Kraft — unbeugsame Energie — dies und ähnliches sehen wir in ihm verkörpert, Charakterprägung von einer Stärke und Eigenart, die in unsrer ganzen Pflanzenwelt nicht ihresgleichen hat! Gemeiniglich mag man glauben, daß sie besonders in dem gewaltigen knorrigen Stamm und dem trutzigen Zackengeäst der riesigen Krone ausgesprochen sei. Aber mit nichten: die Prägung ist leicht viel tiefer hinein zu verfolgen. Schauen wir einmal in die Krone, und wenn wir den Blick an der Mannigfaltigkeit ihres Ganzen geweidet haben, richten wir dann unser Augenmerk auf das einzelne. Wie ungebärdig stellen sich schon die jüngsten, vorjährigen Zweige, wie schießt und spießt das eigenmächtig durcheinander: lang, kurz, gerade, krumm, eng, weit, nach unten statt nach oben, nach innen statt nach außen! Und die Knospen, die Dinger, die doch noch gar nichts sind, sondern erst was werden wollen, sind eben auch schon ein ungezogen Volk. Die dicksten, bestgenährten haben sich, natürlich hübsch regellos, an die Zweigspitzen geschwungen, wo es Licht und Luft aus erster Hand zu trinken gibt und von wo aus sie sich im Sommer zu Langtrieben strecken und zum Danke die ganze Krone an ihrer Peripherie um eine Zweigschicht vergrößern werden; die kleinen und ganz kleinen Knospen aber — denn das verschiedenste Kaliber ist vertreten — auch sie spotten aller

Handel und Gewerbe

Regel und sitzen eng und weit, so recht nach Belieben, an den Seiten der Zweige, um sich später als Kurztriebe mehr dem Holze anzuschließen und möglichst viele Lücken mit dem kräftigen Grün ihres schönen Laubes auszufüllen. Endlich dieses selbst: An den braunen Büscheln wird nicht viel zu sehen sein. Doch. Immerhin aber viel mehr und bequemer an den dürren Blättern, die dir der Wind vor die Füße gestreut und der tauende Schnee erweicht und schön vor dir ausgebreitet hat. Daß zwei von ihnen ganz gleich wären, wird niemand erwarten (gibt's doch nicht einmal zwei ganz gleiche Buchenblätter, die doch von viel einfacherer Gestalt sind); aber die Eigenwilligkeit, mit der sie den Typus ihrer schön- und tiefgeschwungenen Umfangslinie verändern oder gar, alle vernünftige Symmetrie in den Wind schlagend, hier und dort einen Zipfel weit über die vorgezeichnete Grenze schießen lassen: solchen Eigensinn haben sie eben von ihrem Vater, dem Alten, der schmunzelnd auch in seinen jüngsten Sprossen, Knospen und Blättern „sein eigen Art und Wesen" wiederfindet. Betrachten wir dagegen jetzt einen Buchenzweig. In schönem Gleichmaß streckt sich da alles, sogar die langen spitzen Knospen, nach dem Licht. Wie anders formt und bildet hier die in den Zellen webende schöpferische Kraft! Sie rundet und streckt auch die schlanken Stämme bis zu schwindelnder Höhe, wo Ast und Zweig, dem gleichen Gesetze folgend, die Spitzbogen des grünen Laubdaches wölben, durch das kein Sonnenstrahl mehr dringt. Warum mags nur in den Zellen der Buche mit so ganz anderen Formergebnissen schaffen als im Eichbaum? Wurzeln doch beide freundnachbarlich beisammen in derselben Erde?! Vergebliche Frage. Kein Mikroskop vermag in diese Tiefen einzudringen und auch kein anderes wissenschaftliches Hilfsmittel kann dem Verlangen das Geheimnis enthüllen; wir stehen an der Grenze — ohne Antwort. Ein Handweiser ist hier aufgerichtet, der jenseits weist, zum Ewigen. A. Thümer

Die Erziehung zum Kaufmann (Schluß)

Darum — und nun komme ich zum Kern meiner Ausführungen — ist es eine soziale Pflicht unsrer kaufmännischen Großbetriebe, zu der sie allein schon ihr ureigenstes Interesse anhalten sollte, besondere dafür geeignete Beamte anzustellen, die beständig einige Lehrlinge im engsten Zusammenhang mit dem Geschäftsgang zu unterweisen und auszubilden hätten. Die Firmen müßten von vornherein darauf verzichten, aus ihren Lehrlingen unmittelbar irgendwelchen Nutzen ziehen zu wollen, und deshalb auch alle vom Betriebe erforderten Arbeiten durch ihre übrigen Angestellten ausführen lassen. Daneben aber wäre der gleiche Stoff den Lehrlingen als Übungsmaterial zu überweisen. Es liegt klar auf der Hand, daß das von ganz anderer Bedeutung für ihre Ausbildung wäre, als die fingierten Geschäftsvorfälle in den Musterkontoren unsrer Handelsschulen.

Aber man verstehe mich recht. Ich will natürlich nicht, daß die Lehrlinge zusehen sollen, daß ihnen alles gewissermaßen nur gezeigt und theoretisch erklärt werden soll. Selbstverständlich sollen sie arbeiten, sehr tüchtig sogar, und von unten auf, meinetwegen auch kopieren und registrieren, wenn das nun einmal zum fertigen Kaufmann gehören soll. Aber sie sollen nicht

ein, zwei Jahre lang mit solchen Markthelferobliegenheiten beschäftigt werden. Oder findet sich dafür wirklich ein Verteidiger? Der kann dann getrost auch noch das Staubwischen und das Tintengläserwaschen in seine Apologie aufnehmen. Was er von den niedrigsten, mechanischen Funktionen seines Berufes wissen muß, das begreift ein fixer Junge in vier Wochen.

Das andere aber, das, was ihn erst zum Kaufmann macht, das soll er sich eben nicht so nebenbei abgucken müssen, bruchstückweise und ohne inneren Zusammenhang. Dafür denke ich mir die Hilfe des „Lehrlingsbildners“. Er soll den jungen Mann systematisch in seine Berufsarbeit einführen, soll ihm die nötige theoretische Unterweisung geben, **während** er ihn zur praktischen Arbeit anleitet. Er soll ihm sagen, warum das so und warum jenes anders gemacht wird, welche Faktoren bei dieser und jener Entscheidung mitsprechen, auf welchen kaufmännischen Gebräuchen die und die Handlung beruht. Er soll ihn informieren über den Charakter der Ware, soll ihn lehren, Ware zu beurteilen (wo geschieht das heute auch nur einigermaßen gründlich?), er soll ihn über die Marktverhältnisse unterrichten. Mit einem Worte: er soll ihn Schritt für Schritt mitten hinein in die kaufmännische Praxis führen. Denn man täusche sich doch darüber nicht: was versteht denn ein fünfzehnjähriger junger Mensch, der eben von Homer und Goethe, von Gleichungen mit zwei oder drei Unbekannten und von der Schlacht am Weißen Berge kommt, von kaufmännischer Praxis?

Den starken, pochenden Pulsschlag des Lebens, den muß der junge Kaufmann unablässig spüren. Er muß Zeuge davon sein, wie die Schwankungen des heimischen Marktes, der Weltkonjunkturen wertbildend wirken, all die Bedingungen seines Handelns muß er selber ermessen lernen an den Schranken und Gegenströmungen, die das kleine und große Geschehen des Tages ihm entgegenwirft. Allerunmittelbarstes Erleben, das ist's, was er braucht, um als Kaufmann, als Mensch und als Charakter aus den Lehrjahren hinauszuziehen in die Wanderjahre. Übrigens würden dann zwei Lehrjahre auf alle Fälle genügen, und ein Jahr Gewinn, das wiegt schwer für den Kaufmann in unsrer schnellen Zeit.

In dieser Frist käme aber auch das verantwortungsvolle Arbeiten ganz von selbst. Man lasse einen jungen Mann unter verständiger Leitung eine Weile in der von mir angedeuteten Weise „arbeitend lernen“, ob der nicht schon nach einem halben Jahre Lust verspüren wird, in dieser oder jener Richtung praktisch und selbstverantwortlich mitzutun und auszuproben, ob ihn die Balken seines neuerworbenen Könnens schon tragen! Und solchem Verlangen wird jeder Chef selbstverständlich entsprechen, in seinem eigenen Interesse und in dem seines Lehrlings.

Nirgends sonst ließe sich für diesen eine glücklichere Verbindung von Theorie und Praxis finden, als in dieser Form, die ich hier andeutete. Die Gründung der Handelshochschulen war für den deutschen Kaufmann die eine große Tat des letzten Jahrzehnts; hier könnte, so will es mir scheinen, der Keim zu der zweiten liegen. Und der Gedanke ist nicht so unerhört neuartig, wie er vielleicht scheinen mag. An den Lehrwerkstätten der „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst“ ist auf gewerblichem Gebiet ähnliches schon verwirklicht.

Es wird auch möglich sein, für den Kaufmann derartige Einrichtungen zu schaffen. Praktische Erwägungen können in keinem Falle dagegen sprechen.

Nehmen wir zunächst die Kosten: Die würden nicht viel mehr ausmachen, als das Gehalt für den Unterweisenden, den „Lehrlingsbildner“, sagen wir also 2400 bis 3000 Mark im Jahre. Was bedeuten die für ein Geschäft, in dem das Gehälterkonto allein 100000 bis 200000 Mark und noch mehr beträgt! Preisgebung von Geschäftsgeheimnissen? Die es wirklich sind, die gelangen ohnedies nicht ins Kontor, und die andern könnten von jedem Angestellten ebenso „verraten“ werden — wenn es sich verlohnte. Störung für den Betrieb? Ist nicht zu befürchten, da die Lehrlinge ja mit dem Betriebe de facto nichts zu tun haben sollen. Was sonst noch?

Ich nannte die Verwirklichung des Gedankens auch eine soziale Pflicht unsrer Großbetriebe. Das ist sie in der Tat. Die Assoziierung des Kapitals wäre verpflichtet, dafür, daß sie dem einzelnen zahllose Möglichkeiten des Werdens genommen hat, neue zu schaffen, auch wenn in diesem Falle nicht der Gedanke der Selbsterhaltung den gleichen Weg wiese.

Noch einmal also. Wir müssen für die zweckmäßige Ausbildung unsres kaufmännischen Nachwuchses sorgen, und die kann, ob nun ein Hochschulstudium eingeschoben wird oder nicht, grundlegend nur in einer planmäßig geleiteten Lehre gegeben werden. Der Kleinbetrieb ist nicht in der Lage, sie zu organisieren. Das kann nur der Großbetrieb mit seinen reichen Mitteln und den weiten Ausblicken, die er allein zu eröffnen vermag.

Wir haben jetzt ein Überangebot von kaufmännischen Kräften. Aber das ist auch darnach. Wenn der Kaufmann ernstlich will, daß seine soziale Stellung seine volkswirtschaftliche Bedeutung voll zum Ausdruck bringt, dann muß er vor allen Dingen die Quellen zustopfen, die ihm so viel minderwertiges, ungebildetes, halb proletarisiertes Material ins Land schwemmen. Der Kaufmannsberuf, das ist jetzt oft noch die Zufluchtsstätte aller derer, die nicht weiter lernen können oder wollen, und die doch möglichst schnell Geld verdienen möchten. Eine „schwungvolle“ Handschrift und ein bißchen Frechheit, damit, meinen sie, sei's getan. Und nach drei Jahren laufen sie in ihrer Ladenschwengeleleganz stolz als „Kommis“ herum. Das kommt davon, daß wir in unsrer ganzen geschäftlichen Organisation keine Fermente einer ernsten beruflichen Bildung haben. Können wir die schaffen, dann wird auch das Wort „Kaufmann“ einen ganz andern Klang bekommen.

Johannes Buschmann

Auch eine Art „Kunsthandel“

Auf einem roten Zettel, der den Leuten zugestellt wird, steht zu lesen:

„Geschenkt neben abgebildete Nähmaschine, oder eine silberne Taschenuhr (Herren- oder Damenuhr), oder eine Handharmonika, oder 1 Etui mit 1 Dtz. Kaffeelöffeln erhält jeder, der einige Stunden für mich tätig sein will.

Ich habe den Vertrieb von feinen Öldruckbildern, 60 cm hoch, 44 cm breit, per Stück nur 1 Mark. Wer mir 25 Bilder verkauft, per Stück für eine Mark, erhält als Prämie gratis und franko eine vorzügliche silberne Herren- oder Damenuhr. Sie haben sonst gar keine Verpflichtung, als 25 Bilder zu ver-

kaufen, dann erhalten Sie eine Uhr.

Für Verkauf von 20 Bildern gratis das Etui mit 1 Dtz. Kaffeelöffeln.

Für Verkauf von 30 Bildern gratis 1 Handharmonika, neues Wiener Modell, doppelstimmig, mit 4 Bässen.

Für Verkauf von 90 Bildern gebe ich die Nähmaschine gratis und franko."

Was müssen solche Bilder, das Stück zu 1 Mk., wirklich wert sein, wenn sie silberne Uhren und Nähmaschinen „tragen"?

Die Geister als Aufsichtsrat

Vor einiger Zeit tauchte eine neue Fabrik von Schönheitsmitteln und verwandten angenehmen Dingen unter dem Namen „Bombastus" auf, bald hinterher tauchten aber auch in der Sächsischen Schweiz und im Riesengebirge ganz ungeheuerliche Inschriften „Bombastus" auf, die zur Entrüstung der Naturfreunde führten. Einer der Schriftführer des Dürerbundes gab dieser Entrüstung öffentlichen Ausdruck. Da geschah etwas höchst Unerwartetes: die Fabrik „Bombastus" erklärte, nichts läge ihr ferner als derartige Reklame, diese Menge aufdringlicher Inschriften sei vielmehr von irgend jemand anders in die Natur gesetzt, und sie ihrerseits setzt einen Preis von tausend Mark auf Ermittlung des „Täters" aus.

Jetzt wissen wir, woher die wegen Reklameunfugs verleumdeten Herren den geradezu genialen Rat zu solchem Vorgehen bezogen haben: von den Geistern. Die ganze Fabrik der Bombastuswerke in Potschappel ist nämlich auch von den Geistern gegründet worden. Herr Emil Rudolf Bergmann und noch zwei Genossen riefen die Vierdimensionalen, und die Geister waren es, die ihnen nicht nur Rezepte zu den kosmetischen Mitteln gaben, nein, sie, die Geister, sorgten auch dafür, daß das Betriebskapital nicht ausging. Wo sich in Spiritistenkreisen geldkräftige Leute vermuten ließen, da lud man sie zu spiritistischen Sitzungen ein, ein richtiger Bund wurde gegründet, bestehend aus einem innern, einem mittlern und einem äußern Kreise, im Zentrum aber saß Herr Bergmann und während seine Seele dem Überirdischen lauschte, schrieb seine Hand die Reden der Geister nieder. Wir scherzen nicht, wir übertreiben nicht, wir melden eine einfache Tatsache: das Geld zu dieser Gründung wurde zusammengebracht durch Ratschläge und Befehle des „weißen Schwans", welchen Pseudonyms sich der Geist Martin Luthers bediente, des Bombastus Paracelsus, nach dem die Fabrik genannt wurde, der „Lucinda" und andrer immaterieller Herren und Damen, die den Gläubigen, d. h. den Teilnehmern und Geldgebern der Firma Ratschläge nicht zwar über die Fabrikation, über die Fabrikmarke, über das Hypothekenwesen gaben, vor allem aber Ratschläge: daß man sein Geld nirgends besser anlegen könne, als bei den Bombastuswerken. 600000 Mark zusammenzubringen, ist auf diese Weise möglich gewesen, von den verschiedensten reichen und armen Leuten in größeren, kleinen und kleinsten Posten. Wer aber abspringen und verraten wollte, dem wurde mit sonst nicht gebräuchlichen Strafen, mit Verbrennen, üblen Krankheiten, elendem Tode usw. aus der Geisterwelt gedroht.

Geschehen in den Jahren 1906, 1907 und 1908!

Den drei Geschäftsfreunden verschafften die Geister so schönes Geld, daß sie sich drei Villen bauen konn-

Gesellschaft

ten, der eine, dem's eilte, sogar mit Nachtarbeiten bei elektrischem Licht. Ach, jetzt sind diese Idealpraktiker auf Veranlassung eines, der sich schließlich doch nicht vor Himmels- und Höllenstrafen gefürchtet hat, hinter Schloß und Riegel. Über die Bombastuswerke ist die Eröffnung des Konkursverfahrens beantragt. Der Prozeß dürfte mitten in der Hauptstadt des hellen Sachsens ein Kulturbild aufrollen, das bei aller komischen Groteske haarsträubend ist.

Vom Ausland

„Ssanin"

Was man bisher von dem russischen Roman „Ssanin" und seinem sensationellen Einfluß auf die „Intelligenz" Rußlands vernahm, konnte unser Urteil irreführen. Nun ist dieses Werk Artzibaschews in einer größtenteils anständigen Verdeutschung von André Villard und S. Bugow bei Georg Müller in München erschienen und läßt uns selber prüfen. Da zeigt sich, daß „Ssanin" bestimmt keine Pornographie enthält, daß das Sexuelle darin nicht einmal gedanklich die Alleinherrschaft übt, sondern eine weitere, ganz geistige Anschauung den Ursprung bildet. Freilich bringt diese es mit sich, daß auch die Frage der Geschlechtsliebe höchst rücksichtslos erörtert und verwegen beantwortet wird; das Buch ist nur reifen Menschen in die Hand zu geben.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß jeder reife Mensch es zur Vervollkommnung seiner Bildung lesen müßte. Wichtig ist es bloß für Rußland, und vielleicht ist's auch das schon gewesen; denn die Tendenz leidet an einer kurzatmigen Zeitlichkeit, die gemeiniglich ihre Schuldigkeit recht bald getan hat.

Ssanin kommt aus Studien- und Wanderjahren in die idyllische Heimat-Kleinstadt zurück, in Haus und Garten der Mutter, die da mit ihrer Tochter ein windstilles Dämmerleben hinlebt. Der Sohn und Bruder, das fühlen die Frauen gleich, ist durch seine Erfahrungen ihrem Empfinden entfrembet worden. Für Vorurteile, Grundsätze, Ideale, Selbsttäuschungen jeder Art hat er nur noch ein kühles Lächeln. An den Sitten des Familienlebens erkennt er vorzüglich die Schwächen und unterwirft sich ihrem Zwange nicht. Ehrgeiz und Erwerbstrieb sind ihm fern. Die eifernden Freiheits-, Aufklärungs-, Umsturz-Bestrebungen all seiner Bekannten von der gleichaltrigen Intelligenz lächelt er skeptisch-müde in Grund und Boden, sofern er sie nicht derben Wortes als Narretei zurückweist. In der Liebe ist er für volles Sichauslebens, gönnt dieses Recht auch seiner Schwester und würde für sein Teil selbst in der nächsten Blutsverwandtschaft keine Schranke sehen.

Natürlich erkennt der Fessellose den Ehrenkodex der europäischen „Gesellschaft" nicht an, verweigert den Zweikampf mit einem militärischen Wüstling, der Ssanins Schwester erniedrigte, und schlägt ihn, da er droht, so zu Boden, daß dieser Offizier sich selbigen Abends eine Kugel in den Kopf schießt. Ssanin genießt skrupellos und „dankbar" die Liebe eines noch triebhaft schwankenden Mädchens, während dessen eigentlicher Herzensfreund sich vermittels krankhaften Altruismus zu Tode quält. Zuletzt geht Ssanin ohne Gepäck in die weite Welt hinaus, entschlossen, sich seiner eignen Weisheit, Kraft und Schönheit rückhaltlos zu freuen. Im übrigen hat er sein Sach auf nichts gestellt. . . .

Mit einem Wort: eine Schwenkung vom düstern politischen zu

einem muntern ethischen Nihilismus. Was sollten wir damit? Das gesunde Körnchen in dieser Emanzipation ist längst unter dem Besitz unsrer Kultur: nicht nur seit Stirner und Nietzsche, nein mindestens seitdem Goethes „Heidentum“ uns aus „Philisternetzen“ befreite, am Ende gar seit Luther. Und Artzibaschew kann in diesem gesunden Teil seiner Lehre, in der Erlösung des Individuums und seiner Sinnesrechte, nur als Nachempfinder der westlichen Befreier erscheinen. Ihm blieb einzig vorbehalten, den Gedanken für den aktuellen russischen Gebrauch einzurichten. Zu diesem Zweck verflachte er ihn, ließ die Pflichtenfrage unbeachtet und vermochte so, wie aus dem Russischen gemeldet wird, unter der gärenden und sozialpolitisch entmutigten oder doch verdrossenen Jugend seines Landes mit seinem Buch Sensation, ja Schule zu machen. Bis zur nächsten Mode.

Als Roman steht „Ssanin“ auf wesentlich höherer Stufe denn als Programm-Verkünder. Öfter zwar sucht Reden das sachliche Darstellen zu ersetzen. Die Charakteristik lebt zu sehr von der unmittelbaren Schilderung. Ein starkes Zuviel an schönen Menschenkindern und an Körperbeschreibung stört. Aber diese Mängel werden durch so viel Geist gemildert, daß der Verdacht auftauchen kann, es sei Herrn Artzibaschew nicht gar zu ernst mit seiner Laienpredigt, er schaue vielmehr mit einem bißchen überlegener Ironie auch auf den selbstgefälligen Ssanin — und auf die „Ssaninisten“ herunter.

Der Wert des Werkes liegt in der Schärfe, mit der das Unscharfe im heutigen Bild des erleuchteteren russischen Gemütes, das Dämmerige, Gefühlvergeudende, Tastende, erfaßt ist. Diese weichen, zähen, lächerlichen und ergreifenden Sehnsuchtsseelen muten echt an und wohlverwachsen mit ihrer stillen Landschaft gleichwie mit der — trotz allem — trostlosen Grundstimmung.

Willy Rath

Die Erziehung zum Guten

Bildung und Schule

Seit einigen Jahren ist allerorten, wo man Teilnahme für die Bildung der Jugend, für eine gesunde Entwicklung der Menschheit empfindet, die Erkenntnis erwacht: daß der Verstand nur einen Teil des geistigen Menschen ausmache, daß wir aber in den Schulen diesem Herrn allein gedient und Fühlen und Wollen ganz außer acht gelassen haben. Und doch entwickeln sich auch Fühlen und Wollen unter einer Pflege glücklicher als ohne sie. Diese Erkenntnis ist nun bereits so verbreitet und stark geworden, daß sie zu einem Ersten internationalen Kongreß für Moralerziehung geführt hat. Er tagte Ende September in London. Es wäre diesem Pfadfinder-Kongreß zu wünschen gewesen, daß ihn noch mehr Pfadfinder-Geist beherrscht hätte. Tatsächlich lag aber sein Hauptwert darin, daß er die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf all diese Fragen lenkte — wie ja die Bedeutung der allermeisten Kongresse in der Propaganda liegt.

Als eines der größten Übel in allen Staaten wurde für die primären (niederen) Schulen die große Schülerzahl in den einzelnen Klassen festgestellt; sie mache dem Lehrer einfach unmöglich, sich auf anderes als das Übermitteln von Kenntnissen einzulassen und anders als mit den gröbsten Mitteln der Disziplin zu arbeiten. Dazu tritt in den niederen, aber noch mehr in den höheren Lehranstalten die Einseitigkeit einer Kopfarbeit

ohne Gegengewicht der Handarbeit, eines bloßen Wissens ohne Können, einer Vernachlässigung des Handelns gegenüber dem Denken. Diesem Übel scheinen zwar die englischen Schulen durch die starke Pflege des Sportes entgegenzuarbeiten, aber gerade ein englischer Redner machte gegen diese Vorstellung skeptisch. Es sei ein sehr falscher Glaube, daß der Mut oder die Energie, die ein Knabe am Kricketplatz entfalte, ihm auch auf dem Kampfplatz des Lebens treu bleiben, ja, daß überhaupt Vorzüge, die auf einem Einzelgebiet erworben seien, durch diese Gewöhnung unwillkürlich auf alle andern Lebensgebiete übertragen würden. Dieser selbe Redner, Schulinspektor Dr. Hayward, sprach von einem der schwersten Schäden des englischen, aber nicht nur des englischen Schulwesens, von der „Exklusivität". Die englische Schule ist noch mehr als die deutsche eine Ständeschule, jede Gesellschaftsschicht, jeder Reichtumsgrad hat seine Schule für sich — und jede Ständeschule ist die Pflanzstätte einer beschränkten, engherzigen Weltanschauung. Da sind Frankreich, die Schweiz, Österreich und zum Teil auch Süddeutschland mit ihrer wenigstens für die niederen Schulen geltenden Einheitsschule, die von Kindern aller Stände besucht wird, entschieden weiter: wenn es auch lächerlich ist, wie oft geschieht, von der Einheitsschule die Lösung der sozialen Frage, die Ausgleichung aller Klassengegensätze zu erhoffen, so ist es doch eine Tatsache, daß sie dem starrsten Aristokratismus und dem vollständigen Mangel an Teilnahme für das Leben einer andern Klasse entgegenarbeitet. Von England wurde berichtet, daß jeder Knabe den Ehrgeiz habe, „seine Schule solle die beste sein" — gewiß ein etwas weiterer Ehrgeiz als das vom deutschen Schüler gewünschte Streben, der Beste in seiner Schule zu sein, aber gewiß noch immer ein sehr beschränkter Ehrgeiz, der einem höheren weichen müßte. Die englischen Schulen sind zum großen Teil Internate, und so wurden auf dem Kongreß vielfach Vorzüge und Nachteile von Internaten einerseits, Tagesschulen anderseits abgewogen. Es scheint, daß in den „boarding-schools" namentlich die Knaben selbständiger und unternehmungslustiger werden; ein Schulmann meinte sogar „ohne Übertreibung sagen zu können, daß das britische Reich seine Größe dem in den boarding-schools erworbenen Selbstvertrauen verdanke", anderseits wurde aber der Mangel des Familienlebens, besonders jedes weiblichen Einflusses als keineswegs vorteilhaft für die Gemütsbildung der männlichen Jugend dargestellt. Von mehreren Seiten wurde von äußerst günstigen Erfahrungen beim Zusammenerziehen von Knaben und Mädchen in derselben Schule berichtet, nur dürfe eine solche Koedukation nicht aus Ersparungsrücksichten herauswachsen, das heißt: etwa zu noch überfüllteren Klassen in den Volksschulen führen, oder unter einseitiger Leitung, sei es männlicher oder weiblicher Lehrkräfte, stehen.

In den Fragen der Disziplin war man sich darüber einig, daß man dem Ziel zustreben müsse, ohne Strafen und ohne Belohnungen und Preise auszukommen; das autokratische System müsse auch in der Schule mehr und mehr der Selbstregierung weichen. Einer größeren Freiheit des Schülers müsse die volle Freiheit des Lehrers in Methode und Lehrplan zur Seite stehen, die Freiheit seiner

Überzeugung und die Befreiung aus einer sozial untergeordneten, schlecht bezahlten Stellung. Nur dann könne die wichtigste Voraussetzung einer Charakterbildung in der Schule verwirklicht werden, nämlich daß sich Menschen von Charakter und Persönlichkeit dem Lehrerberuf widmen.

Zu all diesen allgemeinen Forderungen des Schullebens trat die Frage nach der Notwendigkeit eines unmittelbaren „Moralunterrichts" und seines Zusammenhanges mit den anderen Lehrfächern, besonders mit dem Religionsunterricht. Hinsichtlich dieses letzteren zeigte der Kongreß das interessante Bild zweier grundverschiedenen nationalen Anschauungen. In England scheint die Bibel einen so wesentlichen Faktor im Gesamtleben darzustellen, daß man sich eine Erziehung ohne sie kaum auch nur vorstellen kann, sondern nur an eine Modernisierung des Bibelstudiums denkt. Frankreich dagegen rühmt sich mit Stolz und Freude der gelungenen Trennung von Schule und Kirche. Trotzdem aber fordern Vertreter beider Länder „Moralunterricht", sei es nun neben oder ohne Religionsunterricht. Aber der „Moralunterricht" begegnet bei andern (und ich vermute, auch bei den Lesern des Kunstwarts) auch wieder starkem Mißtrauen — und solche Gefühle zu entkräften waren die am Kongreß gehaltenen Probelektionen auch nicht sehr geeignet. Es wird gut sein, sich vor allem einmal von dem odiosen Namen „Moralunterricht" loszusagen und dafür etwa den, wie mir scheint ausgezeichneten Ausdruck Dr. Fr. W. Försters: „Lebenskunde" einzusetzen. Mit dieser Bezeichnung ist gesagt, daß es sich nicht um ein Predigen und Aufschulmeistern abstrakter Gebote handeln soll, sondern vielmehr um eine Besprechung des konkreten Lebens mit seinen Forderungen, Aufgaben und Schwierigkeiten. „Sehen lernen", das bedeutet eine Forderung, deren Wert den Kunstwartlesern gut bekannt ist — wohl, nicht nur auf künstlerischem, auch auf ethischem Gebiet gehen Kinder und Erwachsene meist blind umher, ohne für die Lichter und Schatten in der eigenen Seele, ohne für die feinen Töne und seltsamen Linien im Wesen des Nebenmenschen und für die Komposition der Zustände einen geübten Blick zu haben. Es wäre wohl wertvoll, wenn die Jugend dazu erzogen werden könnte, die eigenen Regungen, Handlungen, Gewöhnungen besser zu beobachten, die Motive und die Entwicklungen beim Nebenmenschen zu sehen, den Zusammenhang von Menschen und Verhältnissen, von Ursachen und Wirkungen zu erkennen. Wie jeder Maler die technischen Anfänge des Malens bei seinem Meister lernt, sollte jeder Mensch „die Technik des Selbsterziehens" — wie Förster es nennt — kennen lernen.

Man wird nun gewiß erwidern, daß man alles dies am besten bei den großen Psychologen, den Künstlern und Dichtern „holen kann", und daß die sogenannte „Kunsterziehung" die beste Vorübung dazu sei. Man hat auch am Kongreß nicht vergessen, welch wichtiger Platz der Kunst in der Erziehung gebühre; die Forderung nach künstlerischer Umgebung und künstlerischem Unterricht in den Schulen wurde einstimmig erhoben, eine Ausstellung brachte Proben guten Wandschmuckes, und bezüglich der Jugendliteratur zeichnete der Deutsche Wolgast die Richtlinien vor. Aber trotzdem konnte man sich nicht verschweigen, daß eine ästhetische Ein-

wirkung allein nicht ausreiche, ja, daß sie schwere Gefahren mit sich bringe, wenn ihr in der Erziehung nicht ein ethisches und soziales Element zur Seite trete. „Ob auch ästhetischer Genuß edle und veredelnde Beschäftigung zugleich ist, so ist sein Einfluß doch nicht stark und lebendig genug, um edles Fühlen in die Tat umzusetzen" (Schuz) — das beweisen unsre „Schöngeister", schlimmer aber noch beweisen es die „Ästheten" unsrer Zeit. Sie beweisen, daß der einseitige Schönheitskultus geeignet ist, Menschen großzuziehen, die aus Freude an der Form verlernen einen Innenwert zu schätzen, die in der Liebe zum Schönen eine kalte Gleichgültigkeit gegen alles Notwendige erwerben, die, huldigend dem Genuß, das Gefühl der Pflicht verloren haben — kurz, jene ästhetelnden Egoisten, die vielleicht eine der größten Gefahren, sicher eine der traurigsten Erscheinungen unsrer Zeit bilden.

Sie ist eine sehr alte Heilslehre, die von der Dreieinigkeit des Wahren, Schönen und Guten, aber eine bessere kann kein Kongreß ausdenken, und es ist gut, wenn man sich in der Erziehung wieder dieser alten Heilslehre erinnert.

L. Kulka

Lebende Worte

Ein paar Goethe-Worte

Bei der Vorbereitung einer sachlich geordneten Ausgabe von Goethes mündlich geäußerten Gedanken traf ich auf viele vortreffliche Aussprüche, die wenig bekannt sind. Man liest Eckermann und den Kanzler von Müller, aber Riemers Berichte z. B. sind wenig einladend und zum Teil überhaupt nicht mehr käuflich. Und doch hat dieser langjährige Haus- und Arbeitsgenosse Goethes manches gute Wort seines Meisters aufgehoben. Hier einige Proben aus den „Aphorismen", die Riemer seinen „Briefen von und an Goethe" beigab.

„Das Ungeheuere in der Kultur ist dies, daß wir [Künstler] unser Publikum wider seinen Willen und zu unserm Schaden zur Ironie erheben, indem wir seine Leidenschaften reinigen dadurch, daß wir alles zur Anschauung bringen, selbst den Wahnsinn und die Irrenhäuser und Narrenhospitäler. Denn was kann von dem allen das Resultat sein, als daß es dieses sonst für das Gefühl und die Empfindung so Zerreißende auch nur als einen Zustand kennen lernt, als ein Pathologisches, dem gegenüber es sich besser, erhabener fühlt und mit dem es zuletzt spielen lernt." [1813. Goethe versteht unter Ironie jene freie, gleichgültige, spielende Betrachtung, die jetzt bei uns so häufig ist, so daß z. B. ein dargestellter Mord nicht mehr als fürchterliches Ereignis auf uns wirkt, sondern wir vielmehr nach der Kunst der Motivierung, des Vortrags und dergl. fragen.]

„Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung." (1813)

„Die Deutschen haben so eine Art von Sonntagspoesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen." (1811)

„Die norddeutschen Poesien, insonderheit die moralischen Lieder, kommen mir vor wie die reformierten Kirchen, die auch ohne Bilder sind." (1807)

„Der Poet ist mit dem Schauspieler dran wie der Liebhaber mit dem Mädchen, auf die er Verse macht. Die denkt auch, sie wäre es. Ebenso jener. Der Gedanke des Dichters leidet immer unter der Darstellung: denn der große

Haufe applaudiert nur dem Schauspieler und denkt nicht an den Dichter.“ (1814)

„Die Vollkommenheit der Technik, könnte man beinahe sagen, schließt die Kunst aus in allem, was zum Lebensgenuß, zum Komfort usw. gehört, weil sie auf das Mathematische, d. h. auf das Notwendige geht.“ (1810)

„Ich bin einer von den gutwilligen Lesern, die das Brot des Autors mit der Butter guten Willens überstreichen und so die Lücken zukleben, wenn sie nicht gar zu groß sind. Ein anderer ißt das Brot trocken und da kann er freilich sonderbare Dinge erzählen von dem, wie es ihm geschmeckt.“ (1807)

W. Bode

Unsre Bilder und Noten

Die drei Kunstblätter, die wir heute unsern Lesern mitgeben, zeigen drei Werke, die sicherlich grundverschieden sind, und doch wandeln sie alle ein und dasselbe Thema ab, das der schönen, heitern Ruhe. Charles Cottets berühmtes Bild, das der vorgesetzte Kupferdruck wiedergibt, erweckt durch die alte würdige Kathedrale religiös-christliche Vorstellungen, aber sie läuten in das Abendrotflammen rings mit ihren Feiertönen nur hinein, sie weben sich nur wie Goldfäden in einen schönen Teppich „purpurner Gefühle“, der auch ohne sie schon über die Welt und über den Geist des Beschauers gebreitet wäre.

Weit vom Christentum weg nach dem Heidentume der Hellenen zu führt uns dagegen auf Ludwig von Hofmanns Wegen Erich Kuithans Bild. Schöne, heitere Ruhe auch hier, ein Ausgeschaltetsein von allem, was wirren und erregen könnte, ein Genugfinden im Augenblick. Und bei so verschiedenen Bildern doppelt auffallend eine Ähnlichkeit der Komposition mit der Cottets: horizontale Streifen lagern hier wie dort übereinander. Hier in Ufer, Wasserfläche, Wasserfall, wieder Wasserfläche und wieder Ufer, dort in Hausreihe, Schattenreihe, Mauerreihe, lichter Häuserreihe und den Streifen von Dom und Himmel, die im Helligkeitswert nah zueinander gehn. „Lagernde“ Streifen — „der Mensch weiß gar nicht, wie anthropomorphisch er ist“, sagt Goethe. Das Vorherrschen der Horizontalen überträgt auf uns die Vorstellung des Ruhens. Kommt aber die Vertikale hinzu, so muß sie durch den Gegensatz auffallen. Es lohnt sich nun, darauf zu achten, wie unsre beiden Künstler sie gebraucht haben. Cottets Vertikale, der Domturm, ist ins Halbdunkel gesetzt, Kuithans Vertikale, der Jüngling, steht nicht nur ganz auf der Seite, sondern dieser Gestalt Gewand rinnt die Vertikale gleichsam wieder herab. Nicht genug damit: eine gleich der stehenden nackte Gestalt ist auf der andern Bildseite gelagert mit dem Ausdrucke des Schlafs. Und so geschieht psychologisch, was nötig ist, damit trotz der stehenden Gestalt das Bewußtsein der Ruhe nicht mehr gestört werde, als der Halbschlummer durch ein Aufatmen und Aufträumen des inneren Lebens. Bei Cottet wie bei Kuithan „belebt“ die Vertikale nur, was sonst vielleicht zu „tot“ erschiene, aber sie hebt die seelische Wirkung der Horizontalen nicht etwa auf.

Ludwig Bartnings Gemälde aus der Umgebung Roms ist nichts weniger als eine „Ansicht“. Darf man den Gehalt solch eines Werkes mit Worten anzudeuten versuchen, den zu vermitteln ja das Bild selber ge-

braucht wird? Dann könnte man vielleicht sagen: sein Gehalt ist die Stimmung eines von feinen glücklichen Menschen belebten Campagnafrühlingstags. Der Grund, auf dem dieser selige Tag sich hinlebt, ist die Landschaft, sie ist also der große Grund auch des Bildes. Aber die Ruhe ist hier nicht zugleich äußere Ruhe, sie braucht nicht so vorherrschender Horizontalen, um auf uns zu wirken. Sie ist die innere Ruhe der heiteren Sorglosigkeit im schönen Sichergehen. Da können denn die Bäume im Scherzo feinformig spielen und die Blumen im Allegro flimmern. Während sich alles in einem Einzelheitengewimmel erlustigt, hält eine große Harmonie doch wieder zu einer Gesamtheitsschönheit an, die nichts mit unerlaubt starken Tönen stören darf. So ist alles zurückgehalten und leise auf diesem Bild. A

Unsre Illustrationsbeilage bringt einige weitere Beispiele von „Raumkunst und Hausrat“. Auf der ersten Seite sehen wir ein freundliches und gediegenes Speisezimmer in Mahagoni nach Entwürfen von Gertrud Kleinhempel, ausgeführt in den Werkstätten für deutschen Hausrat (Th. Müller) Dresden. Es folgt eine Zusammenstellung von Anrichten, nach Entwürfen von Nicolai, Niemeyer, Gußmann, Riemerschmid, eine Übersicht, die erweist, daß heute für ein und dieselbe Aufgabe bereits eine Auswahl guter neuerer Lösungen zu Gebote steht. Man kann nicht sagen, daß jeder Künstler hier etwas ganz „Besonderes“ hätte zeigen wollen, und doch hat jeder seine individuelle Gebrauchsform gefunden. Mit Ausnahme des Stückes von Nicolai, das in den vorgenannten Werkstätten gefertigt wurde, stammen die drei anderen sowie die hübsche Ecke eines kleinen Festsaales (in weiß) auf der vierten Seite von Riemerschmid aus den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden und München. K

Unsre Notenbeilage gedenkt des Totensonntags mit einem Liede von Alexander Ritter. Wir haben auf diesen feinen Liedmeister im Kunstwart schon mehrmals hingewiesen und werden ihm im nächsten Heft einen besonderen Artikel widmen, dem die „Todesmusik“ gewissermaßen präludiert. Die Prägnanz im Ausdruck und der hohe Ernst des Ritterschen Schaffens ist durch dieses — gleich den meisten Ritterschen Liedern bei C. F. W. Siegel in Leipzig erschienenen Stückes gut gekennzeichnet. Die dreiteilige Form ist ohne weiteres verständlich. Die vom Instrument gebrachte höchste Steigerung am Schluß muß donnern wie das Weltgericht und dann als fernes Glockenläuten mählig verklingen. — Die leere Seite benutzen wir zur Mitteilung eines noch ungedruckten Largos von Georg Ph. Telemann, das L. Matossi nach einer Handschrift der großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt herausgibt. Es dürfte dazu beitragen, die geschichtsläufige Ansicht vom „Vielschreiber“ Telemann insofern zu verbessern, als man einräumt, daß diesem Manne, der die Noten nur so aus dem Ärmel schüttelte, bisweilen auch was Rechtes einfiel. B

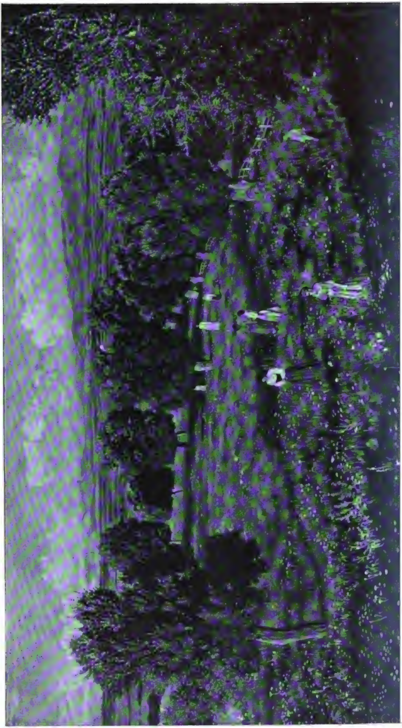
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Eugen Kalkschmidt, Dresden-Loschwitz: für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

KW

ERICH KUITHAN

Digitized by Google

Digitized by Google



GERTRUD KLEINHEMPEL

Digitized by Google

M. A. NICOLAI

OTTO GUSSMANN

Digitized by Google

f
p
cresc.
- ho - ben, was mir einst das Herz ge -
cresc.
p
je - den Stern, der mir leuch-tend er - glüh - te, je - des
espressivo
cresc.
p
più cresc.
wer-den dann auf En-gelsschwingen je - ne Tö - ne wie-der-bringen,
più cresc.

wer-den mir des
pp
cresc.
ge - gen geh
cresc.
dimin.

f
p
ho - ben, was mir eini
ngsam
Ped. * Ped. *
je - den Stern, der mir leuch-tend
espressivo
cresc.
mf
tr
cresc.
più cresc.
wer-den dann auf En-gelsschwingen
più cresc.
f

Digitized by Google

Fritz Mackensen

Digitized by Google

[illegible]

[illegible] unter [illegible] noch ein [illegible]

[illegible] Gedanken durchaus nicht [illegible]

[illegible] verwenden [illegible] Sprache in einem [illegible]

[illegible] dem Leser hier [illegible]

[illegible] bekommen hab[illegible]

[illegible], die [illegible]

[illegible]

[illegible] Tatsache ist, daß [illegible] werden; in den [illegible] zu allen [illegible], in Inseraten [illegible] und ganze [illegible] ihnen [illegible] „Das wußte man [illegible] etwas wisse [illegible]

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Novemberheft 1908 Heft 4

Hausgreuel

Dieses Heft steht unterm Zeichen des „Literarischen Ratgebers“, dessen kleine Ausgabe sein Redakteur, der Kunstwart, in zureichender Anzahl für sämtliche Leser unseres Blattes dem Ratgeber-Verleger, d. h. dem Dürerbunde abgekauft hat und nun gleichzeitig den Lesern mitgibt. Was ich über diese wichtigste aller unserer Arbeiten zu sagen habe, steht in seinem Vorwort. Früher, als der Ratgeber noch allein Kunstwartsache war, wurde er statt eines Heftes der Zeitschrift vorgelegt. Jetzt geben wir den Lesern außer ihm noch ein Zeitschriftheft, beschränken aber dieses Heftes Inhalt nach aller Möglichkeit auf eine Art außerliterarischer Ergänzung des Ratgebers. Schon damit wir, die wir aus den oft erörterten Gründen durchaus nach einer Verminderung des Kunstwartumfangs und nach einem „Schlankerwerden“ unsres Textes streben, nicht gar zu stark gegen den Grundsatz verstoßen: nicht mehr zu bieten, als sich verarbeiten läßt. Müßte der Ratgeber mit seiner Fülle gedrängtesten Inhalts in einem halben Monate „abgemacht“ werden, dann freilich täten wir das auch so. Aber er will ja ein Handbuch sein, will also nicht in ein paar Absätzen gelesen, sondern das ganze Jahr über benutzt werden.

Zur Ergänzung also der Ratgeberarbeit möchte ich den Lesern hier von einer Erscheinung sprechen, über die wir uns alle schon geärgert und über die wir alle schon gelacht, die wir aber im Kunstwart seit gerade zwanzig Jahren nicht mehr zusammenfassend besprochen haben. Ich denke dabei an eine große Familie von „Industrismen“, die ihre hunderttausend Kinder leider nicht nur zu Tietz und Genossen, sondern auch zu Wertheim und über ihn hinaus in so ziemlich alle Läden schickt, deren Besitzer im Geschäftsmann-Herzen irgendwelche kunstgewerblichen Schwellungen fühlen. Ich möchte für die ganze Gesellschaft den Sammelnamen „Hausgreuel“ vorschlagen. Freilich, dem Vorsichtigen kommen sie höchstens geschenkweise ins Haus, und ist er ein roher Mann, so straft ihn wohl des Nachts nach dem Festtage ein Unglück, indem der Tisch kippt, auf dem gerade die betreffenden Geschenke standen. Ist er dagegen ein guter Mensch, so wird er mit dem Anblick wohl jahrelang erfreut, denn über Geschenke muß man sich ja freuen. Wer unvorsichtig ist, dem wechselt die moderne Reklame auch sein eigenes gutes Geld gegen Hausgreuel um. Denn Tatsache ist, daß diese Wesen in ganz ungeheuren Massen verbreitet werden: in den Schaufenstern der großen wie der kleinen Städte wimmelt's zu allen Jahreszeiten, besonders aber vor Weihnachten von ihnen, in Inseraten und Zeitungsbeilagen werden sie unermüdlich empfohlen, und ganze Versandgeschäfte widmen ihre Tätigkeit fast ausschließlich ihnen.

Ganz besonders reich entfaltet sich die Hausgreuel-Kunst, wie jeder weiß, in zwei besonders artenreichen Industrie-Gewächs-Gattungen: bei den „Briefbeschwerern“ und den „Vasen“. „Das womit man nichts machen kann, sieht man als Briefbeschwerer an“, aller Kram, der keine Eigenschaft hat, als daß er einigermaßen etwas wiegt, kann

als Briefbeschwerer aufgetischt werden, und so ist es natürlich, daß dieser Zweckgegenstand die Phantasie des schaffenden Gewerbekünstlers ganz besonders mannigfach anheizt. Mit den Vasen steht es insofern ähnlich, als den Gestaltern wie den Käufern dieser Gefäße nur in Ausnahmefällen bekannt zu sein pflegt, daß man die „richtige" Vase immer nur bilden kann, wenn man weiß, was hineinkommen und wo sie stehen soll — also bildet man sozusagen Universalvasen, En tout cas-Vasen, Vasen an sich, was ungefähr ebenso gut geht, wie Universalbrillen, die allen Augen passen. „Briefbeschwerer" und „Vasen" bilden wir in unserer Beilage nicht erst ab: was da an Hausgreueln geleistet wird, hat in schaudernder Erinnerung jeder.

Die Vorgänger des ganzen Geschlechts waren jene den Verkäufern nützlichen Sachen, die man früher besonders als „Nouveautés" empfahl. Ihr Dasein hat ziemlich klarliegende Gründe. Wenn in alten Zeiten für eine Aufgabe eine Lösung gefunden war, so blieb man dabei, und Jahrhunderte, bei manchen Dingen Jahrtausende lang änderte man eigentlich nicht die Form, sondern änderte höchstens an der Form nach dem wechselnden Geschmacke der Zeiten; die Grundlösung blieb. Man denke an antike Gewerbeformen — in den Tongeräten süditalienischer Landleute z. B. sind sie sogar noch heute lebendig und wirken auch auf uns heutige noch als entzückend schön. Jetzt aber kann's jedem Käufer geschehen, daß sie eine erfreuliche Sache vom vorigen Jahr nicht mehr bekommen nur eben, weil sie nicht von diesem ist. Der Handel braucht „raschen Umsatz", und da das Mehrheits-Publikum die Dinge nicht selber beurteilen kann, und da es deshalb um so sicherer dem variatio delectat verfällt, so folgt es lenksam den Fingerzeigen, mit denen die verschiedenen Interessenten auf das hinweisen, was heute schön „ist". Übers Jahr wird es seinerseits häßlich „sein", denn sonst könnte man's ja behalten, statt sich etwas Neues zu kaufen, und so würde der Modemann keine Geschäfte machen.

Also was Neues! Ein sachgemäßes Gestalten tüchtiger Arbeiten hat vielleicht längst gesucht und gefunden, aber eine Tradition bilden darf es nicht. Was „wir" brauchen, ist ja gerade das Andersartige, Auffallende, „Originelle", das schon Dagewesenes im Bewußtsein der Käufer entwertet, ist mit dem Worte gesagt, das so bezeichnenderweise immer wiederkehrt: die Nouveauté. So begeben sich also die armen Hirne ans Aushecken immer wieder von was „Anderm", was „Neuem", und das Ergebnis ist die gewerbliche Grimasse. Dann ist von Ausdruck im eigentlichen Sinne keine Spur mehr da. Dann spricht kein dem Gegenstande aufgeprägtes Zeichen mehr von dem liebevollen Sichversenken in die Sache, wie es aus Zweck und Material heraus mit Behagen gestaltet, weil es selbst des Gestaltens genossen hat — sondern ein krampfhaftes äußeres Aufgeregtsein oder Aufgeregttun täuscht Bewegtsein vor, wo das Leben fehlt. Die Grimasse der Form, wo ein immerhin noch zu irgend etwas verwendbares Gerät gemacht werden sollte: man sehe sich diese Lampen, diese Fruchtschalen und all das übrige Zeug daraufhin an, wie die Linien, wo sie nicht vor Stumpfsinn gähnen, mit einem Gestocher, Gezack und Gezappel sich maniakalisch gebärden, damit man ihnen ihr Lebendigsein glaube.

Die Grimasse des Seelischen: statt einer natürlichen Belebung der Form aus Zweck und Material heraus ein Herbeizerren irgendeines Stückchens Leben von ganz wo anders her, das hier, wo es seinen Nährboden verloren hat, natürlich abstirbt und nun, bestenfalls, wie ein Witz beim Tothetzen einfach vergeht oder, schlechtenfalls, wie eine Leiche im Spiritus sich verzerrt. Was so „entworfen" wurde, bekamen die Maschinen in die Mache, um ein etwa doch noch übriggebliebenes Restchen Menschtum zuverlässig zu verwalzen.

Das war das Entstehen der Nouveautés. Nun wäre der Schaden immer noch nicht so schlimm, wenn man sich mit Sicherheit darauf verlassen könnte, daß das nächste Jahr die Nouveautés des heurigen in die Abfuhrröhren bewegte. Wie es aber in Literatur, Musik und Malerei eine Art von Korkkunst gibt, die so leicht ist, daß sie eben wegen dieser ihrer Eigenschaft ein ganz stattliches Stück weit durch die Jahrzehnte schwimmt, so gibt es auch unter den Nouveautés Sachen genug, die den ihnen aus ihrem Ursprungsstreben erwachsenen Namen in anderem Sinne bald nicht mehr rechtfertigen würden. Ein halbes Jahrhundert der Mißkultur hat im Verbilden so stattliche Erfolge erreicht, daß man ganz besonders echte Nouveautés in weiten Kreisen nicht nur schön und gut, sondern reizend und süß fand. Nun sinkt der Geschmack bekanntlich in den besseren Kreisen abwärts, wie die Herrentracht allmählich zur Livree wird, und mit diesem Verbreiten wird der Kundenkreis auch verbreitert. So wandelten sich die Nouveautés in dauerhafte Hausgreuel. Ich glaube sogar, aus diesen Wurzeln bildete sich dieses weitschattenden Baumes treufester Stamm.

Man kann über die ganze Erscheinung scherzend sprechen*, aber

---

* Ich habe das auch einmal in einem Fastnachtshefte getan, vielleicht dürfen wir für unsre neuen Leser das Stückchen zur weiteren Beleuchtung des Unfugs noch einmal abdrucken: „Beseele dein Heim!" Unter dieser Firma arbeitet in Berlin, unterstützt von den so segensreich wirkenden Vereinen „Bienenkorb", „Das Heimchen" und „Herzblättchens Zeitvertreib", ein großes Kunstwarenhaus mit Dampfmalerei und elektrischem Dekorationsbetrieb. Seine Parole ist: „alles mit Geist!", seine Losung: „immer drauf mit der Poesie!" Alle unsere Leser haben schon Erzeugnisse seiner Beseelungskunst in den verschiedenen Schaufenstern gesehen: die Aschenbecher mit Max und Moritz, die Zigarrenabschneider in Form von Dackeln, die Bierkrüge in Form von Mönchen, denen beim Deckelöffnen der Bauch auseinandergeht, die Tintenfässer mit Pferdeköpfen, die Taster, bei denen man wem auf die Nase drückt, die Zigarrenspitzen, die wie Damenbeine aussehen, die Tischlampen-Glühbirnen, die ein Elefant im Rüssel hat. Das geistige Prinzip bei all dem ist, wie alles wahrhaft Schlagende, eigentlich leichtverständlich: man nimmt irgend etwas Organisches, sucht sodann, was von allem in der Welt am wenigsten damit zu tun hat, und klebt beides zusammen. Aber trotz der imponierenden bisherigen Leistungen steht das Welthaus erst in den Anfängen. Wie sein erster Direktor unserm Spezialausfrager mitgeteilt hat, wird „Beseele dein Heim!" demnächst an allen irgendwie nennenswerten Plätzen neue Häuser in beseelter Ware eröffnen und sich zugleich mit 523 neuen Reisenden in Seelenartikeln assortieren. Es wird dann alle Branchen vom Hausbau

beim Scherze bleiben kann nur, wer den Ernst hier eben nicht sieht. Der Ernst besagt: für diesen in jedem Sinne wertlosen Tand wird Hunderttausenden gerade solches Geld aus der Tasche gelockt, das sie nicht unmittelbar zur Lebensnotdurft brauchen, das sie also zur Veredlung ihres Daseins anwenden könnten. Der Ernst besagt: die Kräfte, die an solchem Kram entwerfen, zeichnen und modellieren, werden nicht erzogen, sondern in ihrem Besten verdorben. Der Ernst besagt: so lange Jahr um Jahr diese Ware zu Massen in deutsche Häuser eingeschwemmt wird, wirkt sie dort wie etwa auf litterarischem Gebiete der Kolportageschund wirkt: sozusagen als umgekehrte Kanalisation.

Einige haben uns neulich übelgenommen, daß auf einem dem Kunstwart beigelegten Prospekt unter besseren Sachen auch mit Landschaften bemalte Weinschläuche empfohlen wurden. Wie ich über das Verhältnis zum Inserat- und Beilageteil denke, das sage ich heute hinten in der Rundschau „unter uns". Natürlich weisen solche Malereien auf Weinschläuchen nicht auf feinen Geschmack, sie mögen etwa mit den beliebten Malereien auf Muscheln gleichwertig sein. Aber wie harmlos ist derlei Vergreifen im geeigneten Platz gegen die Wirtschaft bei den eigentlichen Hausgreueln! Durch Inseratenzensur ließe sich denen auch schwerlich beikommen: an die Leserschaft vornehmer Zeitschriften wenden sie sich kaum, und wenn sie's täten, fänden sie damit keinen Erfolg, die Tagespresse jedoch, die die Prospekte über solchen Schund millionenweise verbreitet, würde das nicht aufgeben, auch wenn sich gegen eine Geschmackszensur bei Inseraten keine Bedenken erhöben. Und die Post bliebe für die verehrlichen Firmen ja doch, und die Schaufenster blieben auch. Wir können eher hoffen, daß die allgemeine Agitation unserer Bewegung und die an tausend Stellen sich verbessernde Erziehung zur Geschmacksreife mit der Zeit den Boden widerwillig mache gegen solche Unkrautsaat.

über die Möbel hinweg bis zur Toilette nach seinem Grundsatz verinnerlichen. „Keinem Kleidungsstück, keinem Gerät, keiner Wand mehr", so sprach der Herr Direktor zu unserm Beauftragten, „wird man in einigen Jahren noch ansehn, was es ist. Werd ich Ihnen zeigen: was ist das hier?" „Ein Hemde", wagte unser Vertreter. „Eine Tischdecke!" ward er belehrt, „und das?" „Ein Rattenschwanz!" „Eine Hängelampe" — und in der Tat, als der große Industrielle drückte, begann der Schwanz an der Spitze zu glühen. „Und hier eine Bronzestatue? Nein, ein Ofen! Und dort eine geknäulte Riesenschlange? Nein, ein Stuhl — setzen Sie sich nur drauf, sie ist aus Pneumatik." Die Kochtöpfe werden je nach dem Gericht die Form von blechernen Kohlköpfen, Schinken oder Gänsen haben, immer mit sinnigen Sprüchen verziert. Wo man in den Häusern der Firma Türen vermutet, werden Gemälde die Türen darstellen, wo man Porträts zu sehen glaubt, werden sich die Bilder als Türen erweisen, die sich öffnen, wenn man den Dargestellten in die Augen faßt. Die Tragbalken werden als Mammutsglieder stilisiert, die Fenster als Riesenaugen, die Fensterläden als Brillen drauf, das Haustor als ein ungeheures Maul. Womit allen berechtigten Ansprüchen an die Beseelung des Heims denn doch wohl genügt werden dürfte.

Da aber, wie wir's vorhin erwähnten, der Geschmack von den Spitzen oben zu den Breiten unten abwärts steigt, der bessere sowohl wie der schlechtere, so müssen natürlich vor allem wir „führenden Klassen“ gegen die Hausgreuel das unsrige tun. Daß wir sie nicht kaufen, versteht sich von selbst, aber wir dürfen uns wohl von Fall zu Fall fragen, ob wir bei Leuten, die solchen Schund mitführen, nicht auch auf den Ankauf ihrer andern Waren verzichten. Ein „Boykott zu höheren Zwecken“ hat unsrer Sache schon mehr als einmal genützt. Und dann: ist es nicht auch eine üble Toleranz, „Hausgreuel“ in seinem Hause zu dulden? Hier kommen die größten Konflikte vor, denn es ist ja gewiß nicht leicht, einem wohlwollenden Schenker zu sagen: dein Geschenk mag ich nicht — am ehesten geht, meiner Erfahrung nach, an, daß man sich unter Berufung auf die allgemein anerkannte Verschiedenheit des Geschmacks „kunstgewerbliche“ Geschenke überhaupt verbittet. Merkwürdig duldsam sind auch manche Leute von Bildung, wenn sie ihrerseits verschenken: ich glaube, wir sollten auch an solche, deren „bescheidene Ansprüche“ in Geschmacksdingen wir kennen, selbst dann nichts schenken, was wir selbst nicht mögen, wenn wir ganz sicher sind, daß es ihnen zunächst gefällt. Denn es geht hier wie mit den Spielwaren bei Kindern. Wie das Kind die Puppe mit Menschenhaar auf dem Kopf, verdrehbaren Augen, einem Blasebalg in der Brust und Rädern im Bauche ein paar Stunden lang bejubelt, nach ein paar Tagen aber gelangweilt wegwirft, so langweilen auch den Menschen von schlechtem Geschmack mit der Zeit die Hausgreuel doch. Ist auch nur ein Fünkchen guter ästhetischer Empfänglichkeit noch in ihm, so wird das von einem wirklich gediegenen, wenn auch noch so bescheidenen Dinge in seiner täglichen Umgebung allmählich angeregt, und eines schönen Tages sagt er sich: sieh einer an, der X hat die Sache doch verstanden. Daß es mit unserer ästhetischen Kultur jetzt vorwärts geht, kann nur der blinde Griesgram leugnen: hier ziehen „neue Lüfte“ übers Land, und wie sie dem Ganzen halfen, helfen sie bei seiner besonderen stillen Pflegearbeit dem Einzelnen. A

Lose Blätter

Wiener Lyrik II

Schaukal. Hofmannsthal. Rilke. Zweig

[Stefan Zweig, der jüngste und neueste unsres Kreises, ist Hofmannsthal ähnlich in der Grundstimmung einer müden Trauer und Sehnsucht; doch scheint er mir noch öfter als jener zu reden anstatt zu bilden; der menschliche Gehalt seiner Poesie ist vorderhand zum mindesten noch nicht reich. Daß aber gewisse Töne bei Zweig sehr fein und schön erklingen, lehren unsre Proben. Im Rhythmus ist er lebendiger als die andern, und seine äußere Form zeigt in ihrer Freiheit einen Fortschritt über Hofmannsthal zu Rilke, dem stärksten Sprachtalent dieser Gruppe, ja, vielleicht unsrer jüngsten Lyrik überhaupt.

Die Rilkesche Form faßt alle Bemühungen der modernen Verstechnik zusammen und vollendet sie; eine weitere Steigerung nach dieser Seite

hin möchte man für unmöglich halten. Nicht, weil derlei stets unvorstellbar ist, bis es dasteht, sondern, weil schon Rilke oft an die Grenze kommt, wo der sprachlichen Schönheit der Inhalt und der Sinn aufgeopfert wird. Viele seiner Zeilen und Strophen scheinen nur noch Musik zu sein und nichts mehr „bedeuten“ zu sollen.

Er kostet die Eigenwerte der Laute voll aus, doch ohne Pedanterie und gleichsam ohne Absicht. Man liest etwa die Schilderung einer großen Marienprozession, die sich immerfort steigert, bis die letzten Zeilen wahrhaft dröhnen und dann beruhigend aushallen:

. . . . . . „Sie (die Marienstatue) geht
dem Glockendonnern des großoffnen Domes
auf hundert Schultern frauenhaft entgegen.“

Alle Arten und Künste des Reimes handhabt er mit Meisterschaft; das singt und verschlingt sich und klingt wieder; das tändelt und tänzelt in Alliteration und Assonanz; zuweilen stehn die Reimreihen wie lange Alleen gewichtig am Ende der Satzzeilen; dann wieder sprühen die Reime verstreut in gleichgültigen Worten auf, und die Strophe löst sich in ein glitzerndes Gewebe. Nicht ebenso glücklich finde ich seinen Rhythmus; Rilke beschränkt sich, wie auch Hofmannsthal, allzu ausschließlich auf das „stark schwach, stark schwach“ der Trochäen und Jamben, und auch der oft feine Gebrauch der schwebenden oder versetzten Betonung kann die doch ermüdende Wirkung des „Jambentrabes“ nicht aufhalten.

Unerschöpflich wie Rilkes Melodik sind seine Bilder und Gleichnisse; er spricht fast nur in Metaphern und weiß sie oft sehr kühn und eigen mit ganz Abstraktem zu verknüpfen:

„Wenn ich dich in Sinnen sehe,
Verteilt sich deine Allgestalt;
Du gehst wie lauter lichte Rehe,
Und ich bin dunkel und bin Wald.

Bei Tag bist du das Hörensagen,
Das flüsternd um die vielen fließt,
Die Stille nach dem Stundenschlagen,
Welche sich langsam wieder schließt.

Je mehr der Tag mit immer schwächern
Gebärden sich nach Abend neigt,
Je mehr bist du, mein Gott. Es steigt
Dein Reich wie Rauch aus allen Dächern.“

Welchen Gehalt will nun Rilke durch diese Mittel ausdrücken? Ich deutete schon an, daß sie teilweise Selbstzweck sind, und die kleine Probe seiner Bildersprache zeigt, daß Rilke in noch viel umfassenderer Weise als die andern Wiener „die Dinge“ reden läßt. Er ist ihnen völlig hingegeben, in einem Allgefühl, das ihnen bald in zagster Umtastung nachgeht, bald in mystischen Hymnen von ihnen singt. Er ist rastlose Zerstreuung — und wird fast innige Sammlung; er ist der Komplizierteste von allen und wird beinahe primitiv. Ich meine: der Wunsch und der Versuch nach dieser Entwicklung ist da und erinnert an ähnliche Erscheinungen unserer Romantik (Friedr. Schlegel; Wagner im Parsifal) und an den Angelus Silesius.

Mit dem „Cherubinischen Wandersmann" möchte man auch Rilkes „Stundenbuch" zusammenstellen. Es würde sich neben manchen Ähnlichkeiten in Gutem und minder Erfreulichem der Hauptunterschied ergeben, daß Rilke nicht als religiöser Mensch, sondern ausschließlich als Künstler, um nicht zu sagen: als Artist, religiöse Formen und Stimmungen benutzt. Das ergibt nun freilich ein Wirtschaften und manchmal ein Jonglieren mit Werten, die ein geistreiches Spiel selten vertragen. Das „Stundenbuch" ist als eine Art Psalter gedacht, dessen Gesänge einem russischen Mönch in Mund und Feder gelegt werden; eine sonderbare Mischung von Schönheit, Tiefe, spielerischen Wunderlichkeiten, Halb-Unsinn und ganz Unverständlichem. Als Komposition ist es die größte und geschlossenste Schöpfung Rilkes, und in dem hinreißenden Fluten der Sprache und Bilder ist es seine glücklichste, heiterste. Um so bedauerlicher, daß, nach meinem Gefühl wenigstens, die oben berührte Inkongruenz von Künstler und Stoff es zu einer ganz reinen Wirkung nicht kommen läßt.

Das Prosabuch der „Geschichten vom lieben Gott" leidet an dieser Zwiespältigkeit noch stärker, weil hier Rilke den Ton nicht nur religiöser, sondern auch kindlicher Einfalt anstrebt; und eben der ist ihm versagt. Für mich wenigstens ist weniges unerquicklicher als diese gequält naive Sprache, diese altkluge Unschuld; ganz zu schweigen von Dingen, die ans Perverse streifen, wie die Geschichte von der abgeschlagenen Hand Gottes. Wo dergleichen sich nicht vordrängt, kann man an feinen Märchen- und Legendenstimmungen oder an Beobachtungen eines leisen ironischen Humors seine Freude haben.

Rilke hat viel Slawisches an sich. Auch ergeht sich seine Phantasie gern in den unendlichen Räumen Rußlands: dort haben ja „die Dinge" jedes Recht, und der Mensch keins. Seine „Neuen Gedichte" zeigen ihn zwar meist in Westeuropa; aber vor den Kathedralen und Plätzen der alten französischen und flandrischen Städte steht der Reisende mit demselben Unterlegenheitsgefühl wie in Asien. Die Dinge bewältigen ihn: die steinernen Engel, die glühenden Fensterrosen, das dunkle, hohe Turm-Innere, und die tausend Schauer des Gewesenen. Aber wie viel Schönes geht ihm in diesen Hypnosen auf! Er erblickt das abendliche Brügge, wie es am Quai du Rosaire in Spiegelbildern zu versinken scheint:

„Und oben blieb? — Die Stille nur, ich glaube,
Und kostet langsam und von nichts gedrängt
Beere um Beere aus der süßen Traube
Des Glockenspiels, das in den Himmeln hängt."

Oder er sieht eine Nordsee-Insel ins bang Phantastische hinüber:

„Als läge er in einem Krater-Kreise
Auf einem Mond: ist jeder Hof umdämmt,
Und drin die Gärten sind auf gleiche Weise
Gekleidet und wie Waisen gleich gekämmt
Von jenem Sturm, der sie so rauh erzieht,
Und tagelang sie bange macht mit Toden."

So liebt Rilke an seinen Menschen Zustände der Verworrenheit, des Werdens und Vergehens, Zustände wieder, in denen das Ich schwach und von den Dingen fast erdrückt ist: die Genesende, die Erwachsene,

die Erblindende, Abschied, Sterben, Verwesen, Auferstehen; alles mit zarter, fast zittriger Umständlichkeit hingestrichelt; oft schon mehr Psychologie als Poesie, aber in ihrer Art oft erlesene Köstlichkeit. Hier, wo er sich weder als Mönch noch als Kinderfreund vermummt, gibt dieser Zarteste der Zarten sich am reinsten.

Auch das Wesen der andern Männer scheint sich in ihm am klarsten darzustellen: als eine geistige Myopie — wenn „Kurzsichtigkeit" zu grob klingt —, welche das Einzelne und Nahe scharf und übergroß sieht, aber das Weite und Große nur matt; welche an zierlichen Gemmen und goldnem Kleinschmuck sich entzückt, aber die Sterne und Wolken nicht mehr erreicht. Sie sind fein, diese Wiener, oft wundervoll fein, aber noch öfter zu fein, von der Art, die K. F. Meyer in seinem „Lutherliede" meint:

„Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
Den Luther fandest du gemein —
Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unserer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie den Tod."

In der Tat, das unmittelbare Leben mit seinen Bitternissen und Entzückungen finden wir so gar selten bei diesen Dichtern; sie leben ein Luxusdasein aus zweiter Hand und wahren sich, Herz und Seele einzusetzen, — so muß ihnen der höchste Preis entgehen. Daß ihnen selber diese Sachlage wohl bewußt ist, zeigten uns manches Bekenntnis und die Versuche, zu Einfachheit und Innigkeit durchzudringen. Ob sie noch genug „Werdende" sind, um dieses höhere Ziel zu erreichen, wer kann es sagen! Sei es nun mit ihnen oder ohne sie: in der Überwindung ihrer Verworrenheit, in der wertenden Aneignung und Unterwerfung der neuen Reize durch die stärkere Seele liegt die nächste und ruht jede Zukunft unserer Lyrik. Denn vor allen Kunstgebieten ist und bleibt doch sie das Kampf- und Siegesfeld des Ichs.

Die näheren Angaben über die Bücher, denen die folgenden Dichtungen entnommen sind, finden sich bereits im vorigen Hefte.

Hans Böhm]

Gedichte von Stefan Zweig

Herbst

Traumstill die Welt. Nur ab und zu ein heisrer Schrei
Von Raben, die verflatternd um die Stoppeln streichen.
Der düstre Himmel drückt wie mattes schweres Blei
Ins Land hinab. Und sacht mit seinen sammetweichen
Schleichschritten geht der Herbst durch Grau und Einerlei.

Und in sein schweres Schweigen geh auch ich hinein,
Der unbefriedigt von des Sommers Glanz geschieden.
Die linde Stille schläfert meine Wünsche ein.
Mir wird der Herbst so nah. Ich fühle seinen Frieden:
Mein Herz wird reich und groß in weitem Einsamsein.

Denn Schwermut, die die dunklen Dörfer überweht,
Hat meiner Seele viel von ihrem Glück gegeben.

Nun tönt sie leiser, eine Glocke zum Gebet,
Und glockenrein und abendmild scheint mir mein Leben,
Seit es des Herbstes ernstes Bruderwort versteht.

Nun will ich ruhen wie das müde dunkle Land . . .
Beglückter geht mein Träumerschritt in leise Stunden
Und sanfter fühle ich der Sehnsucht heiße Hand.
Mir ist, als hätt ich einen treuen Freund gefunden,
Der mir oft nahe war und den ich nie gekannt . . .

Entkettung

Der Ring der Dinge, dem du eingesponnen,
Verarmt dich nur, wenn er dich ganz bewältigt.
Erst wenn du seiner nahen Kraft entronnen,
Fühlst du den Blick in dich verhundertfältigt,
Denn aus den Bächen deines Blutes steigen,
Die Bilder spiegelnd, die rings um dich sind,
Was dich betastet, war dir längst schon eigen
Und alles bist du: Blüte, Baum und Wind,
Bist Feld und Welt, entgrenzt dem Rand des Raumes
Zu Weg und Wolke deines Schöpfertraumes,
Bist Melodie, die in sich selber ruht,
Traumhaft vertieft in ihr beseeltes Schweigen,
Und Einsamkeit ballt aus der dumpfen Glut
Die goldnen Funken, die zu Sternen steigen.

Das singende Blut

Im flutenden Dunkel, halb erwacht
Und halb mit träumenden Sinnen,
Hör ich mein Blut durch die Mitternacht
Mit kristallenem Singen rinnen:

„Was bist du? Ein verdorrter Schaft,
Den ich mit Geist durchglute.
Mich zeugt der Erde tiefste Kraft,
Das Dunkel, dem ich mich entrafft,
Zu dem ich heimwärts flute.

Ein Lebenswille reißt mich los.
Durch schwindende Gestalten
Ström ich zurück zum Mutterschoß.
Mein Weg ist lang. Dich streift er bloß.
Du kannst mich nicht behalten.

Der Becher, der dein Leben hält,
Ist ganz dem Dunkel zu eigen
Mit jedem Atem, der zittert und wellt,
Löst sich ein Tropfen, splittert und fällt
Zurück in das ewige Schweigen."

Das Blut erklingt und die Stimme singt
Mich ein in purpurnen Traum
Und die schwarze Welle des Schlafes trinkt
Sie auf in Dunkel und Raum.

Landschaft

Nacht. — Die schlummernden Saaten hauchen
Heißen, sinnbetäubenden Duft,
Dünste steigen in silbernen Rauchen
Aus der schwülen stockenden Luft.

Fernher droht ein Gewitterleuchten
Über dem dunkelnden Horizont.
Wolken umkreisen gleich aufgescheuchten
Vögeln den gelblich glimmenden Mond.

Und die Donner grollen mit schweren
Rufen in das harrende Land.
Über die reifen rauschenden Ähren
Streift es wie eine schweigende Hand . . .

Blühen

Die Mädchen in den ersten Tagen
Des Frühlings sind so wunderbar.
Noch wissen sie es nicht zu sagen
Und fühlen doch wie Kronentragen
Die Blüten hoch in ihrem Haar.

Des Windes leisen Violinen
Wandern sie nach im Lenzgebet,
Und eine Sehnsucht ist in ihnen,
Die ihre blassen Träumermienen
Mit vielen Feuern überweht.

Und aller Dinge dumpfes Streben
Gewinnt in ihnen seinen Sinn.
Der jungen Erde Rausch und Beben,
Sie tragen es mit ihrem Leben
Schon träumend in den Frühling hin.

Aus den Geschichten vom lieben Gott von Rainer Maria Rilke

Das Lied von der Gerechtigkeit

Als ich das nächste Mal an Ewalds Fenster vorüberkam, winkte er mir und lächelte: „Haben Sie den Kindern etwas Bestimmtes versprochen?“ „Wieso?“ staunte ich. „Nun, als ich ihnen die Geschichte von Jegor erzählt hatte, beklagten sie sich, daß Gott in derselben nicht vorkäme.“ Ich erschrak: „Was, eine Geschichte ohne Gott, aber wie ist denn das möglich?“ Dann besann ich mich: „In der Tat, es ist wahr, von Gott sagt die Geschichte, wie ich sie mir jetzt überdenke, nichts. Ich begreife nicht, wie das geschehen konnte; hätte jemand von mir eine solche verlangt, ich glaube ich hätte mein ganzes Leben nachgedacht, ohne Erfolg . . .“

Mein Freund lächelte über diesen Eifer: „Sie müssen sich deshalb nicht erregen,“ unterbrach er mich mit einer gewissen Güte, „ich denke mir, man kann ja nie wissen, ob Gott in einer Geschichte ist, ehe man sie auch ganz beendet hat. Denn wenn auch nur noch zwei Worte fehlen sollten, ja selbst, wenn nur noch die Pause hinter dem letzten Worte

der Erzählung aussteht: Er kann immer noch kommen." Ich nickte, und der Lahme sagte in anderem Ton: „Wissen Sie nicht noch etwas von diesen russischen Sängern?"

Ich zögerte: „Ja, wollen wir nicht lieber von Gott reden, Ewald?" Er schüttelte den Kopf: „Ich wünsche mir so, mehr von diesen eigentümlichen Männern zu vernehmen. Ich weiß nicht wie es kommt, ich denke mir immer, wenn so einer hier bei mir einträte —" und er wandte den Kopf ins Zimmer, nach der Türe zu. Aber seine Augen kehrten schnell, und nicht ohne Verlegenheit, zu mir zurück — „Doch, das ist ja wohl nicht möglich", verbesserte er eilig. „Warum sollte das nicht möglich sein, Ewald? Ihnen kann manches begegnen, was den Menschen, die ihre Beine brauchen können, verwehrt bleibt, weil sie an so vielem vorübergehen und vor so manchem davonlaufen. Gott hat Sie, Ewald, dazu bestimmt, ein ruhiger Punkt zu sein mitten in aller Hast. Fühlen Sie nicht, wie alles sich um Sie bewegt? Die anderen jagen den Tagen nach und wenn sie mal einen erreicht haben, sind sie so atemlos, daß sie gar nicht mit ihm sprechen können. Sie aber, mein Freund, sitzen einfach an Ihrem Fenster und warten; und den Wartenden geschieht immer etwas. Sie haben ein ganz besonderes Los. Denken Sie, sogar die iberische Madonna in Moskau muß aus ihrem Kapellchen heraus und fährt in einem schwarzen Wagen mit vier Pferden zu denen, die irgend etwas feiern, sei es die Taufe oder den Tod. Zu Ihnen aber muß alles kommen —"

„Ja," sagte Ewald mit einem fremden Lächeln, „ich kann sogar dem Tod nicht entgegengehen. Viele Menschen finden ihn unterwegs. Er scheut sich, ihre Häuser zu betreten und ruft sie hinaus in die Fremde, in den Krieg, auf einen steilen Turm, auf eine schwankende Brücke, in eine Wildnis oder in den Wahnsinn. Die meisten holen ihn wenigstens draußen irgendwo ab und tragen ihn dann auf ihren Schultern nach Hause, ohne es zu merken. Denn der Tod ist träge; wenn die Menschen ihn nicht fortwährend stören würden, wer weiß, er schliefe vielleicht ein." Der Kranke dachte eine Weile nach und fuhr dann mit einem gewissen Stolz fort: „Aber zu mir wird er kommen müssen, wenn er mich will. Hier in meine kleine helle Stube, in der die Blumen sich so lange halten, über diesen alten Teppich, an diesem Schrank vorbei, zwischen Tisch und Bettende durch (es ist gar nicht leicht vorüber zu kommen) bis her an meinen breiten, lieben, alten Stuhl, der dann wahrscheinlich mit mir sterben wird, weil er, sozusagen, mit mir gelebt hat. Und er wird dies alles tun müssen in der üblichen Art, ohne Lärm, ohne etwas umzuwerfen, ohne etwas Ungewöhnliches zu beginnen, wie ein Besuch. Dieser Umstand bringt mir meine Stube merkwürdig nah. Es wird sich alles hier abspielen auf dieser engen Szene, und darum wird auch dieser letzte Vorgang sich nicht sehr von allen anderen Ereignissen unterscheiden, welche sich hier begeben haben und noch bevorstehen. Es hat mir immer schon, als Kind, seltsam geschienen, daß die Menschen vom Tode anders sprechen, als von allen anderen Begebenheiten, und das nur deshalb, weil jeder von dem, was ihm nachher geschieht, nichts mehr verrät. Wodurch aber unterscheidet sich denn ein Toter von einem Menschen, welcher ernst wird, auf die Zeit verzichtet und sich einschließt, um über etwas ruhig nachzudenken, dessen Lösung ihn lange schon quält? Unter den

Leuten kann man sich doch nicht einmal des Vaterunsers erinnern, wie denn erst irgendeines anderen dunkleren Zusammenhanges, der vielleicht nicht in Worten, sondern in Ereignissen besteht. Man muß abseits gehen in irgendeine unzugängliche Stille, und vielleicht sind die Toten solche, die sich zurückgezogen haben, um über das Leben nachzudenken."

Es entstand eine kleine Schweigsamkeit, die ich mit folgenden Worten begrenzte: „Ich muß dabei an ein junges Mädchen denken. Man kann sagen, daß sie in den ersten siebzehn Jahren ihres heiteren Lebens nur geschaut hat. Ihre Augen waren so groß und so selbständig, daß sie alles, was sie empfingen, selbst verbrauchten, und das Leben in dem ganzen Körper des jungen Geschöpfes ging, unabhängig davon, von schlichten, inneren Geräuschen genährt, vor sich. Am Ende dieser Zeit aber störte irgendein zu heftiges Ereignis dieses doppelte, kaum sich berührende Leben, die Augen brachen gleichsam nach innen durch, und die ganze Schwere des Äußeren fiel durch sie in das dunkle Herz hinein, und jeder Tag stürzte mit solcher Wucht in die tiefen, steilen Blicke, daß er in der engen Brust zersprang wie ein Glas. Da wurde das junge Mädchen blaß, begann zu kränkeln, einsam zu werden, nachzudenken und endlich suchte es selbst jene Stille auf, darin die Gedanken wahrscheinlich nicht mehr gestört werden."

„Wie ist sie gestorben?" fragte mein Freund leise, mit etwas heiserer Stimme. „Sie ist ertrunken. In einem tiefen, stillen Teich, und an der Oberfläche desselben entstanden viele Ringe, die langsam weit wurden und unter den weißen Wasserrosen hin wuchsen, so daß alle diese badenden Blüten sich bewegten."

„Ist das auch eine Geschichte?" sagte Ewald, um die Stille hinter meinen Worten nicht mächtig werden zu lassen. „Nein," entgegnete ich, „das ist ein Gefühl." „Aber könnte man es nicht auch den Kindern übermitteln — dieses Gefühl?" Ich überlegte. „Vielleicht —." „Und wodurch?" „Durch eine andere Geschichte." Und ich erzählte:

„Es war zur Zeit, als man im südlichen Rußland um die Freiheit kämpfte."

„Verzeihen Sie," sagte Ewald, „wie ist das zu verstehen — wollte sich das Volk etwa vom Zaren losmachen? Das würde nicht zu dem passen, was ich mir von Rußland denke und auch mit Ihren früheren Erzählungen in Widerspruch stehen. In diesem Falle würde ich vorziehen, Ihre Geschichte nicht zu hören. Denn ich liebe das Bild, welches ich mir von den Dingen dort gemacht habe und will es unbeschädigt behalten."

Ich mußte lächeln und beruhigte ihn: „Die polnischen Pans (ich hätte das vorausschicken müssen) waren Herren im südlichen Rußland und in jenen stillen, einsamen Steppen, welche man mit dem Namen Ukraine bezeichnet. Sie waren harte Herren. Ihre Bedrückung und die Habgier der Juden, welche sogar den Kirchenschlüssel in Händen hatten, den sie nur gegen Bezahlung den Rechtgläubigen auslieferten, hatte das jugendliche Volk um Kiew herum und den ganzen Dnjepr aufwärts müde und nachdenklich gemacht. Die Stadt selbst, Kiew, das Heilige, der Ort, wo Rußland zuerst mit vierhundert Kirchenkuppeln von sich erzählte, versank immer mehr in sich selbst und verzehrte sich in Bränden wie in plötzlichen, irren Gedanken, hinter denen die Nacht

nur immer uferloser wird. Das Volk in der Steppe wußte nicht recht, was geschah. Aber, von seltsamer Unruhe erfaßt, traten die Greise nachts aus den Hütten und betrachteten schweigend den hohen, ewig windlosen Himmel, und am Tage konnte man Gestalten auf dem Rücken der Kurgane auftauchen sehen, die sich wartend vor der flachen Ferne erhoben. Diese Kurgane sind Grabstätten vergangener Geschlechter, die die ganze Heide wie ein erstarrter, schlafender Wellenschlag durchziehen. Und in diesem Land, in welchem die Gräber die Berge sind, sind die Menschen die Abgründe. Tief, dunkel, schweigsam ist die Bevölkerung und ihre Worte sind nur schwache, schwankende Brücken über ihrem wirklichen Sein. — Manchmal heben sich dunkle Vögel von den Kurganen. Manchmal stürzen wilde Lieder in die dämmernden Menschen hinein und verschwinden in ihnen tief, während die Vögel im Himmel verloren gehen. Nach allen Richtungen hin scheint alles grenzenlos. Die Häuser selbst können nicht beschützen vor dieser Unermeßlichkeit; ihre kleinen Fenster sind voll davon. Nur in den dunkelnden Ecken der Stuben stehen die alten Ikone, wie Meilensteine Gottes, und der Glanz von einem kleinen Licht geht durch ihre Rahmen, wie ein verirrtes Kind durch die Sternennacht. Diese Ikone sind der einzige Halt, das einzige zuverlässige Zeichen am Wege, und kein Haus kann ohne sie bestehen. Immer wieder werden welche notwendig; wenn eines zerbricht vor Alter und Wurm, wenn jemand heiratet und sich eine Hütte zimmert, oder wenn einer, wie z. B. der alte Abraham, stirbt, mit dem Wunsch, den heiligen Nikolaus, den Wundertäter, in den gefalteten Händen mitzunehmen, wahrscheinlich, um die Heiligen im Himmel mit diesem Bilde zu vergleichen und den besonders Verehrten vor allen anderen zu erkennen.

So kommt es, daß Peter Akimowitsch, eigentlich Schuster von Beruf, auch Ikone malt. Wenn er von der einen Arbeit müde ist, geht er, nachdem er sich dreimal bekreuzt hat, zu der anderen über, und über seinem Nähen und Hämmern, wie über seinem Malen, waltet die gleiche Frömmigkeit. Jetzt ist er schon ein alter Mann, aber doch ziemlich rüstig. Den Rücken, den er über die Stiefel biegt, richtet er vor den Bildern wieder gerade, und so hat er sich eine gute Haltung bewahrt und ein gewisses Gleichgewicht in den Schultern und im Kreuz. Den größten Teil seines Lebens hat er ganz allein verbracht, sich gar nicht hineinmischend in die Unruhe, die dadurch entstand, daß sein Weib Akulina ihm Kinder gebar und daß diese verstarben oder sich verheirateten. Erst in seinem siebzigsten Jahre hatte Peter sich mit denen in Verbindung gesetzt, die in seinem Hause verblieben waren und die er nun erst als wirklich vorhanden betrachtete. Das waren: Akulina, sein Weib, eine stille, demütige Person, die sich fast ganz in den Kindern fortgegeben hatte, eine alternde, häßliche Tochter und Aljoscha, ein Sohn, welcher unverhältnismäßig spät geboren, erst siebzehn Jahre zählte. Diesen wollte Peter für die Malerei heranbilden; denn er sah ein, daß er bald nicht allen Bestellungen würde entsprechen können. Aber er gab den Unterricht bald auf. Aljoscha hatte die allerheiligste Jungfrau gemalt, aber das strenge und richtige Vorbild so wenig erreicht, daß sein Machwerk aussah, wie ein Bild der Mariana, der Tochter des Kosaken Golokopytenko, also wie etwas durchaus Sündiges, und der alte Peter beeilte sich, nachdem er sich oft bekreuzt hatte, das beleidigte Brett mit einem

heiligen Dmitrij zu übermalen, welchen er aus einem unbekannten Grunde über alle anderen Heiligen stellte.

Aljoscha versuchte auch nie mehr ein Bild zu beginnen. Wenn ihm der Vater nicht befahl, einen Nimbus zu vergolden, war er meistens draußen in der Steppe, kein Mensch wußte wo. Niemand hielt ihn zu Hause. Die Mutter wunderte sich über ihn und hatte eine Scheu mit ihm zu reden, als ob er ein Fremder wäre oder ein Beamter. Die Schwester hatte ihn geschlagen, solang er ein Kind war, und jetzt, seit Aljoscha erwachsen war, begann sie ihn zu verachten dafür, daß er sie nicht schlug. Aber auch im Dorfe war niemand, der sich um den Burschen kümmerte. Mariana, die Kosakentochter, hatte ihn ausgelacht, als er ihr erklärte, er wolle sie heiraten, und die anderen Mädchen hatte Aljoscha nicht danach gefragt, ob sie ihn als Bräutigam annehmen möchten. In die Ssetsch, zu den Zaporogern, hatte ihn keiner mitnehmen wollen, weil er allen zu schwächlich schien und vielleicht auch noch etwas zu jung. Einmal war er schon davongelaufen bis zum nächsten Kloster, aber die Mönche nahmen ihn nicht auf — und so blieb nur die Heide für ihn, die weite, wogende Heide. Ein Jäger hatte ihm einmal ein altes Gewehr geschenkt, das weiß Gott womit geladen war. Das schleppte Aljoscha immer mit, schoß es aber niemals ab, erstens, weil er den Schuß sparen wollte und dann, weil er nicht wußte wofür. An einem lauen, stillen Abend, zu Anfang des Sommers, saßen alle beisammen an dem groben Tisch, auf welchem eine Schüssel mit Grütze stand. Peter aß und die anderen schauten ihm zu und warteten auf das, was er übriglassen würde. Plötzlich ließ der Alte den Löffel in der Luft stehen und streckte den breiten welken Kopf in den Lichtstreifen, der von der Tür kam und quer über den Tisch in die Dämmerung lief. Alle horchten. Es war außen an den Wänden der Hütte ein Geräusch, wie wenn ein Nachtvogel mit seinen Flügeln sachte die Balken streifte; aber die Sonne war kaum untergegangen und die nächtlichen Vögel kamen ja überhaupt selten bis ins Dorf. Und da war es wieder als tappe irgendein anderes großes Tier ums Haus und als wäre, von allen Wänden zugleich, sein suchender Schritt vernehmbar. Aljoscha erhob sich leise von seiner Bank, in demselben Augenblick verdunkelte sich die Tür von etwas Hohem, Schwarzen; es verdrängte den ganzen Abend, brachte Nacht in die Hütte und bewegte sich in seiner Größe nur unsicher vorwärts. „Der Ostap!“ sagte die Häßliche mit ihrer bösen Stimme. Und jetzt erkannten ihn alle. Es war einer von den blinden Kobzars, ein Greis, der mit einer zwölfsaitigen Bandura durch die Dörfer ging und von dem großen Ruhm der Kosaken, von ihrer Tapferkeit und Treue, von ihren Hetmanns Kirdjaga, Kukubenko, Bulba und anderen Helden sang, so daß alle es gern hörten. Ostap verneigte sich dreimal tief in der Richtung, in der er das Heiligenbild vermutete (und es war die Znamenskaja, zu der er sich so, unbewußt, wandte), setzte sich dann an den Ofen und fragte mit leiser Stimme: „Bei wem bin ich eigentlich?“ „Bei uns, Väterchen, bei Peter Akimowitsch, dem Schuster“, erwiderte Peter freundlich. Er war ein Freund des Gesanges und freute sich dieses unerwarteten Besuches. „Ah, bei Peter Akimowitsch, dem, der die Bilder malt“, sagte der Blinde, um auch eine Freundlichkeit zu erweisen. Dann wurde es still. In den langen sechs Saiten der Bandura begann ein Klang, wuchs

und kam kurz und gleichsam erschöpft von den sechs kurzen Saiten zurück und diese Wirkung wiederholte sich in immer rascheren Takten, so daß man endlich die Augen schließen mußte, in Angst, den Ton von der in rasendem Lauf erstiegenen Melodie irgendwo hinabstürzen zu sehen; da brach das Lied ab und gab der schönen, schweren Stimme des Kobzars Raum, welche bald das ganze Haus erfüllte und auch aus den benachbarten Hütten die Leute rief, die sich vor der Türe und unter den Fenstern versammelten. Aber nicht von Helden ging diesmal das Lied. Schon ganz sicher schien Bulbas und Ostranitzas und Naliwaikos Ruhm. Für alle Zeiten fest schien die Treue der Kosaken. Nicht von ihren Taten ging heute das Lied. Tiefer zu schlafen schien in allen, welche es vernahmen, der Tanz; denn keiner rührte die Beine oder hob die Hände empor. Wie Ostaps Kopf, so waren auch die anderen Köpfe gesenkt und wurden schwer von dem traurigen Lied:

„Es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Die Gerechtigkeit, wer kann sie finden? Es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt: denn alle Gerechtigkeit ist den Gesetzen der Ungerechtigkeit unterstellt.

„Heut ist die Gerechtigkeit elend in Fesseln. Und das Unrecht lacht über sie, wir sahn's, und sitzt mit den Pans in den goldenen Sesseln und sitzt in dem goldenen Saal mit den Pans.

„Die Gerechtigkeit liegt an der Schwelle und fleht; bei den Pans ist das Unrecht, das Schlechte, zu Gast, und sie laden es lachend in ihren Palast und sie schenken dem Unrecht den Becher voll Met.

„Oh, Gerechtigkeit, Mütterchen, Mütterchen mein, mit dem Fittich, der jenem des Adlers gleicht, es kommt vielleicht noch ein Mann, der gerecht, der gerecht will sein, dann helfe ihm Gott. Er vermag es allein, und macht dem Gerechten die Tage leicht."

Und die Köpfe hoben sich nur mühsam, und auf allen Stirnen stand Schweigsamkeit; das erkannten auch die, welche reden wollten. Und nach einer kleinen, ernsten Stille begann wieder das Spiel auf der Bandura, diesmal schon besser verstanden von der immer wachsenden Menge. Dreimal sang Ostap sein Lied von der Gerechtigkeit. Und es war jedesmal ein anderes. War es zum erstenmal Klage, so erschien es bei der Wiederholung Vorwurf und endlich, da der Kobzar es zum drittenmal mit hocherhobener Stirne wie eine Kette kurzer Befehle rief, da brach ein wilder Zorn aus den zitternden Worten und erfaßte alle und riß sie hin in eine breite und zugleich bange Begeisterung.

„Wo sammeln sich die Männer?" fragte ein junger Bauer, als der Sänger sich erhob. Der Alte, der von allen Bewegungen der Kosaken unterrichtet war, nannte einen nahen Ort. Schnell zerstreuten sich die Männer, man hörte kurze Rufe, Waffen rührten sich, und vor den Türen weinten die Weiber. Eine Stunde später zog ein Trupp Bauern, bewaffnet, aus dem Dorfe gegen Tschernigof zu.

Peter hatte dem Kobzar ein Glas Most angeboten, in der Hoffnung mehr von ihm zu erfahren. Der Alte saß, trank, gab aber nur kurze Antworten auf die vielen Fragen des Schusters. Dann dankte er und ging. Aljoscha führte den Blinden über die Schwelle. Als sie draußen waren in der Nacht und allein, bat Aljoscha: „Und dürfen alle mitgehen in den Krieg?" „Alle", sagte der Alte und verschwand rascher ausschreitend, als ob er sehend würde in der Nacht.

Als alle schliefen, erhob sich Aljoscha vom Ofen, wo er in den Kleidern gelegen hatte, nahm sein Gewehr und ging hinaus. Draußen fühlte er sich mit einem Male umarmt und sanft aufs Haar geküßt. Gleich darauf erkannte er im Mondlicht Akulina, die eilig und trippelnd auf das Haus zulief. „Mutter?!“ staunte er, und es wurde ihm ganz eigentümlich zumut. Er zögerte eine Weile. Eine Tür ging irgendwo und ein Hund heulte in der Nähe. Da warf Aljoscha sein Gewehr über die Schulter und schritt stark aus, denn er gedachte die Männer noch vor Morgen einzuholen. Im Hause aber taten alle, als ob sie Aljoschas Fehlen nicht bemerkten. Nur, als sie sich wieder zu Tische setzten, und Peter den leeren Platz gewahrte, stand er noch einmal auf, ging in die Ecke und zündete eine Kerze an vor der Znamenskaja. Eine ganz dünne Kerze. Die Häßliche zuckte mit den Achseln.

Indessen ging Ostap, der blinde Greis, schon durch das nächste Dorf und begann traurig und mit sanfter klagender Stimme den Gesang von der Gerechtigkeit.“

Der Lahme wartete noch eine Weile. Dann sah er mich erstaunt an: „Nun, weshalb schließen Sie nicht? Es ist doch wie in der Geschichte vom Verrat. Dieser Alte war Gott.“

„Oh, und ich habe es nicht gewußt“, sagte ich erschauernd.

Aus dem Stunden-Buche von Rainer Maria Rilke

Ich bin, du Ängstlicher. Hörst du mich nicht
Mit allen meinen Sinnen an dir branden?
Meine Gefühle, welche Flügel fanden,
Umkreisen weiß dein Angesicht.
Siehst du nicht meine Seele, wie sie dicht
Vor dir in einem Kleid aus Stille steht?
Reift nicht mein mailiches Gebet
An deinem Blicke wie an einem Baum?

Wenn du der Träumer bist, bin ich dein Traum.
Doch wenn du wachen willst, bin ich dein Wille
Und werde mächtig aller Herrlichkeit
Und ründe mich wie eine Sternenstille
Über der wunderlichen Stadt der Zeit.

Ich liebe dich, du sanftestes Gesetz,
An dem wir reiften, da wir mit ihm rangen;
Du großes Heimweh, das wir nicht bezwangen,
Du Wald, aus dem wir nie hinausgegangen,
Du Lied, das wir mit jedem Schweigen sangen,
Du dunkles Netz,
Darin sich flüchtend die Gefühle fangen.

Du hast dich so unendlich groß begonnen
An jenem Tage, da du uns begannst, —
Und wir sind so gereift in deinen Sonnen,
So breit geworden und so tief gepflanzt,
Daß du in Menschen, Engeln und Madonnen
Dich ruhend jetzt vollenden kannst.

Laß deine Hand am Hang der Himmel ruhn
Und dulde stumm, was wir dir dunkel tun.

◽

Du kommst und gehst. Die Türen fallen
Viel sanfter zu, fast ohne Wehn.
Du bist der Leiseste von allen,
Die durch die leisen Häuser gehn.

Man kann sich so an dich gewöhnen,
Daß man nicht aus dem Buche schaut,
Wenn seine Bilder sich verschönen,
Von deinem Schatten überblaut;
Weil dich die Dinge immer tönen
Nur einmal leis und einmal laut.

Oft wenn ich dich in Sinnen sehe,
Verteilt sich deine Allgestalt;
Du gehst wie lauter lichte Rehe,
Und ich bin dunkel und bin Wald.

Du bist ein Rad, an dem ich stehe:
Von deinen vielen dunklen Achsen
Wird immer wieder eine schwer
Und dreht sich näher zu mir her,
Und meine willigen Werke wachsen
Von Wiederkehr zu Wiederkehr.

◽

Es tauchten tausend Theologen
In deines Namens alte Nacht.
Jungfrauen sind zu dir erwacht,
Und Jünglinge in Silber zogen
Und schimmerten in dir, du Schlacht.

In deinen langen Bogengängen
Begegneten die Dichter sich
Und waren Könige von Klängen
Und mild und tief und meisterlich.

Du bist die sanfte Abendstunde,
Die alle Dichter ähnlich macht;
Du drängst dich dunkel in die Munde,
Und im Gefühl von einem Funde
Umgibt ein jeder dich mit Pracht.

Dich heben hunderttausend Harfen
Wie Schwingen aus der Schweigsamkeit.
Und deine alten Winde warfen
Zu allen Dingen und Bedarfen
Den Hauch von deiner Herrlichkeit.

◽

Gott spricht zu jedem nur, eh er ihn macht,
Dann geht er schweigend mit ihm aus der Nacht.
Aber die Worte, eh jeder beginnt,
Diese wolkigen Worte, sind:

Von deinen Sinnen hinausgesandt,
Geh bis an deiner Sehnsucht Rand;
Gib mir Gewand.

Hinter den Dingen wachse als Brand,
Daß ihre Schatten ausgespannt,
Immer mich ganz bedecken.

Laß dir alles geschehn: Schönheit und Schrecken.
Man muß nur gehn: Kein Gefühl ist das fernste.
Laß dich von mir nicht trennen.
Nah ist das Land,
Das sie das Leben nennen.

Du wirst es erkennen
An seinem Ernste.

Gib mir die Hand.

⧈

Es lärmt das Licht im Wipfel deines Baumes
Und macht dir alle Dinge bunt und eitel,
Sie finden dich erst, wenn der Tag verglomm.
Die Dämmerung, die Zärtlichkeit des Raumes,
Legt tausend Hände über tausend Scheitel
Und unter ihnen wird das Fremde fromm.

Du willst die Welt nicht anders an dich halten
Als so, mit dieser sanftesten Gebärde.
Aus ihren Himmeln greifst du dir die Erde
Und fühlst sie unter deines Mantels Falten.

Du hast so eine leise Art zu sein.
Und jene, die dir laute Namen weihn,
Sind schon vergessen deiner Nachbarschaft.
Von deinen Händen, die sich bergig heben,
Steigt, unsern Sinnen das Gesetz zu geben,
Mit dunkler Stirne deine stumme Kraft.

⧈

In tiefen Nächten grab ich dich, du Schatz.
Denn alle Überflüsse, die ich sah,
Sind Armut und armseliger Ersatz
Für deine Schönheit, die noch nie geschah.

Aber der Weg zu dir ist furchtbar weit
Und, weil ihn lange keiner ging, verweht,
O du bist einsam. Du bist Einsamkeit,
Du Herz, das zu entfernten Talen geht.

Und meine Hände, welche blutig sind
Vom Graben, heb ich offen in den Wind,
So daß sie sich verzweigen wie ein Baum.
Ich sauge dich mit ihnen aus dem Raum,
Als hättest du dich einmal dort zerschellt
In einer ungeduldigen Gebärde,
Und fielest jetzt, eine zerstäubte Welt,

Aus fernen Sternen wieder auf die Erde
Sanft wie ein Frühlingsregen fällt.

◘

Mach mich zum Wächter deiner Weiten,
Mach mich zum Horchenden am Stein,
Gib mir die Augen auszubreiten
Auf deiner Meere Einsamsein;
Laß mich der Flüsse Gang begleiten
Aus dem Geschrei zu beiden Seiten
Weit in den Klang der Nacht hinein.
Schick mich in deine leeren Länder,
Durch die die weiten Winde gehn,
Wo große Klöster wie Gewänder
Um ungelebte Leben stehn.
Dort will ich mich zu Pilgern halten,
Von ihren Stimmen und Gestalten
Durch keinen Trug mehr abgetrennt,
Und hinter einem blinden Alten
Des Weges gehn, den keiner kennt.

◘

Denn Herr, die großen Städte sind
Verlorene und Aufgelöste;
Wie Flucht vor Flammen ist die größte, —
Und ist kein Trost, daß er sie tröste,
Und ihre kleine Zeit verrinnt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
In tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
Geängsteter denn eine Erstlingsherde;
Und draußen wacht und atmet deine Erde,
Sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
Die immer in demselben Schatten sind,
Und wissen nicht, daß draußen Blumen rufen
Zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, —
Und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

Da blühen Jungfraun auf zum Unbekannten
Und sehnen sich nach ihrer Kindheit Ruh;
Das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
Und zitternd schließen sie sich wieder zu.
Und haben in verhüllten Hinterzimmern
Die Tage der enttäuschten Mutterschaft,
Der langen Nächte willenloses Wimmern
Und kalte Jahre ohne Kampf und Kraft.
Und ganz im Dunkel stehn die Sterbebetten
Und langsam sehnen sie sich dazu hin;
Und sterben lange, sterben wie in Ketten
Und gehen aus wie eine Bettlerin.

◘

Des Armen Haus ist wie ein Altarschrein,
Drin wandelt sich das Ewige zur Speise,
Und wenn der Abend kommt, so kehrt es leise
Zu sich zurück in einem weiten Kreise
Und geht voll Nachklang langsam in sich ein.

Des Armen Haus ist wie ein Altarschrein.

Des Armen Haus ist wie des Kindes Hand.
Sie nimmt nicht, was Erwachsene verlangen;
Nur einen Käfer mit verzierten Zangen,
Den runden Stein, der durch den Bach gegangen,
Den Sand, der rann und Muscheln, welche klangen;
Sie ist wie eine Wage aufgehangen
Und sagt das allerleiseste Empfangen
Langschwankend an mit ihrer Schalen Stand.
Des Armen Haus ist wie des Kindes Hand.

Und wie die Erde ist des Armen Haus:
Der Splitter eines künftigen Kristalles,
Bald licht, bald dunkel in der Flucht des Falles;
Arm wie die warme Armut eines Stalles, —
Und doch sind Abende: da ist sie alles,
Und alle Sterne gehen von ihr aus.

Aus den Neuen Gedichten von Rainer Maria Rilke

Gesang der Frauen an den Dichter

Sieh, wie sich alles auftut: so sind wir;
Denn wir sind nichts als solche Seligkeit.
Was Blut und Dunkel war in einem Tier
Das wuchs in uns zur Seele an und schreit

Als Seele weiter. Und es schreit nach dir.
Du freilich nimmst es nur in dein Gesicht
Als sei es Landschaft: sanft und ohne Gier.
Und darum meinen wir, du bist es nicht

Nach dem es schreit. Und doch, bist du nicht der
An den wir uns ganz ohne Rest verlören?
Und werden wir in irgendeinem m e h r?

Mit uns geht das Unendliche vorbei.
Du aber sei, du Mund, daß wir es hören,
Du aber, du Uns-sagender: du sei.

Kindheit

Es wäre gut viel nachzudenken, um
Von so Verlornem etwas auszusagen,
Von jenen langen Kindheit-Nachmittagen,
Die so nie wiederkamen — und warum?

Noch mahnt es uns —: vielleicht in einem Regnen,
Aber wir wissen nicht mehr was das soll;

Nie wieder war das Leben von Begegnen,
Von Wiedersehn und Weitergehn so voll

Wie damals, da uns nichts geschah als nur
Was einem Ding geschieht und einem Tiere:
Da lebten wir, wie Menschliches, das Ihre
Und wurden bis zum Rande voll Figur.

Und wurden so vereinsamt wie ein Hirt
Und so mit großen Fernen überladen
Und wie von weit berufen und berührt
Und langsam wie ein langer neuer Faden
In jene Bilder-Folgen eingeführt,
In welchen nun zu dauern uns verwirrt.

Die Genesende

Wie ein Singen kommt und geht in Gassen
Und sich nähert und sich wieder scheut,
Flügelschlagend, manchmal fast zu fassen
Und dann wieder weit hinausgestreut:

Spielt mit der Genesenden das Leben;
Während sie, geschwächt und ausgeruht,
Unbeholfen, um sich hinzugeben
Eine ungewohnte Geste tut.

Und sie fühlt es beinah wie Verführung
Wenn die hartgewordne Hand, darin
Fieber waren voller Widersinn,
Fernher, wie mit blühender Berührung
Zu liebkosen kommt ihr hartes Kinn.

Todes-Erfahrung

Wir wissen nichts von diesem Hingehn, das
Nicht mit uns teilt. Wir haben keinen Grund
Bewunderung und Liebe oder Haß
Dem Tod zu zeigen, den ein Maskenmund

Tragischer Klage wunderlich entstellt.
Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen.
Solang wir sorgen, ob wir auch gefielen,
Spielt auch der Tod, obwohl er nicht gefällt.

Doch als du gingst, da brach in diese Bühne
Ein Streifen Wirklichkeit durch jenen Spalt
Durch den du hingingst: Grün wirklicher Grüne,
Wirklicher Sonnenschein, wirklicher Wald.

Wir spielen weiter. Bang und schwer Erlerntes
Hersagend und Gebärden dann und wann
Aufhebend; aber dein von uns entferntes,
Aus unserm Stück entrücktes Dasein kann

Uns manchmal überkommen, wie ein Wissen
Von jener Wirklichkeit sich niedersenkend,
So daß wir eine Weile hingerissen
Das Leben spielen, nicht an Beifall denkend.

Béguinage

Béguinage Sainte-Elisabeth, Brügge

Das hohe Tor scheint keine einzuhalten,
Die Brücke geht gleich gerne hin und her,
Und doch sind sicher alle in dem alten
Offenen Ulmenhof und gehn nicht mehr
Aus ihren Häusern, als auf jenem Streifen
Zur Kirche hin, um besser zu begreifen
Warum in ihnen so viel Liebe war.

Dort knien sie, verdeckt mit reinem Leinen
So gleich, als wäre nur das Bild der einen
Tausendmal im Choral, der tief und klar
Zu Spiegeln wird an den verteilten Pfeilern;
Und ihre Stimmen gehn den immer steilern
Gesang hinan und werfen sich von dort,
Wo es nicht weitergeht, vom letzten Wort,
Den Engeln zu, die sie nicht wiedergeben.

Drum sind die unten, wenn sie sich erheben
Und wenden, still. Drum reichen sie sich schweigend
Mit einem Neigen, Zeigende zu zeigend
Empfangenden, geweihtes Wasser, das
Die Stirnen kühl macht und die Munde blaß.

Und gehen dann, verhangen und verhalten,
Auf jenem Streifen wieder überquer —
Die Jungen ruhig, ungewiß die Alten
Und eine Greisin, weilend, hinterher —
Zu ihren Häusern, die sie schnell verschweigen,
Und die sich durch die Ulmen hin von Zeit
Zu Zeit ein wenig reine Einsamkeit,
In einer kleinen Scheibe schimmernd, zeigen.

Die Insel

Nordsee

Die nächste Flut verwischt den Weg im Watt
Und alles wird auf allen Seiten gleich;
Die kleine Insel draußen aber hat
Die Augen zu; verwirrend kreist der Deich

Um ihre Wohner, die in einen Schlaf
Geboren werden, drin sie viele Welten
Verwechseln schweigend; denn sie reden selten
Und jeder Satz ist wie ein Epitaph

Für etwas Angeschwemmtes, Unbekanntes,
Das unerklärt zu ihnen kommt und bleibt.
Und so ist alles was ihr Blick beschreibt

Von Kindheit an: nicht auf sie Angewandtes,
Zu Großes, Rücksichtsloses, Hergesandtes,
Das ihre Einsamkeit noch übertreibt.

⊡

Als läge er in einem Krater-Kreise
Auf einem Mond: ist jeder Hof umdämmt,
Und drin die Gärten sind auf gleiche Weise
Gekleidet und wie Waisen gleich gekämmt

Von jenem Sturm, der sie so rauh erzieht
Und tagelang sie bange macht mit Toden.
Dann sitzt man in den Häusern drin und sieht
In schiefen Spiegeln was auf den Kommoden

Seltsames steht. Und einer von den Söhnen
Tritt abends vor die Tür und zieht ein Tönen
Aus der Harmonika wie Weinen weich;

So hörte er's in einem fremden Hafen —.
Und draußen formt sich eines von den Schafen
Ganz groß, fast drohend, auf dem Außendeich.

⊡

Nah ist nur Innres; alles andre fern.
Und dieses Innere gedrängt und täglich
Mit allem überfüllt und ganz unsäglich.
Die Insel ist wie ein zu kleiner Stern,

Welchen der Raum nicht merkt und stumm zerstört
In seinem unbewußten Furchtbarsein,
So daß er, unerhellt und überhört,
Allein

Damit dies alles doch ein Ende nehme
Dunkel auf einer selbsterfundnen Bahn
Versucht zu gehen, blindlings, nicht im Plan
Der Wandelsterne, Sonnen und Systeme.

Aus Hallers „Alpen"

[Es widerstrebt uns doch, am Haller-Jubiläum vorbei in die Zukunft zu gehn, ohne wenigstens zurückzugrüßen. Anfangs meinten wir: wenn wir auf dieses sein Alpen-Gemälde zeigen, werden die meisten darüber lachen, und das verdient der alte Haller wahrhaftig nicht. Nicht nur deshalb nicht, weil er ein mächtiger Gelehrter und überhaupt ein großer Geist war, nein, er verdient es wahrlich auch im besonderen als Verfasser der „Alpen" nicht. Aber es ist eine Feigheit von einem Redakteur, möglicher Mißverständnisse halber nicht zu tun, was er tun soll, und er soll auf das Echte hinweisen, wo die Gelegenheit dazu sich nur bietet. Hallers „Alpen" sind echt. Sie sind kein vollendetes Kunstwerk, gewiß nicht. Denken wir aber an die Herrschaft des „Lohen-

steinischen Geschmacks" zurück, an das Brimborium von Schwulst und Phrase, an die schellenklingelnde Unnatur und bedenken wir dann, welche innerliche Menschenkraft es brauchte, um diese „Alpen" aus solcher Zeit herauszuheben — dann sehen wir, wenn nicht den großen Dichter, so ganz gewiß den großen Menschen so leibhaftig vor uns, daß er zum Hutabziehen zwingt. Und sonderbar: gerade diese auf den ersten Blick so schrecklich philisterhaft anmutenden Anmerkungen, die an den Versen gleichsam herunterzuplumpen scheinen, gewinnen am schnellsten etwas Fesselndes, etwas Rührendes: denn sie lassen ganz unmittelbar in die Ehrlichkeit dieses Gemütes blicken, in das Ringen nach Wahrheit, in den sittlichen Ernst dieses Menschentums. Das ist es: mit den Hallerschen Alpen erwächst in unsrer Dichtung wieder nach dem Tändelspiele die Sehnsucht nach Vermittelung dessen, was drinnen und was draußen ist: die Ausdruckskunst. Und wenn wir das einmal fühlen, so ist es so schön, daß all die Kindlichkeiten einer noch schwachen Kraft und all die Wirrungen eines noch schwachen Geschmackes uns kaum stören in dem Bewußtsein: hier wächst Echtes. Welch ein Jubel mußte das den damals Empfindenden sein, welches Befreiungsgefühl mußte es erwecken, welche Ausblicke ins Hoffnungsland erschließen! Und diese Hoffnungen haben wahrlich nicht gelogen.

Ganz ohne Vergleich die schönste Ausgabe der Hallerschen Alpen ist die Prachtausgabe des Franckeschen Verlags in Bern. Sie bringt zugleich die von Haller so gerühmten Kupfer Kaspar Wolfs in vorzüglicher Wiedergabe.]

▣

Dieses Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist. Es war die Frucht der grossen Alpen-Reise, die ich An. 1728 mit dem jetzigen Herrn Canonico und Professor Geßner gethan hatte. Die starken Vorwürfe lagen mir lebhaft im Gedächtniß. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöhtig vergrößerte. Die zehenzeilichten Strophen, die ich brauchte, zwangen mich so viele besondere Gemählde zu machen, als ihrer selber waren, und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehen Linien zu schliessen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe allemal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Ausführung noch schwerer. Ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an, und da alles fertig war, gefiel mir sehr vieles nicht. Man sieht auch ohne mein Warnen noch viele Spuren des Lohensteinischen Geschmacks darinn.

Versuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht was die Kunst erfand, und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab;
Umhängt die Marmor-Wand mit Persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest* aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd;

* Die berühmten Vogelnester, die in Indien unter den Leckerbissen ganz bekannt sind, und die man zuweilen auch in Europa auf vornehmen Tischen sieht, findet man auf einigen Inseln am Ufer von Tunkin.

Schlaft ein beym Saitenspiel, erwachet bey Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;*
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Wann Gold und Ehre sich zu Clive's Dienst verbinden
Keimt doch kein Funken Freud in dem verstörten Sinn.
Der Dinge Werth ist das, was wir davon empfinden
Vor seiner theuren Last flieht er zum Tode hin.
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter eckelt' ihm, wie dem sein Hirten-Stab:
Weh ihm, wann ihn der Geitz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:
Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt im stätem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äussern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Tal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrössert.

Wohl dir vergnügtes Volk! o danke dem Geschicke
Das dir der Laster Quell den Ueberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey** der Helden Speis, und Stolz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was grössers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

* Wie Wilhelm der Eroberer
** pulmentum

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut, und Milch die reichsten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Dann, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armut gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemütern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweytrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehreres hält für Last
Was Epictet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt die Nacht:
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrfurcht blenden,
Des Morgens Sonne frißt des Heutes Freude nie.
Die Freyheit theilt dem Volk, aus milden Mutter-Händen,
Mit immer gleichem Maaß, Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Strassen nicht zu Rom und zu Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesätze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn:
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt:
Die Wollust wird bey ihm vergällt, und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beeckelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.

Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Frölichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.*

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammlet sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.**

Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorf-Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Frölichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter dort sitzt hin in langen Reihen,
Sich an der Kinder Lust, noch einmal zu erfreuen.

* Man sieht leicht, daß dieses Gemählde auf die vollkommne Gleichheit der Alpenleute geht, wo kein Adel, und so gar kein Landvogt ist, wo keine möglichen Beförderungen eine Bewegung in den Gemüthern erwecken, und die Ehrsucht keinen Nahmen in der Landsprache hat.

** Diese ganze Beschreibung ist nach dem Leben gemahlt. Sie handelt von den so genannten Bergfesten, die unter den Einwohnern der Bernischen Alpen ganz gemein, und mit mehr Lust und Pracht begleitet sind, als man einem Ausländer zumuthen kann zu glauben. Alle die hier beschriebenen Spiele werden dabey getrieben: das Ringen und das Steinstossen, das dem Werfen des alten Disci ganz gleich kömmt, ist eine Uebung der dauerhaften Kräfte dieses Volks.

Rundschau

Allgemeineres

Tiefe und Vollendung

In den Anmerkungen zu Rameaus Neffen nennt Goethe einmal eine ganze Reihe von Eigenschaften, die einen großen Schriftsteller ausmachen, und sagt in Anwendung auf Voltaire, daß dieser alle die aufgezählten Eigenschaften besitze außer der ersten und der letzten, nämlich: Tiefe und Vollendung.

Die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften ist der Maßstab für das Höchste in der Kunst, und man sollte diesen Maßstab auch jetzt noch öfter und strenger anlegen. Wohl gibt es auch neuere Schöpfungen, die ihm entsprechen, aber

sie werden seltener. Was die Tiefe betrifft: in alle Tiefen einer andern Seele von außen hineinzuspüren, was man jetzt so wohl versteht, ist etwas anderes, als eigene Tiefe zu haben. Die romantische Mystik, mit der man Stimmungen wecken will, ist sehr oft nur ein täuschender Schleier über dem Mangel an Tiefe. Und was Vollendung angeht: Wie die feinere Vollendung, die vollkommene Verschmelzung von Wesen und Form, im Rückgang ist, zeigt ein Vergleich der freien Rhythmen bei Goethe (Hymnen) und Mörike („Erinna an Sappho"), mit denen etwa bei Dehmel und Liliencron, deren anderswo liegende Werte wir mit dieser Bemerkung nicht anfechten wollen.

Aber sollen wir Tiefe verschmähen, wo Vollendung fehlt? Wie manchen ewig wertvollen Schatz von Dürers Kunst müßten wir dann preisgeben! Und sollen wir Vollendung nicht schätzen, wo sie statt mit Tiefe verbunden ist mit einer anderen schönen Eigenschaft, etwa mit Anmut? Dann verlieren wir das Entzücken an mancher Schöpfung von Raffael, Haydn, Goethe. Der Unterschied ist eben, daß Anmut, um zu befriedigen, der Vollendung bedarf, während Tiefe ihrer entraten kann. Denn Tiefe ist in sich ein Vollendetes, in welchem Gewande sie auch erscheine.

Eine Hand kann formvollendet und dabei ausdruckslos sein. Und eine andere Hand kann mit ihrer Unförmigkeit die Wucht eines Lebens ausdrücken. Daß sie dies deutlich ausdrückt, ist ihre Vollendung.

Wolrad Eigenbrodt

Literatur

„Literatengezänk"

— mit diesem nicht sehr höflichen Ausdruck bezeichnete man in München den Gegenstand des kleinen Prozeßknäuels, der da zwischen Halbe, Rath, Jaques und anderseits Freksa aufgedreht wurde, aber ganz richtig war die Bezeichnung nicht. Denn die Kläger hatten auf Freksas Angriffe nicht nur auf ihre literarische, sondern auch auf ihre persönliche Ehre hin sich nur ihrer Haut gewehrt. Die Verhandlung stellte heraus, daß nichts von Freksas Vorwürfen begründet war, und eine nichts weniger als beneidenswerte Rolle spielte wirklich nur eben Freksa.

Das einzelne geht uns nichts an, aber das Wesen, dessen Ausfluß auch dieser Prozeß war, gibt zu einigen Worten Anlaß und Recht. Ein Schriftsteller, der unter den Zeugen war, sagte während der Verhandlung: es gäbe wohl in keiner andern deutschen Stadt so viel Literaten- und Künstler-Klatsch und -Tratsch wie in München, und er begründete diese auch unsrer Ansicht nach unanfechtbare Behauptung damit: daß die Schriftsteller und Künstler sich nirgendwo sonst so dicht zusammendrängen, daß sie also nirgend sonst eine so große Rolle in der Gesellschaft spielen, wie hier. Es kommt noch etwas dazu. Nirgends gedeiht so schön wie in München der literarische Grünkohl, das Darauflosschreiben unerfahrener junger Leute, die ihre Einfälle für unanfechtbare Wahrheiten und alles, was sie bei Bier oder Kaffee hören, für unbestreitbare Tatsache halten. Der freie Geist, der das Münchner Kunstleben in vielem so frisch und fruchtbar macht, macht die Jugend leicht ein bißchen großmündig: man läßt sie dort mehr zu Wort kommen als anderswo, denn man läßt sich auch das jugendliche Draufgängertum als freiheitliches Sichbewegen gefallen. Und als freiheitliches Sichbewegen nimmt man's dann irrtümlich auch hin, wenn einem wie Freksa

im Denkuhrwerk die Hemmung fehlt, so daß, was ihm als Satire erscheint, einfach als ein haltloses Drauflosreden hinschnurrt. Vor einiger Zeit der Fall Brandenburg, nun der Fall Freksa, — es ist immerhin schade, daß manchen unsrer Jungen erst die Lehre von außen zu einiger Vorsicht gegen sich selbst erziehen muß. Geht es aber nicht anders, so muß sie erteilt werden — und wenn nicht vor Gericht, so durch die Gesellschaft und vor allem durch die Standesgenossen. Jugend ist die Zeit, da das Gefühl von Kraft größer als die Kraft selber ist, während die Erfahrung ja erst in den Anfängen steht und an ihrer Hand die Selbstkritik ihren Weg erst antritt — Jugend gibt uns sonst genug, was erfreuen und erquicken kann, uns zu belehren und uns aufzuklären, ist sie *nicht* da. Auch in großen Münchner Zeitungen war's aber bisweilen, als schienen gerade die Ansichten der reiferen Pubertätsjahre den Redakteuren besonders hörenswert, und so stärkte man den Brandenburg, Freksa usw. den Glauben an ihre Wichtigkeit noch.

Berliner Theater

Von *Friedrich Freksas* „*Ninon de l'Enclos*"* hat an dieser Stelle (XXI, 7) Hanns von Gumppenberg schon gesprochen, als das „Spiel aus dem Barock" in München seine erste Aufführung erfahren hatte. Was er da gegen das Stück hauptsächlich einwendete, das haben wir hier nach der Aufführung im Hebbeltheater nur bestätigt gefunden: der Ideengehalt gelangt nirgends zu klarer, noch weniger zu einheitlicher Ausprägung; auch die Mittelszenen, von denen man das in erster Linie erwarten sollte, schlagen einen weiten Bogen um das eigentliche dramatische Thema, und vergebens sucht man dort auch nur nach einem einzigen Auftritt, der nun wirklich — sei's mit männlich bewußter Gestaltungskraft, sei's mit stürmender Jugendfaust — vom Manne her den Konflikt: Pietät oder Leidenschaft, vom Weibe her den parallelen: Sohn oder Liebhaber ernsthaft anpackte. Daß hier trotzdem eine starke Talentprobe hervortritt, müssen auch wir zugeben. Es fehlt an dem starken Atem, das Ganze in ein festes dramatisches Gebilde zusammenzuschweißen, einzelne Szenen aber, namentlich ein paar Schlußauftritte, haben eine erstaunliche symbolisch-dramatische Ausdruckskraft, und die Fähigkeit, eine nicht geringe Anzahl durch individuelle Charakteristik gut voneinander abgestufter Personen stets im Feuer eines lebendigen und reizvollen Dialogs zu halten und doch der Haupthandlung dienstbar zu machen, verrät eine Kunst, die man in einem Erstlingsdrama nur höchst selten finden wird. „Ein Spiel aus dem Barock" — man weiß nicht recht, soll man diese Bezeichnung als Entschuldigung und Bescheidenheit oder als anspruchsvolle Forderung an sich selbst auslegen? Soll sie nur auf den kulturgesellschaftlichen Rahmen des Louis quatorze-Zeitalters gehen, oder will der junge Dichter damit sagen: die Einzeltragik meines „Falles", daß ein Sohn sich nichtsahnend in seine Mutter verliebt und sich erschießt, als er den wahren Zusammenhang erfährt, daß ein Weib, zeitlebens von Liebes- und Freundschaftsgefühlen hingenommen, erst vor den brechenden Augen ihres Sohnes vom Mutterschaftsgefühl angerührt wird — dieser tragische Einzelfall genügt mir nicht, ich nehme ihn tiefer, als Blüte und Frucht der ganzen Zeit, und ziehe mit dem

* Buchausgabe bei Georg Müller in München

Schicksal, das ich über meine Ninon de L'Enclos verhänge, die gesamte spielerische, in Schein- und Außendingen befangene Kultur des Barock vor Gericht? Es ist schon etwas wert, dünkt mich, wenn solche Fragen von einem Anfängerstück auch nur aufgeworfen werden. Selbst dann noch, wenn man sich, wie bei Freksas Werk, ohne langes Besinnen zu der Antwort bequemen muß: gelungen ist dem Dichter einstweilen nur das Rahmenwerk und das Stilistische; das höhere Wollen, mit der Persönlichkeitstragik die Zeittragik aufstehen zu lassen, ahnt man allenfalls nur. Ja, was schlimmer ist: der Dichter verdirbt sich den Ansatz dazu durch die Beimischung moderner Emanzipationsgedanken, die ebenso sehr wider den Geist der Zeit wie gegen die Geschlossenheit seiner dramatischen Idee streiten. Ninon de l'Enclos hat viel geliebt, aber niemals, gesteht sie uns mit der weinerlichen Pose gewisser moderner Weiblichkeiten, ist ihr der Mann begegnet, dessen Wesen so war, daß sie ein Kind von ihm begehrt hätte, der sie „wahrhaft zur Mutter erlösen konnte". Auch die Geburt dieses Sohnes war nur ein Zufall, nicht die Erfüllung eines Seelenwunsches, für die es gelohnt hätte, ein Stück der Freiheit aufzugeben und Pflichten auf sich zu nehmen. Damit überschreitet Freksas Heldin die Grenzen, die dem Seelen- und Gedankenleben des 17. Jahrhunderts gezogen sind, und, einmal zerbrochen, ist die Form nicht wieder zusammenzubringen. Es fragt sich nun für die weitere Entwicklung dieser nicht zu übersehenden Begabung: wird ihre reiche Empfindungs- und ihre blühende Anschauungswelt auch in Zukunft zum größern Teil von dem dekorativen Beiwerk aufgezehrt werden, oder wird sie innere Festigkeit und psychologische Zielsicherheit genug gewinnen, durch die Rinde ins Mark der Aufgabe zu dringen?

Bei Vollmöller — seinen Vornamen verleugnet er — braucht man sich diese Frage kaum noch zu stellen. Sie scheint uns schon entschieden. Was die „Gräfin von Armagnac" uns sagte, das bestätigt sein vom Neuen Theater aufgeführtes Schauspiel „Der deutsche Graf", das in der bei S. Fischer in Berlin erschienenen Buchausgabe als „Komödie" bezeichnet ist. Daß wir es hier nämlich mit einem dramatisch ganz unzulänglichen Nach- und Anempfindungstalente zu tun haben, dem es niemals gegeben sein wird, aus den Gefühlsschächten einer bestimmten Zeit — diesmal ist es die des Louis quinze — leidenschaftlich wirkende dramatische Energien ans Licht zu fördern. Ein Spiel auch hier, eins, dem der Held selber als nur noch halb interessierter Zuschauer gegenübersitzt. „Seit jener Zeit" — diese Stelle aus den Memoiren des Grafen Tott steht als Motto vor dem Buch — „gewöhnte ich mich, mein Leben von fern wie ein Zuschauer und mit tiefer Resignation zu betrachten, als ein Stück zum Weinen nicht ernsthaft und zum Lachen nicht lustig genug: ein schlechtes Stück." Wenn der Witz nicht so billig wäre, möchte man statt „Motto" einfach Selbstkritik sagen und es dabei bewenden lassen. Ein blasses Ästhetentum sitzt über eine alte Scharteke gebückt und zieht mit spitzem Griffel die Konturen eines Sonderlingsschicksals nach, die es dort aufgezeichnet findet. Ulrich von Tott, der „deutsche Graf", den hündische Treue für einen zarten, schwächlichen Genossen seiner langen Gefangenschaft in das frivole Paris Ludwigs XV. verschlägt, wird hier

mehr als Narr denn als Märtyrer seiner Freundesliebe geschildert: ein bärenhaft ungeschickter Sentimentalitätstölpel, opfert er sein Vermögen, seine Liebe, seine Ehre und schließlich auch noch sein Leben für das „Glück“ seines Freundes. Dies Glück besteht darin, daß dem Jammerkerlchen von Baron, einer Spielratte und Weiberpuppe, seine Frau erhalten bleibt, indem sich Tott dem Abenteurer und berufsmäßigen Verführer Casanova, der auch die Baronin schon in seinen Krallen hat, vor die Pistole stellt und ihn so zwingt, eilends ohne die Baronin das Weite zu suchen. Dabei weiß Tott ganz genau, was an dieser Pflanze ist, hat sich die Baronin doch zuvor alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn selbst, den deutschen Bären, zu kapern. Ein larmoyanter Lobgesang auf die deutsche Empfindsamkeit und keusche Entsagungsfähigkeit, dessen Held uns bald so albern und pudelnärrisch erscheint, daß wir ihm allenfalls einen Bissen Mitleid hinwerfen, nicht aber — wie's sich der Verfasser doch wohl träumt — einen Bewunderungsschmaus anrichten. In der „Gräfin von Armagnac“ konnte uns manchmal der gespreizte Wortprunk der Verse über die hohle Schwächlichkeit dieses lediglich reproduzierenden Talentes hinwegtäuschen; hier, wo Vollmöller sich der Prosa bedient, einer bald gedunsenen, bald gesucht eckigen Prosa, die Aufgeregtheit mit Beweglichkeit verwechselt, hier läßt ihn auch diese letzte Maske im Stich, und vor uns steht ein papiernes Gebilde ohne Mark und Muskeln.

An der Heiterkeits- und Behaglichkeitspolitik unsrer Bühnen, von der ich letzthin hier sprach, beteiligt sich jetzt auch das Lessingtheater, die Hochburg Ibsens und Hauptmanns. Von den Franzosen Guinot und Bouchinet hat es in der Komödie „Vater“ eines jener „soliden“, neuerdings in Frankreich wieder Mode werdenden Gemütsdramen ergattert, die nur die paar kleben gebliebenen Eierschälchen Pariser Pikanterie und gallischen Esprits abzustreifen brauchten, um genau wie eines unsrer L'Arronge oder Moser auszusehen. Ein allerliebster Backfisch, der seinen seit 18 Jahren von der sittenstrengen Mutter getrennt lebenden Vater aus seiner garçonhaften Lebemanns-Oberflächlichkeit zur gutbürgerlichen Solidität erlöst, ein Vater, der in der wiedergefundenen Tochter zu seinem freudigen Erstaunen Blut von seinem eignen leichteren und lebensfröhlicheren Blute entdeckt; eine Mutter, die es in den letzten fünf Minuten rasch noch einsieht, wie gut das doch eigentlich ist; hinter den Wolken ahnungsvoll blinzelnd die Sonne einer allgemeinen Familienversöhnung — wenn die Leute nun nicht stromweis ins gastliche Haus kommen, sich an diesem behaglichen Kaminfeuer zu wärmen, dann schelte mir jemals noch einer auf die Publikumsfeindlichkeit unsrer zeitgenössischen Dramatik! Im Ernst: ich kann nichts Verwerfliches oder gar Verräterisches darin finden, daß ein literarisches Theater auch einmal solche Hausmannskost auf den Tisch setzt, solange nur — und das ist hier der Fall — die Zutaten echt sind und das Geschirr, in dem sie erscheint, den Takt bürgerlicher Schlichtheit bewahrt. Nur das eine wollen wir wünschen, daß aus dem Intermezzo nicht etwa Gewohnheit und Methode werde.

Residenztheater und Lustspielhaus haben nun auch „zugesät“, wie die Ökonomen sagen. Hier sind wieder einmal Blumenthal und Kadelburg mit einem neuen

Eheschwank („Die Tür ins Freie“) eingezogen; dort hat Georges Feydeau, der Zuverlässige, der uns einst „Die Dame von Maxim“ geschenkt hat, rasch die Niete von neulich, das unerhörterweise zu den Gefilden eines feineren Lustspiels segelnde Stück von Croisset, mit einem Treffer erster Klasse wettgemacht. Schon der Titel „Kümmre dich um Amélie“ (Occupe-toi d'Amélie) ist ein Schlager von unwiderstehlicher Kraft, und wenn ich weiter noch verrate, daß eine nur zum Schein und Spaß bestellte standesamtliche Trauung mit Alexander als Strohmanns-Bräutigam drin vorkommt, eine Scheintrauung, die sich als — echt entpuppt, so wird man sich, denke ich, vorstellen können, wie sanft es sich für das Residenztheater auf diesen glücklich wiedererrungenen Lorbeeren alter, altüberlieferter und altheiliger Pariser Schwankherrlichkeit ruht. Und Blumenthal-Kadelburg? Auch sie haben's mit dem Standesamt. In Buchenau sind eine ganze Reihe von Formfehlern bei den Eheschließungen vorgekommen; die Tür ins Freie steht für Gevatter Krämer und Apotheker offen. Separation — Junggesellenfreiheit — Auszug der schöneren Hälften ins Hotel — lauter Jubel — heimliche Sehnsucht — reuige Versöhnung: alles neu im alten Stande, fester schlinget Hymens Bande! Robert Misch will die Autoren wegen Plagiats verklagen: vor 17 Jahren habe er mit dem seligen Moser das schon in „Fräulein Frau“ gedichtet. Die armen Sachverständigen, die da über die „Originalität der Idee“ zu befinden haben werden! Fr. Düsel

Hamburger Theater

Bisher hat Karl Müller-Rastatt in Gemeinschaft mit einem andern unter gemeinsamem Decknamen Theaterlustspiele geschrieben, nicht schlechter und besser als eben deutsche Durchschnittskomödien zu sein pflegen. Man sah sie, lachte hin und wieder mit und vergaß sie. Heuer aber kommt er uns mit einem ernst gemeinten bürgerlichen Lustspiel, das Witze und Mätzchen beiseiteläßt und aus den Charakteren und Situationen Handlung und Humor zu entwickeln sucht. Der Theaterstückschreiber, der nicht verdeckte, daß es ihm lediglich um die Ausfüllung eines Abends ging, war besser daran, als der nach dem Poetenlorbeer verlangende Lustspieldichter. Mit seinem Wollen nehmen wir unsern Maßstab höher und sehen uns genötigt, was wir als Theaterstück gelten lassen, als Kunstwerk abzulehnen. „Die Herzoginnen“ sind trotz des Titels ein bürgerliches Lustspiel. Ein Möbelhändler, der schon über des Lebens Höhe hinaus ist, gerät in Zweifel, ob Frau Herzog oder Fräulein Herzog die rechte Gattin für ihn sei. Er hat der jüngeren der beiden „Herzoginnen“, seiner ungemein tüchtigen, ernsten Buchhalterin, einen Antrag gemacht und auch das Jawort erhalten. Bald aber zeigt sich, daß die Eigenschaften, die aus seiner Braut eine tüchtige Arbeiterin machten, sie noch lange nicht zur rechten Frau für ihn befähigen. Er fühlt sich in seinem Ernste vielmehr zu der lustigen, anschmiegsamen Mutter seiner Braut als zu seiner starren, selbständigen Verlobten hingezogen. Da auch diese erkennt, daß ihr Haß auf den leichtlebigen Neffen ihres Bräutigams nur der Vorbote der Liebe war und der Windbeutel ihrer starken Hand geradezu bedarf, so ist es dem Leiter der Komödie, einem alten, jüdischen Lebensphilosophen ein Leichtes, die Dinge so zu wenden, daß am Schlusse die Paare,

wie es das Glück erheischt, formiert sind und bewiesen ist, was sollte, daß in der Ehe nicht immer gleich und gleich, vielmehr die Gegensätze sich anziehen. Daß über dergleichen durch zu häufigen und albernen Gebrauch zu Banalitäten gewordenen Lebensregeln sehr wohl eine Komödie erbaut werden kann, wenn es dem Dichter gelingt, sie in vollebendige Menschen umzusetzen, ist unbestreitbar. Aber dem Verfasser ist diese schöne, schwere Tat leider nicht gelungen. Hans Franck

Volkslied-Flugblätter

Musik

Die „Deutsche Heimat", ein Verein für Volkskunde und Kulturgeschichte in Österreich, hat mit einer guten Tat eingesetzt und gibt Volkslieder in billigen Flugblättern zum Preise von 4 Hellern heraus, um auf diese Weise den verstummenden Volksgesang wieder zu beleben. Diese Rückkehr zum bewährten alten Brauch volkstümlicher Propaganda ist kein übler Gedanke, ich wünschte sehr, daß er einschlüge. Wenn ich mir also ein paar kritische, durch die erste, eben erschienene Nummer eingegebene Bemerkungen erlaube, geschieht es gewiß nur zum Besten der guten Sache, die bald auch anderwärts nachgemacht werden dürfte.

Ein solches Flugblatt muß, wenn es auf das Volk wirken soll, sich schon dessen Auge in gefälliger, lockender Weise, als begehrenswerter Besitz darstellen. Nun seh ich aber ein häßliches typographisches Bild, das, auf das Nüchternste entworfen, das Lied als solches nicht genügend heraushebt, das oben aufdringlich die Firma des herausgebenden Vereins betont und unten den Text mit einer Anzahl von Quellennachweisen zusammenbringt. Als ob das Volk dergleichen viel anginge! Wenn man's schon nicht missen will, so setze man's in Gottesnamen auf die Rückseite. Statt die Phantasie anzuregen, ihr mit einer schmucken Ausstattung, womöglich von Künstlerhand, am besten aber mit einer kräftigen, womöglich zweifarbigen Illustration zu Hilfe zu kommen, faßt uns des Schulbuchs Jammer an. Die geringen Mehrkosten können doch da keine Rolle spielen, wo's um die Lebensfähigkeit eines ganzen Unternehmens geht. Unschön finde ich, daß die Taktstriche des Klavierparts nicht durch beide Systeme hindurchgehen.

Das sind „Äußerlichkeiten". Sehen wir nach dem Gehalte. Die erste Nummer einer solchen Sammlung bedeutet die Losung für das Ganze. Und da ist es recht betrüblich, zu sehn, daß nicht etwa mit einem leuchtenden Kleinod des Volksgesanges angefangen wurde, sondern mit einem Liedel, das man sich inmitten einer größeren Auswahl als ein artiges Dokument des Volkshumors gefallen lassen könnte, das aber die im Volkslied sonst so wunderbare Einheit von Wort und Weise völlig vermissen läßt und in diesem Sinne ein schlechtes Lied ist. Wir haben es da mit einer instrumentalen Tanzweise zu tun, der im Volksmund wohl oder übel Reimverse unterlegt worden sind. Wenn man Mühe und Kosten an die Verbreitung von Volksliedern wendet, dann verbreite man nicht planlos ins Blaue hinein, sondern zunächst nur das Wertvolle. Sonst stößt man viele wohlgeneigte Freunde der löblichen Sache ab.

Bei Entwurf der Klavierbegleitung wäre darauf zu achten, daß das Notenbild sich a vista auch von Gitarrespielern benutzen läßt. Jetzt, wo alle Kundigen darüber einig sind, wie stillos, wie bloßer Notbehelf der Volksliedersang zum „Pianino" oder zum „Flügel" ist, sollte man dieses widernatürliche

Verhältnis nicht noch durch Flugblätter konservieren, sollte Flugblätter vielmehr benutzen, um zur Pflege des erfreulicherweise wieder erwachenden Lautenspiels anzuregen.

R. Batka

Bildende Kunst

Das Bild als Wandschmuck

Angesichts der immer anwachsenden Zahl von Malern scheint dies Wort eine Hartherzigkeit zu bedeuten. Und doch muß es einmal ausgesprochen werden: das Staffeleibild kann in der Wohnung vom Übel sein, auch wenn es eine tüchtige Leistung ist. Gar zu hochmütig hat sich während langer Jahre die Malerei beim Suchen eigener Probleme von Architektur und Gewerbe getrennt. Für Erfrischung und Verjüngung der Malkunst hat diese Absonderung ihren Wert gehabt, aber die Bedeutung des Gemäldes innerhalb der Wohnung wurde dabei sehr vielfach nicht beachtet. Diese Bedeutung besteht darin, Schmuck von Gebäuden oder Wohnungen zu bilden und zwar in genauer Anpassung an die Wände. Ein Bild an der Wand, das ohne Zusammenhang ist mit den Dingen seiner Umgebung, büßt die eigene Schönheit ein und stört die übrigen Dinge. Die Sitte, beliebige Bilder in beliebigen Rahmen an beliebig gekleidete Wände zu hängen, ist verhältnismäßig jungen Datums und wäre zu jeder Zeit großer Kunstblüte als ungeheuerliche Barbarei empfunden worden. Wir sind durch Museen und Ausstellungen an dieses Übel gewöhnt. Die Mehrzahl der Menschen bewegt sich in diesen Räumen ziemlich gelangweilt, nur von Zeit zu Zeit durch Anekdotisches oder marktschreiend Auffallendes aus der Schläfrigkeit aufgeschreckt. Die Feinempfindenden leiden bald an peinlicher Müdigkeit, da die widersprechenden Eindrücke willkürlich durcheinandertönender Bilder ihre Psyche als atemraubendes Gedräng umgeben. Jedoch Museen und Ausstellungen lassen sich meiden oder mit Vorsicht genießbar machen. Privaträume, die in der üblichen Museums- und Ausstellungsart ihre Wände mit heterogenen Staffeleibildern beklebt haben, wirken entweder fortdauernd unangenehm, oder man gewöhnt sich an die Leinwand, wie sich ein Mann an eine häßliche Frau gewöhnt, er schaut sie nicht an, er sieht sie einfach nicht. Der unangenehme Eindruck ist in diesem Fall freilich abgeschüttelt, aber — wenn man sie nicht sieht, nicht mit Vergnügen immer wieder betrachtet ... wozu hängen die Bilder dann eigentlich da?

In den Zeiten antiker harmonischer Kunstentfaltung scheint das Tafelbild als Selbstzweck wenig bekannt gewesen zu sein. Je nach Bestimmung der verschiedenen Gemächer eines Hauses wurden sie mit Wandmalereien zierlich oder großartig geschmückt. Farben und Formen mußten übereinstimmen wie eine Musik. Diese klassische Tradition ward von den großen Malern der Renaissance wieder aufgenommen. Weltliche wie geistliche große Herren ließen in diesem Sinn ihre Säle und Zimmer schmücken. Wenn wir Italien besuchen, so denken wir meistens nur an den eigentümlichen Wert der betreffenden Gemälde und lassen den schön erreichten dekorativen Zweck aus dem Auge. Abgestumpft durch unsere gedankenlose Art, Staffeleibilder zu hängen, haben wir wenig Sinn für den feinen edlen Rhythmus der tiefdurchdachten Schmuckmalerei und ihrer Raumeinteilung wie Farbengebung und erkennen nur selten, wie herrlich Stoff und Darstellungsweise sich verbinden, durchdringen

und vollenden. Keinen Augenblick wollen wir uns mit Bewußtsein daran erfreuen, wie abgewogen Wert gegen Wert hier spielt, wie ein vollkommener Reigen von Empfindungen beruhigend erfreulicher Art ausgelöst werden soll durch jene Figuren, Ornamente, Blumen und Tiere, die Wand und Decke beleben. Es entgeht uns, wie tief berechtigt dort die lebensbunte Malerei ist und hier, in jenen Medaillons oder Friesen, die Ton in Ton mit weiser Sparsamkeit gehaltene Zeichnung. Wie gut mußten die humanistisch gebildeten grands seigneurs in diese Umgebung passen, in der Stoffe aus dem Altertum, immer neu belebt, sie anregend und anheimelnd grüßten, meist als Zyklus gedacht, um einen harmonischen Ring der Darstellung zu bilden.

Da nun die großen Herren der Gegenwart mit jenen Humanisten wenig gemeinsam haben, würde in den meisten Fällen derartige Dekorationskunst — auch von den geschicktesten Meistern ausgeführt — nur wenig zu ihnen stimmen. Fremd und kalt würden die lieben alten Götter etwa auf moderne Millionäre herabsehen. Wenn aber auch der Stoffkreis und das knapp der Antike nachempfundene System der Dekoration für unsre Welt nicht so schicklich ist, einiges wäre doch von ihren Prinzipien zu lernen. Vor allem die kluge Verwendung von Licht und Schatten für das Äußere und Innere der Baulichkeiten, die Verteilung der Massen, das Gegeneinanderwägen der Werte. Vor diesen Werten haben heutige Künstler wenig Respekt und stehen darin den Mittelmäßigkeiten anderer Zeiten nach. Jahrzehntelang baute man Häuser mit einfältigen, ausdruckslosen Philistermienen, weil man vor jedem kühnen, einfachen Vorsprung zurückbebte. Doch wie ein Kopf mit Stumpfnase, mit flachliegenden Augen und dick verquollenem Nacken langweilig ist, während kühn geschwungene Brauen und Nase, streng hervortretendes Kinn mit ihrer scharfen Wirkung von Licht und Schatten interessant erscheinen, ebenso können kühne, entschiedene Gliederungen, die ein scharfes Verteilen von Licht und Schatten ermöglichen, an Bauten vornehm und zweckentsprechend sein, bei Schmuckgemälden aber ein wichtiges Prinzip. Sogar wenn man bei hochgelegenen dekorativen Malereien nicht sofort entdeckt, was sie bedeuten, ist gut verteilte Licht- und Schattenwirkung wohltätig.

Um farbig zu wirken, ist es nicht genug, grell und bunt zu sein. Man könnte einwenden, daß die reiche japanische Dekorationskunst, von der Europa soviel Anregung empfing, wesentlich flach gehalten sei. Japan, von Erdbeben viel heimgesucht, mußte zeltartig leichte, zarte Häuschen bauen und sie mit entsprechender Zartheit ausschmücken. Durch eine einzige Blumenvase, durch ein einziges, wie zufällig an die Wand hingeträumtes Blumenbild wird ein ganzes Interieur belebt und stimmt vortrefflich zu der Blütenlandschaft. Auch das von Erdbeben bedrohte Pompeji hatte kleine Häuser mit zierlichen Schmuckmalereien. Ich habe den englischen Versuch, Wohnräume mit zarten und ziemlich flach gehaltenen Blumenmotiven und Farbenvariationen zu dekorieren, den japanisch-pompejanischen Stil genannt. Es läßt sich in der Tat für das moderne Leben manches mit diesem Stil gewinnen. Im allgemeinen sind unsere Wohngebäude jedoch zu wuchtig dazu, sie sind geschaffen, um den Feindlichkeiten der Natur zu trotzen, sichern Schutz, tage-

lange Zuflucht vor ihrer Unbill zu bieten. Wir müssen uns lang und viel zu Hause aufhalten. Das konstruktive Element ist der europäischen Denk- und Schmuckweise angeboren, es ist ihr natürlich und befriedigt sie.

Wir sehen: um unsre Innenräume wahrhaft wohnlich zu gestalten, gibt es verschiedene Mittel, die Malerei zu verwenden: Ganz schlicht im Sinne der früheren Bauernstube mit gemalten Bettstellen und Truhen, einer bunten Madonna, einem St. Georg. Oder ganz raffiniert, gestimmt auf ein, vielleicht auch mehrere Kunstwerke, denen zulieb die übrigen Dinge fein still sein müssen und nicht zu laut reden. In diesem Fall können Staffeleibilder verwendet sein, aber sparsam und einander nicht widersprechend. Ferner nach japanischer Art im kleinen, ganz hellen, sehr einfachen Raum kapriziös verteilt, sehr lichte, flach gehaltene Bilder, etwa moderne Kinder oder Frauen oder Blumen. Endlich — und dies wird immer die vornehmste, vollkommenste Verwendung sein — ein Zyklus, eine in Gedanken, Farbe und Zeichnung wohlerwogene Komposition, die mit ihrer Gemäldereihe den inneren Bau des Raumes zugleich gliedert und verbindet. Sie klingt in einem Akkord mit Türe, Sims, Fensterkrönung und Decke, erinnert an die Eigenart des Bewohners und die besondere Bestimmung des Gemachs. A. v. Gleichen-Rußwurm

Angewandte Kunst

Über Schauseitenwettbewerbe und ihren Wert

hat sich auf dem Denkmalpflegetage zu Lübeck Baudirektor Baltzer ausgesprochen. Die ersten Versuche, die Schönheit des Stadtbildes von Lübeck zu wahren, waren die Schauseitenwettbewerbe — man wollte durch sie Entwürfe gewinnen, die als Muster für Neubauten dienen sollten, um Bauherren und Bauunternehmern, die leider noch meist die Stelle des Architekten vertreten, Anregungen zur guten äußeren Ausbildung ihrer Häuser zu gewähren. Es ist keine Frage, daß solche Wettbewerbe manche Anregung gegeben haben: Architekten und Bauherren sind sich ihrer Pflicht wieder bewußt geworden, auf die äußere Gestaltung ihrer Bauten mehr Wert zu legen als bisher. Daß aber die Musterentwürfe, wie dies doch gedacht war, ausgeführt worden wären oder als Unterlage für eine Bauausführung gedient hätten, ist kaum in einzelnen Fällen vorgekommen. Und das ist wohl erklärlich genug: da immer das ganze Haus mit seiner inneren Einrichtung für die Entwicklung des Außeren bestimmend sein muß, so war es ein Unding, im Wettbewerb nur die Erfindung von Schauseiten als Aufgabe zu stellen. In der Hand von weniger geübten Architekten können gerade diese Schauseitenzeichnungen dazu verleiten, dem Hause ein äußeres Kleid zu geben, das seinem inneren Wesen nicht entspricht und damit nur als auswendige Maske für ein schlechtes Gebilde dienen muß. Es ist wiederholt vorgekommen, daß Entwürfe, deren Außeres von der Genehmigung der Baupolizei abhing, aus diesem Grunde abgewiesen werden mußten, weil darin Beispiele aus dem Schauseitenwettbewerb in ganz unverstandener Weise benutzt waren. Ferner: wenn man die Wettbewerbsentwürfe — etwa die Lübecker — jetzt, nachdem eine Reihe von Jahren vergangen ist, durchblättert, so fällt es auf, wie wenig einfache, schlichte Häuser dabei sind: die Verfasser haben sich abweichend von der alten Lübecker

Architektur in eine kleine Teilung der Schauseiten verloren und haben z. B. die Giebel reich bis obenhin verziert, während beim Lübecker Haus, wenn es nicht frei und weithin sichtbar lag, ein reicherer Schmuck meist nicht über das erste Obergeschoß hinausgeht, wo der Beschauer in den engen Straßen Lübecks ihn leicht übersehen kann. Die Eigenart des Hauses ist die Bedingung, aus der heraus die Schauseite entwickelt werden muß. Das nachträgliche Vorbauen der Schauseite oder das Hineintragen eines bestimmten fremden Motivs von außen her ist künstlerisch betrachtet ein Unding. DBK

Das Klaus Groth-Haus

in Kiel soll abgebrochen werden. Der Magistrat brauche den Bauplatz, also weg mit dem Hause darauf. Die Sache ist bisher ziemlich im stillen „gediehen", im weiteren Deutschland wenigstens war bis zu diesen Tagen noch nichts davon bekannt.

Diese Nachricht klingt so verblüffend, daß man sich unwillkürlich fragt, ob denn überhaupt die in Kiel Regierenden eine Vorstellung davon haben, um was sich's handelt. Muß ihnen erst gesagt werden: Klaus Groth, verehrte Herren, war nicht nur einer der größten deutschen Lyriker, sondern er war der größte Dichter überhaupt, der je in niederdeutscher Sprache gestaltet hat? Und in dem Hause am Schwanenweg hat er nicht für ein paar Jahre zur Miete gewohnt, er hat sich sein Heim dort selber 1866 begründet und hat von da bis zu seinem späten Tode innerhalb des viel geliebten, viel besprochenen und auch besungenen Gärtchens gelebt. Es würde eine Pietätlosigkeit, eine Heimatschändung und — eine Unklugheit von geradezu grotesker Größe bedeuten, wüßte man diesen Schatz nicht zu wahren. Kiel hat ohne viel Skrupel eine Viertelmillion für ein Ostasiatisches Museum und dritthalb Millionen für ein Theater ausgeworfen — und Groths Nachlaß und Briefwechsel lagern blicksicher in Kisten verpackt. Im Klaus Groth-Hause am Schwanenweg wäre für das Archiv des plattdeutschen Klassikers die natürliche Stätte. Es darf nicht geschehen, was da geplant ist, denn es würde noch die Enkel über die Ahnen erröten lassen.

Heimatpflege

Allgemeine Käuferregeln

Handel und Gewerbe

wie wir sie auch den Kunstwartlesern gerade jetzt vor Weihnachten freundlich zur Prüfung empfehlen möchten.

Schundurzeugnisse

Schunderzeugnisse sind Dinge, die nach mehr aussehen, als sie sind, also Fälschungen und Imitationen mit einem Schein von Echtheit, die den Besitzer der stillen Geringschätzung des Menschen von Geschmack aussetzen.

Käufertugend

Es verbindet sich eine nationale Pflicht mit der Käufertugend, weil von der höheren Leistungsfähigkeit die Konkurrenztüchtigkeit des Volkes im Wettbewerb mit andern Nationen abhängt. Nur ein Käufertum mit erzogenen Ansprüchen entwickelt ein hochstehendes Gewerbetum.

Der Käufer wird bei seinen Erwerbungen die Erfahrung machen, daß schlichte und gediegene Erzeugnisse selten und teuer sind, und die verzierten billig und häufig. Woraus folgt, daß die Verzierung nicht als Maßstab für den Wert einer Sache genommen werden darf.

Billigkeit

Die Käufertugend wird in wirtschaftlicher Abhängigkeit auch auf

Billigkeit sehen wollen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß das Gute selten niedrig im Preise sein kann, daß aber das scheinbar so billige fast immer am teuersten zu stehen kommt. Die große Billigkeit geht immer nur auf Kosten des Käufers, der nur scheinbar das bekommt, was er erwartet. Der Verkäufer hat nichts zu verschenken. Der Käufer hat also kein Recht, anzunehmen, daß er mit zunehmender Billigkeit besser fährt. Im Gegenteil.

Gebrauchsgegenstände

Bei Gebrauchsgegenständen sehe man darauf, daß sie ihre Bestimmung klar und deutlich ausdrücken; daß sie kein anderes Material vortäuschen, als aus dem sie gefertigt sind; daß sie nicht so sehr durch ein Ornament, als vielmehr durch die solide Arbeit schön sind.

Schreibmappen und Albums mit Lederrücken aus gepreßtem Papier, Schildpattkämme aus Zelluloid, Bronzen aus Zinkguß, Seidenblusen aus Baumwolle, sogenannte echtvergoldete Schmucksachen, Brieftaschen in Juchtenimitation, bunte Stoffe, die im ersten Sonnenstrahl verschießen, sind nicht nur geschmacklos, sie sind betrügerisch und verächtlich. Vor den Begriffen „Galanteriewaren" und „Luxusartikel" ist zu warnen. So werden Dinge genannt, die für gewöhnlich zu nichts gut und nützlich sind.

Kunstgegenstände

Die Kunstgegenstände, die sehr häufig als Schmuck der Wohnung oder zu Geschenkzwecken gekauft werden, und zugleich einer praktischen Verwendung dienen sollen, sind mit Vorsicht aufzunehmen. Gebrauchsgegenstände, wie Uhren, Tischglocken, Vasen, Aschenbecher, Schreibzeuge, Photographieständer, Tischgerätschaften, Dosen, Schalen und ähnliche Dinge müssen eine Schönheit auch ohne Zierat zeigen. Sie sind auf die Qualität hin besonders mißtrauisch zu prüfen, wenn sich figürliche oder ornamentale Verzierungen daran finden. Denn Gebrauchsgegenstände sollen also ihrer eher Verzierungen als Kunstgegenstände angepriesen werden, gehören in den häufigsten Fällen zu jener Gattung von Waren, die auf die Unerfahrenheit des Käufers spekulieren, indem sie mit ihrer „Kunst" einen Dunst um ihre schlechte Qualität machen.

Wenn Gebrauchsgegenstände künstlerisch sind, dann sind sie es durch die zweckmäßige, schlichte Form, durch die gediegene Arbeit, durch die Echtheit des Materials und durch die sachliche Anmut. Gebrauchsgegenstände sollen also ihre Bestimmung klar ausdrücken, und nicht nebenher noch Kleinplastik zum Schmuck des Hauses sein wollen. Wenn Kleinplastik verlangt wird, so soll auch diese als Kunstgegenstand um ihrer selbst willen da sein.

Kleingerät

Im allgemeinen ist man leicht bereit, für sogenannte „Schmücke-Dein-Heim-Artikel" oder „Luxusartikel" verhältnismäßig teure Preise zu bewilligen, und sich für den notwendigen Alltagsgebrauch mit billigem und minderwertigem Kleingerät zu begnügen. Aber gerade an dem Kleingerät sollte nicht gespart werden, weil es dauernd starker Benutzung unterworfen ist, und deshalb gute Eigenschaften haben muß. Seine Beschaffenheit ist ein untrügliches Maß für den Geschmack und die innere Gediegenheit des Besitzers. Ein Heim, darin diese Dinge in Ordnung sind, kann jenen fälschlichen Luxus entbehren, der nur zur Zier dasteht, und lediglich den Zweck erfüllt, Blößen und Mängel zu verbergen. Die Grundsätze der Qualität und der organischen Formgebung mit dem

Verzicht auf wohlfeile Ornamentation sollten bei allen Dingen beachtet werden, die unter den Gattungsbegriff Kleingerät für das Haus, für den persönlichen Gebrauch und für den Alltag in Betracht kommen können, wie Tischgeräte, Toilettegarnituren, Beleuchtungskörper, Lederarbeiten, Möbel, Schreibzeuge usw.

Beleuchtungskörper

Bei Beleuchtungskörpern sollte das Publikum ganz besonders darauf sehen, daß die Gebilde ihre Bestimmung ohne Umschweife ausdrücken und die Vorzüge eines guten Materials mit einer einfachen peinlich saubern Arbeit vereinigen. Denn die Beleuchtungskörper sind Maschinen- und Industrieprodukte, und wir können deshalb nur erwarten, daß die Durchschnittsware von Tischglocken, Tastern, Lichtträgern, Lampen und Lüstern allein die sachlichen Gebote des guten Geschmacks erfüllt. Plastische Gestaltungen, figurale und symbolische Formerfindungen werden in Verbindung mit der Beleuchtungsabsicht in schlechtem Gußmaterial häufig als Schundware geboten. Es gibt natürlich auch in den Beleuchtungsgegenständen künstlerisch bestimmte Zierformen oder individuelle Kunstgebilde, aber diese sind in der Regel Unika; den verzierten, wohlfeilen Massenartikeln sind die glatten, schlichten, gediegen sachlichen bei weitem vorzuziehen.

Metallgeräte

Hier soll der Kürze halber nur die Warnungstafel stehen, daß ein Wust undefinierbarer Ornamentpressung in minderwertigen Kompositionsmetallen erscheinen, die unter folgenden Namen empfohlen werden: „Kunstguß“, „Kunsteisenguß“, „Zinnguß“, „in den neuesten Bronzetönen patiniert, irisierend in der Art der Wiener Bronzen“ oder „in der Art der französischen Bronzen“.

Diese Erzeugnisse, die schon durch ihre Form aggressiv wirken, stellen sich als Tafelaufsätze, Schreibtischgarnituren, Tischgerätschaften, Dekorations-Zinnteller und Ehrenbecher vor. Wir raten dringend, dekorierten Schund wie diesen beharrlich zurückzuweisen!

Edelmetallarbeiten

Auch hier gibt es eine Handwerkskunst, die Unika erzeugt, und eine Masseninduſtrie, die in ästhetischer Beziehung der herrschenden Konvention des guten oder schlechten Geschmackes folgt. Die Formen können auch für die Massenproduktion künstlerisch vorbestimmt sein, aber wir müssen darüber Klarheit haben, daß der „Fassonwert“ verhältnismäßig immer gering sein wird. Der Durchschnitt des Schmucks, der im Laden erhältlich ist, Ringe, Broschen, Armbänder, ist maschinell hergestellt, mit den „Galerien“ für die Brillantenfassungen versehen, und der heutige „Goldschmied“ hat nur die Arbeit des „Montierens“. Er ist einseitiger Spezialist im Edelsteinfassen geworden. Das Leben hat ihm in der Regel keine Aufgaben zu stellen.

Das kommt zum guten Teil daher, daß das Publikum noch immer der unbegreiflichen Meinung ist, sein gelegentlich erstandener Alltagsschmuck sei „Goldschmiedekunst“. Aber wer suchen will, kann immerhin noch das so selten Gewordene finden. Vielleicht genügt es, auf den Unterschied aufmerksam zu machen.

Lederwaren

Bei allen aus Leder gefertigten Gegenständen, wie Handtaschen, Brief- und Geldtaschen, achte man auf die künstliche Narbung, durch

welche die charakteristische Oberfläche des Leders ungünstig verändert wird. Schaf-, Kalb-, Ziegen- und Schweinsleder werden so bearbeitet, daß Schafleder wie Kalb-, Saffian- oder Schweinsleder aussieht, während Ziegenleder mit allen möglichen Narben versehen, und Schweinsleder wie Levant-Saffian genarbt wird. Ferner wirkt der schwere Druck der Narbenprägung schädigend auf die Qualität, ebenso, wie der Gebrauch mineralischer Säuren beim Färben. Alle diese Verfahren haben in der Regel den Zweck, einer minderen Sorte den Anschein einer höheren Gattung zu geben. Besonders verderblich ist das zu starke Schärfen dicker Häute, wobei die zähen Fasern des inneren Teils der Haut weggeschnitten werden, und nur die Narbung bleibt, die wenig haltbar ist. Als Meisterstück des Taschners wird die Fertigkeit betrachtet, ein Fell so dünn zu schaben, daß es in eine Walnuß geht. Dieser falsche Ehrgeiz, der in einer rein technischen Herrschaft gipfelt, und eine Vergewaltigung des Materials bedeutet, erklärt zur Genüge die Minderwertigkeit auch der sogenannten besseren Lederwaren. Für den Qualitätsniedergang der Lederfabrikation ist bezeichnend, daß die Einbände, die dreißig Jahre alt sind, dem Verfall nahe sind, während die alten Bände Jahrhunderte überdauert haben und heute noch durch ihre Festigkeit überraschen. Die gewöhnlichen gangbaren Sorten von sogenannten Saffiantäschchen, Handtaschen, Portemonnaies usw. halten oft kein Jahr lang. Der Käufer sollte wissen, daß eine „wunderschöne“ Handtasche für fünf Mark auch gar nicht länger halten kann.

Bucheinband

Hier ist zwischen dem Verlegereinband, einem Produkt der maschinellen Massenherstellung, und den kunsthandwerklichen Einbänden, die Unika sind, zu unterscheiden. Diese können in künstlerisch hochkultivierten Händen zu feinen Kunstwerken gesteigert werden, eine Sache für den Liebhaber und Kenner, auch was den Preis betrifft, nicht für die Masse der Käufer, die auf den Verlegereinband angewiesen ist. Aber auch der Verlegereinband kann wenigstens auf der Höhe des guten Geschmacks stehen. Es gibt auch solche schon in Deutschland, dank einiger vornehm gesinnter Verleger. Leider sind sie noch Ausnahmen. Zur gröbsten Unterscheidung nur so viel, daß man sich gegen die Drahtheftung wehren möge, die verderbliche Rostflecke im Papier erzeugt,* ferner gegen übermäßige Vergoldung und Verzierung, die als Klischeeprodukt meistens doch nur eine Maske für die schlechte Materialqualität des Einbandes darstellt, und in Gemeinschaft mit den falschen Bünden am hohlen Rücken auftritt, die eine üble maschinelle Nachahmung der alten Handwerkstechnik sind.

Die englischen Kalikoeinbände, die nur als Broschierung gelten, und in die das Buch „unbeschnitten“ eingehängt ist, geben ein gutes Vorbild, dem der englische Buchladen sein diszipliniertes Aussehen verdankt.

Stoffe, Stickereien und Teppiche

In betreff der dekorativen Stoffe und Nadelarbeiten, die im Hause

---

* Die Buchbinder greifen mit Vorliebe, auch ohne und gegen einen Auftrag, immer wieder zur Drahtheftung. Auch beim Haus- und beim Balladenbuch z. B. ist uns selber das geschehen. Da hier verzinkter Draht genommen ist, ist aber der Schaden nicht groß. Kw.-L.

gebraucht werden, gibt es heute keine Schwierigkeit mehr, das Richtige zu finden, da ein neuer Stand von Künstlern und Kunstgewerblern auch in diesen Gebieten die Forderung des guten Geschmacks reichlich erfüllt hat. Wir finden Vorhänge, Teppiche, Möbelstoffe und Nadelarbeiten, die in bezug auf die farbigen Eigenschaften und auf die flächenhaft betonte Musterung den Absichten vollauf Genüge tun.

Nicht das naturalistische Vorbild entscheidet, sondern die Sprache des Materials und der Technik und die diszipliniert oder rhythmisch geordnete Ornamentierung der Fläche. Ohne die Freiheit der Zeichnung zu beschränken, ist das Gesetz der rhythmischen sinngemäßen Flächenteilung unter allen Umständen verbindlich, sei es, daß es sich um Stoffe handelt, die im Faltenwurf wirken, oder um Wandbespannungen und Teppiche, oder um kleine, gewebte oder gestickte Formen, wie Tischläufer, Decken oder Kissen, deren Gliederung von der quadratischen oder rechteckigen Grundform ausgeht. Auch bei Teppichen hat man recht, wenn man einer möglichst abstrakten, flächenhaften Zeichnung den Vorzug gibt, weil es für unser Empfinden widerwärtig ist, naturalistisch behandelte Blumen unter den Füßen zu haben. Noch schlimmer ist es, wenn figürliche Szenen, wie sie alten Wandteppichen entnommen oder aus Mißverstand neu ersonnen werden, in Fußteppichen auftreten. Eine ruhige Tönung, ein harmonischer Farbengegensatz in der breiten Vorbüre und eine zurückhaltende Zeichnung zeichnen die guten alten, sowie die künstlerisch hervorragenden neuen Teppiche aus. Hier, wie überall hat das abstrakte Ornament seine Berechtigung. Aber es ist klar, daß die Ornamente auch an natürliche Formen, wie Blumen und Blätter anklingen und derartige Ideenverbindungen anregen können. Für die Haupterscheinung wesentlich ist, daß die ornamentalen Elemente in rhythmischer, d. h. in architektonisch gebundener Ordnung auftreten. Was die Farbenwahl betrifft, so ist selbstverständlich, daß ungebrochene klare Farben von der zartesten bis zur kräftigsten Tönung den Vorzug verdienen. Eine koloristische Unruhe im Raum zu vermeiden, wird im allgemeinen der Grundsatz angenommen: daß in einem bestimmten Raum ein Hauptton vorherrscht, der gleichsam als Hintergrund wirkt, auf dem sich die einzelnen kleinen Träger des farbigen Lebens, wie Blumen, Vasen, Bilder, Stickereien, in kräftiger Kontrastwirkung absetzen. Beim Einkauf von Geweben sollte die Frage nach der Echtheit des Materials und der Farben zur Bedingung gehören. Man versichere sich aber nicht nur über die Materialechtheit und die Lichtechtheit, denn je nach der Besonderheit der Fälle kann die Waschechtheit, Schweißechtheit, Bügelechtheit, Reib- und Schmutzechtheit in Frage kommen. **Joseph Aug. Lux**

Preisverteilung des Dürerbundes

Mann und Weib

Der Arbeitsausschuß hat sein Urteil über die Beiträge zur sexuellen Aufklärung, die das im März 1908 ergangene zweite Preisausschreiben einbrachte, gefällt. Die 480 Beiträge bestätigten, daß die Frage der sexuellen Aufklärung, in der feinsten Form: der geschlechtlichen Erziehung, alle Schichten unsres Volkes lebhaft beschäftigt. Lehrer und Lehrerinnen, Erzieher aller Art, Mütter auf dem Lande wie in den Städten, Offiziere, Geist-

liche aller Konfessionen, Zeitungsschriftsteller, Maler, Dichter, Ärzte haben zu der Frage Stellung genommen, und manche seit ein, zwei Generationen still geleistete Pionierarbeit ist uns bekannt geworden. Der Überblick über soviel ernsthaft bemühte Eigenhilfe, über soviel ehrliches Suchen und soviel glückliches Hingelangen auf den richtigen Weg weist jeden etwa noch vorhandenen Zweifel darüber ab, daß sich's hier etwa um etwas anderes als eine organisch aus unsrer Kultur wachsende Notwendigkeit handeln könnte.

Wir hatten das praktische Beispiel gefordert und Wert auf die künstlerische Form gelegt. Ein ziemlich großer Teil der Einsendungen enthielt nur die theoretische Betrachtung der Frage, ein kleinerer gab Theorie und Praxis gemischt, der größere endlich faßte die Preisfrage, wie sie eigentlich gemeint war. So ist es gekommen, daß mehr als hundert Arbeiten von der Preisbewerbung ausgeschieden werden mußten, obgleich viele davon inhaltlich durchaus beachtenswert waren. Von den geeigneten Arbeiten wurden 30 mit einem Preise bedacht; in einigen Fällen wurde ein Preis für einen wichtigen und besonders gut gelungenen Einzelabschnitt der Arbeit zugesprochen. Insgesamt wurden 3500 Mark an Preisen verteilt. Wir hatten uns, wie bei dem Ausschreiben um Entwürfe für Münzen und Briefmarken, nicht an bestimmte Festsetzungen gebunden und konnten deshalb auch sozusagen „preisgerichtstechnisch" eine Neuerung einführen. Hier ein guter Einfall, schnell gesagt, dort eine vortrefflich durchdachte eingehende Erörterung von Bekanntem, dann wieder eine freiere dichterische Darstellung, und nunmehr etwas, das als glückliche Beobachtung wertvoll war — wie sollte das gewogen werden, wenn nur ein erster, zweiter, dritter Preis, wenn, sozusagen, nur ein halbes, ein ganzes und ein Doppelpfund als Gewichte zur Verfügung standen? Wir haben darauf verzichtet, Unvergleichbares aneinander zu messen, wir haben einfach das Beste der verschiedenen Gruppen genommen und das einzelne aus der Preissumme so entschädigt, wie uns das billig erschien. Eine Bekanntmachung der einzelnen Preissätze scheint uns nicht am Platze.

Außerdem aber wurde eine zweite Reihe von Arbeiten ausgewählt, die zwar keinen Preis erhalten konnten, die aber doch dem Buche, das nun herausgegeben werden soll, irgendeiner wertvollen Eigenschaft wegen dienen können. Diese Arbeiten — etwa vierzig — werden besonders honoriert werden.

Die folgenden Einsender erhielten Preise. Der Titel oder die Kennworte der preisgekrönten Arbeit sind beigefügt:

Konrad Agahd, Lehrer, Berlin-Rixdorf, „Ein Beitrag zur geschlechtlichen Aufklärung der Kinder durch Volksschularbeit".

Paul Hofmann, Dresden-N., „Ein Beispiel für die einfachsten Familienverhältnisse".

Henriette Fürth, Frankfurt a. M., „Erotik und Elternpflicht".

Else Mücke, Stettin, „Interieur-Dialog".

Stefan Steinlein, Maler, München, „Meinem Vater zum Gedächtnis".

Robert Theuermeister, Volksschullehrer, Weißenfels a. d. Saale, „Warum wir Vater und Mutter recht liebhaben müssen".

Elisabeth Landmann, Berlin-Schöneberg, „Woher die Tierkinder kommen".

Dr. theol. et phil. Franz Xaver

Thalhofer, Anstaltsinspektor, München, „Beiträge zur sexuellen Aufklärung der Jugend“.

Dr. Ernst Weber, München, „Sexualpädagogik“.

M. Mauthner, Malea-Byne, Wien, „Jugendepisode“.

Walter Schulte vom Brühl, Wiesbaden, „Das Hutschelstündchen“.

H. Gopp, Braunschweig, „Wo kommen die Kinder her?“

Robert Grötzsch, Redakteur, Dresden-Mobschatz, „Familie Langbein“.

Franz Lichtenberger, Lehrer, Magdeburg, „Wie ich mit meinen Schulkindern von der Menschwerdung gesprochen habe“.

W. Ulbricht, Dresden, „Natürlichkeit, nicht Künstliches“.

Toni Harten-Hoencke, Kiel, „Eine ernste Stunde“.

Auguste Abresch, Neustadt a. d. Hardt, „Zum zweiten Preisausschreiben“.

Dr. Wolrad Eigenbrodt, Jena, „Wie man zu Kraft, Glück und Wert gelangt“.

Kurt Pausch, Berlin, „Wie Eva Mutter wurde“.

Elsa Wiberal, Wien, „Natur“.

Franz Robert Willkomm, Bürgerschullehrer, Warnsdorf in Böhmen, „Zur Frage der sexuellen Aufklärung“.

Bernhard Nestler, Lehrer, Dresden, „Vom Apfel, der nicht gegessen wurde“.

J. Schläppi, Lehrer, Papiermühle bei Bern (Schweiz), „Die Aufklärung über die Fortpflanzung des Menschengeschlechts“.

Arthur Fröhlich, Bürgerschullehrer, Meerane i. S., „Bilder aus Elternhaus und Schule“.

Frau E. Frisch (E. Wilhelm), Hannover, „Mein Bub“.

Bruno Tanzmann, Dresden, „Mutter und Kind“.

Dr. Hedwig Bleuler-Waser, Zürich, Burghölzli, „Wie klein Hansel zum erstenmal von seinem Brüderchen hörte“.

E. Lamparter, Stadtpfarrer, Schwäbisch-Gmünd, „Woher kommen die kleinen Kinder?“

Frau Direktor Kunerth, Hamburg, „Mutter und Kind“.

Dr. Th. Krausbauer, Kreisschulinspektor, Wreschen, „Herr, rühre meine Lippen an, daß sie sich auftun und recht reden, da ihre Stunde ist zu reden“.

Das vom Dürerbund herausgegebene Buch, dessen Grundstock diese Preisbeiträge bilden werden, wird im nächsten Frühjahr bei Alexander Köhler in Dresden erscheinen. Die besten der von der Preisbewerbung ausgeschiedenen theoretischen Arbeiten sollen zu einem zweiten Buche zur sexuellen Aufklärung vereinigt werden, das wohl Ende nächsten Jahres gedruckt werden kann. Wir möchten mit der Herausgabe warten, bis der Inhalt unsres ersten Buches selbst noch zu weiteren Aussprachen theoretischer Art angeregt haben wird. Wir haben jetzt in das, was not tut, Einsichten gewonnen, die ohne diese Fülle von Material gar nicht zu gewinnen waren.

Allen, die unserm Aufrufe mit der Tat folgten, dankt der Dürerbund für ihr Bemühen.

Unter uns

Das verspätete Erscheinen

des vorliegenden Kunstwartheftes kommt daher, daß es auf den „Literarischen Ratgeber“ warten mußte. Wir hatten die Wahl, ihn entweder erst dem fünften Hefte mitzugeben, also zwei Vorweihnachtswochen später, oder das Erscheinen des vorliegenden Heftes um eine Woche hinauszuschieben. Dieses letztere erschien uns als das kleinere Übel.

Geschmackszensur für den Anzeigenteil?

Neulich haben mir ein paar Leser einen Prospekt geschickt, der auch unserm Blatte beilag und in dem so nebenbei unter andern Sachen bemalte Weinschläuche als Zimmerschmuck empfohlen wurden. Dazu schrieben sie: ja, finden Sie das denn schön? Ganz gewiß nicht — aber habe denn ich es empfohlen? Weder ich noch der Verlag. Ich meinerseits habe es überhaupt erst gesehen, als ich's nach Empfang jener Briefe hervorholte, denn die Anzeigen und Prospekte zu prüfen, ist Sache des Verlags. Der lehnt alles ab, was ihm irgendwie sittlich anfechtbar erscheint; ich darf den Lesern verraten, daß er seinen Gewinn am Kunstwart ganz ohne Mühe verdoppeln und verdreifachen würde, wenn er in dieser Beziehung auch nur so wenig skrupelhaft wäre, wie die ungeheure Mehrzahl unsrer höchstgeschätzten Tageszeitungen, „Weltblätter" nicht ausgenommen. Eine Geschmackszensur aber, darf er die überhaupt einführen? Alle, denen ich je was am Zeuge geflickt habe in diesen langen einundzwanzig Jahren, sind von meiner „Geschmackstyrannei" felsenfest überzeugt. Wenn nun auch noch der Verlag den Anzeigenteil den Leuten verriegelte, deren Geschmacke es im Texte übel ergeht — ich glaube, dann würden Klagen über unsre Intoleranz berechtigt sein.

Mir scheint, es ist wirklich genug, daß jeder Leser und jeder Inserent weiß: es läßt sich durch keine Annonce im Kunstwart auf ein Urteil im Texte einwirken. Es wäre ganz gewiß sehr schön, wenn wir überhaupt keine Anzeigen brauchten, aber leider: alle Blätter, die Ähnliches bieten wie das unsre, brauchen sie. Die Bestellgelder bezahlen vielleicht den Text, die Annoncen bezahlen den Lesern die Bilder und Noten. Wir brauchen die Inserenten also und wir wollen ihnen dankbar sein. Aber was sie sagen, das sagen sie bei uns im Kunstwart allein im Anzeigenteil unter eigner Verantwortung und gezeichnet mit ihrer Firma. Der Verlag seinerseits empfiehlt es weder, noch tadelt er's, er legt es unverschleiert als das, was es ist, zur Kenntnis und Prüfung gebildeten Lesern vor, die prüfen wollen und sichten können.

A

Unsre Bilder und Noten

Zwei Bilder von ein und demselben Künstler Fritz Mackensen, die beide Bilder von ernster menschlicher Arbeit und zugleich Bilder tiefen Naturfriedens sind. Sie sind sogar in der Komposition miteinander verwandt. Wir geben das eine in farbigem Steindruck (der uns diesmal ungewöhnlich schön gelungen scheint), das andre in einfarbigem Tondruck wieder.

Wenn wir nach den Kunstmitteln fragen wollen, die die ganz eigentümlichen starken Reize dieser beiden Werke übermitteln, so wird uns vor dem Bilde des Sämanns die Antwort am leichtesten werden. Die äußerste Vereinfachung in der Monumentalisierung der Sämannsgestalt wie in der Landschaft, die schier nichts als Weite ist, als tief in die

Ferne hingestreckte Ruhe. Das ist Geist, wie er auch in Millet lebte, aber dem andern nicht nachempfundener, sondern höchstens von dem andern geweckter Geist. Einem Nachempfinder würde Landschaft wie Bauer nicht so echt norddeutsch gelungen sein, aber auch die Farb- und Linienbehandlung ist bei Mackensen völlig anders. Sie ist nicht einmal immer sehr geschickt; wenden wir uns zu dem farbigen Blatte, so müssen wir zugeben, daß das Grummet auf dem Kahn vielleicht zu sehr wie eine festgepreßte Masse, das Segel vielleicht zu sehr wie ein harter Körper erscheint. Nur, daß dies bis zur Gleichgültigkeit nebensächlich ist, weil der Maler ganz anderes in Sinn und Auge hatte, als die einzelnen Stoffe, überhaupt: als die einzelnen Gegenstände. Man kann auch nicht sagen, daß ihm die Menschen die Hauptsache waren, die Gesamtheit von Mensch und Natur ist es, die als Einheit zu ihm sprach und zu uns spricht. Bei dem farbigen Bilde wirken Bewegungsgefühle besonders stark mit. Kahn und Segel wirken in dieser Beziehung wie ein Körper, wie ein Schiff, das mit hochaufgerichteter Brust langsam aber gewichtig vorwärtsstrebt, und die Linie des Kanals lenkt unser Empfinden: dorthin geht's. Wie stark aber auch die Farben mitwirken, davon kann man sich in einfacher Weise überzeugen, indem man das Bild „auf den Kopf stellt". Die Stimmung der tiefen Ruhe bleibt auch dann noch.

Wir zeigen den Lesern heute zwei „Sämänner", denn auch der Umschlag zum „kleinen" Ratgeber zeigt ja einen. Mackensens Sämann ist Teil einer Naturstimmung, Karl Hanuschs Sämann ist Hauptsache im Bild und ist bei aller Realistik Symbol. Ihn als solches fühlen zu lassen, tut die Griffelkunst das ihre: was als Gemälde durchgeführt uns viel enger an den Stoff binden würde, läßt unsre Phantasie leichter zu freiem Schweifen kommen, wenn keinerlei Illusion, keinerlei Einfühlen, keinerlei Hineintäuschen in die Wirklichkeit in Frage kommt, wenn die Vereinfachung auf Linien und stärkste Gegensätze unter Wegfall aller wirklichkeitsmäßigen Übergänge auch den Ideen das freie Spiel erleichtert.

Bei der Betrachtung der Abbildungen von „Hausgreueln", die wir auf unsrer Illustrationsbeilage als bescheidene Kostproben eines reich assortierten Lagers barbieten, bei ihrer Betrachtung „schaubert's dem Reinen". Aber ich meine: wir wollen nicht hochmütig werden und wollen die Fabrikanten und Händler ihre Versündigungen am Geschmack nicht jetzt schon entgelten lassen, denn bisher sind sie noch durch keine energische Abwehr von der wahren Stimmung nun doch schon vieler Tausende in der Käuferschaft überhaupt unterrichtet worden. Die „Konsumentenpflicht", von der hier schon wiederholt gesprochen worden ist, ist verbunden mit einem Konsumenten recht und mit einer Konsumentenmacht — nützt die auch nur ein kleiner aber ein reger Kreis mit Bewußtsein aus, so kann er erzieherisch auf eine hundertmal größere

Menge von Schwankenden und Unklaren wirken. Das wissen wir alle. Nur scheint mir, wir dürfen in keinem Falle ohne weiteres voraussetzen, daß der Schund wider besseres Wissen vertrieben werde, dürfen das — schon aus „Kunstpolitik" nicht. Deshalb verzichten wir vorläufig auch noch darauf, die Firmen zu nennen. Erst wenn wir eine längere Arbeit fruchtlos hinter uns haben, oder infolge unsres Vorgehens von geschäftlichen Interessenten verdächtigt werden sollten, würden wir uns zu öffentlichen Klarlegungen mit Namensnennung berechtigt halten.

Unsre ersten Tafeln geben Beispiele von dem, was man bei den Nouveauté- und Hausgreuelleuten unter „Beleben" versteht. Der „sehr originelle" (es macht den Kundigen immer schon wehe, wenn etwas als „originell" empfohlen wird) Tischlampen-Elefant, die neusilberne Dame mit der Likörflasche (die zudem fünfmal so schwer wie sie selber ist), der „leuchtende Mädchenkopf", in dem ein Nachtlicht brennt, der besäbare Tonkopf („nein, ist das witzig!") ehren hoffentlich die schönste Blüte ihrer Verwandtschaft in der „Siegfried-Esche mit Schwert als Zigarrenabschneider". All diese Sachen sind nach häufiger Versicherung „künstlerisch", wie denn nach vieler guter Menschen Ansicht künstlerisch überhaupt ungefähr so viel bedeutet, wie, mit Verlaub zu sagen, meschugge. Auf der zweiten Seite wird das „Beseele dein Heim!" zunächst an Gegenständen betätigt, die ihrer Aufgabe nach irdisch praktischen Zwecken dienen: die Zigarrenspitze bekommt eine Hand mit Manschette und Blumenstrauß, in welchen dann, da man ja aus Blumensträußen am liebsten raucht, die Zigarre kommt. Auf dem Taschenmesser teilen sich gleich der Kaiser, die Reichskrone, die deutsche Flagge und eine Strahlensonne in den Raum, den der Pfropfenzieher übrigläßt: nun sage einer, daß der Besitzer kein Patriot sei! Die Mundharmonika wandelt sich — worin soll sie's auch sonst? — in einen Goldfisch, oder vielmehr: sie hängt einem zum Bauche heraus. Die wunderbare „römische Kannenvase" leitet zu einer andern „Branche" über: zu der des „Sinnigen". Oder ist es nicht sinnig, Starmatzens Nest, in dem sie selber (so ist's gedacht) Kinderstube halten sollen, mit ihnen selber und mit Dachziegeln zu bemalen und „Villa Lindenhain" zu nennen? Das ist ja herziger Humor, daß man sich des Vogels nicht als des lieben Kerls zu freuen weiß, der er ist, sondern des geistreichen Spaßes, daß man ihm erst aus dem Menschensein eine „Villa" verschreibt. Unsre nächste Seite blüht ganz in Sinnigkeit. Wo kann man Visitenkarten hinlegen als auf einen plastischen Jungen, der einen Hahn trägt? Wo kann ein Vogel baumelnd an einem Bindfaden innerhalb eines künstlichen „Biedermeierbäumchens" „fliegen", wenn nicht über einem „imitierten Birkenholzkübelchen aus Fayence"? Und die „Empiresäule" und das „Kunstgußwandbild" und der Affen-Aschenbecher. Aber die den Prospekten mitentnommenen Unterschriften

genügen ja wohl zur Erläuterung. „Biedermeier" und „Empire" sind Mode, sie müssen's eben leiden.

Die letzte Seite ist der Grimasse der Form gewidmet, zu der auch noch der Vogelkäfig auf der dritten ein Beispiel liefert. Auf dem Ding oben rechts steht „Notizkalender" — das gehört nämlich auch noch dazu in diesem „Zeitalter der Deutlichkeit", daß man, wenn's irgend geht, auf alles noch schreibt, was es ist. Sonst ist das Wesen ältesten Ursprungs unter seinesgleichen, denn es deliriert noch in Renaissance. Die andern tun das modern. Bei keinem einzigen dieser Geräte ist die Form aus irgendwelchem Gefühl von Zweck und Material entstanden, nur der Schirm der Lampe hat beim Nachahmen gerade ein Vorbild erwischt, das sich nicht so schnell ganz verderben ließ. Alles übrige ist mit Zirkel, Lineal und Kurvenschablone auf dem Papier zusammengeschwungen. Wo haben Tafelaufsatz, Fruchtschalen, Lampe auch nur einen Griff? Ihre sämtlichen Linien fahren, immer „schwungvoll" versteht sich, für sich herum und aufeinander los, das Wesen der Aufgabe geht sie gar nichts an. Und solcher „Geschmack" tobt sich leider nicht nur für sich aus, er greift auch fremdes Gut an. Wo ein Gewerbekünstler von Feingefühl ein Gerät aus der Sache heraus persönlich gestaltet, und doch etwa Erfolg hat, da stürzen sich Fabrikanten und Musterzeichner auf seine „Artikel". Das Wiederholen der Formen ist verboten, also verändern sie die Formen, und da sie diese natürlich nur im Äußerlichsten erfassen, so geschieht das vollkommen ausnahmelos in Richtung auf die Grimasse hin.

Wir bitten unsre Leser, durch Einsendung von Katalog- und Prospektabbildungen an die Kunstwart-Leitung, Dresden-Blasewitz, unser Archiv mit Hausgreuel-Material zu bereichern, zunächst nur, damit wir über die „Produktion" auf diesem Gebiete möglichst vollständig unterrichtet werden. A

Unsre Notenbeilage bringt diesmal zwei Kompositionen für den Gebrauch in katholischen Kirchen. Der liturgische Gesang der Katholiken ist bekanntlich der einstimmige gregorianische, um dessen Ausbreitung im Geiste der uralten Tradition sich gerade der gegenwärtige Papst mit besonderem Eifer bemüht. Allein es kann nicht im Vorteil des Katholizismus liegen, sich etwa der herrlichen Schätze mehrstimmiger Musik zu entschlagen, die ihm große Meister aufgespeichert haben, und so bleibt deren Pflege neben dem Choral natürlich auch weiterhin bestehen. Bekanntlich geht durch die katholische Musik ein tiefer Riß, indem die eine Partei nur die vokale, unbegleitete, auf den alten Meistern fußende Tonkunst gelten läßt, wogegen die andere die allgemeinen Errungenschaften des musikalischen Fortschritts, insbesondere der Instrumentalmusik, auch der Kirchenkomposition zunutze machen will. Die erstere Richtung ver-

treten in Deutschland die im Cäcilienverein organisierten Kirchenmusiker. Die andere Richtung haben die Wiener Klassiker und bedeutende moderne Tondichter wie Liszt und Bruckner angeführt. Nun läßt sich leider nicht ableugnen, daß unter den vom Cäcilienverein amtlich empfohlenen neueren Werken sich nicht wenig musikalisches Wertloses, ja Dilettantisches befindet, dessen einzigen fragwürdigen Vorzug es bildet, daß den liturgischen und sonstigen formalen Forderungen genau entsprochen wird. Das Bestreben der cäcilianischen Musiker geht nun dahin, bei strenger Wahrung der liturgischen Erfordernisse die Rechte der musikalischen Wertigkeit zu vertreten und alles das allmählich wieder zu beseitigen, was ein in dieser Hinsicht minder strenges Geschlecht an mittelmäßiger Kirchenmusik geschaffen und sanktioniert hat. Besonders empfindlich wirkt der Mangel an guten Stücken, die nicht für die ausgezeichnet geschulten, wohlbestallten großen Kirchenchöre bestimmt sind, sondern ihre Ansprüche im Rahmen einfacherer Verhältnisse halten. Raimund Heulers Motetten weisen nun die Bahn, nicht allein die Wege der Altmeister fortzusetzen, sondern dabei, auch ohne vom künstlerischen Gehalt etwas preiszugeben, die Grenzen, die einem bescheidenen Kunstkörper gesteckt sind, einzuhalten.

B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Eugen Kalkschmidt, Dresden-Loschwitz; für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

KW

FRITZ MACKENSEN

Digitized by Google

SOG. LIKOERSERVICE

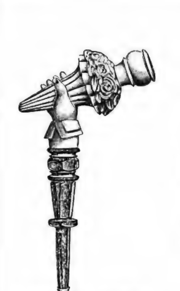
„SIEGFRIED-ESCHE MIT SCHWERT. ZIGARRENABSCHNEIDER, ANTIK EISEN GEHAEMMERT“

ELEKTRISCHE TISCHLAMPE. „SEHR ORIGINELL. ALT-MESSING, ELEFANT BRAUN PATINIERT, SCHIRM MIT PERLFRANSE“ • • • •

„EIN LEUCHTENDER MAEDCHENKOPF. NEUESTE NACHTLAMPE. DER KOPF IST AUS FEINSTEM PORZELLAN UND WIRD WUNDERSCHOEN WIRKUNGSVOLL UND LEBENSWAHR DURCH EIN NACHTLICHT ERLEUCHTET“ • • • •

„TONKOPF ZUM BESAEEN MIT GOLDVERZIERTEM ODER BUNT BEMALTEM KRAGEN“

Digitized by Google



„HOCHFEINE ZIGARRENSPITZE, ECHT WIENER MEERSCHAUM“

„KAISER WILHELM-MESSER“

„MUNDHARMONIKA, GOLDFISCH DARSTELLEND“

„STARENNEST“

„ROEMISCHE KANNENVASE AUS MODERNER TERRAKOTTA. DIE SCHALMEIBLAESERIN HEBT SICH PLASTISCH AB. EIN HERVORRAGEND SCHOENES STUECK“

„VOGELKAEFIG MIT BUNTEN ALTDEUTSCHEN SCHEIBEN“

Google

ANGEBL. ASCHEN-BECHER

ANGEBL. VISITEN-KARTENSCHALE

„KUNSTGUSSWANDBILD. AUF EICHENBRETT MONTIERT“

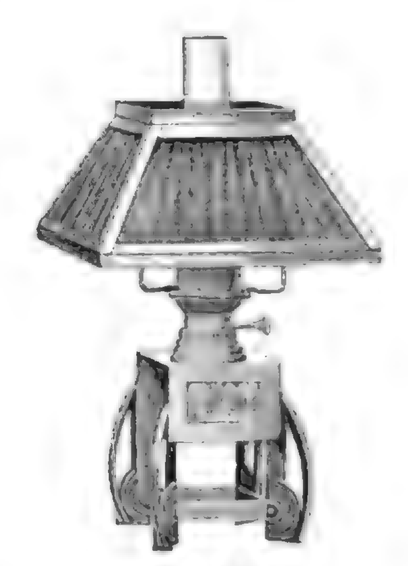
„BIEDERMEIER-BAEUMCHEN. AUS EINEM IMITIERTEN BIRKENKUEBELCHEN AUS FAYENCE ERHEBT SICH EIN KUENSTLICHES PRUNUSBAEUMCHEN IN BIEDERMEIERFORM, REICH MIT BLUETEN BESETZT. INMITTEN DER OFFENEN BLUETENKUGEL SCHWEBT EIN SCHILLERNDER VOGEL“

„EMPIRESAEULE AUS PORZELLAN IN ZARTEN FARBTOENEN MIT RELIEFBILD. EINE ROESCHENRANKE WINDET SICH AM SAEULENFUSS ENTLANG; AUS DER REIZEND ABGETOENTEN VASE ERHEBT SICH EINE KUENSTLICHE HELLGRUENE MINIATUR-DRACAENA“

Digitized by Google

„HAUSGREUEL“

NOTIZKALENDER



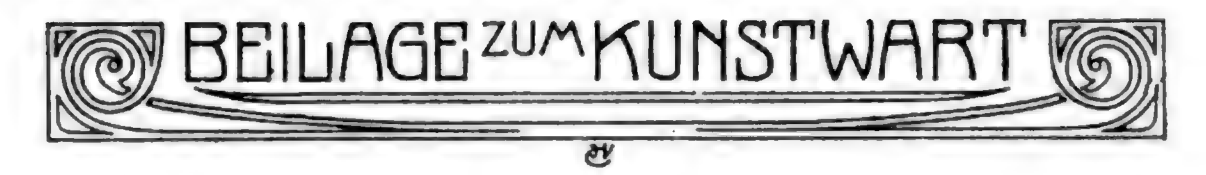
LAMPE

TAFELAUFSATZ

FRUCHTSCHALE

FRUCHTSCHALE

Digitized by Google

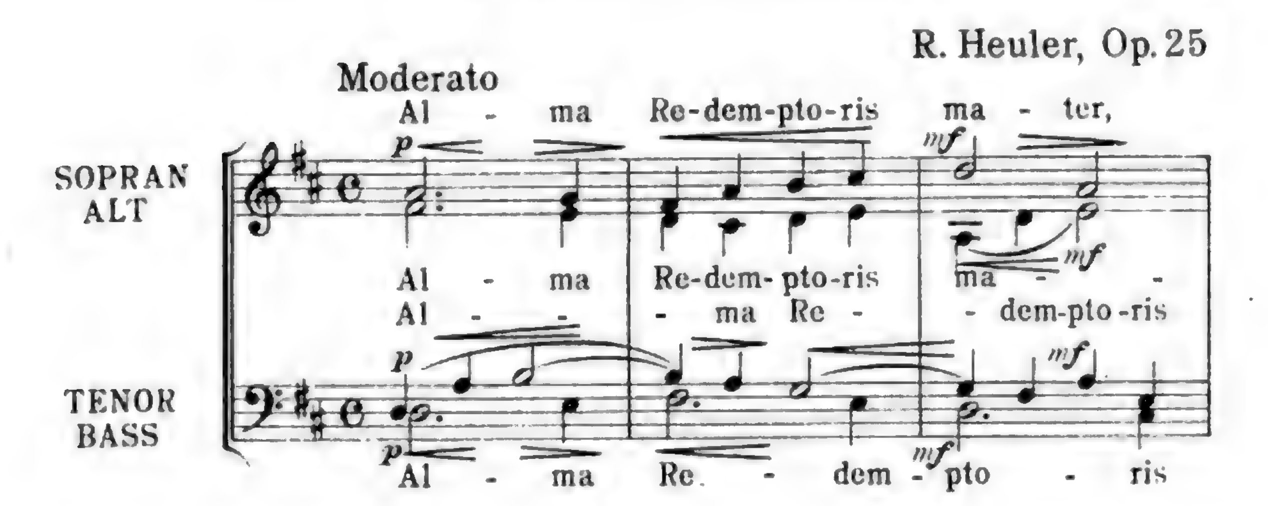


Meinem lieben Alo

1. ALMA REDEMPTORIS MATER

Vom Samstag vor dem I. Adventsonntag
bis zur Komplet des zweiten Februar ausschließlich

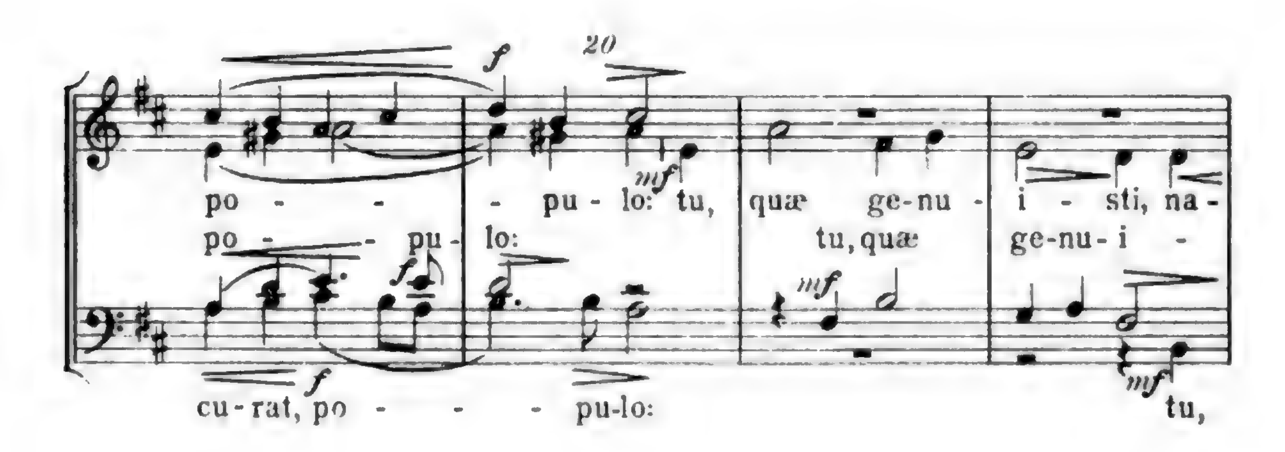
R. Heuler, Op. 25



Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

et stel-la ma - ris, suc - cur - re, suc - cur-re ca -
ris, et stel-la ma - ris, succur - re ca-den -
et stel - la ma - ris, suc -
ma - ris, suc-cur -

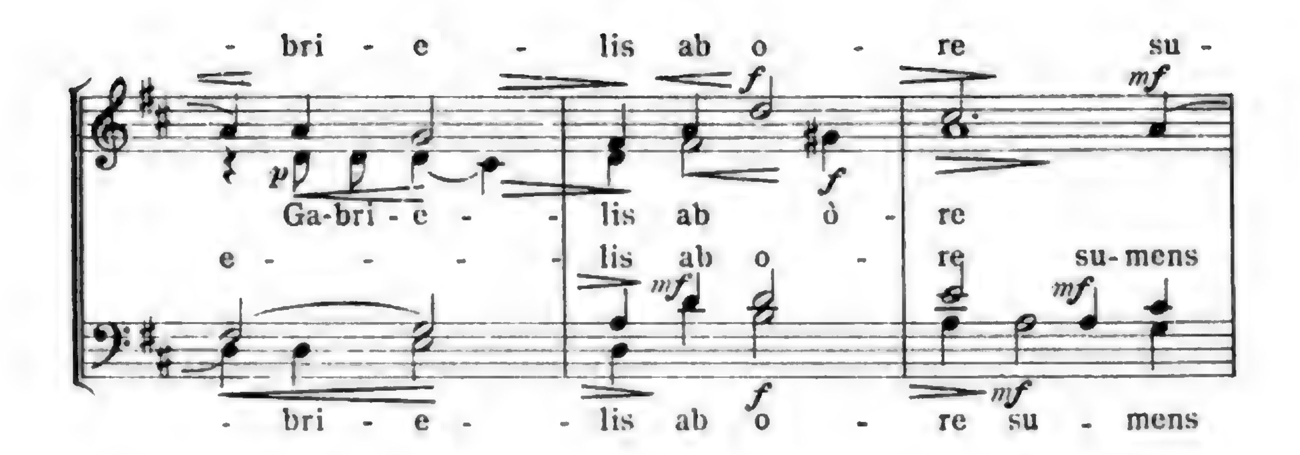
15
den - - - ti,
ti,
cur - re ca - den - ti, sur-ge-re qui cu - rat,
re ca-den - ti, sur-ge-re qui

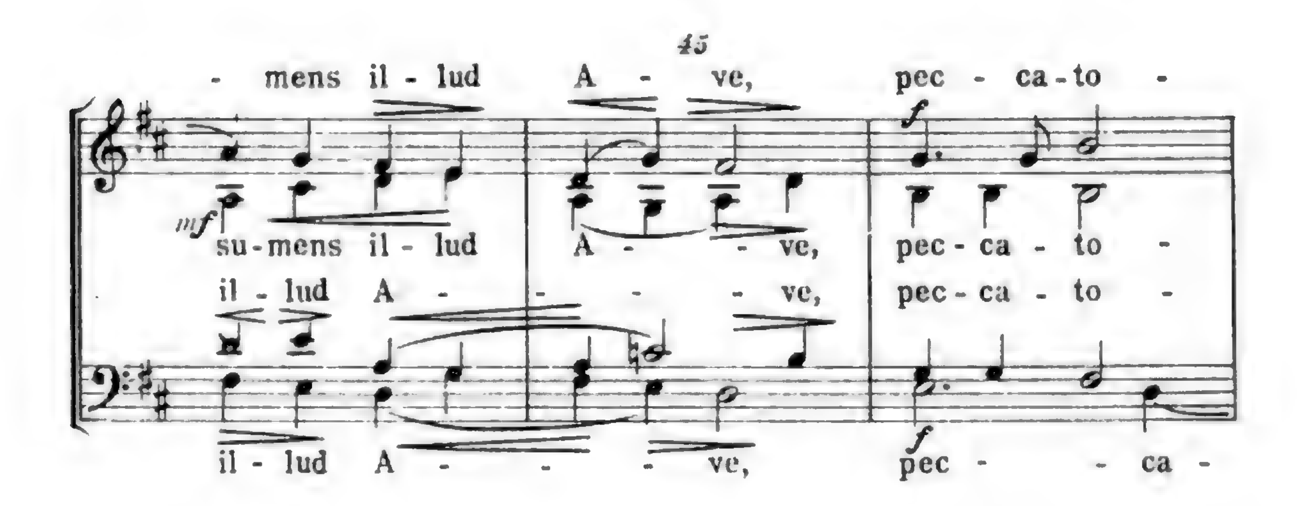


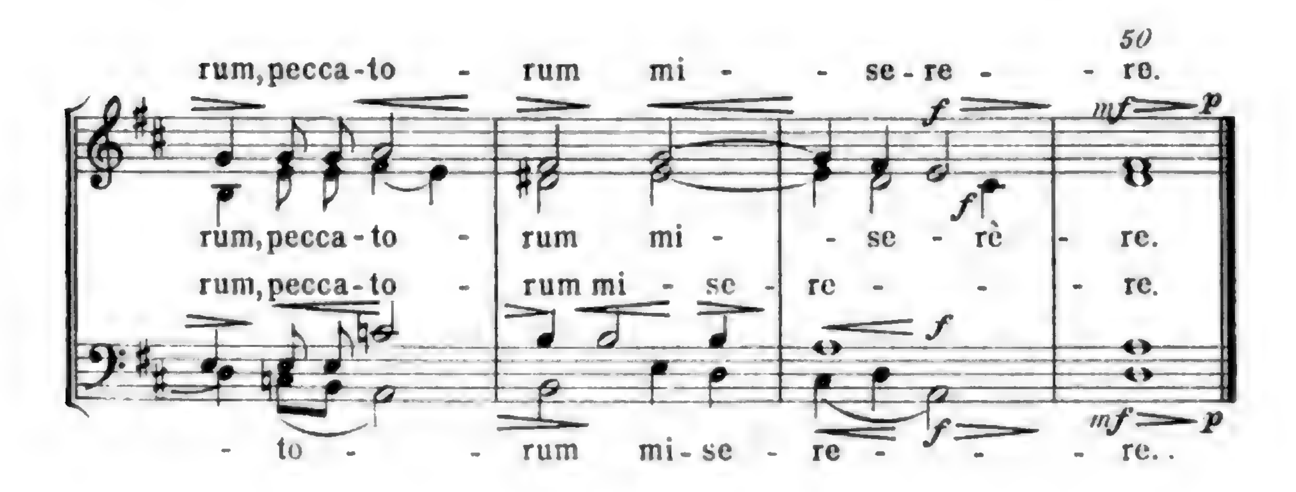
20
po - - pu - lo: tu, quæ ge-nu - i - sti, na -
po - - pu - lo: tu, quæ ge-nu - i -
cu-rat, po - - - pu-lo: tu,

25
tu - ra mi - ran - te, na - tu - ra mi - ran - te, mi -
sti, na-tu - - - ra mi-ran - - te, mi -
quæ ge-nu - i - sti, na - tu - ra mi - ran - te,

30
tu - um sanctum Ge - ni-
ran - - - - - te, tu - um san - ctum
ran - - - - - te, tu - um sanctum Ge- ni -
to - f - rem:
Ge-ni-to - rem: Vir - - go pri - us, ac po -
to - - rem. Vir - go pri - us,
35
Vir - - go
ste - ri - us, ac po - ste - ri - us,
ac po - ste - ri - us, ac po - ste - ri -
Vir- - go pri - us ac po - ste -
40
pri - us, ac po - ste - ri - us, Ga -
Vir - go pri - us ac po - ste - ri - us,
us, ac po - ste - - ri - us, Ga-bri -
- ri - us, ac po - ste - ri - us, Ga -







Im Advent bis zur Weihnachtsvesper ausschließlich

℣. Angelus Domini nuntiavit Mariæ.
℟. Et concepit de Spiritu sancto.

Von der ersten Weihnachtsvesper bis zur Komplet des zweiten Februar ausschließlich

℣. Post partum, Virgo, inviolata permansisti.
℟. Dei Genitrix, intercede pro nobis.

2. AVE, REGINA CŒLORUM

Von der Komplet des zweiten Februar einschließlich
bis zum grünen Donnerstag ausschließlich

10
na An - - - ge - lo - rum.
Do - mi - na An - - ge - lo - - - rum.
- ge - lo - - - - - - rum.
Do - mi - na An - ge - lo - rum.
15
Sal - ve ra - dix, sal - ve
ex qua
por - ta, ex qua
ex qua mun - do
ex qua mun - do
20
mun - do lux est or - - - ta.
mun - do lux est or - - ta.
lux est or - - - - - - ta.
lux est or - - - - - - ta..

Allegro
Gau - de, Vir - go glo -
25
Gau - de, Vir - go
glo -
Gau - de, Vir - go
Gau - de, Vir - go glo -
ri - o
ri - o
ri - o
30
sa, su - per o - mnes spe - ci -
sa, su - per o - mnes spe - ci - o -
sa, su - per o - mnes spe - ci -
sa, su - per o - mnes spe - ci -
Moderato
o - sa.
sa. Va -
C. f.
o - sa. Va -
o - sa.

℣. Dignare me laudare te, Virgo sacrata.
℟. Da mihi virtutem | contra hostes tuos.

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

UNIVERSITY
CALIFORNIA

KW

FRITZ BOEHLE

Digitized by Google

Reklame und [illegible]

Im letzten Sommer [illegible] [illegible] [illegible] Wir haben [illegible] im allgemeinen [illegible] im [illegible] sein, zu einer [illegible] und die Zeit nicht, die [illegible] Sinne die Interessen [illegible] befangenheit [illegible] aber auch aus anderen Gründen [illegible] gute Zeit. Denn während [illegible] dazu stimmen, die Frage [illegible] seits gerade [illegible] mit Illustrationen [illegible]

Den Begriff der Reklame hat [illegible] Aufsatze mit ein paar Gedanken [illegible] noch eindringlicher [illegible] Reklame [illegible], aber [illegible] an und für sich Reklame? [illegible] Zwecksetzung. „Anpreisung“ ist das [illegible] klame. Anpreisung aber [illegible] Ware (oder Leistung [illegible] dem Felde zu schlagen? [illegible] seine Begriffsbestimmung [illegible] wenn er das ganze Ankündigun[illegible] lichen Reklame zusammen [illegible] Entgegnungen aller Reklame, [illegible] nicht nur, wie Sombart [illegible] kann man das Verbrennen [illegible] klame nennen, weil er die [illegible] Wenn man nachdenkt [illegible] gebrauch bringt sogar das [illegible] über Reklame ganz [illegible] Reklame besprochen. Tatsache [illegible] Reklame heute nicht nur, [illegible] des Widerlichen zu empfinden [illegible] neue Erscheinungen, bei denen [illegible] weil er sie gleich manchen [illegible] bezeichnender Sinne gelten lassen [illegible] ob Sombart gut daran tut, sich [illegible] Elemente zu beschränken, deren [illegible] selbst energisch betont. Sowenn [illegible] von der modernen Antimoralisterei [illegible] der sogenannten modernen Kreise, [illegible] scheut doch auch Sombart das [illegible] mehr als nötig ist. Ich meinerseits [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Dezemberheft 1908 Heft 5

Reklame und Kultur

Im letzten Sommer ist in den Zeitungen auf eine Äußerung Sombarts hin viel und höchst lebhaft über Reklame gesprochen worden. Wir haben uns damals nicht beteiligt: über unsre Stellung so im allgemeinen konnten die Leser nach zahlreichen Äußerungen kaum im unklaren sein, zu einer herauslösenden Beleuchtung aber gefiel uns die Zeit nicht: die Erregtheit und, sagen wir in bestimmtem Sinne: die Interessiertheit der Polemik hatte sehr schnell die Unbefangenheit gestört. Nun sind Monate zur Beruhigung vergangen, aber auch aus andern Gründen ist jetzt zur Besprechung der Reklame gute Zeit. Denn während die Wochen vor Weihnachten einerseits dazu stimmen, die Dinge ein wenig von oben zu sehen, zeigen anderseits gerade sie die Reklame bei einer besondern Kraftentfaltung, die mit Illustrationen zu unserm Gespräche allerorten aufwartet.

Den Begriff der Reklame hat Sombart gleich in seinem ersten Aufsatze mit ein paar Gedanken zu umschreiben gesucht, die er später noch eindringlicher wiederholt hat: alles kann, so schreibt er, der Reklame *dienen*, „aber weder das Plakat noch die Annonce *sind* an und für sich Reklame". Das Wesentliche sieht Sombart in der Zwecksetzung. „*Anpreisung* ist das gute deutsche Wort für Reklame. Anpreisung aber hat den Zweck, *Stimmung* für die eigne Ware (oder Leistung) zu machen und notfalls die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen." Die meisten Gegner Sombarts haben diese seine Begriffsbestimmung ignoriert und ihn lächerlich gemacht, als wenn er das ganze Ankündigungswesen überhaupt mit der eigentlichen Reklame zusammen angriffe. Andre wieder nannten in ihren Entgegnungen alles Reklame, was *tatsächlich* für eine Sache wirbt, nicht nur, wie Sombart wollte, mit der *Absicht*, dies zu tun — kann man das Verbrennen des Zeppelinschen Luftschiffes eine Reklame nennen, weil es die Zeppelinspende in Fluß gebracht hat? Wenn man nachdenkt, gewiß nicht, aber allerdings: der unklare Sprachgebrauch bringt sogar das fertig. So hat Glogau in seinem Buch über Reklame ganz ernsthaft Böcklins „Spiel der Wellen" als Maler-Reklame besprochen. Tatsache ist: sehr viele benutzen das Wort Reklame heute nicht nur, ohne mit Sombart den Beigeschmack des Widerlichen zu empfinden, sondern sie gebrauchen es auch für neue Erscheinungen, bei denen es Sombart nicht gebrauchen würde, weil er sie gleich manchen älteren „nicht als Reklame in jenem oben bezeichnenden Sinne gelten lassen kann". Aber ich weiß auch nicht, ob Sombart gut daran tut, sich bei seiner Besprechung auf *ästhetische* Elemente zu beschränken, deren durchaus subjektives Wesen er übrigens selbst energisch betont. Erdmann hat hier vor einiger Zeit (Kw. XXI, 15) von der modernen Antimoralfexerei gesprochen, von der Abneigung der sogenannten modernen Kreise, ethisch zu bewerten. Vielleicht scheut doch auch Sombart das Eingehen auf ethische Verhältnisse mehr als nötig ist. Ich meinerseits glaube, daß sie auch für die Be-

urteilung des Reklamewesens eine weit größere Wichtigkeit haben, als die ästhetischen Schädigungen, gerade auch deshalb mit, weil sich die ethischen Wirkungen vor der Öffentlichkeit verstecken und also zunächst nicht ästhetisch wirken. Nur in gelegentlichen Andeutungen weist man auf sie hin. Und dabei sind sie trotz der stattlichen, schon erreichten Größe doch noch im verheißungsvollen Wachstum der Jugend.

Daß wir ohne ein weitverbreitetes und reichentwickeltes Ankündigungswesen heute gar nicht mehr auskommen können, sei nochmals nicht nur zugegeben, sondern betont. Die Reklame im üblen Sinne ist nicht dasselbe, sie ist höchstens, wie Sombart will, sein „Auswuchs". Wie bildete sich dieser Auswuchs, was bedeutet er in unserer Kultur, und was kann zur Besserung geschehen? Das ist unser Thema.

Früher gab es bei Erzeugung und Handel kaum eine Reklame in modernem Sinn. Hier wartete der Schneider, dort der Schuster darauf, daß der Kunde Rock und Schuhe bestellte, dort saß der Krämer im Laden und bediente den, der zu ihm kam. Jeder Verbraucher wußte ja, „wo Bartel den Most holt". Auslagen zeigten auch wohl, was es gab. Von einem Konkurrenzkampf, der dem heutigen ähnelte, hätte man nur ausnahmsweise, etwa auf Jahrmärkten, sprechen können, denn dafür, daß jeder, der etwas konnte, zur „Nahrung" kam, sorgten nach Möglichkeit Zünfte und Obrigkeit. Ganz allmählich erst wuchs im Wirtschaftsleben zu einem Hauptfaktor herauf, was bisher nur ein Nebenfaktor gewesen war: Geld, das der Gewerbetreibende lieh, und mitunter auch Geld, das ihn lieh — Geld, das irgendeinem oder irgendwelchen Dritten gehörte, meistens Leuten, die den gar nicht kannten, dem sie liehen oder dessen Kraft sie sich borgten. Wer bei der Arbeit sein eigenes Geld zu Hilfe nimmt, bleibt deshalb nicht minder persönlich an ihr beteiligt, der Aktionär jedoch oder gar die Summe von Aktionären, deren Geld eine Bank verwaltet, hat nur in Ausnahmefällen Teilnahme an der Arbeit, oft weiß sie ja gar nichts von ihr, „Geschäft ist Geschäft", die einzige Teilnahme ist das Interesse an „Interessen", an Zinsen und Dividenden. So entfaltete sich eine unpersönliche Macht, eine Art von willigem oder zürnendem unsichtbarem Gott hinter den Wolken: das Kapital. Für seine Hilfe forderte es Tribut: man braucht also über die Entlohnung des Produzenten hinaus mehr Absatz, mehr Gewinn! Nun konnte man nicht mehr abwarten, bis man zum Geschäfte kam: man mußte den Absatz suchen. So hat das Kapital die moderne Reklame erzwungen. Das Anpreisen, damit man hier kaufe und nicht beim Konkurrenten, oder Bedürfnisse befriedige, die man bisher schweigen hieß, oder Bedürfnisse in sich empfinde, die bisher unbewußt waren, oder auch: neue Bedürfnisse in sich erzeuge.

Sombart hat die Reklame (die, was wir besser als die meisten seiner Gegner ja immer festhalten wollen, nicht dasselbe wie die Ankündigung als solche ist) mit den sogenannten Ärmelausreißgeschäften in Breslau verglichen, deren Hosen empfehlende Jünglinge den Landmann vom Laden des Konkurrenten weg in den eigenen zu ziehen beflissen sind. Der Vergleich war unhöflich, aber das tertium comparationis besteht: man könnte fragen, ob jene Strebsamen Breslaus nicht insoferne noch weniger aufdringlich sind, als sie die Energie

ihrer „Offerten" doch wenigstens auf „Interessenten" beschränken. Anständig gehaltene Inserate und Prospekte kann auch beiseitelassen, wer sie nicht lesen mag. Die eigentlichen Reklame-Annoncen aber drängen sich nicht nur vor die andern und vor einander, sondern sie drängen sich auch mitten in den Text; man kann sie nicht, wie Prospekte, beiseitelegen, sie zwingen, daß sie mitsehen muß, wer nur den Text lesen will. Wie's die Plakate treiben und ihrer Aufgabe nach treiben müssen, weiß jeder Leser auch. Die Firmenschilder entwickeln sich ihnen nach, und abends zwingen mich mit den verschmitztesten Mitteln die Lichtreklamen, auf sie zu achten. Das Dreinreden, das Sichausdrängen, das in der guten Gesellschaft verpönt ist, oder gar das Erschleichen meiner Aufmerksamkeit gibt dem Reklamemann erst den Befähigungsnachweis.

In bestimmtem Sinne ist die moderne Reklame deshalb Störerin von Berufs wegen. Sie drängt sich zwischen unsre Gedanken, sie lenkt uns von unserm Innenleben ab, sie hilft, das Bewußtsein mit dem zu beschäftigen, was in diesem Augenblicke gerade draußen ist. Möglich, daß wir überempfindsam nervös wären, wollten wir schon den jetzigen Zustand unerträglich finden, aber was kann aus diesen muntern Kindern werden? Schon hier zeigt sich eine Seite, die in den bisherigen Erörterungen zu wenig beachtet ist, denn nicht nur alles Große, sondern alles Innerliche überhaupt, sogar wenn es erst angeregt, erst „geweckt" sein mag vom Lärmenden, braucht zu seinem Auswachsen und Gedeihen der Ruhe. Wir alle kennen ja beispielsweis die ganz charakteristische Wirkung dauernden Aufenthaltes im Großstadttreiben: das Bleibende tritt mehr und mehr im Bewußtsein zurück, wird mehr und mehr unterschätzt, je mehr Aufmerksamkeit, also Bewußtseinskraft, das just Geschehende, das eben Moderne, das gerade Aktuelle, kurz, nicht das ganze Leben, sondern der Tag beschlagnahmt, der heute ist. Die üble Reklame ist da nur ein Faktor unter vielen dieser unsrer modernen Zivilisation, die nur der Narr oder der Troddel „verachten" oder „hassen" kann, die aber ihre Gaben zu schnell ausgeschüttet hat, als daß die höhere Instanz, die Kultur, sie schon überall in ihren Besitz recht hätte einordnen können. Wir haben sehr ausreichende Gründe, mehr Ruhe zu wünschen. Wächst uns dieses lebhafte junge Wesen Reklame samt ihren andern Zivilisationsgeschwistern ohne Erziehung über den Kopf, so werden wir die Folgen davon wohl noch an anderm spüren, als an unsern Nerven — und vielleicht ist das gerade dadurch mitbewiesen, daß die Lobredner der modernen Reklame gegen ihre Schädigungen schon abgestumpft sind. Empfänden sie sie überhaupt noch, sie würden diese Seite wohl wenigstens auch mit beleuchtet haben.

Nach dieser mehr „geisteshygienischen" Betrachtung führt eine andre schon näher gegen die Grenzen des Ethischen hin. Karl Kujath, ein warmer Verteidiger der modernen Reklame, hat ihre „Aufgabe" im „Plutus" so bezeichnet: „In gemeinsamer und ergänzender Arbeit mit dem Wissenschaftler, im besondern mit dem Techniker, dem Arzte, dem Lehrer die Neuerfindungen und Verbesserungen auf allen Gebieten des täglichen Lebens dem Publikum so schnell, so klar und so kurz wie irgend möglich vor Augen zu führen, es für die mit der

Verfeinerung unsrer Lebenshaltung Hand in Hand gehenden neuen Lebensbedürfnisse zu gewinnen und, soweit nötig, hierfür zu erziehen." Nehmen wir nun an, daß nicht nur die Anzeige, sondern auch die Reklame zu solchem Zweck in der Tat unentbehrlich sei, so müssen wir doch darüber staunen, daß kein einziger unter jenes Lobliedes Sängern einen weiteren Punkt der Erörterung wert hält: daß die Auslese für jene Vermittlungsarbeit durch die Interessen des Kapitals geschieht. Woher wissen wir denn, ob ein Reklame-Artikel der beste sei, wenn wir seinen nicht empfohlenen Konkurrenz-Artikel gar nicht kennen lernen? Selbst wenn wir zugeben, daß der Erfolg das Brauchbarste innerhalb des Empfohlenen heraussichte, so kennen wir doch nicht, was, ohne Geld zur Reklame, untersank. Dagegen wissen wir, daß es der Reklame gelegentlich gelingt, auch mittelmäßige oder schlechte Ware in Umsatz zu bringen — wieviel Geld ist z. B. allein durch Bong für die „Berliner Range" oder für „Götz Krafft" den Leuten aus der Tasche gelockt worden, und zwar zum Schaden der minder reklamekräftigen Konkurrenz, unter der sich doch kaum bestritten viel bessere Bücher befanden. Ich wähle Beispiele aus der „geistigen Branche", aber ich könnte zufällig auch rein gewerbliche Erzeugnisse nennen, z. B. Fensterfeststeller und Strandmützen, bei denen es geradeso ging. Das Kapital, zumal das „anonyme", fragt: was verspricht den meisten Gewinn, die lautere Anpreisung überruft die leisere und gar den in Reklamedingen stummen Mann — und wir leben doch wirklich in einer gutgläubigen Welt, wenn wir uns diesen Vorgang als „gemeinsame und ergänzende Arbeit mit dem Wissenschaftler, dem Arzte, dem Lehrer" oder eine Art natürlicher Zuchtwahl aufloben lassen. Als wenn die Interessen der Kapitalisten schlechtweg dieselben wie die der Allgemeinheit wären!

Das sind sie nun leider auch nicht bei der Erweckung neuer Bedürfnisse. Dafür soll die Reklame „gewinnen und, soweit nötig, erziehen". Ganz sicher, nur wer von diesen Dingen rein gar nichts weiß, kann es leugnen: die Erweckung neuer Lebensbedürfnisse ist zum Fortschreiten nicht nur der Zivilisation, nein, auch der Kultur unentbehrlich — nicht die Zufriedenheit, sondern die Unzufriedenheit fördert, wo Mängel sind. Aber wirkliche Bedürfnisse erwachsen aus den Zuständen und Verhältnissen, und als Befriedigungen solcher echter Bedürfnisse haben weder die Eisenbahnen, noch der Telegraph mit und ohne Draht, noch das Telephon der Reklame bedurft. Wo die Sache ein Bedürfnis erzeugt hat, genügt die Ankündigung: es kann befriedigt werden, um den Absatz zu schaffen. Aus dem Wesen der Reklame als Absatzsucherin geht aber hervor, daß sie Bedürfnisse, oder vielmehr die Einbildung von Bedürfnissen, auch aufsuggeriert, wo keine da sind. Die Kultur könnte zur Not auch ohne all die Sekte und Schnäpse, ohne die Haby-Bartbinde, ohne die verschiedenen Schnürleiber mit und ohne Kunstbrust, ohne „Berliner Range" & Co., kurz, ohne alle die Nichtigkeiten vorwärts kommen, für die die Reklame „erziehen" soll. „Soweit nötig", schreibt ihr Apologet. Heißt das: soweit es die Reklamemachenden für nötig halten? Einen andern Sinn finde ich nicht, wenn es aber diesen

hat, so bedeutet es wieder: darüber, für welche Bedürfnisse das Publikum „erzogen“ werden soll, hat durch die große Kulturarbeit der Reklame abermals das *Kapital* zu entscheiden, das Gewinn sucht. Also besteht wahrscheinlich eine Art prästabilierter Harmonie, die allein das für den Konsumenten Nützliche auch zu dem für den Produzenten und Händler Profitablen macht. Nützlicheres z. B. als Sekt und Schnäpse gibt es auf der Welt augenscheinlich nicht, denn bei denen lohnt sich die Reklame am besten.

Und nun die für uns wichtigste Eigenschaft der Reklame: sie drängt zum *Schwindel*. „Man kann unmöglich vom Kaufmann erwarten, daß er in seinen Inseraten und sonstigen Reklamen sagt, daß seine Ware nichts Neues darstelle, im Preise und in der Güte vor Konkurrenzwaren keine Vorzüge habe und dergleichen mehr. Dann wäre ja der Inserent kein Kaufmann mehr.“ Lassen wir auf diese Worte Kujaths die Frage beiseite, ob eine kaufmännische Empfehlung des Eigenen notwendig eine Herabsetzung des Fremden bedeuten müsse und enthalten wir uns auch einer Betrachtung über das, wofür er als für „kaufmännische Denkungsart“ im Publikum mehr Verständnis wünscht — wir könnten sonst leicht ungerecht werden, tatsächlich ungerecht, denn der moderne Kaufmann arbeitet auch mit seiner Reklame sehr großen Teils unter einem ganz übermächtigen wirtschaftlichen *Zwange*, und zwar unter einem, der nicht nur die Handlungen gebietet, sondern auch die Auffassung der Handlungen mit Schutzgefühlen psychisch mitbestimmt. Es ist aber klar, daß durch den Konkurrenzkampf der Empfehlende zum Übertreiben, der Übertreibende zum Schwindeln sagen wir nur: versucht wird. Der Versuchung unterliegen viele, teils seufzend, teils lachend. Selbst das ist noch nicht gar so schlimm, da ja jeder einigermaßen Eingeweihte die Empfehlungen von Interessenten richtig zu bewerten weiß. Aber er kann das nur, wenn er sie als solche *erkennen* kann. Und eben *weil* das so ist, liegt die „Ursprungsmarke“ nicht im Interesse und nicht im Willen der skrupelloseren Reklamemacher: wir haben auf ihrem Gebiet eine große Bewegung zur *Verschleierung der Verfasserschaft* und damit zur Täuschung der Leserwelt, als stammten die betreffenden Empfehlungen *nicht* von Interessenten, als seien sie objektive Gutachten etwa der geschäftlich unbeteiligten Redaktion. Den Rekord hat auch hier „Nord und Süd“ geschaffen: es inseriert eine Selbstempfehlung im Anzeigenteil einer angesehenen Zeitschrift und druckt dann sein eigenes Inserat als *Urteil jener Zeitschrift* ab. Vorläufig noch weit verbreiteter ist aber die Täuschung durch bezahlte sogenannte „Eingesandt“. Solange sich diese als Annoncen an bevorzugter Stelle ohne weiteres erkennen lassen, kommen sie für diesen Zusammenhang nicht in Betracht, aber die Tendenz geht dahin, dieses Wesen zu verschleiern. Der Trennstrich zwischen redaktionellem und inseriertem Teil wird immer bescheidener, die Schriftgattung und die ganze Aufmachung der bezahlten „Eingesandt“ wird dem redaktionellen Texte immer mehr angeähnelt, und schon scheute sich eine große Zeitung nicht, ihre Interessenten in Zirkularen darauf hinzuweisen, daß bei ihr derartige Inserate „vom redaktionellen Teil kaum zu unterscheiden“ sind. Das große Publikum, das in der Zeitungs-

technik nicht Bescheid weiß, hält natürlich solche Reklamen meistens auch dann für unparteiische Empfehlungen, wenn sie statt mit deutschen Textlettern mit lateinischen oder sonst in irgendwie andrer Schrift gedruckt werden — was fortlaufend gedruckt ist, nimmt es für redaktionell.

Aber auch in dem wirklich „redaktionellen“ Texte, in dem, für den die Redaktion vor dem Gesetze verantwortlich ist, findet sich bekanntlich in der weit überwiegenden Mehrzahl unsrer Tageszeitungen eine ganze Gruppe von Empfehlungen, die ihrem eigentlichen Wesen nach meistens Inserate gegen Bezahlung mit Ware sind, sei es mit Rezensionsexemplaren von Büchern, sei es mit Freibilletten oder auch mit gleichzeitig laufenden eigentlichen Annoncenaufträgen: die „Waschzettel“. Mitteilungen von Verfassern und Verlegern oder sonstigen Interessenten auch im redaktionellen Teile sind an sich gewiß nicht zu verwerfen, wir wünschten sie im Gegenteil viel häufiger, als sie sind, damit den Produzenten der verschiedenen Art auch hier ermöglicht werde, zu sagen, was sie wollten, und überhaupt: wie sie ihre Leistung ansehen. Nur, daß sich auch hier die Bedingung von selbst versteht: man muß wissen, ob ein Unbeteiligter oder ein Interessent spricht. Wie man's da hält, das haben wir vom Kunstwart mit einem interessanten Versuche erprobt. Der Kunstwartverlag verschickte zu seinen Publikationen klar und deutlich mit seiner Firma oder dem Namen Georg D. W. Callwey unterzeichnete Begleitzettel, damit jeder sehe, wessen Auffassung niedergelegt sei. Von der weit überwiegenden Mehrzahl der Zeitungen wurde diese Unterschrift einfach gestrichen. Bei vielen gewiß in der guten Absicht, die Verantwortung für das Gesagte von Redaktions wegen zu übernehmen. Bei andern, weil sie meinten, es könne als eine „Bloßstellung“ unseres Verlags mißdeutet werden — wenn er sich zu seiner eignen Meinung bekannte. Ich lasse dahingestellt, ob bei einer dritten Gruppe aus Besorgnis, das „Umsichgreifen“ unsrer Neuerung könne dazu führen, die Waschzettel auch sonst als das erkennen zu lassen, was sie sind, und damit die geschäftliche Ausnutzung dieses Zeitungsteils erschweren.

Aber die Reklame durch Insertion ist ja durchaus nicht die einzige, die auf Täuschung ausgeht. Da haben wir den „Herausgeber“-Unfug, von dem ich kürzlich gesprochen habe. Sich mit Geld oder Ehre „Namen“ für Lockschilder zu mieten, ohne daß ihre Träger ernsthaft mitarbeiten, ist schon seit geraumer Zeit beliebt, als an das schlagendste Beispiel erinnere ich an den literarischen Ratgeber von „Nord und Süd“, der auf Liliencrons ehrlichen Namen warb und in Wahrheit von den Herren Jadassohn und Friedmann geleitet wurde. Ein anderes Beispiel aus jüngster Zeit hat gutgläubig Sombart selber geliefert, sein Name stand als der eines „Herausgebers“ auf dem Umschlag des „Morgens“ — als er sich's verbat, ward er wenigstens als „Begründer“ noch weiter genannt, bis er selbst öffentlich erklärte, daß das doch erst recht nicht zuträfe.

Es würde zu weit führen, wollten wir noch von andern Formen der wissentlichen Irreführung zu Reklamezwecken sprechen, sie sind proteushaft mannigfaltig. Die kurze Erinnerung daran, daß wieder

„Nord und Süd", das auf diesem Gebiet unbedingt „führt", ein Mehr oder Minder redaktioneller Empfehlung je nach dem Mehr oder Minder der Insertion ganz unbefangen in unmißverständlichen Zirkularen offerierte, mag zu den „Beeinflussungen" der Redaktionen durch die Annoncen überhaupt überleiten und damit zu dem, was schlechtweg Fälschung des öffentlichen Urteils gegen Bezahlung ist. Vor mir liegt ein halbes Dutzend von Zuschriften, in denen Verlagsbuchhändler ganz offen erklären, sie inserierten im Kunstwart nicht, weil dessen Inserate bekanntermaßen ohne Einfluß auf die Redaktion seien. Vielleicht hat sich trotzdem gerade der Buchhandel und mit ihm zusammen die literarische Kritik von diesem Wesen noch am allermeisten freigehalten, eben unsre eigentliche Kritik ist häufig noch ganz und gar „intakt", selbst an solchen Blättern, die in ihrem „lokalen", ihrem „nichtpolitischen", ihrem „Handels"-Teile auf ziemlich unverfrorne Weise für die Geschäfte Reklame machen, die „hinten" annoncieren. Wer jetzt vor dem Fest die „Weihnachtswanderungen" usw. verfolgt, kann selbst in manchen Amtsblättern Studien in Fülle darüber anstellen, „wie's gemacht wird". Was hier hundertfach im Kleinen geschieht, geschieht gelegentlich auch im Großen. Man wolle den Rundschaubeitrag dieses Heftes über das Alkoholkapital vergleichen. Auch die Geschichte der Börse könnte reichlich davon erzählen. Es ist Tatsache: eine Menge von Anzeigen bedeuten ihrem Wesen nach nichts andres als Bestechungsgelder. „Was wollen Sie denn?", sagte laut Zeugenaussage bei einem großen Preßprozeß ein einflußreicher Zeitungsmann, „hier wird eben öffentliche Meinung verkauft."

Nun bitte ich, mich nicht mißzuverstehen, als ob ich behauptete, der Schaden wäre jetzt schon allgemein. Wir haben, Gott sei Dank, noch eine große Anzahl von Unternehmungen, deren Namen keinen Flecken hat, und von Männern, die den schweren und aufreibenden Beruf der journalistischen Arbeit mit scharfem Verantwortungsgefühl verwalten. Aber nicht gar viele von ihnen werden noch nicht gelitten haben unter Versuchungen der Reklame, die an sie selber und an die Geschäftsmänner herantritt, von denen sie wirtschaftlich abhängen. Das „kaufmännische Denken", von dem Kujath spricht, ist eben auch im Zeitungsgeschäft ungemein verbreitet. Und für eine Menge von Preßverlegern ist die Reklame geradezu die wichtigste Geldgeberin, die eigentliche Ernährerin und dadurch die Herrin. Freilich, sie sucht nur die Verbindung mit dem, der entweder eine besondere Fähigkeit, die sie mißbrauchen kann, oder schon eine gewisse Macht hat. Aber dadurch ist sie nur noch gefährlicher, denn dadurch erschwert sie den jungen ehrlichen Unternehmen das Aufkommen: ein großes eingebürgertes Blatt mit zahlreichen Abonnenten, Anzeigen und Prospektbeilagen kann auch unter Verzicht auf zweifelhaftes Reklamewesen bieten, was den heutigen Anforderungen genügt, aber ein junges werdendes kann es nicht, wenn nicht wieder das Kapital hinter ihm steht, dieses Kapital, dessen Eigentümlichkeit, wie wir gesehen haben, aus seinem Wesen heraus das Absatzsuchen erstrebt und damit über das einwandfreie Ankündigungswesen hinaus zur Reklame und über die Reklame hinaus bei

den Reklametreibern selbst sowohl wie bei den Vermittlern der Reklame — zur Korruption drängt.

Was kann geschehen, daß diese Schäden nicht wachsen, sondern zurückgedrängt werden?

Die ästhetischen, die Sombart allein in Betracht zieht, ließen sich mindern zunächst durch weitere Bestimmungen gegen das Verunstalten unsrer Landschaften. Sie sollten sich nicht auf den Schutz sogenannter „schöner“ Stellen beschränken, erstens: weil die Welt überall schön ist, wo sie der Mensch nicht verdirbt und weil sie, wo sie's minder auffällig ist, erst recht nicht verdorben werden sollte, zweitens: weil das Störende des Reklamegeschreis nicht bloß vor Naturschönheiten stört, sondern stets. Übrigens läßt sich hier auch durch privates Eingreifen mitunter etwas erreichen, so hat der Dürerbund schon durch die einfache Ankündigung, er werde unter Umständen eine große Boykottbewegung gegen die Firmen einleiten, deren Plakate die Landschaft schänden, die Abschlüsse in diesem Artikel schwieriger gemacht. Die beweglichen Lichtplakate, die von den Dächern her mit grellen Lampen in Berlin widerlicher als selbst in London in die Straßenbilder schreien, sollte man einfach verbieten: es gibt Ruhestörungen des Auges wie es solche des Ohres gibt, und dem Lärmmachen setzte man ja immerhin schon doch wenigstens einige Grenzen. Wo die Plakate unentbehrlich sind, da wird der Ratschlag gelten: wenn ihr euch einmal aufdrängen wollt oder müßt, so zeigt euch wenigstens möglichst nett. Mir scheint's in der Ordnung, daß man auch zum Plakatzeichnen Künstler heranzieht, wenngleich die Ergebnisse beweisen, wie viel schwächer sie zu Reklamezwecken als in freiem künstlerischen Gestalten arbeiten: das Hinweisenmüssen auf irgend etwas, das sie im Grunde nicht interessiert, ist kein kräftiges Stimulans. Von den nach der „Schönheit“ hier orientierten Reklamesachen scheinen mir im allgemeinen die Odol-Anzeigen noch am glücklichsten, vielleicht, weil sie auch oft wechseln — der Graphiker wird freilich an ihnen den Tusch-Stil rügen. Doch mehr als Schönheit tut in unsern Plakaten sicherlich der Humor gut, denn auch unter den Störern ist der Schalk am wenigsten zur Last. Übrigens: ästhetisch schlechter sind unsre Reklamen als solche seit zwanzig Jahren nicht geworden, es muß zugegeben werden: besser. Nicht das einzelne Ding an sich ist so oft ästhetisch schauerlich, sondern die Rolle erregt die Unlust, die es in unsrer Kultur spielt.

Aber ich betone nochmals, was ich mit allen Worten gar nicht eindringlich genug betonen kann: die von Sombart besprochenen ästhetischen Schäden, die Sünden der Reklame gegen den guten Geschmack und selbst ihre Wirkungen als Ruhestörerin, die ich wahrlich nicht gering einschätze, das alles wiegt lange nicht so schwer als ihr Drängen zur Unwahrhaftigkeit, zum allgemeinen Schwindel, zur Korruption. Geschmackskultur ist gewiß etwas Schönes, aber vor allem brauchen wir doch wohl statt schöner oder weniger schön gefärbten Dunstes reine Luft, brauchen wir Klarheit in der Kultur, brauchen wir öffentliche Wahrhaftigkeit. Über die Gefährlichkeit der Reklame als Korrumpiererin ist aber die deutsche Leserwelt noch lange nicht so aufgeklärt, wie sie's werden muß: es sitzen zu viele, die reden müßten, in Glashäusern.

Wollen wir mit unsern Worten und Handlungen nicht Seifenblasen schaffen, sondern was hält, auch wenn es sich an die Härte der Dinge stößt, so müssen wir uns bewußt halten, daß unsre Industrie und unser Handel, daß aber anderseits auch unsre Presse ein reichentwickeltes Ankündigungswesen brauchen. Erstens also muß zugegeben und bedacht werden, ob es uns angenehm ist oder nicht: daß eine Menge von neuen Erzeugnissen und Erfindungen auch guter und bester Art den Weg zum Konsumenten heute nicht finden könnten, ohne zu annoncieren. Ankündigung braucht freilich noch keine üble Reklame zu sein. Und zweitens ist wahr: keine Tageszeitung, die den heutigen Ansprüchen genügt, keine Zeitschrift, die Bilder im Text oder gar Kunstbeilagen bringt, auch der Kunstwart nicht, könnte ohne Anzeigenteile bieten, was sie bietet. Deshalb wollen Vorschläge, wie die einer Inseratensteuer, mit sehr viel Bedacht und Vorsicht geprüft sein. Aber das Publikum sollte von seinen Blättern auch nicht verlangen, daß sie mehr Anzeigen abweisen, als die vielen, die schon aus irgendwelchen sittlichen Gründen abzuweisen sind. Man bleibt an minder Wichtigem hängen, wenn man sich ob diesen oder jenen Klischees oder dieser und jener Albernheit oder Geschmacklosigkeit oder dieser und jener Empfehlung einer Sache, die man selbst nicht empfehlen würde, ärgert: eine Gedankenzensur auch im Inseratenteile würde oft nichts weiter als eine Intoleranz, eine Beschränkung der geistigen Wettbewerbsfreiheit bedeuten und eine Geschmackszensur im besten Falle eine äußerliche Zucht. Auf das allerentschiedenste aber sollten alle Leser allen Orts darauf halten, daß überall der Anzeigenteil vom redaktionellen unmißverständlich getrennt werde, so daß man an keiner Stelle darüber zweifelhaft sein kann, wo ein Interessent und wo ein Unbeteiligter spricht. Der Täuschung entgegenzuarbeiten, das gilt es vor allem andern, und nicht beschwindelt zu werden, hat doch wohl jeder Leser ein Recht. Die „Eingesandt", die „Waschzettel" müßten auf den ersten Blick kenntlich sein als das, was sie sind. Auf Bestechungen vom Inseratenteil her sollte man aufpassen wie die Heftelmacher. Und noch eins: man sollte nicht geschenkt nehmen, was von Rechts wegen bezahlt werden müßte. Ist es schon ein unerfreulicher Zustand, daß Annoncen die Kosten der Preßunternehmungen mitdecken müssen, so wird er zur offenbaren Krankheit, wo sie das ausschließlich tun, wo also der Unternehmer von den Wünschen der Inserenten wirtschaftlich ganz abhängt. Denn dann ist die billige Ware, die man bekommt, aller Wahrscheinlichkeit nach gefälschte Ware, ist all der Pomp, in dem sie daherrauscht, Dirnenschmuck.

Wir haben nichts einzuwenden gegen den weiteren Ausbau von Gesetzen, wie dessen gegen den unlauteren Wettbewerb. Aber eine gute Regelung und Sicherung können wir erst erhoffen, wenn die deutschen Gebildeten in ihrer Allgemeinheit sich mit diesen Fragen pflichtgemäß beschäftigen. Hier ist, wie beim Urheberrecht und so vielfach sonst, derselbe böse Punkt: unsre Gesetzgebung darf in Zukunft nicht mehr allein von den geschäftlichen Interessenten bestimmt werden, unsre geschäftlich uninteressierten Gebildeten müssen als Interessenten am gemeinen Wohl mit in unsre Ge-

setzgebung greifen. Das können sie aber nur, wenn sie sich um die praktischen Dinge, um ihre Ursachen und um ihre Folgen kümmern, statt sie, wie bisher, ausschließlich den Fachleuten zu überlassen. Nur dann kann, was uns bewegt, zu einer Macht werden, die auch bei solchen öffentlichen Entschließungen ihr Gewicht mit in die Wagschale legt. Was noch sonst getan werden kann, muß das Wachstum der ästhetischen und der sittlichen Kultur besorgen, indem es selber wirtschaftliche Macht gewinnt. Was einem widerlich ist, auf das hört man nicht, was man als Schwindel kennt, dem glaubt man nicht, was man als Verderber kennt, dem folgt man nicht — wer die wirtschaftliche Macht ethischer Hemmungen leugnen will, der frage sich doch, ob er selber glaubt, daß beispielsweis nur die Furcht vor Strafe vom Diebstahl abhält. Fördern wir jene Kultur, so stärken wir mit der Feinfühligkeit und dem Willen zur Wahrhaftigkeit eben die Hemmungen, die auch im Wirtschaftsleben eine häßliche und unlautere Reklame und alle ihre Folgen aufhalten. Bloß erkannt, schon bloß durchschaut wirkt das Widerliche und gar das Täuschende ja höchstens noch halb; wirkt es weniger, so lohnt sich's weniger, wird also weniger gemacht; wächst aber auch noch der Wille herauf, was da empfohlen wird, abzulehnen, weil man es so empfiehlt, so hängt es nur von der Verbreitung dieses Willens ab, das ekle Treiben „unrentabel“ zu machen. Dann wird die Ankündigung, die unentbehrliche, ihrer ansteckenden Auswüchse ledig werden. Schon in unserm Geschlechte? Wenn nicht, dann bei einem von der rein kapitalistischen Wirtschaftsform minder abhängigen, das unter unsrer Führung heranwächst. A

Boehle

Im Leitaufsatz dieses Heftes sprechen wir von Reklame. Daß einer auch ohne die mindeste Reklame berühmt, ja gefeiert werden kann wie ein „heimlicher Kaiser“ der Malerei, das beweist Fritz Boehle. Man hat sehr lange Zeit eigentlich nichts weiter von ihm persönlich gehört, als daß er in Frankfurt mit Fuhrleuten usw. Apfelwein tränke, neugierige Besucher hinauswürfe, niemals ein Bild ausstelle, keinem eins zeige und keins verkaufen wolle. Mit welchen Anführungen nach Frau Famas Angaben ich nicht etwa behaupten will, daß sie richtig seien, nur, in welchem Sonderlingsrufe der Mensch Boehle stand. Der Künstler Boehle allerdings stand bei allen, die sich ernst mit Kunst beschäftigten, sehr früh in allerbestem Rufe, weil diese Männer sofort interessiert waren, wenn sich die seltene Gelegenheit, etwas von Boehle zu sehen, bot. „Ja,“ lachen die einen oder die anderen, „gerade sein Zurückhalten hat eben für ihn Reklame gemacht!“ Worauf nichts zu erwidern wäre, als: möchte diese nicht von der Kapitalkraft abhängige Art der „Reklame“ doch recht vielfach benutzt werden.

In Wahrheit haben wir in Fritz Boehle keinen „ungebildeten Menschen“, oder gar einen „Knoten“ vor uns, sondern vielmehr einen der Seltenen, die mit urwüchsiger Seelengesundheit auf den Zivilisationskram verzichten, weil sie in all seinen „Verfeinerungen“ das sehn, was eine größere Zahl geschmackvoller Leute jetzt schon in den

Türmchen, Säulchen, Vögelchen und Ornamentchen der „verfeinerten“ Häuser von vor ein paar Jahren sieht: zum Wesen nichts gebende äußerliche Ziererei. Möglich, daß Boehle in allerhand Schul- und Hochschulfächern beim Vergleich mit elegantern Kunstgenossen übel abschneiden würde, dafür hat seine Bildung vor der, die in Lehranstalten zu kaufen ist, eins voraus: sie ist Eigenbau. Sie hat gerade das entwickelt, was gerade Fritz Boehle brauchte. Und das geht immerhin von den genauesten Kenntnissen des bescheidensten Handwerklichen etwa in Riemen- und Ruderzeug über intimste Vertrautheit mit Tierwelt und Landschaft hinweg bis zu dem, was die Antike oder die Religion zur Sättigung der Kunstwerke mit Gehalt verlangt. Boehles Bildung ist eine andere als die übliche, aber es geht wirklich nicht an, in diesem reichen und höchst bewußt gestaltenden Künstler einen begabten Naturburschen zu sehn, der glücklich tappt.

Was uns Boehle so wert macht, zeigt sich schon in allerlei Dingen, die der modische Kritikus als „stofflich“ geringzuschätzen vorgibt. In seinen Schilderungen ist eine Sachlichkeit, gegen die selbst die Menzelsche kaum aufkommt; einem Menzel ist es immerhin einmal passiert, daß er Gamaschenknöpfe auf die innern Wadenseiten setzte, bei Boehle soll irgendein Fehler etwa beim Sattelzeug erst noch nachgewiesen werden. Die Tracht seiner Menschen, das Geschirr seiner Tiere, der Bau und die Ausstattung seiner Häuser, die Anlage seiner Dörfer und Städte, die Gestaltung seiner Bäume, seiner Landschaften, es ist alles fränkisch, es ist alles Heimat, es ist alles aus einem Miteinanderaufwachsen vertraut. Wär es ihm nur um die Kenntnis zu tun, er könnte mit dieser Kenntnis auch zu andern, etwa zu artistischen Zwecken spielen. Da er das nie tut, überträgt er auf uns ein Bewußtsein von der schlichten Wichtigkeit all dieser Dinge, ein Gefühl, daß in ihnen allen die Arbeit und das Erfahren, die Mühe und die Treue von Geschlechtern lebt, die er achtet und ehrt, wie er die Formen der Natur als Ausdruck der stillen Kräfte ehrt, die gerade so und nicht anders aus inwohnenden ewigen Gesetzen formten. Boehles Schiffer und Bauern zeigen denselben Geist: das Bewußtsein, daß alles sogenannte Verschönern nur ein Anschönen sein könnte, ein Anschönen durch einen, der nicht drinnen steht, sondern draußen und deshalb das, was ist, nicht als den Ausdruck der Kräfte zu achten vermöchte, die das Wirkliche bilden und Notwendigkeiten sind. Am klarsten tritt dieses Wesen Boehles bei seinen Pferden hervor, wo er sie beim Tagewerk schildert: ich glaube, wir haben keinen und haben in Deutschland auch noch keinen gehabt, der das Pferd nicht nur als körperliches, auch als seelisches Geschöpf so bis in die Tiefe kennt und bei aller Unabsichtlichkeit dadurch so bis zum Ergreifenden schildert.

Daß Eigenschaften, von denen das Berührte zeugt, tief im Innern Boehles eingewurzelt sind, besagt natürlich nicht zugleich, daß sie ihm beim künstlerischen Schaffen in den Vordergrund des Bewußtseins treten, im Gegenteil, das ist unwahrscheinlich, sie dürften ihm höchstens als Voraussetzungen seiner Arbeit gelten, die sich ganz von selber verstehen. Der eigentliche Bildner Boehle gehört wie Böcklin zu den selbständigen Nachfolgern des großen Anregers Marées.

Nicht mehrerlei aufs Bild, als der Zweck verlangt, das wenige Hauptsächliche so groß wie nur zulässig ist, nichts mit dem Streben nach Wirklichkeitsillusion, und alles so aufeinander bezogen, so abgewogen, daß das Bild in sich ruht. Wer in Boehles Werken nach Freilichtmalerei oder sonstiger moderner Malproblemlösung suchen wollte, würde ihn also nach Dingen fragen, die ihn gar nicht kümmern. Seine Farben sind meist auf das äußerste vereinfacht, auf drei, auf zwei edle und tiefe Töne. Seine Art zu zeichnen geht sachlich den Dingen nach, ohne je an sich gefallen zu wollen, aber auch, ohne dem Licht irgendwelche besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Das reiche Einzelwerk tritt beim Eindruck des Ganzen so zurück, daß man's beinahe erst suchen muß, und ist doch nicht etwa durch äußerliche Mittel der Technik zurückgedrängt, etwa durch schwächere Linien oder Verlegung in den Schatten, sondern allein durch die geistige Hervorhebung des Wichtigsten, das herrschen soll. Die Landschaft hebt überall die Gestalten, die sie ergänzt, alles hebt, alles ergänzt, alles belebt sich überhaupt gegenseitig. Aber beim Stofflichen kommt nie die Handlung als solche und nie das „Literarische" auf. Nochmals: was sich vor allem ergibt, ist Ruhe. Und wenn wir uns in diese Ruhe versenken, so geht sie durch all das Bewegte drin nicht verloren, nein, so empfinden wir nur, daß sie reich ist.

Die innere Fülle, die wir vor den Bildern aus Landschaft, Volk und Getier seiner Heimat als stillen, starken Gehalt fühlen, gibt an uns weiter, was Boehles Natur aus dem Leben selber mit ganz außergewöhnlicher Ursprünglichkeit schöpft. Das Ursprüngliche ist das Einfachste und dadurch das noch Unzerteilte, Gesammelte, also das Kraftvollste. Es versteht sich schier von selbst, daß sich einer wie Boehle auch versucht fühlen mußte, es losgelöst von allem heute Gegebenen und dadurch noch freier vom Zwange zufälliger Formen an alten Menschheitsstoffen ausströmen zu lassen. Der Mensch nackt oder halbnackt, meist sozusagen brüderlich beisammen mit dem Pferd, das in Boehles Bewußtsein und Kunst überhaupt eine so große Rolle spielt. Das ergibt jene ruhigen, „heroischen" Zustands- und Tätigkeitsbilder einer in gewissem Sinne edel dekorativen Kunst, die nach Was und Wie Marées noch am nächsten steht. Dann und wann belebt sie sich mit ungebrochenen Leidenschaften, und nun wird sie zu Darstellungen antiker Mythe. Die „Europa", die dieses Kunstwartheft den Lesern zeigt, ist eine gewaltige Schöpfung. Alles ist Wucht, alles Ur-Leben in diesem Bild, und nur der Gott-Stier mit dem Übermenschenauge lenkt es, während die Wogen im Halbdunkel brausen und der Himmel in Wolken träumt. Die Geraubte grüßt nur wie halbwach zurück, es ist alles fast vorweltsdumpf. Wir haben Ähnliches? Freilich, z. B. bei Hildebrand, aber man vergleiche dieses Ähnliche, um eben dessen recht deutlich gewahr zu werden, was hier anders und was von Boehle ist. Seine Bilder nach Stoffen aus dem Christentum schließen sich hier an. Denn auch bei diesen geheiligten Erzählungen ist es das aus der Tiefe einheitlich Heraufgewachsene, noch Ungestörte und dadurch Starke, was uns Boehle vor allem zeigt. Seine „Beweinung Christi", die wir den Lesern noch zeigen wollen, gehört zu den Taten der deutschen religiösen

Malerei. Aber auch das lieblich Idyllische kommt hier zur Geltung, in seinem Franziskus beispielsweis. Nur sei es immer wieder gesagt: alles von Stoff und auch von Gehalt, was Boehle zeigt, ist künstlerisch gebändigt. Boehles ganze Kunst ist Maß, Beherrschung, Verhaltenheit. Wem aber diese Stille zu tönen beginnt, dem wird sie vom erschütternd Tragischen bis zum lächelnden Humor voller Sprache sein. Einer Sprache, die sich ausnahmslos aus dem Figürlichen als aus der Melodie, und aus der Umgebung, meist also der Landschaft, als der vollwichtigen Begleitung zusammenwebt zu einer durchaus organischen, durchaus geschlossenen Einheit.

Ich erwähnte vorhin Hildebrand, den Plastiker. Man wird sich vor Boehles „Europa" und sonst oft vor seinen Bildern fragen: ist das nicht eigentlich plastisch gesehen? Bei der Europa verlockt noch besonders dazu, daß der Stier weiß ist und also auf der Reproduktion geradezu an Abbildungen von Marmorwerken erinnert. Entspringt nicht auch sonst mitunter der Gedanke „das ist plastisch" bei seinen Bildern einer „Verlockung", lassen wir uns nicht manchmal dabei von dem Ungewohnten verführen, daß einem Maler auch das Große der Form wichtig ist? Jedenfalls kenne ich kein Bild von Boehle, bei dem die Fläche nicht zum Gesamteindruck Unentbehrliches brächte, das sich nur auf der Fläche bringen ließe. Aber Boehle ist Maler und Bildhauer, und selbstverständlich erkennt man ihn hier wie dort auf den ersten Blick. Das Bedeutendste seiner Plastik, von dem ich weiß, ist seine Gruppe „Theseus und der Stier". Die alte Frankfurter Mainbrücke wird bald ein Boehlesches Reiterbild Karls des Großen bekommen.

Könnten wir heute schon mit vielen Bildern in der Hand von Boehle sprechen, so hätte es Sinn, auf all das und noch manches andre näher einzugehn. Zum Beispiel auch auf seine wundersame Bildnismalerei und in andrer Richtung auf die schmähliche Tatsache, daß ein zur Monumentalmalerei so vor andern Berufener zu öffentlichem Dokumenten-Schaffen größten Stils immer noch nicht erwählt worden ist. Aber Bilder nach Boehlescher Kunst zu reproduzieren, war bisher kaum möglich, es ist auch jetzt noch keine leichte Sache. Immerhin liegen nun die Radierungen von ihm, Faksimile in Photogravüre reproduziert, in zwei großen Sammelmappen des Callweyschen Verlages vor, und weitere Reproduktionssammlungen sollen auch den Maler und Bildhauer den Kunstfreunden zeigen. Es wird also möglich sein, binnen kurzem das hier skizzierte Bild auszuführen und, vor allem, zu ergänzen. Der Kunstwart seinerseits denkt das Mitgenießen der Welt dieses Künstlers durch das Herausgeben einer ihm gewidmeten Mappe zu fördern. A

Lose Blätter

Aus Conrad Ferdinand Meyers Briefen und Aufsätzen

[Conrad Ferdinand Meyers Briefe bilden keinen blühenden Garten mit stillen Winkeln und Wanderwegen, keine Leidenschaft strömt, keine süße Melodie erklingt darin. Wer die bisherigen Veröffentlichungen aus

Meyers Leben verfolgt hatte, wußte es und wird nicht enttäuscht sein von den zwei stattlichen Bänden „Briefe“, die soeben erschienen sind. Bildet sich doch trotzdem das ganze Leben des Dichters in diesen feingeschliffenen, für jeden Empfänger eigens getönten Briefspiegeln ab. Und dies Leben war eben kein selbsttrotziges Dahinstürmen in Jugendlust, kein kraftfrohes Schaffen am Lebensmittag und kein beschaulich geklärtes Rasten im Abendsonnenschein. Es floß ruhig dahin; selbst der äußere Kampf ums Dasein blieb ihm erspart. Freilich, unter der wenig bewegten Oberfläche rangen die lebenbejahenden Kräfte um so heftiger gegen Müdigkeit und Verzweiflung, gegen alle Verneinungen der Krankheit, überempfindsamer Scham und erblicher Belastung. Wie mancher Kleinere als er krankte Meyer am Mißtrauen gegen die Kraft des Wortes. Er vermochte die Feder nicht anzusetzen, ohne zu sorgen und zu fragen, ob sein Wort keinen falschen Ton erhalte und darum falsch aufgenommen werden müsse. Ganz natürlich gelangte er also dazu, auch den einfachen Gruß, die harmlose Einladung, den unwichtigen Glückwunsch in ein sauber geglättetes Gewand zu kleiden, selbst auf die Gefahr hin, man werde das darin verborgene Leben nicht überall so laut pulsen hören, wie es wirklich schlug. Eine vornehm zurückhaltende Erziehung und vollendete Beherrschung des französischen Wesens und Stils befähigten ihn gleichermaßen dazu. „Ich habe mir zum Gesetze gemacht, kein Wort zu schreiben, noch selbst zu reden, das nicht alle Welt wissen darf, und kann, außerhalb dieser Sphäre der Loyalität, nicht wohl existieren.“ Manches Jahr hat dieses Gesetz seine Feder geleitet. Nicht immer! In jungen Jahren, da er auf weiten Reisen die Speicher seines Gedächtnisses mit buntbewegten und erhabenen Bildern aus den Alpen, aus Italien, Bünden und Frankreich anfüllte, erzählt er wohl hie und da einem Freund von den tausend Freuden und Genüssen seiner ungebundenen Wandertage, daß wir staunen über die Schärfe seines Sehens und die anschauliche Kraft seiner Darstellung. Auch aus den im Geheimen schmerzlich bewegten Untergründen der Seele entringen sich ihm zuweilen erschütternde Bekenntnisworte; wie könnte es auch anders sein im Laufe eines langen und nicht gänzlich vereinsamten Lebens. Aber er klagte und warb nicht um Mitleiden, schnell zog er jedesmal den Schleier wieder zu, wenn er ihn über den Tiefen seines Leidens gelüftet hatte. Daß es so selten geschah, verstehen wir leichter noch im Gedanken an seine Werke, in denen ihm gegeben war, aus der Tiefe zu sagen, was er litt. Und noch eines half ihm: Mit jedem Jahr fühlte er beruhigender, stärkender ein aufrichtiges Gottvertrauen in sich erstarken.

„Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.“

Dies Bekenntnis aus seinen Gedichten geht in mannigfacher Form, bald verschämt oder zurückhaltend, bald ein wenig eingeschränkt, aber immer unmißverständlich durch sein ganzes Leben hin.

Manches Kränzlein kluger Gedanken und launiger Einfälle ließe sich aus den Briefen noch winden, und auf Lebensform und Lebensinhalt des Dichters fällt reichlich Licht. Werden seine Worte auch immer sparsamer und zurückhaltender, stets bewahrt er sich ein warmes Wohlwollen und eine vornehme Gesinnung. Sein Urteil ist niemals kritisch zugespitzt, sein Rat unwandelbar gewissenhaft und aufrichtig. So schonend er in der Form blieb, so unerbittlich hielt er sich an das für wahr Erkannte. Selbstverständlich fallen über sein dichterisches Schaffen viele und gewichtige Worte. In hohem Grade war er sich seiner individuellen Stärken und Schwächen bewußt, und er nutzte dies Wissen mit unfehlbarem Kunstverstand. Rätselhaft erscheint vielleicht, wie sehr er scheinbar von fremdem Urteil abhängig war; er sucht es förmlich zu erzwingen und überdenkt und beantwortet es mit ängstlicher Sorgfalt. Man darf immerhin nicht vergessen, daß viele seiner Wendungen mehr höflichem Entgegenkommen entsprangen, als wortgetreu gerade dieser Gesinnung. Zuletzt war er selbständig genug, endgültige Normen und Formen für seine Schöpfungen immer wieder in sich zu finden. Doch kann er über das gewohnte Maß lebhaft werden, wenn es gilt, seine Werke gegen ungerechtfertigte Angriffe zu verteidigen oder einem Fragenden ihre Tiefen zu erschließen, und dann gleitet durch die weiter geöffneten Pforten der Blick des Lesers leichter zu den wundersamen Triebwerken künstlerischen Gestaltens. —

Der Kreis der mit Conrad Ferdinand Meyer Briefwechselnden umschließt eine gemessene Zahl in der engeren Heimat des Züricher Dichters hoch geachteter Namen. Über deren Grenzen hinaus berühmt war damals nur Gottfried Keller. Warum waren die beiden Dichter nicht, wie so viele annahmen und annehmen, befreundet, ja warum waren sie kaum nahe bekannt miteinander? Auf solche Frage muß man wohl antworten: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Verschiedener Stand, verschiedene Erziehung und Lebensgewohnheit vertieften einen Zwiespalt, der ihre Naturen ohnehin hätte trennen müssen. „Der Mann ist mir zu einer Vivisektion zu schade“, sagte Keller gelegentlich von Meyer, und wir sollten nach der Lehre, die in diesen Worten liegt, gegen beide Meister verfahren.

Wir drucken Meyers Erinnerungen an Keller im folgenden ab; aus ihnen, wie aus dem ganzen im ersten Band der Briefe enthaltenen Hin- und Widerspiel ihrer Schreiben geht hervor, wie verständnisvoll und ehrerbietig Meyer trotz der Verschiedenheit ihrer Temperamente Keller gegenüberstand, und schon der Ton unverbrüchlicher Hochachtung und menschlicher Schätzung beweist, daß er dem Genie Kellers vollen Tribut zollte; auch die Briefe an ihn und an andere bezeugen das beredt. Im übrigen versuchen wir mit unserer Auswahl das hier Gesagte nach den verschiedenen Richtungen hin zu belegen.

Die Proben sind mit einer Ausnahme sämtlich den zwei in H. Haessels Verlag in Leipzig erschienenen Briefbänden entnommen. Über diese noch ein Wort. Ihr Herausgeber ist Adolf Frey, der bekannte Züricher Professor, Freund und vortreffliche Biograph Conrad Ferdinand Meyers, an den auch eine große Zahl reizvoller Briefe des Dichters gerichtet ist. Sein Name verbürgt philologische Genauigkeit und verständnisvolle Textbesorgung. Sehr zu rühmen ist die Beschränkung der Anmerkungen und Erklärungen auf das wirklich Notwendige; gar wenige Philologen unsrer

Lage hätten vor ähnlicher Aufgabe gleichen Takt bewiesen. Der Text ist also wohl lesbar, auch die gesamte Ausstattung, Druck und Band, wurde von sicherem Geschmack und vornehmer Gesinnung geleitet. Der Preis der beiden Bände beträgt 20 Mark. Sie enthalten außer den Briefen auch die Aufsätze und Rezensionen C. F. Meyers, aus denen wir die Erinnerungen an Keller und den Aufsatz über H. Linggs „Schlußsteine" abdrucken, der Meyers Art öffentlich zu urteilen in bestem Lichte zeigt. Wir sind überzeugt, daß die reichen Bände, obwohl sie keine Briefe an Meyers Mutter, Schwester, Frau oder Tochter enthalten, zahlreiche Freunde finden werden. Mit einem Stück ist noch der Briefwechsel „Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer" herangezogen, den Anton Bettelheim schon vor Jahren bei Georg Reimer in Berlin herausgegeben hat. J. E. A.]

An F. v. Wyß, aus Rom 1858

Wenn ich dir, l. Fritz, mit meinen Berichten langweilig werde, so bist du gebeten zu reclamieren; wo nicht, so macht es mir Freude fortzufahren.

Es ist schwer sich einen Begriff des alten Rom zu machen, da zur Kaiserzeit je das ältere Gebäude einem Neubau wich. Wer kann heut die Figur des republikanischen Forum bestimmen? Der Sept. Severusbogen z. B. dessen tiefe Stellung ein Maß des angehäuften Schuttes gibt, war schon wie es gieng, in überfüllte Räume gepreßt und es sei wol nie unter ihm durch triumphiert worden. Die sieben Hügel sind zu erkennen, auch der tarpejische Fels, la rupe tarpeja, sagt selbst noch das Volk; aber über die Titel der gebliebenen Ruinen, wo sie nicht überschrieben sind, zankt die Archaeologie. Am besten erhalten sind: Colosseum, das man sich nicht zu colossal vorstellen darf, die Kaiserpaläste auf dem Palatin mit der berühmten Wachtstube der Garde, an deren Wände diese Herren ihre Namen und allerhand Thiere gezeichnet haben, die Thermen des Caracalla; künstlerisch am schönsten das Pantheon, von unbeschreiblicher Anmuth, wann ein blauer Himmel oder Sterne in die herrliche Kuppel fallen und ein kleiner sog. Vestatempel am Ponte rotto. Auch die Brücken bieten ein eigenes Bild. Gerade vom Ponte rotto stromaufwärts blickend erblickt man die schifförmige Insel mit p. Cestius und Fabricius und den beiden Ufern alles voll steinerner enger hoher mannigfach verwitterter Häuser, zwischen denen die Tiber schmutziggelb schleicht und gräbt und reißt; aber in dies unreinliche Bild gießt ein himmlischer Himmel Ströme blendenden Lichts. Höhen, Rom zu übersehen, gibt es genug in und neben der Stadt, nicht nur Rom, sondern die weite Landschaft, blaue Berge und solche mit Schnee. Von Pietro in montorio z. B. liegen nebeneinander das heutige Rom und der Schutt bis zu der Pyramide des Cestius und dem Scherbenberg, wo man auch wieder herrliche Aussicht hat.

Viele Freude machen mir die alten Kunstsachen im Vatican, Lateran, auf dem Capitol und in den Villen. Über die Wunder des Apollo und Laocoon und den uns schon näherstehenden, weil ganz realistisch behandelten sog. sterbenden Fechter zu reden, worüber meine Handbücher zu wahren Andachtsbüchern werden, wäre kaum gerathen; genug, sie sind vollkommen; aber gerade das relativ vollkommene gibt uns das traurige heidnische Gefühl der wie ein Ring sich in sich selbst schließenden Mensch-

heit, während ein realistisch behandeltes Werk, das, jener lächelnden und selbstgenügsamen Idealität ermangelnd, leidende Körper und ringende Geister zeigt, uns, durch den Gegensatz unsrer Gebrechen auf die erlösende himmlische Vollkommenheit hinweist. Wo die Kunst die Leidenschaft reinigt, d. h. der Mensch sich selbst beruhigt und begnügt, entsteht die Vorstellung einer trügerischen Einheit, während wir (und so photographiert uns auch die realistische Kunst) doch so gründlich zwiespältig und nur durch ein Andres als wir, durch Gott, zu heilen sind.

Höchst interessant sind die mehr und weniger authentischen Statuen und Büsten. Von den Griechen ist nur Demosthenes (Statue) ergreifend; verschlossene Leidenschaft, Vaterlandsliebe, ein schwacher Körper, wie bei Paulus, im Dienst der stärksten Seele; Äschines daneben erscheint als ein bloßer Virtuose. Euripides (Statue) athletisch, höchst bedeutend, gescheid, phantasiereich, unternehmend, aber, wie Epikur, 'ohne irgend welche Präoccupation, mit vorurtheilsfreier, nicht von einem göttlichen Glauben gedrückten Stirn, während Homer, Hesiod und noch Sophokles etwas von höherer Inspiration gebundenes haben. Epikur, das Haupt gesenkt, ungemein gescheid, und klar, dabei gut, human, mit den Gränzen unsres Wesens bekannt und sie natürlich, nothwendig, gut findend und zufrieden, hülfreich, mit einem verborgenen, nicht unedeln Lachen über Stolz, Demut, kurz alles, was nicht richtige Schätzung ist. Es geht von diesen großen Zügen ein helles, humanes, lachendes Licht aus über alle Selbsttäuschung. Während Zeno neben ihm, die trotzige Lippe abgerechnet, einen wahren Schwärmerausdruck, ein Apostelgesicht hat mit Ascese und göttlicher Liebe und Beugung unter das göttliche Gesetz. Man fühlt wol, daß diese zwei Gesichter etwas ganz Verschiedenes Freiheit nennen, Epikur: eine gescheide Selbstbestimmung in Eintracht mit den Geboten und Verboten der Natur, Zeno ein Brechen des Willens unter den göttlichen. Wahre Komödiendichter-Miene, der Humor hat und ein künstlerisch Vergnügen am Gemeinen, trägt Menander.

Von den Römern ist der Knabe August scheu und vorsichtig, während der Kaiser auf seinen Büsten unendlich sicher und taktfest blickt; Tiberius, mit Vogelnase und kleinsten, verkniffenen Lippen, Caligula in schlanken, zarten Formen mit wildem Kopf und unstätem Ausdruck. Claudius rechtschaffen und gesetzt (trotz der Geschichte); Nero höchst unheimlich fett-schön, als pythischer Sänger; Otho unendlich begabt und fein aristocratisch; Titus corpulent und grob, aber feurig und wolthätig thätig herumrutschend mit seiner garstigen und gescheidten Tochter. Trajan und Hadrian nicht bedeutend, die Antonine mit sehr edeln Zügen; Julia pia, Sept. Sev. Frau als syrische Seherin mit ihrem Sohn Caracalla, der ein scheußliches Gesicht hat. Dies alles und unendlich mehr im Vatican. Auf dem Capitol stehn die Kaiser in Reih' und Glied. Im Lateran ist neben heidnischer auch altchristliche Kunst. Schön ist was man etwa trifft, von Grabmälern, ein Römer mit seiner Frau, verschlungene Hände und ein Ausdruck von ehrenfester Tüchtigkeit, der über alles geht.

An denselben, aus Florenz 1858

So heiß es wurde gleich mit Mai und so lästig bei um $^3/_4$ verminderten Fremden die Bettler und Vetturine den Gebliebenen, wurde es mir doch

unendlich schwer, mich loszureißen von dieser wunderbaren Stadt. Ich rede nicht von den Schätzen der Kunst in der Stadt, noch von ihren Gebäuden und Gärten, noch von dem nahen Tivoli, Albano, Frascati, die wir in einer unendlichen Fülle jungen blendenden Grüns gesehen haben, sondern es ist die Vergangenheit, ein eigen beruhigendes und großartiges Gefühl, über den Trümmern so vieler Jahrhunderte zu leben, was mich dort fesselte. Alles Treiben und Jagen der Gegenwart steht still inmitten dieser ruhigen längst verjährten Zerstörung. Man wird gleichmütig, wo ein Hirt seine Herde treibt über eine zerstörte Weltherrschaft.

An denselben, aus Silvaplana 1866

Einmal die Feder in der Hand, laß mich Dir sagen, wie sehr ich glücklich bin, in dieser schönen Abgeschiedenheit, nachdem ich zwei Jahre keine Alpenluft mehr gekostet, Körper und Geist zu stärken und aufzuhellen. Weniger der erstere, als der letztere hatte ein Kur nothwendig. Die neusten Ereignisse mit ihren Problemen und Widersprüchen, das rasch wechselnde Gesicht der Dinge, die Fatalität, die gewiß auf jedem lastete, mit keinem der Streitenden ganz sympathisiren zu können, überall seine Reserven machen zu müssen, und der unselige Zwiespalt zwischen Verstand und Gewissen, der uns mitten in dem Beifall für das glückliche Spiel des Siegers mit Ekel gegen die angewendeten Mittel und mit Menschenverachtung erfüllt, Alles das war zum Teufelholen.

Hier ist es so schön und still und so kühl, daß man die Rätsel des Daseins vergißt und sich an die klare Offenbarung der Schönheit hält. Wenn ich die schöne Zeichnung der Berge mit dem Auge verfolge oder die Farben der Seen oder der Luft bewundere, ja, nicht selten, vor Bildern stehe, an denen kein Claude Lorrain etwas ändern dürfte, herrlichen Compositionen, wo Wege tief in den Mittelgrund hinaufführen und die eine blaue Firne sanft abschließt, Bilder, die eigentliche Typen des landschaftlich Schönen sind, so sage ich mir, daß derselbe Meister, der dies geordnet hat, auf dem ganz anderen Gebiete der Geschichte gewiß auch seine, wenn auch für mich verborgenen Linien gezogen hat, die das Ganze leiten und zusammenhalten. Doch ich habe dies oder Ähnliches Dir gewiß schon zur Genüge gesagt, das Dich, bei deiner vorwiegend ethischen Auffassung, wenig befriedigen, ja vielleicht lächeln machen wird. Es sucht sich aber jeder mit dem Organe zu helfen, das ihm beschieden ist.

An Paul Heyse, aus Kilchberg 1884

Und jetzt zur einfachen Beantwortung Ihrer Frage: Mein Dante am Herde* ist nicht von ferne der große Dichter, welchen ich in Ehrfurcht unberührt lasse, sondern eine typische Figur und bedeutet einfach: M i t t e l a l t e r. Er dient, den Leser mit einem Schlage in eine ihm fremde Welt zu versetzen, wo ein Mönch z. B. etwas ganz anderes vorstellt, als im letzten Jahrhundert. Er dient ferner dazu, das Thema h e r r i s c h zu formulieren, woran mir, dieses Mal, liegen mußte. Wenn nun einer aus Dantes Rede auch noch eine Warnung an Ezzelin vor Astrologie und Grausamkeit und seiner kleinen Freundin vor Schlag oder Stich herausliest, so steht es ihm frei. Einem persönlichen alten Gefühle:

* in der „Hochzeit des Mönchs“

Dante habe sein Florenz über das Maß grausam behandelt, Luft zu machen, verführte dann die Gelegenheit.

Über die „modernsten Palettenkünste", lieber Freund, habe ich aufrichtig hier oben in Kilchberg ein bischen gelacht. Von wem hätte ich das hier in meiner Stille gelernt!

Die Neigung zum Rahmen dann ist bei mir ganz instinctiv. Ich halte mir den Gegenstand gerne vom Leibe oder richtiger gerne so weit als möglich vom Auge und dann will mir scheinen, das Indirecte der Erzählung (und selbst die Unterbrechungen) mildern die Härte der Fabel. Hier freilich wird der Verschlingung von Fabel und Hörer zu viel, die Sache wird entschieden mühsam, ein non plus ultra! M'en voilà guéri!

Sie sehen, ich werde gegen Gewohnheit eifrig. Es ist aber auch ganz hübsch, von Paul Heyse zur Rede gestellt zu werden!

Herzlich

C. F. Meyer

An L. v. François,* aus Kilchberg 1882

Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für Ihre l. Zeilen, welche ich gestern aus der Stadt von Mozarts Requiem** (Donnerst.) und dem Gottesdienst (Freit.) zurückkehrend, hier in meiner jetzt unvergleichlich lenzschönen Stille fand. Mein Schwiegervater, Oberst Ziegler hat seinen 84 Jahre alten Bruder, den Major Hans verloren, welcher Verlust ihm, da die Brüder Wand an Wand lebten, nahe geht. Es war eine äußerlich und innerlich sehr feine Persönlichkeit. In den neuen Auflagen des Amulet (wo er mir zu dem Oheim Schadaus als Modell gedient hat) habe ich jetzt nach dem Tode des alten Herrn (der übrigens — er war ein Mystiker — höchst leicht und selig verstarb) die Aehnlichkeit etwas verstärkt. Ich war nämlich gerade mit den Correkturfahnen beschäftigt als die † Nachricht kam. Meine Lyrik, liebe Freundin, „verachte" ich nicht, weil sie „gefühlvoll", sondern weil sie mir nicht (oder wenigstens nicht mehr) sei es wegen der Zeitentfernung, sei es wegen Verschärfung des Wahrheitssinnes — weil sie mir — nicht wahr genug erscheint. Wahr kann man (oder wenigstens ich) nur unter der dramatischen Maske al fresco sein. Im Jenatsch und im Heiligen (beide ursprünglich dramatisch concipirt) ist in den verschiedensten Verkleidungen weit mehr von mir, meinen wahren Leiden und Leidenschaften, als in dieser Lyrik, die kaum mehr als Spiel oder höchstens die Aeußerung einer untergeordneten Seite meines Wesens ist.

Mit Keller stehe ich — ohne Intimität — auf einem loyalen Fuße, mit einer Nuance von Deferenz auf meiner Seite. Was ihm mangelt und ich glaube: er hat selbst das Gefühl davon, das ist wohl die Bildung im höchsten Sinne, aber welcher partielle Tiefsinn, welche Naturgewalt, welche Süßigkeit und auch welche raffinierte Kunst in Einzel-

---

* Aus dem Briefwechsel Meyers mit „Louise von François", einem vor wenigen Jahren erschienenen anspruchslosen Bändchen, das alles in allem mehr von der François als von Meyer gibt, mit Genehmigung des Verlags Georg Reimer, Berlin, abgedruckt.

** Ich lege das Resultat meiner letzten Winter gehörten 9 Concerte bei. (Gemeint ist das Gedicht „Im Konzert".)

heiten! — Ich lege unter †band einen Artikel bei, den ich beim Aufräumen fand und der Ihnen vielleicht Spaß macht.

Ihr M.

Im Konzert

Heut im Konzerte hielt ich Zwiegespräch
Mit einem allerliebsten Mädchenhals,
Der aus derselben Bank geschimmert schon
Ein früher Mal . . . Du hattest, sagt' ich ihm
Ein schmales Kettlein an, besinne Dich!
Vielteilig, fein gefügt, von blassem Gold,
Süß leuchtend aus dem Dunkel des Gewands.
Verloren ging's? Vielleicht ist's nur verlegt?
Zerbrach es eben erst der Finger Hast?
Trug's ein Gespiel davon, ein schmeichelndes? . .
Warf, dich betörend, eine Hand dir's um,
Die Treue brach? Du hassest jetzt das Band?
Du trauerst Hälschen? Heute neigst du dich
Ein bischen tiefer als das letzte Mal?
Der eigenartige Satz! Die Flöte klagt:
„Das Hälschen neigt sich etwas tiefer heut! . . .“
„O dunkles Schicksal!“ dröhnt verhängnisvoll
Das melancholische Violoncell . . .
Ein feines Glöckchen aber spottet hell:
„Das Kettlein steckt im blauen Sammt des Schreins.
Aus einer reinen Laune blieb's zu Haus.“

Kilchberg (Zürich) Conrad Ferd. Meyer

An F. Bovet, aus Kilchberg 1888

Cher ami,

j'ai vu dans une lettre de mademoiselle Schindler (à qui vous avez eu la bonté de faire une visite), que vous passez l'hiver à Grandchamp. J'y envoie donc mon Pescara.

J'ai lu dans la Biblioth. Univ. que je „continue d'exploiter ma veine“. On ne saurait s'exprimer avec moins de vérité, car je n'écris absolument que pour réaliser quelque idée, sans avoir aucun souci du public et je me sers de la forme de la nouvelle historique purement et simplement pour y loger mes expériences et mes sentiments personnels, la préférant au Zeitroman, parce qu'elle me masque mieux et qu'elle distance davantage le lecteur.

Ainsi, sous une forme très objective et éminemment artistique, je suis au dedans tout individuel et subjectif. Dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. M.

Quant au succès, c'est lui qui dans une certaine mesure — m'a cherché, sans être recherché par moi, et même sans me faire beaucoup de plaisir.

j'ai été souffrant depuis Noël (rheumatisme et fièvres), mais j'espère avec l'aide de Dieu, guérir peu à peu. Je pense que vous l'êtes déjà de la mélancolie dont vous vous plaigniez dans votre dernière lettre. Vous y disiez aussi, que nous sommes très dissemblants. Cela est vrai et il est d'autant plus merveilleux que nous soyons d'accord dans nos croyances. Car malgré

tous mes efforts d'échapper au Christianisme, au moins à ses dernières conséquences, je m'y sens ramené par plus fort que moi, chaque année davantage et même quelquefois avec une extrême violence et au mépris de toute science critique et philosophique.

Tout à vous

C. F. Meyer

Mes compliments à Madame Bovet.

Rezension über Hermann Linggs „Schlußsteine", 1878

Die Lyrik Hermann Lingg's, der bald feierliche, bald wilde, zuweilen fast michelangeleske Schwung, mit welchem sie die schaffenden und zerstörenden Kräfte, den „Kampf" in dem kosmischen und in dem geschichtlichen Leben verherrlicht, finden sich in jeder Literaturgeschichte charakterisirt, und da die rühmenden und die tadelnden Voten für den Einsichtigen im Grunde dasselbe Bild eines sehr mächtigen und eigenthümlichen Dichters ergeben, kann es hier nicht darum sich handeln, Bekanntes zu wiederholen, sondern nur darum, in Kürze das Verhältniß dieser neuen Sammlung zu den drei vorangegangenen anzudeuten.

Den Hauptwerth der „Schlußsteine" legen wir nicht auf die überwältigende Fülle ihres Inhaltes, sondern auf einen andern Punkt. Sagen wir es mit einem Worte: Hermann Lingg tritt uns hier individueller, vertrauter und darum auch lyrischer als früher entgegen. Er zahlt, ohne zu kargen, mit seiner Persönlichkeit. Er führt uns in dieser männlichen, durch das Leben begleitenden Lyrik im Spiegel seines Vorbildes durch alle Stimmungen eines tüchtigen mit dem Dasein kämpfenden Menschen, die Verwundungen, die Entmuthigungen, die Ermannungen, kurz durch alle Ringerstellungen des Geistes und der Seele. Er zeigt sich uns selbst, wie er leidet und kämpft, tapfer, schwer verletzt, zornig aufflammend gegen das Schlechte, Feige, Gemeine, mitleidig mit den Unterliegenden, scheu und ehrfürchtig den waltenden Mächten gegenüber, durch die Erfahrung furchtlos geworden und sich ausstreckend nach dem Kranze — nicht nach dem papierenen der Journalistik, sondern nach jenem unverwelklichen, von welchem Goethe sagt:

„Es rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen! . . ."

Wir gestehen, daß wir, in gewissen Stimmungen wenigstens, diese persönliche Lyrik jener kosmischen und symbolischen, die Lingg's Ruf gegründet hat, vorziehen.

Daneben läßt ihn eine wachsende Heiterkeit, die Frucht unverdrossenen Kampfes, mehr Raum und Luft als früher gewinnen für jene harmlosen und anmuthigen Gestaltungen, die wir als „Genre" ansprechen können. Eine unbedeutende Realität beschäftigt Auge und Ohr des Dichters, was

weiß ich, ein murmelnder Brunnen, ein mit den Trauben in die Kufe gestampftes Bienchen, zwei Riesenkamine einer Fabrik im Morgennebel, ein Kindergesicht hinter einer Fensterscheibe, der Pfiff des ersten Bahnzuges als erfreuliches Morgengeräusch für einen Schlummerlosen u. s. w. Aus einem solchen Nichts entsteht im Handumdrehen eine starke Stimmung, ein liebliches Gefühl, ein schwermüthiger oder schwerwiegender Gedanke. Und dieses leichte Spiel bewegt sich mit großem Reiz auf dem Hintergrunde einer ernsten und sorgenden Seele.

Reich vertreten ist die Ballade, welche Lingg bekanntlich mit Meisterschaft behandelt. Neben makellosen Gedichten dieser Gattung (darunter die flott hingeworfenen „Schweizer und Landsknechte") stehen andere, die eingedunkelten Bildern gleichen und vielleicht für den Liebhaber noch mehr Anziehungskraft besitzen. Beim ersten Anblick erkennt man nur irgend eine energische Geberde, wenn man aber die Linien verfolgt, treten nach und nach großartige Gestalten hervor. Hier nennen wir eine „Beatrice Cenci". Es ist eine originelle Idee, daß in dieser Ballade das gegen die Schuldig-Unschuldige ausgesprochene Todesurtheil des Pabstes die Hölle aufregt und die Rechtsbegriffe der Dämonen und Verdammten über den Haufen wirft. Die Balladen-Abtheilung der „Schlußsteine" noch einmal durchblätternd, bedauern wir, daß Lingg den „Ring der Fastrada", der bei seinem ersten Erscheinen in einer Zeitschrift großes Lob erntete, wahrscheinlich als zu „klassisch" unterdrückt hat, und begegnen dem aus derselben Zeitschrift schon bekannten fragwürdigen „John Hawkwood" — ein echter „Lingg", bei welchem wir, mit der Erlaubniß des Lesers, noch einen Augenblick verweilen.

Eine Soldateska plündert ein in Flammen stehendes Kloster. In der Kapelle desselben machen sich zwei dieser Verthierten eine junge Nonne streitig. Die Verzweifelnde ruft St. Georg an.

Durch's Fenster flammt ein Feuerschein,
Ein hoher Ritter tritt herein

und stößt ihr den Dolch durch die Brust. Es ist der durch seine Grausamkeit verrufene Condottiere Hawkwood, welcher auf diese Weise den Zank seiner Leute beendigt. Wo liegt in dieser Schlächterei das poetische Motiv? Darin, daß die Nonne stirbt, bevor sie sich recht bewußt wird, ob der himmlische Retter oder ein Mörder vor ihr steht. Wer weiß, ob Lingg selbst dieses wunderschöne Motiv klar erkannt hat? Wenigstens hat er es nicht herausgearbeitet. Ein Anderer aber, vielleicht einer seiner Leser, hat es klar erkannt und geschmackvoller verwerthet.

In einem namhaften historischen Romane neueren Datums finden wir ungefähr folgende Episode. In einer belagerten Stadt lebt, neben dem Thore, eine Wittwe, die sich halb blind geweint hat über einen im Jünglingsalter verlorenen Sohn, welcher sich vor Jahren in einen am Thore ausmündenden halbverschütteten Aquädukt hinunterwagte. Dort sitzt sie und erwartet seine Wiederkehr. Durch diesen selben Aquädukt bringt der Belagerer in die Stadt und sie glaubt in dem ersten aus der Tiefe aufsteigenden Feinde, einem jungen Manne, den Sohn zu erkennen. Der Krieger stößt sie nieder, bevor sie ihren Irrtum gewahr wird. Vortrefflich!

Von großer Schönheit sind in den „Schlußsteinen" die Naturlieder. Hier verschmelzen Landschaft und Menschenseele vollständig und diese

Landschaft ist die unsrige: der Bodensee und die Hochgebirge. Denn Hermann Lingg zieht sich allmälig von den egyptischen Pyramiden und aus den römischen Ruinen in die Heimat zurück, wo er sich in seiner Vaterstadt Lindau diis volentibus sein Haus bauen wird. Wir begrüßen ihn zum Voraus als einen lieben und geehrten Nachbar.

Ferdinand Meyer

An Gottfried Keller, aus Kilchberg 1889

Verehrter Herr,

erlauben Sie daß ich schon jetzt zu Ihrem 70. Geburtstage Glück wünsche, bei meiner bevorstehenden Abreise ins Gebirge.

ich thue es mit dankbarem Herzen. Während meines längeren Unwohlseins hatte ich die Muße, wieder einmal Ihre ganze Dichtung langsam zu durchlaufen und sie hat mir äußerst wohl gethan, mehr als jede andere, durch ihre innere Heiterkeit. Auch meine ich daß Ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung Ihrer Schriften ist.

Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten.

Was mich betrifft, habe ich lange nicht dieselbe Lebenssicherheit; doch werde ich die mir noch beschiedene Zeit nach Kräften nützen.

Daß ich Sie stets nach meinen Kräften gewürdigt, verehrt und lieb gehabt habe, wissen Sie, wie auch ich gewiß bin daß Sie — trotz meiner Mängel — Ihre gute Meinung und Ihr Wohlwollen mir erhalten werden.

'Also, Gottbefohlen, Herr Gottfried!

Ihr

C. F. Meyer

Erinnerungen an Gottfried Keller

Die „Deutsche Dichtung" ersucht mich um einige Aufzeichnungen über Keller in der natürlichen Voraussetzung, daß wir uns als Landsleute nahe standen. Das war nun nicht der Fall, doch haben wir uns immerhin gekannt und es fand zwischen uns ein freundliches Verhältnis statt. Er zeigte sich mir immer — oder fast immer — liebenswürdig und geistreich unterhaltend, womit ich mich gerne zufrieden gab. Meinerseits begegnete ich ihm stets mit Ehrerbietung und hielt diesen Ton fest, wenn er auch gelegentlich darüber spottete und einmal einen „in Ehrerbietung" unterzeichneten Brief mit „in Ehrfurcht" erwidert hat.

Obwohl, oder gerade weil nun unsre Begegnungen selten waren, haben sie sich meinem Gedächtnisse mit der größten Treue eingegraben, und wenn ich, den Wunsch der „Deutschen Dichtung" erfüllend, etwas thue, das mich reizt, das ich aber unaufgefordert sicherlich unterlassen hätte, werde ich mich nur vor dem Zuviel und vor der Anekdote zu hüten haben; denn nur Wesentliches und Charakteristisches will ich berichten. Hätte ich mehr Zeit und schriebe ich nicht im Lärm eines Kurhauses, würde ich meine Persönlichkeit mehr zurücktreten lassen, als es bei einer momentanen Niederschrift möglich ist.

Ich sage, daß ich für Keller Ehrerbietung empfand, und zwar durchaus keine konventionelle, sondern eine wahre und tiefe und nicht nur vor seiner unvergleichlichen Begabung, sondern nicht weniger vor seinem Herzen und seinem Charakter, dessen ethisches Gewicht mir schon bei unserm ersten Zusammensein auffiel. Es kam da die Rede auf eine Persönlichkeit,

von der er sagte: „es ist ein notorischer Lügner“, und er sprach das mit einem solchen Nachdruck, ernst wie ein Gerichtshof, daß man sich unwillkürlich selbst prüfte. Und von einer andern Persönlichkeit sagte er noch bei meinem letzten Besuche: „er hat kein Herz!“ in einem so seltsamen Tone, daß man die Entrüstung durchfühlte. Auch derjenige der Wehmut war ihm durchaus nicht fremd und ich höre ihn noch, wie er eines Tages klagte, auf seine Habseligkeiten weisend: „Das wird in gleichgültige Hände kommen.“

Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.

Gern und eingehend und völlig unbefangen plauderte er von seinen Arbeiten selbst solange sie noch auf dem Webstuhl waren. „Zwei Jahre lang“, scherzte er, „habe ich von ‚Salander‘ gesprochen und ein Jahr daran geschrieben.“ Doch begann er stets, mit einer Herzenshöflichkeit, die ihn in seinen guten Stunden und Jahren nie verließ, zuerst von den Interessen seines Besuches zu sprechen, bis dieser selbst ablenkte und ihn auf die seinigen brachte.

Ästhetischen Betrachtungen war er abhold, nicht minder landläufigen Stichwörtern wie Realismus, Pessimismus u. s. w. Gerne dagegen besah und untersuchte er den einzelnen Fall, das besondere Motiv, und sprach stets zur Sache. Gemäß seiner bekannten Definition des Schönen als der „mit Fülle vorgetragenen Wahrheit“ nannte er die Kürze gerne Schroffheit und das Schlanke dünn und mager.

Er sprach auch von der Genesis seiner Sachen. Zu den „gerechten Kammmachern“ z. B. habe der Ausspruch von Peter Bayle in seinem Diktionär den Anstoß gegeben: ein Staat von lauter Gerechten könnte nicht bestehen, und den Stoff zu den „Berlocken“ im Sinngedicht habe er in der litterarischen Korrespondenz des Barons Grimm, des Freundes von Diderot, gefunden und versucht, ob sich das Histörchen vertiefen lasse.

Im übrigen suchte er und oft peinlich das Reale, lange „bevor er Zola las“. Wie häufig hörte man ihn sagen, auch bei Behauptungen des gewöhnlichen Lebens: „Das ist! Ich habe es gesehen! Ich habe es selbst erfahren!“ So that er sich etwas darauf zu gut, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines portugiesischen Seehelden Don Corréa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre. „Ich habe Rohlfs (oder einen andern gelehrten Reisenden) darüber beraten“, sagte er wichtig, um dann freilich ein ander Mal diesen seinen Realismus nach seiner Art selbst zu belächeln, indem er lustig fabelte, er sei expreß nach Kappel gereist, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß die Vision der seligen Helden in seiner Zwingli-Novelle zwischen Rigi und Pilatus bequemen Raum habe.

Gegen geschichtliche Stoffe verhielt er sich merkwürdig spröde und verredete sie einmal ganz und gar. „Der Wirkung einer weiland geschehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht so sicher, als der Wirkung einer von mir selbst angeschauten“, pflegte er zu sagen und führte dafür ein Beispiel aus derselben Zwingli-Novelle an: Die verrückten Wiedertäufer, die sich, um das Himmelreich zu erben, wie Kinder geberden, mit Puppen spielen u. s. w. „Ist es nicht zum Weinen,“

sagte er, „wenn Erwachsene die Kinder nachäffen? Das that dann aber gar keine Wirkung, weil das einst Mögliche dem heutigen Leser zu kraß und als unmöglich erschien. In einer historischen Erzählung bin ich wie mit Hunden gehetzt, weil ich nie weiß, ob ich in der Wahrheit stehe."

Unter der Fülle seiner Werke werden die Legenden als Kunstwerke, als psychologisches Meisterstück dagegen die Zürcher Novellen den ersten Platz behaupten, schon durch die Einheit und Einfachheit des Grundgedankens und seine eindringliche, vielfach variierte Predigt: sich zu bescheiden und immer sich selbst zu sein. Da ist die unvergleichliche Tochter des Proselytenschreibers, deren Bescheidenheit zur Unbescheidenheit wird und der ironische Schluß in der römischen Waschküche. Da ist vor allem die ins Große getriebene groteske Maske des Narren auf der Manegg, die mit den genialen, halb weinenden, halb grinzenden Masken Leonardo da Vincis wetteifert. Beiläufig, Keller liebte es nicht verglichen zu werden, natürlich nicht mit Kleinern als er, aber auch nicht mit den Großen. Wie ich ihm einmal sagte, eine Novelle von Cervantes, die ich eben gelesen, habe mich an eine der seinigen erinnert, murrte er: „Weder Shakespeare noch Cervantes", worauf ich scherzend erwiderte: „Also Michelangelo." „Wie so?" fragte er mißtrauisch und ich antwortete: „Nun, weil Sie wider Wissen eines seiner Motive wiederholt haben." „Welches denn?" „Das überfallene, badende Heer, das, aus dem Wasser steigend, sich schleunig bewaffnet und dem Feinde entgegenstürzt. Das ist der plötzliche Übergang aus einem Zustande der Abspannung in den der höchsten Energie. Nicht anders Ihr beim Weine schwelgender, und von einer ausbrechenden Feuersbrunst überraschter, bürgerlicher Mummenschanz, der mitten aus dem Fest zu den Leitern und Eimern stürzt." Das ließ er sich gefallen.

Da ich einmal äußerte: religiöse Fragen hätten mir viel zu thun gegeben, rief er: „Und mir erst!" „Die ewigen Dinge sind uns doch wohl unzugänglich", meinte ich. Er gab es nicht zu, noch verneinte er es. „Ich hätte einen Wunsch," fuhr ich fort, „wenn ich es sagen soll. Nichts ist inniger und verlockender, als Ihre Vergänglichkeitslieder: sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber wohl doch eher ein Gefühl, ein Instinkt, als ein erwiesener Satz. Und da liegt es mir nun nicht recht, daß Sie, bei Ihrem ungeheuern Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit frei zu lassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenstellen. Es wäre leicht zu helfen. Sie dürften nur diese süßen Stimmen als ebenso viel Stimmungen durch die ganze Sammlung verteilen . . ." Da brach ich ab, denn er machte ein mißmutiges Gesicht.

Aber wie anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht. Auch die Schwester besaß es.

Zwei Begegnungen mit ihm bleiben mir unvergeßlich, die erste, da ich ihm — wie lange mag es sein? — vor ungefähr zehn Jahren — einen namhaften deutschen Schriftsteller brachte, und die andere in diesem Frühjahr, da er sich schon gelegt hatte.

Ich wollte meinen deutschen Freund nach Verabredung zu Kinkel führen, mit dem ich befreundet war. Da, schon fast vor dessen Schwelle,

erklärte er mir, daß wir lieber zu Keller gehen wollten, von dem „jetzt alle Welt rede". Mir war dabei nicht heimlich zu Mute, da mir schien, ich könnte leicht zwischen den Zweien zu viel sein. Aber wir fanden Keller in der hellsten Morgenstimmung, und ich war nicht überflüssig; denn die Beiden betrachteten sich eine Weile schweigend und wer weiß wie lange das gedauert hätte, wenn ich nicht ein Gespräch in Gang brachte. Dann wurde es sehr interessant, und da wir uns nach einer halben Stunde schieden, blieb Keller im Vorzimmer vor einer an der Wand hängenden großen Photographie der raphaelischen Tapete: Ananias und Saphira stehen und hielt nun eine allerliebste kleine Rede über die Vorzüge des Bildes, das, wie er sagte, die dramatische Spitze der Handlung fixiere. Davon ging er auf das Drama über und sprach sehr kluge Dinge, wie ich meine, die ich aber nicht vernahm, da ich plötzlich damit mich zu beschäftigen begann, ob dieser seltene Mann die höchste Form der Kunst, von welcher er jetzt mit einer gewissen Inbrunst sprach, vielleicht selbst einmal in's Auge gefaßt habe. Und nun lese ich in den öffentlichen Blättern, daß dem so war und Bruchstücke von Dramen sich in seinem Nachlaß befinden.

Als in diesem Frühjahr von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn an den Besuch jenes deutschen Freundes erinnerte und ihm erzählte, jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. „So sind viele von uns", sagte er. „Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden. Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!" Auch von einem zweiten Teil des „Salander" phantasierte er und einer Überschwemmung, die ihn schließen sollte. Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. „Ich meinte nur," sagte er, „in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben." „Welcher denn?" fragte ich. „Nun, zum Beispiel," sagte er:

„Ich dulde,
Ich schulde . ."

womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind.

Stunden vergingen so und es wurde Zeit zu scheiden. „Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen", sagte ich. „Ja," scherzte er, „und ein Landhaus am Zürichberg mieten." Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung und er wohl auch nicht. Die Thränen traten mir in die Augen und rasch nahm ich Abschied.

Da sitzt ein Pilgerim..

Einst in Toskana war's,
Ich ~~sass~~ ruht' im Abendschein,
Den Reisemantel um,
Vor einem Kirchenthor,
Als mir vorüberschritt
Ein Weib mit einem Kind,
Das Mädchen flüsterte:
Da sitzt ein Pilgerim..

Erfreute mich das Wort,
Ich nahm es mit mir fort,
Und wenn mich Dampfeskraft
Durch fremde Lande trug,
Wenn mir der Sonnenball
Aus neuen Meeren stieg,
Laut jubelte mein Herz:
Ich bin ein Pilgerim..

Nach manchem Jahre war's
Auf blauem Comersee,
Daß mir ein Reis'gesell
Aus meiner Schläfe zog
Mit einem leichten Scherz
Das erste weiße Haar
Und sanfter hob die Brust:
Ich bin ein Pilgerim ...

Jetzt herz' ich Weib und Kind
An meines Herdes Glut,
So ist es schön und gut,
So soll es ewig sein ...
Was flüstert mir ins Ohr?
Das unvergessne Wort
Der kleinen Tuskerin:
Da sitzt ein Pilgerim ...

Schloß Steinegg bei Frauenfeld
3 Sept. 1888

Conrad Ferdinand Meyer

Rundschau

Allgemeineres

Die ethische Scham

Es ist ein eigen Ding um den Gesamtgeist, jene Summe oder Resultierende von Anschauungen, Überzeugungen, Willensstrebungen, die gleichsam über der Gesamtheit der einzelnen schwebt. Setzt sie sich aus nichts sonst zusammen als den geistigen Regungen der einzelnen? Jedenfalls hat sie vielfach eine ganz andere Färbung als diese.

Ein Beispiel. Es ist bekannt, daß die ideell-geistig Schaffenden, die Gelehrten, Künstler, Schriftsteller, sich wirtschaftlich ungleich schlechter stehen als die praktisch-spekulativen Geistesarbeiter, deren Tätigkeit sich auf die Produktion materieller Güter richtet, die Kaufleute, Fabrikanten, Unternehmer — eine Tatsache, die sich letzten Endes darauf zurückführen läßt, daß für jeden einzelnen eben die materiellen Bedürfnisse, Hunger, Durst, Verlangen nach Kleidung dringlicher sind, als die geistigen, daß man ohne Bücher und Kunstwerke allenfalls leben kann, aber nicht ohne Nahrung und Kleidung. Zu dieser praktischen wirtschaftlichen Geringschätzung der ideell-geistigen Produktion durch die einzelnen steht im Gegensatz die allgemeine öffentliche Bekundung der Gesamtheit, daß die ideell-geistige Produktion für die Gesamtheit ebenso wichtig und wertvoll, wenn nicht gar wichtiger und wertvoller sei als die materielle. Eine Anschauung, der öffentlich kaum irgendwo widersprochen wird.

Ähnliche Beispiele bietet das öffentliche Leben allenthalben. Und fast immer steht darin wie hier die Auffassung des Gesamtgeistes sittlich höher.

Es ist die Scham, die das bewirkt; eine besondere Art dieser Gefühlsgattung: die ethische Scham.

Das Leben der sozialen Menschen ist erfüllt von Konflikten zwischen der eigenen Ichbejahung und der Rücksichtnahme auf die Gesellschaftsgenossen, auf die Gesamtinteressen. In diesen Konflikten muß nun praktisch allzuoft das soziale Interesse dem individuellen weichen. Aber daß das nicht in der Ordnung ist, daß es eigentlich umgekehrt sein sollte, das fühlen wir Menschen im tiefsten Innern doch und fühlen es beständig; und wenn uns die praktische Befolgung dieser tieferen sittlichen Überzeugung auch schwerfällt, wenigstens theoretisch betätigen tun wir sie doch. Wir würden uns schämen, eine antisoziale Gesinnung, wie wir sie praktisch oft genug im Interesse der eignen Selbstbehauptung betätigen, öffentlich als berechtigt zu verteidigen. Man mag da von „konventionellen Lügen“ der Gesellschaft, man mag von ihrer „Heuchelei“ sprechen, letzten Endes entscheidet die ethische Scham, und so sagen selbst die „konventionellen Lügen“ und die „Heuchelei“ der Gesamtheit: wir geben es zu, eigentlich habt ihr mit euren strengeren Forderungen recht. Zwar: abstrakt philosophische Verteidiger unsozialen Tuns, philosophische Verkündiger des absoluten, uneingeschränkten Rechts auf das eigne Ich kommen vor, aber sonderbar: gerade die Verkünder solcher Lehren sind dann häufig wieder die letzten, die ihre Lehren selber praktisch „darlebten“. Stirner und Nietzsche z. B. waren bekanntlich im privaten Leben ungewöhnlich rücksichtsvolle Menschen.

Der Gesamtgeist, d. h. die allgemein

öffentlich ausgesprochenen Überzeugungen, Meinungen, Anschauungen, bildet sich nicht aus dem, was die einzelnen tun, sondern aus dem, was sie sagen, was sie schreiben, äußern, was sie vor ihren Mitmenschen als ihre Überzeugung verkünden, was sie in ihrem besseren Selbst tun möchten. Die öffentlichen Anschauungen sind gewissermaßen ein aus den Einzelanschauungen herausgesiebtes Ideal, das man leider noch nicht immer erfüllen zu können glaubt, aber wenigstens vor der Welt bekennen möchte. Selbstverständlich kann der Gesamtgeist auch einem falschen Leitbilde folgen, auch einem ihm aufsuggerierten, und am schlimmsten steht es natürlich, wo irgendwie Interessierten gelungen ist, die Masse glauben zu machen, daß ihre egoistischen Ideale in Wahrheit die sozialen seien. Aber das ändert an der Tatsache nichts, daß im öffentlichen Urteilen die ethische Scham unvergleichlich stärker als im privaten hervortritt.

Der öffentliche Gesamtgeist, d. h. die ihr besseres Selbst hervorkehrenden, redenden, schreibenden einzelnen, stellt nun dementsprechende Fortschrittsforderungen auf. So in unserm obigen Beispiel die, daß die ideell-geistige Produktion als für die Gesellschaft sehr notwendig und wertvoll wirtschaftlich ebenso gut gestellt und im Leben ebenso angesehen sein müsse wie die praktisch-materielle Produktion. In öffentlichen Versammlungen, in den gesetzgebenden Körpern, den Parlamenten kommen solche Forderungen zur Sprache.

Aber ihre praktische Verwirklichung bedeutet natürlich, wenn sie von der Gesamtheit, sagen wir vom Staate übernommen wird, genau so einen Widerspruch gegen das selbstische Einzelinteresse wie vorher, wo der einzelne sie im Interesse seiner Selbstbehauptung nicht glaubte erfüllen zu können. Infolgedessen macht sich auch gegen die Verwirklichung derartiger Forderungen von Staats wegen immer wieder ein gewisser Widerstand geltend. Doch — und das ist bedeutsam — dieser Widerstand muß nunmehr in aller Öffentlichkeit betätigt werden, ist nicht mehr schweigsames privates Handeln des einzelnen entgegen dem eignen besseren Selbst. Und da kommt nun wieder die sittliche Scham, die ein unumwundenes Aussprechen antisozialer Gesinnung verbietet. Der Widerstand gegen die soziale Forderung darf sich nicht offen als selbstisch zu erkennen geben. Er muß suchen, die neue Forderung durch soziale, im Interesse der Gesamtheit erhobene Einwände zu bekämpfen.

Solche Einwände aber kann es bei einer wahrhaft sozialen und fortschrittlichen Forderung nicht geben. Daher greift denn auch die Opposition regelmäßig zu Scheingründen, versucht durch gewundene Konstruktion, durch sophistische Dialektik die Verkehrtheit der geplanten Reform zu beweisen. Aber, wie die Unwahrhaftigkeit immer, je länger je mehr verlieren solche Einwände der Überzeugungskraft. Von der Opposition selbst bestenfalls nur halb geglaubt, werden sie von vornherein nicht mit jener Begeisterung, jener Wucht vorgetragen, die allein die Wahrheit verleiht. Und der Erfolg ist schließlich, daß selbst Forderungen, denen die stärksten individuell-egoistischen Interessen entgegenstehen, und die deshalb im privaten, unbeachteten Handeln des einzelnen nicht zur Geltung kommen könnten, als öffentliche Forderungen schließlich doch durchdringen, großenteils einfach, weil die ethische Scham

der Gesamtheit verbietet, die egoistische Gesinnung der einzelnen öffentlich zu bekunden.

Ein Beispiel, an dem das vorzüglich studiert werden kann, ist der jetzt aus Anlaß der Steuerreform wieder aufs lebhafteste einsetzende Streit um die Erbreform, die Einschränkung des bestehenden Erbprivilegs durch eine höhere, gerechtere Erbschaftssteuer.

Alle möglichen Schädigungen der Gesellschaft, des Wirtschaftslebens, sogar der Sittlichkeit werden prophezeit, wenn das gegenwärtige Erbprivileg beschränkt wird. Aber den eigentlichen Grund der Opposition, die rein egoistische Furcht vor Schmälerung am Besitz, die all das, was sie nur in und mit der Gesellschaft, unter ihrem Schutz, unter ihrer Beihilfe, mit Benutzung ihrer Schulen, ihrer Bibliotheken, Museen, ihrer Verkehrs-, Handels- und sonstigen öffentlichen Einrichtungen, erlangt hat, ganz ausschließlich für die eigene Person erhalten möchte, die verbirgt man tief vor den andern. Allerdings, zur Hälfte versteckt sie sich vielleicht mit Schutzgefühlen und Schutzgedanken schon vor dem eigenen Bewußtsein in solchen Fällen. Wie immer sind denn auch hier die Einwände unschwer als Scheingründe und künstliche Konstruktionen zu erweisen. Und wie immer wird auch hier der private Egoismus der einzelnen langsam, aber stetig vor dem sozialen Gesamtgeist zurückweichen, ob er nun schon jetzt besiegt werde oder erst später. O. Sch.

Die Selbstzeugnisse der Dichter

Jede Mitteilung eines Dichters über sein eigenes Schaffen setzt einsichtige und poesiekundige Leser voraus, zum mindesten gutwillige Leser. Sonst gibt es Mißverständnisse. Deshalb, weil zwischen dem, was der Dichter tut, und dem, was er von seiner Tätigkeit aussagt, notwendigerweise ein Mißverhältnis klaffen muß. Nicht zwar ein Mißverhältnis wie zwischen Wahrheit und Unwahrheit oder Wahrheit und Selbsttäuschung, aber ein räumliches Mißverhältnis, indem bei Selbstzeugnissen die Hauptsache zu kurz kommt, das Nebensächliche einen zu großen Platz einnimmt. Hauptsache in der Poesie, das weiß nachgerade in Deutschland jedes Kind, ist das Unbewußte. Von dem unbewußten Teil seines Schaffens aber wird ein Dichter schwerlich viel sagen, weil er eben vom Unbewußten in ihm nichts weiß, weil er ferner, wenn er auch davon wüßte, es doch nicht mit Worten auszusprechen vermöchte, weil er endlich darüber zu reden für unnötig hält, da jeder gebildete Leser die Oberherrschaft des Unbewußten bei einem Dichter als selbstverständlich voraussetzt. Da nun umgekehrt der vernünftige, bewußte Teil der Schaffenstätigkeit, also die Dichtkunst, der Selbstbeobachtung zugänglich und der Mitteilung fähig ist, so wird der Dichter, wenn er etwas von seinem Schaffen mitteilt, vorzugsweise, ja vielleicht einzig und allein von dem bewußten Teil seiner Tätigkeit, also von seiner Künstlertätigkeit Bericht erstatten. Er redet über seine Dichtkunst und schweigt über seine Poesie. Daraus aber, daß einer scharf und genau den bewußten Teil seines Schaffens beobachtet und triftig davon spricht, darf nicht etwa geschlossen werden, — und dieses Mißverständnis ist es, dem ich steuern will — er schaffe bewußter, nüchterner als jener, der nichts von dem bewußten Teil seines Schaffens meldet. Eher umgekehrt. Carl Spitteler

Literatur

Bücher über C. F. Meyer

„Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln! — Nur du könntest ihn erzählen, und du tust es nicht." Dieser viel wiederholte Ausspruch Conrad Ferdinand Meyers zu seiner Schwester ist im Laufe der zehn Jahre, die heute seit seinem Tode verflossen sind, vollauf bestätigt worden. Man hat weidlich gerätselt und mit so wenig Glück, daß Betsy Meyer sich gedrängt fühlte, das Wort „du tust es nicht" durch die Tat zu widerlegen und Erinnerungen an ihren Bruder herausgab. In denen sucht sie sein Wesen so treu und rein zu spiegeln, wie nur sie es vermochte, sie, die allein ihm von Jugend auf zur Seite gestanden hatte und allezeit seine Vertraute gewesen war. Dies kleine, von warmer Liebe veranlaßte und in jeder Zeile geleitete Buch gehört zu dem Liebenswürdigsten und dabei seelisch Reichsten und Reifsten unsres zahlreichen Erinnerungen-Schrifttums überhaupt. Die Liebe hat hier einmal nicht blind, sondern hellsichtig, obzwar nicht kritisch gemacht.

Betsy Meyer ist auch dem vom Dichter selbst bestimmten Biographen Adolf Frey mit Wort und Tat zur Hand gegangen. Das erkennt der Verfasser freimütig an, und er darf es ohne Besorgnis, weil sein Buch trotzdem das Werk eines Mannes von gutem Blick für das Wesentliche und ein Zeugnis von Takt und ästhetischem Urteil geworden ist. Haben wir erst einmal den Abstand vom Dichter und seiner Zeit, der allein eine völlig sachliche Darstellung erlaubt, so wird ein neuer Biograph rücksichtsloser als Frey in die Innerlichkeiten dieser Dichterseele eindringen und „Erlebnis und Dichtung" vor aller Augen in Verbindung bringen wollen. Aber bis dahin ist noch lange Zeit, und auch jener andere wird dankbar die gründliche und kunstvolle Arbeit Freys zur Grundlage der seinen machen müssen.

Die aber an C. F. Meyer „herumrätselten" oder weniger höflich gesagt: herumfingerten und herumklitterten, das waren nicht Betsy Meyer noch Frey, das waren Philologen. Es ließe sich ein böses Kapitel „Meyer und die Philologen" schreiben. Warum wir so viele schlechte Literaturgeschichte haben, das könnte man dann am Kapitel Meyer exemplifizieren: die das „Material" haben bei uns, beherrschen es meistens nicht, weder ästhetisch, noch psychologisch, noch schriftstellerisch. Eine zweite umfängliche Biographie des Dichters verfaßte August Langmesser. Warum er sie für nötig hielt, weiß ich nicht. Es charakterisiert die Art und Weise, wie er eine solche Aufgabe anfaßt, daß er im „literarischen" Teil den Inhalt der Prosawerke Meyers ausführlich nacherzählt, um dann nach Art alter Homerphilologaster aus Stilblüten (Tropen und Figuren) der Meyerschen Blütengärten dem verdutzten Leser daraus Sträußlein zu winden. Auch die übrigen ästhetischen Versuche Langmessers kommen über diesen Tiefstand nicht hinaus. Nur eins verdient noch Erwähnung, denn nur in einer Zeit literarischer Verirrung ist dergleichen möglich: das über vierhundert Seiten starke Buch enthält nicht einmal den bescheidensten Versuch zu einer geschlossenen Darstellung der Persönlichkeit dessen, dem es gilt. Tatsachen und sehr oft mißverstehende Deutungen in loser biographischer Verknüpfung und nichts weiter. Schade, daß der Freund Meyers dieses Buch trotzdem kaufen muß — es enthält

nämlich den immerhin wichtigen Nachlaß Meyers als Anhang.

„Quellen und Wandlungen" der Gedichte Meyers behandelt Heinrich Kraeger. Da erfahren wir, dies oder jenes Buch habe Meyer gelesen, da wird bereitwillig auch das betreffende Stücklein abgedruckt oder ausgezogen; da werden die verschiedenen Fassungen der Gedichte nicht nur abgedruckt, sondern Kraeger schreibt auch stets sorgfältig dazu, was denn geändert worden sei, als könne das der Leser nicht selbst sehen; er belehrt uns auch, daß das wundervolle „Geh und lieb und leide!" „noch allzusehr auf die melancholische Erzählung, der es entsprang, hinweist"; denn „für Brautchöre will es wenig passen". In dem Gedicht „Eingelegte Ruder", das nach Bartels' feiner Erkenntnis für eine ganze Wesensseite Meyers als stärkster und schönster Ausdruck gelten kann, findet er „allzu leidenschaftslose Gleichgültigkeit", „mit der sich nun einmal Dichtung und Phantasie nicht recht vertragen".

Das sind nur ein paar Streiflichter, aber ich stehe dafür, daß sie Psychologie und Ästhetik dieser zwei Philologen nicht böswillig entstellen.

Höher als ihre Arbeiten steht Heinrich Mosers Buch „Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers". Freilich braucht man nur ein paar Titel zusammenzustellen von den Abschnitten, worin er die Motive und Gesetze von Meyers Dichten erörtert, um die Konfusion zu ermessen, die ein solches Durcheinander statt eines Über- und Nebeneinander fertigbringt. „Meyers Stoffwelt", „Personifikation", „Wohllaut", „Wucht und Pathos", „Anschaulichkeit", „Die Sprache in den Gedichten C. F. Meyers". Dabei gebraucht Moser „sinnfällig" und „anschaulich" synonym, und nimmt sogar „malerisch" in den weiten Begriffskreis mit hinein. Immerhin ist sein Buch nicht so überflüssig wie die beiden andern, er hat entschiedenes Gefühl für dichterische Werte und Triebe, und seine Beispielsammlung bedürfte nur eines klareren und zielbewußten Bearbeiters, um ästhetisch und auch für die tiefere Erkenntnis von Meyers Wesen reiche Ausbeute zu gewähren.

Der Gedanke ist wahrhaft erschreckend und traurig, daß unsre Dichter immer weiter dem Schicksal der Zerklärung verfallen. Diese Art Philologie ist ja leider keine esoterische Wissenschaft, sie beherrscht die Jugend. Ich weiß, daß wir auch bedeutende und ästhetisch gebildete Philologen unser nennen, aber sie sind erschreckend in der Minderzahl. Und es scheint mir, man trete nicht oft und energisch genug gegen die große Mehrzahl auf. Diese Meyer-Literatur ist ein Schulbeispiel, wie weit wir noch von der Überwindung mittelalterlich-scholastischer, lebenfremder und wertezerstörender Pedanterei und anderseits von einer Literatur entfernt sind, die den ästhetischen Genuß wecken und vertiefen könnte.

Imm. C. Anders

„Die Bernsteinhexe"

„Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom, herausgegeben von Wilhelm Meinhold." Mit einem Nachwort von Paul Ernst. Leipzig, im Inselverlag.

Dieser Neudruck schenkt unsrer Literatur ein vortreffliches Kunstwerk wieder, das 1843 erschienen

und ihr seit Jahrzehnten so gut wie verloren war. Es gibt zu denken, daß es mit so Wertvollem so weit kommen kann. Nur zwei Umstände mildern diese Schuld des deutschen Lesertums gleichwie seiner schriftgelehrten Berater: die altertümliche Sprache der Erzählung und die Greuel der Zeit, die sie schildert. Das Schlimmste unsrer ganzen volklichen Vergangenheit, der Dreißigjährige Krieg und die namenlose christlich-juristische Schmach der Hexenprozesse, spiegelt sich hier ausgiebig in den Wirkungen auf einen Winkel der Wasserkante.

Die Scheu, die anscheinend so lange die Lesermassen diesem Roman fernhielt, hätte jedoch eher Berechtigung, wenn er eine wirkliche Chronik wäre, die das Scheußliche des widersinnigsten Aberglaubens, der viehischen Roheit und ihrer gemeinsamen Quelle: der geistigen Finsternis in der vollen trostlosen Sinnlosigkeit des leibhaften Geschehens ungerührt berichtete. Ein echtes Stück Tragikomödie des Künstler-Erlebens bedeutet es nun gerade, daß die künstlerische Irreführung (die der coserowische Pfarrherr Wilhelm Meinhold merkwürdigerweise eigentlich zur Widerlegung der sprachwissenschaftlichen Bibelkritik unternommen haben soll), daß diese Nachahmung altertümlicher Tatsachen-Aufzeichnung so vortrefflich gelang: die Zeitgenossen glaubten fest, einen echten Hexenprozeß-Bericht vor sich zu haben, und der Dichter mußte durch ein neues Buch zu beweisen versuchen, daß er die „Bernsteinhexe“ tatsächlich zu erdichten vermocht hatte.

Es ist freilich leicht zu verstehen, daß der Leser, falls er nicht zufällig sehr genaue Kenntnis von der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts hat, im Anfang der kunstreichen Täuschung unterliegt; unbegreiflich aber bleibt es, daß eine ganze lesende Zeitgenossenschaft nicht im Verlauf der Erzählung bald die Spuren merkt, die das Wirken des ordnenden Künstlers wohltuend verraten. Schon Hebbel hat zugunsten des Dichter-Unrechts an der „Bernsteinhexe“ (wie Paul Ernsts verständnisvolles Nachwort ausführlich mitteilt) auf den hier zu spürenden „Geist hoher Notwendigkeit“ hingewiesen, „der nur dem Dichter, nie dem Chronisten oder Autobiographen innewohnt“.

Dieser Geist, der aus der Komposition des Ganzen und aller Teile spricht, gab der Geschichte eines Hexenprozesses den Sinn und Verstand, den niemals ein einzelner Lebensausschnitt hat, den vom Wirklichen höchstens die Weltgeschichte oder das Naturganze erkennen läßt. Überdies hätte schon das lückenlose Bemühen des Dichters um Harmonie der Stimmungen ein ernstlich einfühlendes Gemüt aufmerksam machen müssen. Der konsequenten Schilderung des Schrecklichen wirkt eine ebenso konsequente Einführung lichter Erscheinungen entgegen.

Die wahre alte Hexe Lise Kolken hat einen höchst braven (nur zuletzt auch von ihr verderbten) Ehemann. Neben dem lüsternen und bösen Amtshauptmann steht im Gericht ein verhältnismäßig milder „Consul“. Die frechen Scherze des Büttels gegen die hohen Richter lenken von der hirnverbrannten Unmenschlichkeit des gesamten Verfahrens ein wenig ab. Noch mehr tut dies das Röslein, das des Büttels Töchterchen beim Herrichten des Gerichtssaals im Munde trägt und das der arme Vater der unschuldigen Angeklagten sich verehren läßt, um daran zu riechen. Wie er in seiner Aufzeichnung hinzufügt: „und meine ich auch, daß man mich heute todt

aus der Stuben getragen, wenn ich sie nicht gehabt ...", so empfindet (mehr oder minder bewußt) der Leser, daß die genial einfache und schöne Erfindung dieser Blume ihm das Miterleben des wahrhaft Hochnotpeinlichen minder unerträglich machen hilft. Man kann in solchem Zug geradezu ein Sinnbild dichterisch ausgleichenden Tuns erblicken.

Sehr deutlich wirken in derselben Richtung die Einführung Gustav Adolfs und die reizende Szene bei seinem Empfang, ferner die glückhafte Gestalt des Junkers, der justament im allerletzten rechten Augenblick die Geliebte (die nicht ganz zufällig von altadeligem Stamme ist) rettet und sie heimführt. Daß die Zeit, die das Manuskript „defekt" werden ließ, durchaus nichts Wesentliches oder auch nur Neugierwertes geraubt, ist ebenfalls doch recht verdächtig. Der ganze Schluß mit der säuberlichen Vernichtung aller Bösen wird heute manchem sogar als schönfärberisch auffallen.

Die Mittel der Täuschung, die sich so übergut bewährten, sind mit zwei Worten kundzugeben: Fleiß heißt das eine, das andere Erfindung. Der Verfasser hatte offenbar zur Zeit dieser Arbeit schon ein berechtigtes Selbstvertrauen und reiche Erfahrung gewonnen; sonst hätte er z. B. die außerordentliche Schwierigkeit, daß ein Vater solches Schicksal der eignen Tochter genau mitdurchlebt und wiedererzählt, entweder gescheut oder nicht so sicher bewältigt. Der Fleiß und die Erfindungsgabe, die sich also zuvor bereits bewährten, vereinigen sich in der „Bernsteinhexe" zu einem bewundernswerten reifen Können. Aus unzähligen feinen Einzelzügen, die außer dem geschichtlichen Wissen ein vertrautes Leben mit dem Heimatvolk voraussetzen, erwächst — trotz aller Zutat an künstlerischem Abrunden — eine verblüffend satte Natürlichkeit der Charaktere und der Umweltschilderung.

Vermöge seiner ungewöhnlich treuen Sachlichkeit, die durchweg darstellt und nicht umredet, wäre der verschollen gewesene Wilhelm Meinhold einer unsrer größten Naturalisten — wenn er nicht zugleich den Sinn für Harmonie hätte. Man fühlt sich versucht, gemeinverständlich zu lehren: der Naturalismus mit Harmonie heißt Realismus. Da wir seit der Verdauung des Naturalismus wieder recht reif für einen wohlverstandenen deutschen Realismus sind, war die Wiedergeburt des wertvollen Hexenprozeß-Romans — der Dichter nannte übrigens sein Werk mit tieferem Recht zuerst Novelle — höchst zeitgemäß; und der Dank der Leserwelt wird hoffentlich diesmal nicht ausbleiben. W. Rath

„Das Kreuz im Venn"

Clara Viebig: „Das Kreuz im Venn". (Berlin, Fleischel & Co.)

Clara Viebig bleibt mit einer Treue, die auf jeden Fall Anerkennung verdient, dem naturalistischen Verfahren ergeben. Auch in ihrem jüngsten Roman ist etwas von Zolas und Balzacs wissenschaftlichem Ehrgeiz: das Hohe Venn, ein Teil der Eifel, die den Schauplatz ihrer ersten Erzählungen bildete, soll möglichst genau geschildert, durch Schilderung definiert, festgelegt werden.

Mann und Weib, Natur- und Kultur-Dinge des ausgewählten Bezirks, kurz alles einzelne darf nur als bescheidenes Mittel zum weitern Zwecke dienen. Und damit ist gesagt, worin die Vorzüge, worin die Mängel des Buches liegen.

Die übertriebene Hochachtung des Naturalismus vor den Umständen des Individuums und der menschlichen Gruppierungen mußte ja zu

einer Vernachlässigung der inneren Kräfte im Menschen, zu einer Herabsetzung der Persönlichkeit führen. Heute sind wir aber doch wohl im ganzen wieder darin einig, daß wir Menschenkinder immerhin nichts Näheres, Wichtigeres, Ergiebigeres haben als eben die Persönlichkeit.

Der Naturalismus mußte (und wo er's noch nicht tat, muß er) wieder zum Realismus werden, mußte oder muß seine objektive Darstellung nicht nur technisch vereinfachen, sondern auch stofflich, das Wesentliche strenger auslesend, auf die Einzelseele als auf das Feld aller Felder zurückkonzentrieren. Hoffentlich findet Clara Viebig diesen Weg, der ja in ihrem früheren Schaffen bereits mehrfach berührt wurde.

Stellen wir uns auf ihren gegenwärtigen Standpunkt, so müssen wir zunächst die rücksichtslose Beharrlichkeit hochschätzen, die in Verfolgung ihres künstlerischen Prinzips vor recht „undankbaren" Motiven nicht zurückschreckt und dementsprechend einen wenig anziehenden Titel über die Arbeit setzt. „Das Kreuz im Venn" hat übrigens im eigentlichen Sinne keine besondere Bedeutung, sondern scheint lediglich sinnbildlich genommen zu sein, und zwar wahrscheinlich im doppelten Verstand: für die Mühsale im Venn und für die Macht des Katholizismus in dieser Gegend.

Auch die Schilderung selbst verdient wieder viel Lob. Die rauhe Hochebene mit ihren wilden Stürmen und schweren Moornebeln, mit ihrer großen Einsamkeit und ihren herben Reizen zu jeder Jahreszeit wird äußerst liebevoll und anschaulich, nur halt ein wenig zu ausgiebig vor Augen geführt. Die öffentlichen Zustände, Neigung zum Kirchenbau und Abneigung gegen die Herstellung einer Wasserleitung, Kultur-Entbehrung und Völlerei des Provinzwinkels, Arbeiternot und Bauernstolz, werden nicht eben tief, aber richtig und trotz der äußern Unparteiischkeit temperamentvoll gekennzeichnet. Eine lebendige Beschreibung der Echternacher Springprozession, ein Stückchen Gegenstück zu Zolas „Lourdes", und einer Sträflingskolonie-Gründung auf dem Hohen Venn gehören zu den besten Leistungen der Viebig. Wie in diesen beiden Fällen, weiß sie auch im übrigen wieder unkomplizierte Gemüter, namentlich Frauen, wirksam vorzustellen.

Mißglückt ist dagegen die Charakteristik gerade der wichtigeren Mannesgestalten. Der als bedeutend dem Leser beständig empfohlene Dorfbürgermeister (in dem sozusagen die Hohe-Venn-Seele sich verkörpern könnte) enthüllt sich bald als bloße Atrappe; der löwengrimme Gefangenen-Aufseher streckt jählings einen Eselskopf hervor; der berufverfehlende Fabrikanten-Neffe, der unvermeidliche Träumer, der pantheistische Causeur des Buches, bleibt ebenso phantasiematt wie blutarm. Dies ist die — dreifältige — Stelle, wo das naturalistische Regime sich rächt. Es mußte allzu vielerlei bedacht werden, also daß für die Helden nicht viel geschehen konnte. Natürlich sprechen da auch Hemmungen des spezifisch fraulichen Erkennens mit; die Dichterin stellt sich die Mannesseele doch ein bißchen zu einschichtig und z. B. die Sinnlichkeit zu gewichtig vor. Außerdem dringt in der Darstellung des Bürgerlichen die Konvention ziemlich stark in den Vordergrund. Doch anderseits, wie oben dargetan, die Verfasserin hat auch alle Lichtseiten ihrer Mängel.

W. Rath

Theater

Berliner Theater

Karl Schönherrs „Erde" — als Dichtung schon vor geraumer

Zeit im Kunstwart (XXI, 19) gewürdigt — hat bei ihrer ersten Berliner Aufführung im Hebbeltheater mit allerlei Schwierigkeiten und Mißverständnissen zu kämpfen gehabt, so daß nur die, die schon das Buch (Berlin, S. Fischer) kannten oder es wenigstens nachher ansahen, einen rechten Eindruck von dem Werke bekommen haben. Zunächst machte schon die Mundart den Darstellern, noch mehr aber den Zuhörern Schwierigkeiten. Das zahnlose Totenweible z. B. blieb fast ganz unverständlich, und so konnte es kommen, daß diese köstliche Volksfigur, die offenbar mit Wurzeln und Fasern aus dem Alpenboden in das Stück herüberverpflanzt ist, als ein mühsam gezogener Ableger von — Ibsens Rattenmamsell in „Klein Eyolf" angesprochen wurde. Auch die Episodengestalten des zweiten Aktes, der Totengräber und der Meister Schreiner, der dem alten Grutz das Reisefutteral für seinen Leichnam auf lebendigem Leibe anmißt, ja sogar das mit so feiner und sicherer Hand in das Hauptthema von der komitragischen Gewalt der Erde verwebte Schicksal des verträumten Jungknechts, der — ein heimlicher Dichter — mitten im Sommer auf dem Marktplatz einen Kirschbaum blühen sieht und im Spätherbstnebel über sich die Lerchen tirilieren hört, wofür den Naturschwärmer dann die erste Frühjahrslawine unter sich begräbt — auch all dies edle Gestein, so rein aus der Hand der Heimat und der Poesie empfangen, blieb auf der Bühne stumpf und tot. Nur eine, Rosa Bertens, die Darstellerin der Mena, wohl die größte Sprechkünstlerin, die die deutsche Bühne augenblicklich hat, war so ganz und gar Herrin ihrer Gestalt wie auch des Dialekts, daß kein Wort von ihr verloren ging. Und das braucht dies Stück, weil es so bewußt und überlegt gebaut ist, daß kein Steinchen aus dem Bau entbehrt werden kann. Noch gefährlicher als diese Mißstände, unter denen ja mehr oder weniger alle süddeutschen Stücke auf norddeutschen Bühnen zu leiden haben, war die grundfalsche Auffassung, die sich der alte Grutzhofbauer gefallen lassen mußte. In Wien soll ihn Kainz um eine Note zu „vornehm" gespielt haben. Tausendmal lieber aber das, als die kleinselige, hinterhältig verschmitzte Schleicherart, durch die ihn der Berliner Darsteller in die Armeleutesphäre herabdrückte, anstatt im Gegenteil die Herrennatur und im Umgang mit Acker und Vieh, Haus und Hof, Knecht und Magd den geborenen und berufenen Herrscher zu betonen, der „anzuschaffen", d. h. jedem die richtige Stelle und das richtige Maß der Arbeit zuzuerteilen versteht. Dank dieser, die wichtigste Gestalt von Grund aus verfälschenden Auffassung konnte es geschehen, daß eine ganze Anzahl verständiger Leute, darunter auch alte erfahrene Kritiker, das Stück mit der Vorstellung verließen, sie hätten eine neue, süddeutsch gefärbte Ausgabe der alten naturalistischen Elendsmalerei zu kosten bekommen. Von der „Komödie des Lebens", von dem gelassenen Humor des Schicksals, das nach Tränen und Seufzern, nach schwächlicher Sehnsucht und dumpfem Murren einen Pfifferling fragt, das nur dem Tüchtigen, dem Fordernden und Sichbehauptenden Rede und Antwort steht, von dieser aus der innersten Wahrheit des Menschenlebens geborenen „Idee", die das Stück des Tiroler Dichters trotz aller Verschiedenheit der Mittel und der Anschauung des Schillerpreises wohl wert erscheinen läßt,

davon sahen jene Kurzsichtigen nichts. Sie vermißten „die Fülle der Handlung" und meinten, es sei kein rechtes Bühnenwerk; sie vermißten die „Großzügigkeit" und den „Schwung der Gedanken" und meinten, es sei des Namens Schiller nicht würdig. Soviel bleibt noch immer für das gegenseitige Verstehen zwischen Nord und Süd, für die richtige Wertung und Würdigung der gewandelten künstlerischen Ausdrucksform zu tun übrig.

Vielleicht hätten diese Kunstrichter lieber als dem Schönherrschen Bauernstück — das nebenbei gesagt mit Anzengruber wenig oder gar nichts zu schaffen hat — dem „Anteros" von Erich Korn den Schillerpreis erteilt, einem fünfaktigen Drama, an das kurz zuvor das Friedrich-Wilhelmstädtische Schauspielhaus seine redlichen Kräfte setzte. Darin sind freilich „Ideen" genug, und auch an der „poetisch beseelten Sprache" fehlt es in dieser Tragödie der verschmähten Liebe nicht. Ja sogar das altgeheiligte dramatische Dogma von Schuld und Sühne steht wieder auf. Wenn nur alle diese Erbstücke einer geläufigen Tradition bei dem Epigonen mehr dichterischen Charakterwiderstand aus seinem Eignen heraus fänden, auf daß sie damit nach funkensprühendem Kampf und meinetwegen knirschendem Ringen einen Bund neuer, gegenwartslebendiger Kunst schließen könnten! Wenn aber, wie hier, Glätte auf Glätte, Herkömmliches auf Herkömmliches, Fertiges auf Fertiges trifft, so sucht die „Idee" vergebens nach einem festen Körper, und ehe sie noch all die massenhaft aufgetragenen Nebensächlichkeiten wie ein Schmetterling werbend und naschend umbuhlt hat, ist ihr armes Stundenleben schon dahin.

Auch über Heinrich Lilienfeins „Schwarzen Kavalier", ein „deutsches Spiel" aus dem großen Kriege (Buch bei Egon Fleischel & Co., Berlin), haben Süd und Nord ganz verschieden geurteilt. In München unzweideutig abgelehnt, fand es an demselben Abend in Berlin eine anerkennende Aufnahme, in der ein unverkennbarer Ton aufrichtiger Herzlichkeit mitklang, und auch in der öffentlichen Kritik erntete der Verfasser mehr Aufmunterung als Tadel. Dabei darf man freilich hier nicht vergessen: in München wurde das Stück im Residenztheater aufgeführt, bei uns im Schillertheater, dem bürgerlichen Volkstheater des Ostens — die Gesellschafts- und Bildungssphären, deren Urteil da gleichzeitig angerufen wurde, waren also grundverschieden. So erkläre ich es mir, daß eben dieselbe Schlußszene, deren bildhaft-naive Wirkung in München verstimmte, dem Stück in Berlin den mittleren Erfolg rettete. Auf diese eine Szene: ein Totentanzreigen; der schwarze Kavalier, S. Erlaucht die — Pest, als Vortänzer, die zur Hochzeit geschmückte Braut im Arm; irdische Lust, irdische Leidenschaft, irdische Liebesintrigen durch Tod und Grauen mitten im höchsten Rausche verschlungen — auf dieses bildhaftballadeske Schlußtableau hat der Verfasser allzuviel Vertrauen gesetzt, mehr als ein Drama vertragen kann, mehr als seine in frühern dramatischen Arbeiten („Maria Friedhammer" — „Der Herrgottswarter") bewiesene psychologische Entwicklungskunst nötig gehabt hätte. Offenbar war diese kräftig gesehene Szene der Keim des Ganzen. Er selbst schwoll auf und trieb einen starken Schaft. Das Wurzel- und Zweigwerk aber wollte sich nicht recht entwickeln.

Nur mühsam fand sich zum phantastischen Schlußbilde die Fabel, die Verkettung menschlicher Schicksale: das Verlöbnis des wilden Kriegshauptmanns mit der blonden Schultheißtochter, seine Leidenschaft zu der seinem Blute wahlverwandten Landstörzerin, deren Verdächtigung als Hexe, Vertreibung und Tötung und endlich des Hauptmanns grimmig-wüste Rache, die bewußte und absichtliche Einschleppung der unerbittlichen Krankheit. Diesen Bruch im Organismus kann alle Sorgfalt in der Ausmalung des Zeitmilieus, alle Fülle und Farbe der Sprache, alle zeichnerische Energie in der Charakteristik nicht heilen. Dennoch bleibt auch nach diesem Irrgang eines zum ausgeprägt Dramatisch-Tragischen strebenden Willens das Charakterbild eines Dichters bestehen, der mit den alltäglichen Stückeschreibern nichts zu schaffen hat, der mit Entschlossenheit von dem schwächlichen Getue unsrer bloßen Bühnenartisten und Bühnenästheten hinwegrückt und der dem Drama wiedergeben möchte, worum größere Begabungen es oft leichtfertig betrügen: Geschehnisfülle, Tatenlust und Schicksalswucht.

Das Königliche Schauspielhaus hat sich endlich zu einer Tat aufgerafft. Es spielt Grabbes Hohenstaufendrama „Kaiser Heinrich VI.“ Und wenn damit auch nur von neuem die vielen altbekannten Schwächen neben den wenigen Stärken und Eigenheiten dieses mehr bizarren als selbstwüchsigen Dichters aufgedeckt werden, so ist man doch schon erfreut, in einem so überbescheidenen Hause einmal wieder ernsten Arbeitseifer an ein großes Wollen und an eine trotz böser Entgleisungen imponierende Geschichtsauffassung gesetzt zu sehen. Es darf wohl angenommen werden, daß diese Initiative dem Oberregisseur Georg Dröscher zu verdanken ist, der schon vor zehn Jahren in seinem tapfern Belle-alliance-Theaterchen um Grabbes Dramatik warb. Irr ich nicht, so war damals sogar der Nerv des Grabbestils mit ungleich beschränkteren Mitteln weit besser getroffen als jetzt auf der Königlichen Bühne. Hier hat sich nun mal der Schiller- oder besser der Schillerepigonenstil so gründlich eingenistet, daß er auch durch eine beizende Arznei wie Grabbe nicht zu vertreiben ist. Die Bühne, die heute den Vorläufer Hebbels spielen soll, muß durch den dramatischen Naturalismus der Neuzeit hindurchgegangen sein. Anders gewinnt Grabbe kein eignes Gesicht, und zumal sein Wortschwulst wirkt sonst eher komisch als erhaben. Im Schauspielhause haben dies Stilgebot allenfalls nur Pohl (Richard Löwenherz) und Vollmer (schwäbischer Hauptmann) begriffen.

Von dem Lustigkeitsschwamm, der alleweil grassiert, ist nun glücklich auch Reinhardts Doppelhaus ergriffen worden. In den Kammerspielen macht man aus Gogols „Heiratsgeschichte“, die im russischen Original mit offenen und heimlichen satirischen Stacheln gegen die Beamtenwirtschaft des Zarenreiches gespickt ist, eine Posse mit einer zwar köstlichen Galerie komischer Heiratskandidaten; im Deutschen Theater stickt man auf den groben, geduldigen Kanevas von Nestroys „Revolution in Krähwinkel“ ein neues Couplet- und Simplizissimus-Muster mit Fäden aus den aktuellsten politischen Erregungen. Es ist die Sensation der Saison. Mich soll wundern, wie lange der neue „Lear“ dagegen noch standhält. Friedrich Düsel

Stuttgarter Theater

In Stuttgart wurde eine vieraktige Tragikomödie „Ysbrand“ von Frederik van Eeden* aufgeführt, dem Dichter des „Kleinen Johannes“ und des Romanes „Wie Stürme segnen“, dessen Dramen sich bisher die deutsche Bühne noch verschlossen hatte. Es war ein Wagnis, denn der Dichter geht sehr auf seinem eignen Pfade, und während er dem Hörer keine Konzessionen macht, verlangt er doch viele solche von ihm, zudem liegen van Eedens Stoffe weitab von denen, die der Theaterbesucher von heute erwartet. Im vorliegenden Falle handelt es sich nun gar um das Schicksal eines Mannes, den seine Umgebung mit vollem Recht für einen Psychopathen hält. Es scheint also die Brücke zu fehlen, auf der das schmerzensreiche und traurige Schicksal dieses Sonderlings so nahe an unser Herz heranschreiten kann, daß wir das Empfinden hätten: „Tua res agitur“. An diesen Klippen kann die Aufführung der Tragödie leicht scheitern. Es kommt alles darauf an, daß die Gestalt Ysbrands wirklich als im tiefsten Sinne tragisch, sein Schicksal nicht als ein bedauerliches Sonderschicksal, sondern als eine typische Tragödie, d. h. als die Tragödie eines Menschentypus, die sich täglich wiederholen kann und wiederholt, begriffen wird. Denn so ist es in der Tat. In seinem „Ysbrand“ will uns der Dichter die Tragödie aller jener Menschen erleben lassen, deren Seele allzu eindrucksfähig, allzu empfindlich, allzuwenig egoistisch gebildet ist, um den Stößen und Angriffen der täglichen Wirklichkeit standzuhalten. Ysbrands wahres Leben, das tiefste Leben seiner Seele, geht in einem Reiche zukünftiger Menschheitsentwicklung vor sich, in einem fernen dritten Reich, wo die Seelen gelernt haben einander zu verstehen, und wo als Weltregiererin die große allmächtige und allumfassende Liebe auf dem Throne sitzt. Im steten Anschaun dieser Liebe und in der Erinnerung an seine Frau, bei der er sie einmal für eine kurze Spanne Zeit gefunden hat, lebt Ysbrand inmitten des banalsten Alltagsgetriebes in einsamer Zurückgezogenheit wie auf einem hohen Bergesgipfel. Aber eines Tages zwingt ihn doch der Alltag — Ysbrand hat eine Erbschaft gemacht und soll sich über die Annahme entscheiden — von seiner Höhe hinunterzusteigen, und nun findet er sich nicht mehr zurecht in der Welt und läßt sich zu Taten hinreißen, die es seinen Verwandten dann leicht machen, ihn der Obhut eines Psychiaters anzuvertrauen. Der kommt mit seiner feinausgebildeten diagnostischen Technik schnell zu dem Ergebnis: hier liegt unheilbare geistige Erkrankung vor. Wer das Wesen dieses Ysbrand richtig verstanden hat — im letzten Grunde ist es ja identisch mit dem innersten Wesen eines jeden Dichters —, für den bedeutet jene Schlußszene zwischen Ysbrand und dem Psychiater, die auch meisterhaft dramatisch aufgebaut ist, eine der stärksten tragischen Erschütterungen; denn er empfindet die Unabwendbarkeit des Schicksals: in der heutigen Welt des kurzsichtigen Egoismus gibt es keinen Weg, um diese wertvolle Menschenseele zu retten. Es ist tieferschütternd, wenn Ysbrand das Christuswort ausspricht: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Für Menschen gleich ihm, für die feinsten, gütigsten und weisesten Menschen fehlt in dieser Gegen-

* Buchausgabe: Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Herm. Ehbock, Berlin.

wart noch die Stätte. Früher hat man sie „gekreuzigt und verbrannt", heute nimmt das Irrenhaus sie auf. Das ist des Dramas Ausblick. Wer van Eedens andre Bücher kennt, zumal das tiefe Buch „Johannes der Wanderer", dem klingen Ysbrands visionäre Reden und seine ganze Empfindungswelt wohlvertraut. Der kennt aber auch das Bild einer Menschheitszukunft, in der anders als in diesem Stück die Liebe den Egoismus vom Throne gestoßen hat, und er weiß, daß es sich hier nicht um ein mystisches Nebelbild handelt, sondern daß van Eeden seinen starken Glauben auf der Grundlage eines umfassenden biologischen Studiums gewonnen hat. Das Gebäude seiner philosophischen, religiösen und sozialen Ideale ruht also auf einem festen Grunde, und die Türe zu ihm steht gerade den modernsten Geistern offen. Ganz leicht freilich erschließt sich das Verständnis seiner Lebensanschauung nicht, und daher eben ist das Verdienst der Stuttgarter Hofbühne um so höher anzuschlagen. Möchten ihr bald andre folgen, denn der Holländer van Eeden gehört zu den europäischen führenden Geistern.

Gustav Zieler

Hamburger Theater

Käme es nur auf Fülle und Farbigkeit des Geschehens an, so hätte Leo Lenz mit seiner romantischen Komödie „François Villon, die unser Thalia-Theater herausbrachte, ein Meisterwerk geschaffen. Es ist erstaunlich, wie vieles er in die vier Akte seines nach J. H. Mc. Carthys „If I were king" gearbeiteten Stückes hineinzupressen mochte, so vieles, daß die Bezeichnung romanhafte Komödie weit mehr als der gewählte Untertitel Art und Wert seines Werkes festgelegt hätte. Ludwig XI. — das ist nur in den Hauptzügen angedeutet, der Inhalt des bei Carl Reißner in Dresden erschienenen, mit einer Biographie des historischen François bedachten Stückes — hat in einer Harun-al-Raschid-Laune den haltlosen Dichtersmann, der auf dem Wege ist, ein rechter Lump zu werden, in einer elenden Pariser Kneipe aufgelesen und zum Groß-Konnetabel Frankreichs gemacht. Der Kecke, der in einem frechen Liede den König verspottet und großsprecherisch jeden Vers mit den Worten geschlossen hat: Wie anders ging es in Frankreich her, wenn Villon König von Frankreich wär! — er kann nun zeigen, was in ihm steckt. Freilich: nur sieben Tage soll seine Herrlichkeit währen, dann wartet seiner, als Lohn für die Beleidigung der geheiligten Majestät, der Galgen. Einen Ausweg allerdings läßt ihm der König, der eine teuflische Freude an dem Spiel hat, doch. Gelingt es François Villon die Liebe des Hoffräuleins Katharina von Vaucelles in der bestimmten Zeit zu erringen, dann soll er der Strafe ledig sein. Der König, der sich von der Stolzen verschmäht weiß, ist des sichern Glaubens, daß das nie eintreten könne. Und sollte doch der falsche Groß-Konnetabel Katharinas Liebe erringen, so würde ja eine Aufklärung die Verbindung beider unmöglich machen. François Villon lebt sich nach kurzem verzweifelten Bitten, ihm das Spiel zu erlassen, überraschend schnell in seine Rolle ein. Er ist den gefangenen Kameraden aus der Schenke, von denen ihn niemand erkennt, ein milder Richter. Er nimmt die Herausforderung Burgunds mit edler Hoheit an. Er rettet, von seiner einstigen Geliebten unterstützt, den König aus einer Verschwörung. Und er gewinnt die

Musik

Zuneigung Katharinas, da er sich als der einzige Mann unter einer Schar frecher Höflinge ausweist, und mit dieser Zuneigung die Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens. Als aber der König den Schleier lüftet, da stößt die Getäuschte ihn voller Ekel zurück. Morgen droht die Entscheidungsschlacht und hinter ihr der Galgen! Auch wer Leo Lenz, der geschickt die Situationen auszunutzen weiß, bis hierher Gefolgschaft geleistet hat, kündigt sie ihm nun auf. Der vierte Akt ist nichts als ein Spielen mit dem Galgen. Mit einer Raffiniertheit, die noch weit über die böse Theatralik in Wildenbruchs „Rabensteinerin" hinausgeht, wird versucht, in der großen Menge die Spannung wachzuhalten und zu schüren. Nach ödem, den ganzen Akt füllenden Hin und Her, dessen hier mit keinem Worte gedacht sei, geschieht, was man vorherweiß: Der Dichtersmann erhält die Hand des stolzen Hoffräuleins und mit ihr das Recht auf das Leben. Eines Dichters würdig wäre allein die Lösung gewesen, François Villon über all das elende Tun und Treiben, dem er in den sieben Tagen in die Augen sah, hinauswachsen zu lassen, sei es nun daß er ihm den Tod Erlösung werden ließ von der Erkenntnis, oder daß er die Anekdote von dem historischen François Villon nutzte, der, als er — freilich wegen weit schlimmerer Vergehen — unter dem Galgen stand, sich durch eine Ballade vom Tode errettete. Dann hätte er ihn als einen innerlich Groß- und Festgewordenen durch die Gaffer zurückschreiten lassen können in sein eigenes, neues Leben. Ein Gedicht hätte das Spiel eingeleitet, ein Gedicht hätte es geendet. Der Gespielte hätte durch seine Kraft den Spieler überwunden. Aber es ging Leo Lenz nicht darum, die Menschen zu vertiefen, nicht darum, ihre Herzen reich und stark zu machen. Er wollte nur ein farbenprächtiges, wirksames Theaterstück schreiben und mit allerlei Reizungen, die ihre Wirkung nie verfehlen, die Menge, die unsere Schauspielhäuser füllt, für sich einnehmen. Mit dem lauten Beifall, den ihm die vielen allerorten zollen werden, hat er seinen Lohn dahin.

Von Ernst Hardts „Tantris der Narr", der in Hamburg seine erste Aufführung erlebte, wird im Kunstwart demnächst gesprochen werden. Hans Franck

Vertonungen von Gedichten C. F. Meyers

Wir werden uns des Gedankens entwöhnen müssen, es gebe schlechtweg vertonbare und anderseits überhaupt nicht vertonbare Dichter. Nachdem Hugo Wolf die innigsten und zugleich anschauungskräftigsten Gedichte Mörikes mit seinen wunderbar nachfühlenden Tönen umsponnen hat, nachdem er und andere Keller vertont haben, hat sogar die Meinung einen Stoß erlitten, irgendein Dichter müsse von vornherein leichter komponierbar sein als der oder jener andere. Allerdings, mehr oder weniger der Vertonung entgegenkommende oder sich ihr entziehende Dichtungen wird es immer geben. Wildes Salome über ein großes Orchester zu spannen, das heißt: sie aufs Rad flechten, selbst wenn ein Richard Strauß für diese der Dichtung Bestes zerstörende Gewalttat musikalisches Entgelt bietet. Und so wäre es auch, wollte jemand Hebbels Gyges, Goethes römische Elegien oder Liliencrons Ballade in A-dur mit Musik verbinden: die Unlust an der unvermeidlichen Zerstörung spezifisch dichterischer Schönheiten müßte die mögliche Freude am musikalisch

Neugeschaffenen überwuchern. — Auch Conrad Ferdinand Meyer hat zahlreiche Gedichte hinterlassen, deren zartesten Reiz — in Klang und Wortrhythmus — eine Komposition wahrscheinlich verderben würde. Selbst die musikalisch schöne und gehaltvolle Vertonung Gräbeners (in der „Hausmusik" des Kunstwarts) zum Beispiel hat mich nicht überzeugt, daß das Gedicht „Laß scharren deiner Rosse Huf!" durch Musik irgend etwas gewinnen könne. Das liebebange Flehen in atemlosen und doch eines Herzens volle Glut entströmenden Worten, das leichte Wechseln des Gedankengehalts über der Grundstimmung lebendurstiger Sehnsucht — das alles auszutönen ist der Sprecher, aber nimmermehr der Sänger imstande. Anderseits werden ohne Zweifel dereinst eine Reihe von Kompositionen Meyerscher Gedichte zum Besten aus dem Liederschatz der Deutschen gehören. Einiges Gute wurde uns im Laufe der letzten Jahre bekannt und wir weisen unsre Leser schon heute nachdrücklich darauf hin, wie ja auch die Notenbeilage dieses Heftes Conrad Ferdinand Meyer gewidmet ist.

Der gesättigte Ton des Meyerschen Gedichtes hat nicht Raum für allzu mannigfach bewegte Stimmungsklänge. Ein musikalisches Bild zu gebrauchen: sein Gedicht ist die bewegte Melodie eines Instruments, die farbige Vielheit des Orchesters mangelt ihm. Mehr als ein Instrument meistert der Dichter, und jedem weiß er wundervolle Sänge zu entlocken, aber stets ertönt nur eines, höchstens tun es zwei zugleich. Mehrere widerstreben seinem auf Klarheit und Gedrängtheit gerichteten Sinn. Daraus ergibt sich von selbst die Forderung an den Vertoner, den Eigenton seines Textes zu finden und daraus das musikalische Gewebe zu gestalten. Eine der leitmotivischen ähnliche Tongestaltung, wie sie die Schöpfer unsrer besten Balladen geübt haben, ist geboten — nicht umsonst war Meyer ein Balladenmeister ersten Ranges, auch auf seine Lyrik hat diese Veranlagung starken Einfluß gehabt.

In diesem Sinne scheint mir ein geborener „Meyer-Komponist" Paul Umlauft zu sein, von dem die „Hausmusik" des Kunstwarts bisher vier Gesänge nach Meyerschen Texten gebracht hat. Alle vier sind ungemein glückliche Treffer. Die anmutigen „Liederseelen" finden die Leser in der Beilage dieses Heftes. Außerdem enthalten die „Vier Gesänge" noch das gepreßt-wehmütige und doch lebenbejahende „Hochzeitslied", eine wundervoll schmiegsame Des-dur-Melodie, die allen vier Strophen des Gedichtes sich anzupassen erlaubt, ferner den liebenswürdigen „Reisebecher" und eine überraschend einfache und stimmungskräftige Vertonung des Waldliedes „Jetzt rede du!". Umlauft ist so wenig wie Meyer selbst ein „Palettenkünstler", ein Wort, das Meyer in einem in den „Losen Blättern" dieses Heftes abgedruckten Briefe launig zurückweist, doch steht ihm edles Pathos und schlichte Melodik gleichermaßen zu Gebote. Von schlagender, aber nie verstimmender Deutlichkeit ist zuweilen die leise Untermalung in den Begleitungen, zum Beispiel in dem trotzdem harmonisch einfachen Schluß von „Jetzt rede du!" und in dem Takt, worin die „Liederseelen" mit schemenhaft leiser Stimme ihre Bekenntnisse beginnen. Die „Hausmusik", die bald weiteres von Umlauft bringen wird, veröffentlicht jetzt auch die kräftige, dem gedrängten Text mit staunenswerter Sicherheit angegossene Ballade „Kaiser Friedrich der Zweite".

Fritz Koegels Hauptstärke lag in einer ungewöhnlichen, hier und da sogar bis zur Selbstentäußerung getriebenen Fähigkeit, dem Dichterwort sich unterzuordnen, sein treuer und begeisterter Interpret zu sein. In seinen „Fünfzig Liedern" sind vier Meyersche Gesänge enthalten. Die Notenbeilage gibt als Probe das tiefernste und wundervoll innerlich bewegte „Am Himmelstor". Wie manche schöne Frucht hätte der Frühverstorbene noch pflücken können, wäre es ihm gegönnt gewesen, auf diesem Wege weiter zu wandern!

Auch Felix Draeseke hat nur vier Gedichte Meyers vertont, aber alle vier sind vollwertige Zeugnisse seines sicheren und reifen Gestaltens. Seine „Liebesflämmchen" und „Was treibst du, Wind?" mit ihrer graziösen Beweglichkeit und jener meisterlichen Satzkunst, die Draesekes besonderes Kennzeichen ist, sollte sich kein Freund Meyers entgehen lassen. Von wärmster Empfindung getragen ist besonders der Schluß des ersten Liedes, wo in den wenigen Worten „Das Licht in meinem Herzen Hat längst mich aufgeweckt" der ganze Reichtum tiefen Fühlens in schlichter Melodie und Harmonik aufklingt und überfließt. Geniale Einfälle — zum Beispiel das Spottmotiv in der dritten und das nimmermüde D-moll-Wandermotiv in der ersten Strophe — enthält die liebliche Ballade „Mit zwei Worten", die als dritte Probe in der Beilage dieses Heftes abgedruckt ist. Draeseke hat übrigens in dem melodramatisch behandelten „Mönch von Bonifazio" mit Glück einen Weg gewiesen, auf dem zweifellos noch viel gerade für solche Komponisten zu holen ist, die Meyer zu schätzen wissen.

Der Kunstwart wird gewiß noch öfter Gelegenheit haben, auf diese oder jene Komposition nach Meyerscher Poesie hinzuweisen. Der Anfang dieser Ernte ist ja gemacht — wir haben ausgezeichnete Lieder bereits, und so steht zu hoffen, daß auf dem reichen Felde der Gedichte Meyers noch manche Liederfrucht gesammelt werde. S.

Alexander Ritter

Nun hat ihm Siegmund von Hausegger ein schönes biographisches Denkmal gesetzt, dem alten Kampfgenossen der neudeutschen Musikheroen, und das ist gut so. Wer das Wirken eines Wagner und Liszt richtig ermessen will, muß auch die Leute ein wenig kennen, die sich um sie scharten, muß sehen, wie einem da neben Snobs, Vorteilsjägern, Durchschnittsenthusiasten und Kunstheuchlern auch Menschen von lauterster Begeisterung, edelster Hingebung, selbstloser Treue begegnen. Zu den letzteren gehört Alexander Ritter. Als schöpferischer Musiker verblaßt er auf dem Gebiete des Musikdramas und der symphonischen Dichtung mit seinen Leistungen neben denen seiner großen Vorbilder, obwohl die Oper „Der faule Hans" und der symphonische Walzer „Olafs Hochzeitsreigen" immerhin verdient hätten, eine feste, wenn auch bescheidene Stelle in den Spielplänen und Programmen der Opernhäuser und Konzertinstitute zu behaupten. Seine eigene Note schlug Ritter in Lied an; der Kunstwart hat wiederholt (XII, 1, 2; XVII, 11; XXII, 3) auf diese seine Bedeutung hingewiesen und Proben seiner feinen Lyrik gebracht. Hausegger charakterisiert ihn in seinem Buche sehr glücklich: „Die Betrachtung des Ideenkreises, in dem sich die Dichtungen der Lieder bewegen, lehrt auf den ersten Blick, wie Ritter

nur solche Texte zu Kompositionen wählte, welche seinem Gefühls- und Gedankenleben aufs innigste verwandt waren. Auch die Lieder dienen ihm zum Glaubensbekenntnis. Sein Lieblingsdichter ist Lenau, dessen Dichtungen der gedankentiefen und oft schwermütigen Versenktheit seines Wesens am meisten entsprachen." Richtig wird betont, daß das Vorbild des Lyrikers Ritter der Liederkomponist Liszt gewesen ist. Doch war es diesem „als Nichtdeutschem verwehrt, der Sprache die letzten Feinheiten abzulauschen. Gerade dort, wo an Stelle des bewußten Durchdringens durch den in höchster Kultur geschärften Verstand das naive Mitempfinden aus den unbewußt in uns schlummernden Schöpferkräften der Muttersprache heraustreten sollte, mußte Liszt anhalten. Hier eben ging Ritter einen Schritt weiter. Seine Deklamation ist nicht eine Übertragung der Dichtung in Musik, sondern es scheint, als ob durch sie erst die latente Melodie der Dichtung ihre Gestaltung in Tönen gefunden hätte. Das Prinzip des Aufbaues aber, nach dem Ritter seine Lieder schuf, stellt eine letzte Konsequenz dar, über die nicht mehr hinausgegangen werden kann. Ritter gesteht dem Musiker als solchem auch nicht das kleinste Recht zu, er muß sein Recht stets aus der Dichtung herleiten. Dieses Unterordnen führt ihn aber nicht etwa zum Aufgeben subjektiven Empfindungsausdruckes, nein, es ermöglicht ihm erst recht, dem Liede den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Ebenso würde man fehlgehen, etwa Ritters Lieder als rezitativische Gesänge anzusehen. So wenig ein gutes Gedicht lediglich eine deklamatorische Aneinanderreihung einzelner Sätze ist, sondern ein organisches Ganze darstellt, so wenig wird ein solcher Vorwurf seine Lieder treffen. Bei allem blitzschnellen Sichanschmiegen an die einzelnen Wendungen der Dichtung ist der einheitliche Zug immer gewahrt ... Die Grundstimmung ist so intensiv nachempfunden und so beherrschend, daß alle Einzelheiten ungezwungen sich aus ihr zu ergeben scheinen ... Die Begleitung ist reich, an entscheidenden Stellen tritt sie bedeutungsvoll ergänzend vor, aber das Melos des Liedes liegt immer in der Singstimme, aus ihr allein ergeben sich alle harmonischen und rhythmischen Veränderungen der Begleitung. Zwischenspiele finden sich nur da, wo der Dichter gleichsam einen Gedankenstrich setzt. Nachspiele fehlen fast vollständig". — Man kann das mit vielen Bildern und Faksimiles geschmückte, bei Marquardt & Co. in Berlin erschienene Buch, das auch wertvolle Materialien zur Lebensgeschichte Richard Wagners herbeischafft, sehr empfehlen.

R. Batka

„Das kalte Herz"

Lauter als je erschallt der Ruf nach einer guten Volksoper. Es gibt aber auch nichts Schwierigeres als den Entwurf einer solchen. Ist doch dem heutigen Kulturmenschen die Unbefangenheit, das echt volkstümliche Empfinden verloren gegangen, so daß nur eine tief angelegte, weltfremde Künstlernatur noch im Herzen des Volkes zu lesen und still Geschautes, Miterlebtes oder doch wirklich Nacherlebtes künstlerisch und schlicht zugleich zu gestalten vermag.

Eine solche, auf sich gestellte, dem Zuge des Herzens folgende Natur scheint Robert Konta zu sein, der Schöpfer des „Kalten Herzens", das in Düsseldorf jetzt die Uraufführung erlebt hat. Seine Oper,

nach W. Hauffs Märchen vom Komponisten selbst zu einem knapp gefaßten, klar gegliederten Buch bearbeitet, wirkt eigenartig genug. Man denke: heutzutage ein Bühnenwerk ohne nervenreizenden Stoff, ohne realistische oder allzu sensible Färbung, ohne überfeine, krankhafte Sinnlichkeit! Schlichte Naturkinder als Träger der Handlung, dazu ein guter und ein böser Geist, wie sie die Jugend in ihren Märchen kennt, der lebendige, geheimnisvolle Wald, endlich eine liebevolle, wahrhafte Tonsprache, die frisch und keck auf ihr Ziel losgeht, sich gelegentlich zu gar wundersamen Stimmungsbildern verdichtet — und dann plötzlich motivgepanzert daherschreitet, den eben noch von Waldeszauber träumenden Hörer aufschreckt und zum Denken, zum Überlegen zwingt. „Aha! das Leitmotiv!" Aber der Schreck geht vorüber, man läßt sich vom Komponisten aufs neue in die Märchenwelt verlocken. Leider nur — bis zur nächsten ernüchternden Überrumpelung.

Damit ist eigentlich die Oper gekennzeichnet. Sie veranschaulicht das Ringen eines mit ungewöhnlicher Phantasie gepaarten Tonempfindens mit der Regeln Zwang, den Kampf eines angeborenen, keuschen Talentes mit der modernen Technik der Oper, mit dem Einfluß erfolggekrönter Vorbilder.

Reich quillt der Quell melodischer Erfindung. Fast zu viel fällt Robert Konta ein. Und das Viele fügt sich dann oft nur gezwungen zum Ganzen. Es entstehen reizvolle Vor- und Zwischenspiele, wienerische Tanzweisen von köstlicher Ursprünglichkeit: derb, herb wie die Bauern, die sie tanzen, tanzen mit jubelndem Herzen. Und in die lyrischen Gesangsstellen schleicht sich leise slawisches Tonempfinden ein, als Fremdes, aber als Reizvolles. So weit bleibt Konta sich selbst getreu und bietet er sein Bestes.

Doch nun kommt zum Milieu die Handlung und verlangt nach prägnantem Ausdruck. Das Leitmotiv tritt in sein Recht — und wird zum Leidmotiv der Oper. Märchenpoesie und Dramatik der Volksoper. Das sind die feindlichen Gegensätze, die zu versöhnen die Gestaltungskraft des schwärmerischen Tondichters leider nicht ausreichte.

Schon die Dichtung pendelt zwischen Märchen- und Volksoper hin und her. Als Märchenoper mußte „Das kalte Herz" das Geheimnisvolle, Übernatürliche mehr betonen, es durfte die Dichtung den Duft der Sage nicht von Personen und Handlung streifen. Aber als Volksoper gedacht, hätte das dramatische Element in den Vordergrund treten sollen und hätte selbst die Stimmungsmalerei eine realere Grundfarbe erheischt. Dieser Widerspruch wird besonders am Schlusse fühlbar. Ohne tragische Wendung war der Konflikt eben nicht zu lösen.

Begreiflicherweise bekämpfen sich nun auch in der Musik diese Gegensätze zwischen Tonpoesie und Toncharakteristik. Das Auftreten des Holländer-Michels ist leitmotivisch höchst fesselnd, virtuos gekennzeichnet und zeugt von hoher Begabung. Aber dieses wie andere treffende Motivbildungen zerreißen den Fluß der Schilderung um so augenfälliger, als es zu breiter gesponnenen, Ruhe und Rast bietenden Szenen nicht kommt, und als Konta sich mit bloßen Ansätzen allerdings höchst wirksamer Ideen und Gedankenfolgen begnügt.

Nichtsdestoweniger verraten die persönliche und eigenartige Ausdrucksweise, die mitunter sorglose, oft aber fesselnde Instrumentie-

rung, die Behandlung der Gesangsstimme eine kräftige Begabung. Der Edelwert der gehaltvollen Oper, die ehrliche, warmblütige, bei aller Schlichtheit vornehme Tonsprache, die sie redet, überwiegen den Mangel an Stilgeschlossenheit weit genug, um „Das kalte Herz" zu einer anmutigen Spende zu machen. Schon dadurch, daß die Oper den Weg zu einer gesunden, natürlichen Ausdrucksweise zeigt, ohne die Errungenschaften der Neuzeit zu verleugnen, verdient sie immerhin als Markstein in der Kunstentwicklung Beachtung.

A. Eccarius-Sieber

Riemanns Musiklexikon

erscheint nun in siebenter, auf die Höhe der gegenwärtigen Kenntnis gebrachter Auflage, und gerne empfehlen wir das ausgezeichnete Nachschlagewerk, das Alpha einer jeden musikalischen Bücherei. Selbst den Besitzern der vorigen Auflage (1905) wird nichts übrigbleiben, als die neue anzuschaffen, so sehr hat sich die Musikwissenschaft in den letzten Jahren erweitert. Aber in diesem Tempo geht es nun nicht fort: Man kann dem Musiker nicht zumuten, sich den starken Band alle drei Jahre wieder zu kaufen. Ich schlage deshalb vor, daß Riemann etwa alle drei Jahre Ergänzungshefte erscheinen läßt. Sie würden zugleich sehr willkommene periodische Übersichten über die Entwickelung des Musiklebens und Musikwissens sein und deshalb vielleicht auch etwas ausführlicher gehalten werden können. So behielte das Stammwerk länger seinen Wert und die Ergänzungen würden um so eifriger gekauft.

B

Tschudi

Als die große „Kaiserfrage" im Reichstag besprochen wurde, hatten wir die folgenden Bemerkungen zum Satz gegeben:

„Der Kaiser hat jetzt im Mittelpunkt wer weiß wie vieler Gespräche auch unsrer Leser gestanden. Wir handeln alle Jahre von einer besonders wichtigen Aufgabe zum Christfest, wir wollen auch in allem, was über diese Dinge uns im besondern angeht, erst mit dem nächsten Heft in größerem Zusammenhange reden. Aber eins möchten wir heute schon sagen. Wir wissen ein Dokument, durch das des Kaisers vollziehende Unterschrift die Geister aller derer aufatmen machen könnte, denen im besondern die deutsche Kunst am Herzen liegt, die Kunst nicht als Prunktänzerin für die Zecher am Leben, sondern als Nährerin der Hungernden und als Tränkerin der Dürstenden im Geist, ein Dokument, das klar besagen würde: ich halte mich nicht für unfehlbar, ich bin nicht alt noch schwach noch töricht genug, um aus Erfahrungen nicht zu lernen, ich überlasse den Sachverständigen, was sie besser verstehen müssen als ich, ich wachse noch. Der Kaiser berufe Tschudi zurück! Kein Mann hat an irgendeiner Stelle der deutschen Kunstpflege seiner Pflicht mit reicherer Tatkraft und weiterer Umsicht genügt, keiner auch von höherer Warte aus über den Parteien, und keiner mehr in nationalem Geiste. Was Tschudi allein durch die Jahrhundertausstellung und die Erwerbungen nach ihr für das Deutsche in der Kunst getan hat, davon wird die Geschichte sprechen. Der Kaiser frage nicht uns, nein, irgendwen außerhalb der von ihm angestellten und abhängigen Hofkünstler, Hofkunsthistoriographen und Hofleute sonst, wie die Besetzung der Stelle eines Tschudi durch einen Anton von Werner oder Knackfuß auf die Gebildeten im deutschen

Volk wirken müßte. Und er widerlege, die behaupten, die Ernennung eines dieser Herren liege bereits vollzogen da, oder er ziehe diese Ernennung zurück — man wird auch ihm danken, wenn die Verwaltung der wichtigsten Sammlung neuer Kunst im Reich wieder von Tschudi übernommen wird.“

Das also wartete auf die Maschinen, als der Ausdruck der Bitte um ein erstes Angebinde zur Bekräftigung eines neuen Verhältnisses zwischen Kaiser und Volk auch auf unserm engern Gebiete. Da blitzt der Draht: Tschudi ist zurückberufen. Ist er's wirklich? Man wagt trotz der Bestimmtheit, mit der die Nachricht auftritt, nur zu hoffen, noch nicht zu glauben.

Rudolf Wilke

ist gestorben, todkrank, zurückgeflüchtet in seine Heimatstadt Braunschweig, viel, viel zu früh.

Aber es wird genug geben, die kaum begreifen, warum Kunstfreunde von dem Manne da groß reden. „Ach ja, ein guter Karikaturenzeichner, ein Spaßmacher, über den man wirklich lachen konnte.“ Soviel geben sie zu, vorausgesetzt, daß sie sich überhaupt in ihm zurechtfinden. Viele kennen sich nämlich bei Wilke in all dem Gestrichel und sozusagen Gekrabbel seiner Linien überhaupt nicht aus, besonders in seinen früheren Sachen nicht. Und dann: die Leute, die er schilderte, kommen ihnen doch gar zu pöbelhaft vor. Und ferner und „kurz und gut“: der „ganze Wilke“ ist ihnen zu „häßlich“. Wollte man daraufhin antworten: „ja, ihr erfaßt diese Kunst nicht“, so würden sie meinen: ihr seid „Ästheten“, ihr schätzt da wieder irgend etwas „Formales“, das wir ja möglicherweise nicht verstehen, wir aber gehen auf das „Wesentliche“ aus. Aber wenn Natur weder Kern noch Schale ist, sondern alles mit einem Male, so ist es Kunst geradeso. Wer nur wirres Strichgekribbel bei Wilke sieht, der sieht eben den Zeichner Wilke nicht, wer Pöbel mit gewöhnlicher Gefühlsbetonung des Wortes bei ihm sieht, sieht andres, als er, und wer Häßlichkeit bei ihm sieht, sieht wo anders hin als er. Denn dieses Strichgewirr ist der Ausdruck höchster Fidelität über eine Welt, die zuerst höchst verzwickt ausschaut und aus der sich dann doch, wenn man ihr nah auf den Leib rückt, etwas höchst Charakteristisches herausringelt. Und diese Häßlichkeit ist insofern gar keine, als sie zum mindesten keine Unlust bereitet, weil sie an Stelle der äußern Wohlanständigkeit, die wegbleibt, lachend eine Menge anderes gibt, das für sie entschädigt. Und dieser Pöbel endlich, dieses Bettler- und Gaunervolk faßt Wilke eben nicht wie andre Leute mit Widerwillen und Entrüstung auf, sondern er sieht bei ihm die Seiten, die auch unsre derberen Altvordern mit Behagen gesehn und belacht haben, er sieht an ihnen, „wie leicht sich's leben läßt“ und wie ein Stück Sonnenlustigkeit selbst noch in höchste Armut und Verkommenheit scheint. Daran hat er dann sein Vergnügen, und übermütig gibt er das weiter. Übermütigkeit — Wilkes ganze Kunst scheint bis zum Purzelbaumschlagen übermütig, scheint ein Tollen mit den Strichen, ein Tollen mit den Gestalten, ein Tollen mit den Gedanken. Wer's ein erstes Mal sieht, möchte meinen, der Zufall und der Jux habe den Wilke und kreisle ihn, nicht umgekehrt. Ach nein, hier hält im Gegenteil ein wahres Hexenmeisterkönnen eine lustige Anschauung mit allen lachenden Teu-

selchen, die drin herumturnen, zusammen fest.

So ist der originalste Wilke, es gibt auch einen, der von Bruno Paul und von Thöny gelernt hat. Es gibt auch einen, der die vornehme Gesellschaft vornimmt, und dieser ergeht es dann bei seiner Satire übel. Was wäre aus ihm noch alles geworden? Er war schwerlich von geringerem Schlag als sein Wesens- und Volksstammesverwandter Wilhelm Busch. Wäre der jung gestorben, es hätten auch nur ganz wenige geahnt, was für einer mit ihm ins Dunkel zog.

Ein Rudolf Wilke-Album, „Gesindel" geheißen, ist vor kurzem bei Albert Langen in München erschienen. Für Philister und für junge Damen ist es nichts, auch manche andre Leute mag's vielfach ärgern. Man muß beweglich sein, wenn man mit Wilke mitkommen will.

Über unser Begräbniswesen

nachzudenken, regten die eben vergangenen Totenfeste wieder besonders an. Der Tote wird umgekleidet — mit was für Flittertand, das ist ein Kapitel, das man nur andeuten mag. Dann legt man ihn in den Sarg — welch eine Sammlung von billigen Putz-Nichtigkeiten (hier braucht sich ja gar nichts zu „halten") pflegt schon dieser Sarg zu sein, zumal bei den „bessern" Leichen. Schreiten wir mit auf dem letzten Weg — welch ein Protzen auch da noch an wieviel Stellen! Wer die Luxus-Leichenwagen z. B. in Dresden sieht, den stößt es ab, den ekelt es fast, dieses „Aufmachen", so lange der Erdenrest noch nicht zurückgegeben ist. Hätten wir mehr ästhetische, mehr Ausdrucks-Kultur, wir würden die Roheit empfinden, die in all dem liegt und an ihr ein wenig besser erkennen, wo es auch in uns selber fehlt. Der alte, früher übliche Leichenwagen, das schwarze, breitniedrige, gefahrene Totenzelt, war bis zum Trostlosen düster, aber es hatte gewaltige Ausdruckskraft, die neumodischen, angesilberten Tempelchen bedeuten je „vornehmer" die „Klasse", je mehr ein Spielen mit dem Todeseindruck, das auch die Stunde, wenn der Hammer fällt, noch zur Tragikomödienreißerei macht. Kürzlich ward ich gebeten mitzuhelfen, daß die schöne Sitte des Grußes an den Toten dort wieder auflebe, wo sie erloschen ist. Wo irgendwie würdige Begräbnisformen in Gebrauch sind (und es können ja die einfachsten sein), ich meine, da sollte aus der Sache selbst die Aufforderung dazu durch die Stärke des Eindrucks sprechen. Das modische Begräbnis in den Großstädten aber erregt den Menschen von Kultur zu so zwiespältigen Gefühlen, daß ich nicht weiß: könnte nicht auch der Gruß an den Toten vielenorts wieder nur zu einem Theatern führen? Man kann nichts wünschen, als daß sich keiner scheue, den Toten zu grüßen, wo er sich zum Gruße gedrängt fühlt.

Auf den Begräbnisstätten selbst wird es, alles in allem genommen, besser. Die Kreuze und sonstigen Mäler beginnen nicht nur in den Kunstzentren, sondern schon bis aufs Land hinaus von der neuen Bewegung Vorteil zu ziehen, und wenn auch innerhalb des Neuen an Geschmacklosigkeiten durchaus noch kein Mangel ist, so ist doch die Kritik auch des Publikums immerhin schon strenger. Die Gefahr bleibt ja immer, daß man Nebensachen fürs Wesentliche nimmt, in gewissem Sinne Zufälligkeiten der Formengebung für die Hauptsache: das ernsthafte und schlichte Sich-

Angewandte Kunst

halten an Zweck und Material. Die erste große Friedhof-Neuanlage ist nun auch schon in Gebrauch: der Waldfriedhof bei München; er übertrifft die Anlagen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Schönheit weit, aber Mängel stellen sich, abgesehen von einzelnen verfehlten Denkmälern, die nur eine Unduldsamkeit hätte verhindern können, doch auch in der Anlage heraus. Ich glaube, man erreichte mit einer Mischung von Holz- und Steindenkmälern der verschiedenen Größen und Höhen ein malerischer und zugleich sozial schöneres Bild, als mit der Trennung, die praktisch zu einer Sonderung von Reichen- und Armenquartieren zu führen scheint. Jetzt will man in München noch einen „Begräbnispark" schaffen, „bei dem die Bestatteten in Grüften unter der Erde ruhen und zwar in großen Wandelgängen und Hallen, die, höher und freier als die Klostergrüfte gestaltet, durch direkten Lichtzufluß von der Erdoberfläche ein freundliches Gepräge haben und gleichsam in innigem Zusammenhang mit der Natur stehen sollen, indem diese Gruftstellen gärtnerische Landschaft überdeckt". Thiersch hat dafür „eine ideale Tempelstätte in hellenisch-klassischem Stil entworfen", die „feierlich, friedlich und würdig wirken" soll. Die Besorgnis liegt nahe, daß das auch nur etwas für Reiche oder für Reichste werde; gedeiht der Plan, so wird man vielleicht wünschen, daß man da etwas wie einen Ehrenfriedhof schüfe, dessen stille Wohnungen nicht dem Gelde, sondern den Verdiensten geöffnet werden. Leicht wäre auch dann die richtige „Auswahl" nicht, und selbst darüber ließe sich trotz aller Vorbilder streiten, ob solche „Auszeichnungen" nach dem Tode sittlich von Wert sind. Der Gesichtspunkt der „neuen Sehenswürdigkeit" gehört, mein ich, erst recht nicht hierher. Aber das ist zuzugeben: schön könnte solch ein Parkfriedhof werden, sogar ohne „hellenisch-klassischen Stil".

Hinsichtlich der Pflege alter Friedhöfe ist noch nicht viel Neues zu berichten. Dem leuchtenden Beispiele Wiens, das mit einem Male eine ganze Reihe alter Friedhöfe durch ihre Umwandlung in Parks zu sichern und für die Lebenden zu nützen beschloß, ist noch keine zweite Großstadt gefolgt. Auch die guten Erfahrungen, die eine ganze Reihe deutscher Klein- und Mittelstädte mit der Umwandlung in öffentliche Gärten schon seit langer Zeit gemacht hat, finden nur laue Zustimmung, wo die Bodenpreise zu einem kurzsichtigen Geschäftemachen locken. In Dresden z. B. hat man den alten Annenfriedhof noch vor gar nicht langer Zeit zerstört, und von einer Gestaltung des wundersam schönen alten Eliasfriedhofs zum Volkspark ist auch noch immer nichts zu hören. Der herrlichste Friedhof ganz Deutschlands aber, der Johannisfriedhof zu Nürnberg, ist nicht nur noch immer nicht zum unantastbaren Nationalmonument erklärt, sondern bleibt noch in der schamlosen Verschandelung, die selbst mitten auf die edel gestalteten und geschmückten Steine großer Männer aus der Renaissance modische Steinmetzarbeiten gesetzt hat. Wie man's in Nürnberg mit den alten Friedhöfen getrieben hat, das ist vielleicht von allen Vergehen pietätlosen Banausengeistes gegen edelstes Erbe im ganzen Deutschen Reich das beschämendste.

Der Tod ist das Ernsteste in der Welt, aber er ist auch das Größte in ihr. Und das Größte

kann nie und nimmer nur traurig, kann nie und nimmer etwas sein, das man verzierlichen oder dessen stillen Blick ins Leben hinein man scheuen sollte. Die Antike fürchtete die Erinnerung an den Tod nicht, sie ließ sich von seinen Mälern an den großen Lebensstraßen grüßen. Das Christentum braucht sie wahrlich erst recht nicht zu fürchten, und modernes Heidentum doch wohl auch nicht. Wie man's heute noch zumeist mit dem Tode treibt, das macht unserm Geschlecht alles andre als Ehre und zeigt, daß wir gerade die Erziehung durch den Ausdruck der Todeserhabenheit auch für unser Leben brauchen können. Erst auf dem Grunde der ewigen Ruhe fühlen wir ja auch die sich immer wandelnde Freude tief. A

Rathäuser

Wenn wir die deutschen Rathausbauten der letzten zwanzig Jahre einmal als Sinnbilder unsres Bürgertums um die Jahrhundertwende 1900 nebeneinander stellen könnten: ich glaube, auch die naiven Gemüter würden die Komik davon empfinden. Lauter Steingebäude in deutscher, französischer und italienischer, neuerdings auch in assyrischer Renaissance (wer nennt Ausnahmen?), die nach allem andern eher als nach bürgerlicher Verwaltung aussehen. Und immer mit demselben Turm, der nur dadurch nicht überflüssig ist, daß er den nötigen Unterschied von den modernen Bierpalästen ausmacht, die mit demselben Aufwand von Erkern und Steinen errichtet wurden. Es ist nicht anders zu erklären, als daß einige Prachtexemplare alter Rathausbauten Architekten und Stadtverwaltungen den Sinn für den Zweck eines modernen Rathauses verwirrt haben. Unsre Städte sind aber nicht mehr die politischen und kriegerischen Mächte der Hansazeiten, deren Schiffe auf allen Meeren fuhren und die einen Krieg mit Fürsten nicht zu scheuen brauchten: So ist es auch nicht nötig, daß ihre Rathäuser Trutzburgen sind.

In einem modernen Rathaus sollen die Beamten der Stadt ihre Verwaltungsräume haben und die vom Vertrauen der Bürgerschaft gewählten Bürger ihre Sitzungssäle: das Ganze ist ein Verwaltungsgebäude, das aber (weil es nicht einem beliebigen Geschäft oder einer Regierung, sondern dem Wohl der Stadt dient) zugleich einen repräsentativen Charakter zeigen muß. Aber keinen, der willkürlich aus irgendeiner fremden Welt und Zeit geholt ist, sondern einen, der gewissermaßen das Wesen der Stadt versinnbildlicht.

Für eine solche Aufgabe kann es kaum einen klareren Fall geben, als wenn die Stadt Barmen ein Rathaus haben soll. Denn man wird in Deutschland nach einer Stadt von gleich origineller Bauweise schon suchen müssen. Wer mit der Bahn durchs Wuppertal fährt, sieht einen qualmenden Hexenkessel; wer aber die stillen Seitenstraßen geht, sieht Haus für Haus in der gleichen schlichten Bauweise, die als bergisches Bürgerhaus zurzeit eine gewisse Berühmtheit erreicht hat. Schwarze Schieferbekleidung, grüne Fensterläden, weißes Holzwerk bis auf die meist gelbbraune Tür: das sind die äußerlichen Merkmale; das eigentlich Schöne aber ist die bürgerliche Verwendung, die hier das Rokoko und Empire gefunden haben, die auch in den Patrizierhäusern ihre Schlichtheit nicht verliert.

Weniger an die äußerlichen Merkmale als an deren schlichtbürgerlichen Geist schließt sich der

Handel und Gewerbe

Rathausentwurf von Bonatz und Scholer an, der aus der Jury zwar nicht absolut siegreich hervorging, aber doch das Gelungenste ist, was dabei herauskam: Ein Rathaus ohne Turm, ohne Dachdurchbrechungen, Erker und Balkone, ein schlichter Verwaltungsbau, und dennoch von einer Haltung, die alle Pracht und Feierlichkeit der andern Entwürfe aufgedonnert scheinen läßt. Ein geschlossener Säulenhof, von der Verkehrsader der Stadt, der Wertherstraße, durch zwei Durchfahrten zugänglich, mit einem höchst einfachen, aber würdigen Portal, darin der bürgerliche Stolz der alten bergischen Patrizierhäuser unvermutet aufersteht. Ein wahrer Glücksfall für die Stadt, ihr „angeborenes" Rathaus und gar nicht richtiger für Barmen auszudenken; zugleich für uns alle eine Erlösung aus dem heute üblichen Schema. Ein Rathausbau, der vorbildlich werden könnte und mit dessen Ausführung sich die Barmer ein Verdienst um unsre Kultur erwürben, indem dadurch auch andernorts die Besinnung auf die natürlichen Bedingungen angeregt würde.

Wie man weiß, ist Bonatz Schüler und Nachfolger von Theodor Fischer an der Stuttgarter Hochschule. Wie dessen Universitätsbau zu Jena würde man auch diesen Rathausbau hoffnungsvoll als das Zeichen einer neuen Zeit in Deutschland betrachten können, wo der schlichte Zweckgedanke in heimatlicher Form die sinnlose Prahlerei mit fremden Formen und Materialien überwunden hat, wo das Bürgertum sich auf sich selbst besinnt: auf jenen Stolz, aus dem eben die vielbewunderten Rathäuser des alten Reiches Herrlichkeit überdauerten.

W. Schäfer

Steuersorgen

Vielleicht nicht die allerwichtigste, sicher eine der wichtigsten, unbestritten aber die allerdringlichste sämtlicher nationalen Aufgaben für uns Deutsche ist jetzt das wirtschaftliche Ordnungsschaffen im völkischen Haus und damit vor allem die Steuerreform. Wir pochen auf unser Viermillionen-Heer, aber das Heer tät es im Fall ernster Verwicklungen auch nicht allein, denn wenn zu Raimund Montecuccolis Zeit dreimal Geld zum Kriegführen gehörte, so gehört es heute zwölfmal dazu. Unsre Finanzverhältnisse sind (es scheint wirklich besser, man beschönigt da nicht viel) verlottert. Denn der Mangel an Fähigkeit bei den sie regierenden Herren erklärt wohl viel, aber das schmähliche finanzielle Herunterkommen des Reichs bei gleichzeitiger gewaltiger Entwicklung von Industrie und Handel erklärt er in seiner Ganzheit doch nicht.

Nun liegen die Steuerpläne der Regierung vor, und selbstverständlich erhebt sich über jeden einzelnen Punkt der Streit. Selbstverständlich, denn es versteht sich im öffentlichen Leben ja von selbst, daß die Interessenten alle Steuerprojekte gerechtfertigt finden mit Ausnahme desjenigen, das nach ihrer eigenen Tasche zielt. Selbstverständlich auch aus einem andern Grund: wer sich mit solchen Dingen auch noch so bescheiden beschäftigt hat, der sieht wehmütig nach Frankreichs, Österreichs, Italiens Monopolen und fragt, ob denn für uns tatsächlich schon und unabänderlich für immer die Zeit verpaßt ist, uns auf ähnliche Weise Geld in die gemeinsame Kasse zu schaffen, und ob die theoretischen Bedenken gegen Monopole durch die Erfahrungen der genannten Länder denn wirklich nicht widerlegt sind. Geht es

aber nicht an, uns (unbeschadet aller umstrittenen Steuern und vorbehaltlich aller vernünftigen Steuerreformen sonst) jetzt schnell einmal vorläufige Deckung auf eine Weise zu verschaffen, die jedem zum mindesten gerecht erscheinen müßte? Nicht tunlich wäre eine Ermächtigung an das Reich, die zur Deckung des Haushalts fehlenden Beträge durch einen (vielleicht wieder progressiven) Zuschlag zu der einzelstaatlichen progressiven Einkommensteuer aufzubringen. Denn das würde eine Einheitlichkeit des Einkommensteuersystems in allen Einzelstaaten voraussetzen, die schwer zu erreichen wäre; manche, wie Bayern, haben ja überhaupt noch keine Besteuerung des Gesamteinkommens. Könnte aber nicht einfach eine Reichs-Einkommensteuer festgesetzt werden?

Sogleich kommt der Einwand: die direkten Steuern sind nur für die Einzelstaaten, für das Reich sind die indirekten da. Ja, so halten wir's, und hatten bisher wohl auch zureichende Gründe dazu. Sind aber diese Gründe stärker als die, welche jetzt zu einer Minderung der Not auf so einfachem Wege weisen? Zudem es sich ja nicht etwa um eine Übertragung der Einkommensteuer auf das Reich handeln würde, sondern nur um eine ergänzende zweite Reichs-Einkommensteuer, die je nach dem finanziellen Bedarf höher oder niedriger sein könnte.

Warum wird über so naheliegende Fragen so gut wie niemals öffentlich gesprochen? Es gibt unter den Deutschen einen Prozentsatz, den ich aus Höflichkeit lieber nicht schätzen mag, von Männern, die von all diesen Dingen rein gar nichts verstehen und die doch Reichstagswähler sind. Wo ist der *Aufklärungsdienst* über all solche Fragen für unser Volk? In der Schule, auch im Gymnasium oder Realgymnasium erfährt es so gut wie gar nichts davon, auf den Hochschulen, wenn man bis dahin kommt, treibt man auch vor allem sein „Fach“, und naht dann irgendeine Vorlage, so streiten die berühmten „Interessenten“ um die neue Auflage, wie wenn's ein Fußball wäre, um das hergeflogene fatale Ding endgültig ins gegnerische Lager zu befördern. Jedenfalls finden wir in der Presse sehr selten ein Bemühen, auch dem Nichtbeteiligten und dem Nichtfachmann Fragen wie diese hier nicht von der Arena, sondern von so hoher Warte aus zu zeigen, daß ihre Beziehungen im Ganzen erkennbar sind. Wir brauchen einmal eine Weile lang weniger politische Polemik und mehr Information, wenn unser Volk „politisiert“ werden soll. A

Vom Alkoholkapital

Gesellschaft

Das Alkoholkapital ist das Kapital, das angelegt ist in den Brennereien, in den Brauereien, in den Weinkeltereien und im Handel mit geistigen Getränken aller Art. Das im Wirtsgewerbe angelegte Kapital gehört dem Grundsatze nach nicht hierher, denn dieses Gewerbe ist auch unabhängig vom Alkoholkapital denkbar. Unter den heutigen Umständen, besonders wegen der Tatsache, daß der Wirt, wenigstens in der Großstadt, vielfach lediglich der Zapfer der Großbrauerei ist, laufen allerdings die Interessen der Gastwirte praktisch mit denen des Alkoholkapitals meistens gleich.

Zwischen den Interessen des Alkoholkapitals und den Bestrebungen der Alkoholgegner besteht ein unversöhnlicher Gegensatz. Denn das Alkoholkapital hat seiner Natur

nach ein Interesse daran, daß möglichst viel alkoholische Getränke verzehrt werden. Die Alkoholgegner dagegen suchen das Trinken dieser Getränke möglichst einzuschränken. Als logische Folgerung hieraus ergibt sich für das Alkoholkapital die Bekämpfung der Alkoholgegner. Es beteiligen sich selbstverständlich lange nicht alle daran, die einen Trank Wein oder einen Magenbitter durch Inserate empfehlen, Tatsache aber ist, daß sich in unsrer Presse ein Alkoholkapital als eine Kampfmacht zur Geltung bringt, auf die wir aufmerksam machen möchten. Um so mehr, als dies eben wegen ihrer Geldmacht in andern Blättern sehr selten geschieht.

Dieses Alkoholkapital führt den Kampf gegen die Alkoholgegner seit dem Frühjahr 1903, wo auf dem Bremer Kongreß die Antialkoholbewegung zum ersten Male als Macht im öffentlichen Leben Deutschlands auftrat. Die Stellung des Alkoholkapitals in diesem Kampfe ist deshalb sehr stark, weil ihm ein erheblicher Teil der deutschen Presse Gefolgschaft leisten muß, denn als eine der riesenhaftesten Geldmächte unserer Zeit hat es auch die Fähigkeit, sehr viele und sehr teure Inserate zu bezahlen. Manchem Leser wird vor gewaltigen Sekt- und Schnapsannoncen schon die Frage gekommen sein: Können sich so ungeheure Aufwendungen für diese Waren lohnen? Direkt vielleicht nicht, aber vielleicht unmittelbar, indem sie weitverbreitete Blätter für die Berichterstattung in Alkoholfragen flauer machen. Denn da die meisten unsrer Zeitungen wirtschaftlich von ihrem Anzeigenteil abhängig sind, können sie im wesentlichen nicht anders schreiben, als die großen Inserenten wollen.

In seinem Kampfe gegen die Alkoholgegner hat das Alkoholkapital fünf Waffen angewendet. Zwei davon haben sich als unbrauchbar erwiesen und kommen deshalb jetzt nicht mehr oder nur noch sehr wenig ins Gefecht. Von der dritten wissen wir nicht recht Bescheid, da sie zwar für die Öffentlichkeit, aber doch sozusagen hinter ihr wirkt. Die beiden andern werden fortdauernd und — mit dem Vorwärtsschreiten der Gedanken der Alkoholgegner — immer häufiger gebraucht.

Zuerst, gleich nach dem Bremer Kongreß, wurde der Spott verwendet. Eine große Anzahl von Organen der Tagespresse stand dafür zur Verfügung. Die Alkoholgegner wurden andauernd als unmännlich, als undeutsch, als alte Weiber mit und ohne Unterrock lächerlich gemacht. Aber das Ergebnis entsprach den Aufwendungen nicht, und so ist diese Kampfmethode immer seltner geworden.

Keinen wesentlichen Erfolg hatte auch der Versuch, solche Bekämpfer des Alkohols, die Beamte waren, aus ihren Stellungen zu drängen. Bekannt geworden sind besonders die Fälle Dr. Goldfeld und Quensel. Der Schöneberger Schularzt Dr. Goldfeld hatte 1904 eine Statistik „Über die Verbreitung des Alkoholismus unter den Schulkindern“ veröffentlicht. Die Alkoholinteressenten bestimmten den dortigen Oberbürgermeister durch eine Petition, dem Arzte seine Stellung als Schularzt zu kündigen. Regierungsrat Quensel, Vorsitzender der Steuereinziehungs-Kommission zu Köln, wirkte besonders gegen den Bieralkoholismus. Der „Verein der Brauereien von Köln und Umgegend zur Wahrnehmung berechtigter Interessen“ suchte ihn daraufhin durch eine Beschwerde bei dem

ihm vorgesetzten Regierungspräsidenten beruflich zu schädigen. Der Angriff mißlang in beiden Fällen. Im Falle Goldfeld waren die Stadtverordneten andrer Meinung als der Oberbürgermeister, im Falle Quensel antwortete der Regierungspräsident auf die Beschwerde sehr wenig freundlich.

Die dritte Waffe ist nicht nur die milde „Beeinflussung" durch Anzeigen, sondern die unmittelbare Bezahlung von Zeitungen für den Alkoholdienst. Die Leser des Kunstwarts erinnern sich der Enthüllungen über die Zeitschrift „Das Leben" seitens einer ihrer Mitarbeiter. Diese Zeitschrift ist eingegangen. Ob sie in der angedeuteten Richtung Nachfolger oder längerlebige Genossen hat, entzieht sich natürlich der öffentlichen Kenntnis.

Inwieweit die beiden letzten Mittel bessern Erfolg haben werden, bleibt abzuwarten.

Das dritte besteht darin, einer Verbreitung der Kenntnisse über Alkoholschädigungen entgegenzuwirken. Ein Beispiel dafür, wie in diesem Falle zweckmäßig gearbeitet wird: Am 2. September 1907 hatte der Reichs-Anzeiger (der kraft seiner besonderen Stellung natürlich von Inserenten und besonders auch vom Alkoholkapital unabhängig ist) die Statistik der englischen Lebensversicherungsgesellschaft „The United Kingdom Temperance and General Provident Institution" veröffentlicht. Er schrieb damals in seiner Nr. 209 vom 2. September 1907 unter der Überschrift „Alkoholabstinenz und Lebensdauer": „Den Einfluß der Alkoholabstinenz auf die Lebensdauer lernt man zahlenmäßig kennen aus der seit etwa 60 Jahren geführten Statistik der englischen Versicherungsgesellschaft »The United Kingdom Temperance and General Provident Institution«. Als die Gesellschaft gegründet wurde, prophezeite man ihr einen baldigen Zusammenbruch, da man die Aufnahme von Temperenzlern in eine Lebensversicherung für recht bedenklich hielt. Man glaubte nämlich, die Entziehung des Alkohols sei dem Körper schädlich und verhindere eine lange Lebensdauer. Die Wissenschaft hat seitdem bekanntlich gerade das Gegenteil festgestellt. Doch nahm jene englische Gesellschaft nach einigen Jahren auch Nichttemperenzler als Mitglieder auf. Sie führte aber für diese und die Temperenzler eine besondere Statistik, die heute zur Erkennung des Alkoholeinflusses auf die Lebensdauer von Wert ist. In den Jahren 1841 bis 1901 wurden 31776 Mitglieder aufgenommen, die Nichttemperenzler waren, mit 466943 Lebensjahren und 8947 Todesfällen. Auf die 29094 Temperenzler entfielen bei 393010 Lebensjahren 5124 Todesfälle. Hätten sie eine gleich starke Sterblichkeit wie die Alkoholtrinker gehabt, so müßte diese Todesfallziffer 6959 betragen. Die Sterblichkeit unter den Alkoholtrinkern war also um etwa 36 Prozent höher, als unter den Temperenzlern. Die allgemeine Tatsache der höheren Sterblichkeit der Alkoholtrinker ist bekannt, ziffernmäßig gibt es aber wenig Nachweise, die auf einen längeren Zeitraum und auf eine größere Zahl von Personen ausgedehnt sind." Fast unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Artikels im Reichs-Anzeiger las man nun in einer Reihe von Organen der deutschen Tagespresse das Folgende, gewöhnlich unter der Spitzmarke „Eine merkwürdige Feststellung": „Eine englische Lebensversicherungsgesellschaft hat festgestellt, daß diejenigen Leute, die mäßig Alkohol zu sich nehmen, länger leben als diejenigen, die gar keinen trinken.

In dem Zeitraum zwischen 1841 und 1901 hat sie 31776 Polizen an solche geliefert, die sich jedes Alkoholgenusses enthalten. Die Polizen machten eine Jahressumme von 466943 Jahren aus. Unter diesen gab es 8947 Todesfälle. Während der gleichen Zeit hat die Gesellschaft 29094 Polizen an solche geliefert, die mäßig Wein trinken, mit einer Jahressumme von 393010 Jahren. Darunter waren 5124 Todesfälle. Darnach war die Sterblichkeit unter den Alkohol-Abstinenten 30 Prozent größer als unter den mäßigen Alkoholgenießern." Auch so erscheint also das vom Reichs-Anzeiger verarbeitete echte Material. Nur stehen hier die maßgebenden Zahlen miteinander vertauscht; die Zahlen, die das echte Material für die Abstinenten angibt, nennt man für die Nichtabstinenten und umgekehrt.

Vom Ausland

Die gleiche Methode hat das Alkoholkapital seit dem Jahre 1903 in Dutzenden von Fällen angewendet. Es gibt eigne Zeitungskorrespondenzen, die über derartige Bearbeitungen von Tatsachen über den Alkohol berichten.

Viertens endlich streitet das Alkoholkapital in der Weise, daß es die Abstinenzbewegung bekämpft, gleichzeitig aber in allen ihm angehörigen oder verbündeten Organen der Presse für die „Mäßigkeit" eintritt. Auf den ersten Blick scheint das unzweckmäßig. Denn eine wahre Durchführung des Mäßigkeitsgedankens, die ja die Verringerung des jährlichen Alkoholverbrauches in Deutschland (von dreieindrittel Milliarde Mark!) auf wenigstens ein Sechstel bedeuten müßte, würde das Alkoholkapital genau so ruinieren wie ein Sieg der Abstinenzbewegung. Dennoch hat das Alkoholkapital mit diesem Vorgehen von seinem Standpunkt aus recht: Denn die geschichtliche Entwicklung hat in den Vereinigten Staaten, in England und seinen Kolonien, in Norwegen, Schweden und Finnland allerdings gezeigt, daß das Alkoholkapital lediglich eine Abstinenzagitation zu fürchten hat, daß dagegen der Gedanke der Mäßigkeit nicht klar genug ist, um im Großen eine fühlbare Wirkung zu erzielen. Für unmäßig hält sich eben keiner so leicht, so trinkt er in Frieden weiter, so viel er gewohnt ist, und das Alkoholkapital kommt demnach auf seine Rechnung, wenn es auch nur die Mäßigkeit preist.

Fr. Karlstadt

Geijerstam

Von dem Schlagwort Naturalismus blieb uns, nachdem es in den Händen vieler Leute abgegriffen worden, nicht viel mehr als eine etwas eindeutige Vorstellung. Der naturalistische Dichter verzichtet auf die Erfindungen der Phantasie wie auf die Gefälligkeiten einer poetischen Darstellung, er will nichts anderes als das Leben wahr und getreu wiedergeben, schlicht, derb, ohne Schminke. Nichts ist für sein Auge gering oder wertlos. Wenn er die Wirklichkeit erschöpfend wiedergegeben, hat er seiner Kunst genuggetan. Er sucht die Wirklichkeit dort, wo sie primitiv, breit, lebendig, unverbildet ist. Er schildert den Menschen als ein Stück seiner Umgebung, und wenn er die Stofflichkeit dieser Umgebung, sozusagen das Materielle eines menschlichen Daseins, in ihrem Wesen und Zwang zeigen kann, dann hat er den Sinn der Kunst erfüllt: Spiegel des Lebens zu sein.

So ungefähr sehen wir gemeinhin das literarische Bild des Naturalisten. Die zu deutliche Banalität der Abschreibe- und der Milieutheorie hat im heutigen Be-

wußtsein verwischt, daß jene naturalistische Bewegung von ihrem Anfang an ein wesentlich anders geartetes Kunstideal mit in die Höhe trug, das der psychologischen Individualisierung. Die Tatsachen des Sozialismus und des Proletariats brachten das Typische in den Mittelpunkt der Kunst. Die Tatsachen der jungen Naturwissenschaft führten zur Beobachtung des besonderen Einzelwesens. Beides schien sich zu vertragen, beides war Naturalismus. Zola ist für das eine der Name, und für das andere wurde es, allerdings mit einem großen Mißverständnis seiner eigentlichen Dichterbedeutung, Henrik Ibsen.

Die nordischen Dichter nun, die neben Ibsen und in seinem Schatten den Siegeszug in das mitteleuropäische Geistesleben machten, gaben diesem psychologischen Individualismus eine besondere Farbe und wesentliche Kraft. Die „seelischen Analysen“ wurden zum hauptsächlichen Inventarstück dieser Kunst und man griff nach ihnen. Es gab eine Zeitspanne, da der skandinavisch klingende Name eine bestimmte Empfehlung, ja fast die Verbürgung eines gewissen künstlerischen Wertes bedeuten konnte. Bei uns war die bürgerliche Gesellschaft in eine wirtschaftliche und soziale Krise gekommen, dort in eine intellektuelle. Das wies den Weg der Kunst. An dem einzelnen wurde das ästhetische und sittliche Beispiel vorgeführt. Ein Land der bürgerlichen Individualisten erzeugt kaum ein fesselndes Massenschicksal, aber tausend Geschicke der Krisis, in die das vergangene Jahrhundert in seiner letzten Spanne die Menschheit hineingeführt hatte. Hier etwa stehen Gustaf af Geijerstam und sein Werk.

Man könnte sich wundern, wie fest schon dieser schwedische Name bei den bücherkaufenden Deutschen sitzt. Als braver Schriftsteller gibt er wohl Jahr um Jahr seinen Band von sich, der sofort im Deutschen erscheint, wohlausgestattet bei S. Fischer in Berlin, und dann allmählich aber sicher von Auflage zu Auflage gedeiht. Das sind nie Sensationen, denn nichts liegt Geijerstam so fern, sondern Selbstverständlichkeit: der Buchmarkt notiert das Heimatsrecht in Deutschland. Wodurch ist dieses begründet?

Geijerstam gehört keineswegs zu den großen schöpferischen Dichtern. Man wird ihn einen begabten und sicheren Schriftsteller nennen, vielleicht mit einem gewissen mittleren Talent der Menschengestaltung und poetischen Empfindung. Aber er verfügt über höchste literarische Kultur und Disziplin, und faßt in dieser jenen allgemeinen Willen der psychologischen Menschendurchleuchtung klar und geläutert wie keiner. So grenzt er, als Dichter nur ein Vertreter, seine Kunst zu einem persönlichen Ausdruck ab; nicht durch den Reichtum der inneren genialen Lebendigkeit, aber durch das kluge und gebildete Verfügen über die literarischen Mittel und Absichten.

Seine Romane sehen sich ähnlich, seine Erfindung hat einen etwas erstaunlich geringen Umfang. Man könnte für ein paar der Romane fast das Schema aufstellen: ein junger Mann, Oberlehrer, Bibliothekar heiratet eine junge Frau, hat mit ihr ein Kind und ist glücklich. Da entdeckt man seine geschäftlichen Talente, er verläßt das bescheidene Leben, verzichtet auf die Wissenschaft und wird Bankdirektor. Das Geschäft entfremdet ihm seine Frau, es erscheint ein Dritter, das Kind wird krank und stirbt, geschäftliche Krisen spannen

die Nerven, und dann die großen Abrechnungen, Aussöhnungen, Abschiede. Das klingt, so hingeschrieben, freilich roh, auch muß man es dehnen und verschieben. Es soll nur andeuten, welchen Charakter ungefähr die Fabel gerne nimmt. Die Fabel ist arm, die gesellschaftlichen Typen wiederholen sich und sind ohne Farbe. Das soziale und berufliche Leben ist karg und wenig anschaulich, sozusagen abgeblendet. Man soll nur das eine sehen, die seelischen Dinge zwischen Mann und Frau.

Einer der Romane heißt „Komödie der Ehe". Das Wort Komödie, das an Ibsen anklingen will, gilt nicht im engen Sprachsinn, denn es ist kein lustiges Buch. Gibt man dem Wort den schmerzlichen Unterton, den die Zusammenstellung im Titel weckt, dann könnte es als Aufschrift zu den meisten Werken des Mannes stehen. Denn er ist der Dichter der Ehe und der ehelichen Konflikte. In ein paar Novellen etwa, in dem köstlich frischen Buch „Karin Brandts Traum", da ist die Rede von junger und suchender Liebe. Aber in seiner Dichterart mitcharakterisiert wird Geijerstam eben dadurch, daß er seinen ganzen psychologischen Scharfsinn und alle Disziplin und Diskretion der Darstellung zur Ehe wendet.

Die Ehe ist keine Theorie, an der die Kraft oder die Unzulänglichkeit des einen oder der beiden Gatten dargetan werden. Auch erscheint sie bei ihm nicht als der Schauplatz tragischer Wirrnisse. Das Geschlechtliche tritt fast ganz zurück. Er nimmt eheliche Liebe und Vertrautheit als den Gegenstand einer Untersuchung, die Umbiegung und Neuformung reger Seelen, wie sie aus jeder intimen Gemeinschaft sich geben. Das ist das naturalistische, die außerordentliche Beobachtungsschärfe, die die Bewegungen des Gemüts wie die kritische Kontrolle des Verstandes erfaßt und hinschreibt; ein Perforieren und Auskultieren der Seele, das zwar nicht notwendig mit einem Krankheitsbericht endet, um in der medizinischen Ausdrucksform zu bleiben, aber nach der literarischen Methode sich doch bisweilen einer ärztlichen Diagnose sehr nähert. Das macht die Bücher nicht gerade zu einer besonders unterhaltsamen Lektüre, da sie arm sind an Geschehnis und äußerer Anschaulichkeit von Mensch und Welt. Es wird jedem unbenommen bleiben, Geijerstams Erzählungsstoff und seine „intellektuelle" Darstellung unsympathisch oder langweilig zu finden. Wer nach einem gewisseren Maßstab als dem temperamentvoller Empfindung suchen will, muß solchem Urteil gegenüber die künstlerische Geschlossenheit und Ehrlichkeit von Geijerstams Arbeit aufzuzeigen suchen. Seine poetische Phantasie ist, wenn man so sagen kann, intensiv. Sie schafft kein weites und reiches Bild und Gefüge, aber sie füllt und dehnt einen begrenzten Rahmen mit der mannigfaltigsten, wenn auch leisen Lebendigkeit. Hier sind die Dinge, die Nebensächlichkeiten scheinen, aufgefangen und zusammengestellt und eine Macht geworden. Das Unerklärliche und Unsagbare ist nicht ausgesprochen, aber an die Schwelle des Sichtbaren geschoben. Wenn man auf diese Dinge achtet, dann gewinnt man den starken Eindruck von einer wohlgebildeten und gescheiten Künstlerschaft. Nur Beschränktheit wird ihr das Recht abstreiten wollen. Sie aber begreifen, ist ein anderes, als ihre Grenzen und ihre Bedingtheit vergessen. Ich denke hier an die

Bücher „Frauenmacht“, „Kampf der Seelen“, die „Komödie der Liebe“. Zu ihnen gehört auch das „Buch vom Brüderchen“, das den Dichter so berühmt machte. Dies Werk hat die Vorzüge Geijerstams: die stille und eindringende Darstellung. Es zeigt aber noch deutlicher seine Schwächen: das vorüberträumende Kinderlachen und Kindersterben und das Leid der Mutter werden in der grübelnden und ängstlichen Reflexion — Literatur.

In die Reihe dieser etwas milden, sentimentalen oder gar zu verständigen Bücher schlägt der Bauernroman herein „Nils Tufvesson und seine Mutter“. Er ist so sehr von vollkommen anderer Art als die übrigen Arbeiten des Dichters, daß man über diese Spannungsmöglichkeit erstaunt und überrascht ist. Das Problem, die epische Umgebung, die knappe und zusammengefaßte Führung in der Fabel zeugen für eine ganz abweichende poetische Empfindungswelt, wenn man sie den Geschehnissen zwischen Menschen aus der guten Stockholmer Gesellschaft gegenüberhält. Das Rätsel löst sich in dem Wort: Verstand, das künstlerische Schaffen wird mit dem Verstand geregelt. Dieser findet sich auch in der ungewohnten Umgebung zurecht und empfängt aus dem Stoff den literarischen Stil. Es ist ein grausiger Stoff: Blutschande zwischen Mutter und Sohn, der die junge unberührte Frau geopfert wird; ein Buch mit dunkeln und roten Farben und harten eckigen Linien. In der Mutter zeichnet er wilde, zigeunermäßige Dämonie, ein merkwürdiges Gemisch von roher Sinnlichkeit und überlegener Bosheit, im Sohn den dumpfen gutmütigen schweren Bauernsinn, der früh ganz in die Gewalt des Weibes fiel und ihr mit heiligen Eiden Leben und Glück verschwor. Dazu gehört Mut, das verbrecherische Verhältnis zwischen Sohn und Mutter zum Stoff eines umfangreichen Buchs zu machen. Aber so „romanhaft“ und gesucht das scheinen möchte, wie künstlerisch gewagt, so hat Geijerstam seinen Willen mit großer Sicherheit durchgehalten. Er schenkt dem Leser nichts, ohne plump zu werden, und er treibt ihn in keine Sensationen hinein, die nicht überlegt und begründet wären. So ist das aufregendste und das scheußlichste Verbrechen in feste Formen geklammert. Und man denkt mit einiger Verwunderung an die zerfließenden Seelenbilder anderer Bände. Derber und deutlicher Holzschnitt gegenüber aufgehellter und weicher Koloristik heutiger Pointillisten. —

Ich weiß nicht, ob der fleißige Schwede dem Bild, das wir in seinem heutigen Werk haben, noch wesentlich neue Züge einzeichnen wird. Wahrscheinlich mag er, in der klugen und vorsichtigen Arbeit sicher geworden, noch versuchen, seinen Stoffkreis weiter zu machen. Aber Ziel und Methode seines Schriftstellertums sind in menschlicher und literarischer Entwicklung festgelegt. Daran ändert sich nichts mehr, und diese stehen als eingegrenzte Werte in der modernen Literatur. Sie haben stark persönlichen Charakter, und geben mit dem Namen des Dichters die deutliche Vorstellung einer literarischen und zeitpsychologischen Sonderleistung. Aber man nimmt sie weniger entgegen als freie und befreiende Gabe eines Dichtergemütes denn als Material, im kritischen Urteilen und Zergliedern eines klugen Mannes ein Stück Zeitseele zu verstehen. Theodor Heuß

Bildung und Schule

Tiere in der Schule

spielen, glaube ich, in Deutschland keine Rolle. In England scheint dies anders zu sein, so sehr, daß sogar Tierfreunde und Tierschützer in Fehde liegen über die Haltung von „Schultieren". Es gibt Schulen, in welchen Tauben, Kaninchen, Hühner, Singvögel, Frösche, Fische usw. gehalten werden. Unter die Kinder werden die Ämter der Pflege und Wartung verteilt, und man glaubt dadurch nicht nur der Tierquälerei als solcher entgegenzuwirken, sondern darüber hinaus Teilnahme und Liebe für die Tiere zu erwecken. Man wird auch beobachten können, daß die Engländer im allgemeinen mehr Freude am Tierleben und an seiner Beobachtung aufweisen, als Deutsche. Jedenfalls dürfte die Sache der Aufmerksamkeit jener wert sein, welche der alleinseligmachenden Buchweisheit in den Schulen entgegen und für die lebendige Beobachtung arbeiten wollen. L. K.

Ein „Isländerbuch" für die Jugend*

Mehrere Rezensionen unsrer Isländerbücher haben eine Auswahl für die Jugend verlangt. Dem Wunsche ist gern entsprochen worden; es liegt durchaus „in der Linie" dieses Kunstwart-Unternehmens, der Einführung in jenes so starke und so eigentümliche germanische Schrifttum noch eine weitere, noch einfachere allererste Stufe vorzuschieben. Wer die Geschichten in dieser Jugendausgabe lieben gelernt hat, mag sie dann in den Isländerbüchern „für die Großen" weiter verfolgen, in denen dieselben Erzählungen in breiterer und vollständigerer Form und andere schwerere oder sonst für die Jugend weniger geeignete dazu stehen. Will er sich dann an ganzen ungekürzten Geschichten versuchen, so gibt es neuerdings einige sehr gute Übersetzungen. Besonders die Hühnerthorirgeschichte, deutsch von Andreas Heusler, die beste Übertragung einer Isländergeschichte, die wir überhaupt haben. Nächstdem die Geschichte des Skalden Gisli, übersetzt von Friedrich Ranke.

Zu unsrer Freude hat Andreas Heusler erlaubt, einige seiner schönen Verdeutschungen kleinerer Erzählungsstücke auch in unsre Sammlung herüberzunehmen.

In einer kleinen Einleitung habe ich mir Mühe gegeben, das zur Einführung Allernötigste so zu sagen, daß es für die vorgeschrittenere Jugend, welche die Isländergeschichten selbst lieben wird, also von frühestens zwölf Jahren an, verständlich ist. Weiter Vorgeschrittene habe ich in einem zweiten Teil auch in die Besonderheiten dieser Kunst einzuführen versucht.

Ein Wort über die Isländergeschichten, das ich vor kurzem durch Zufall zu hören bekam, gebe ich weiter: „Was einem alle diese Menschen so sympathisch macht, ist wohl, daß sie keine Berufshelden sind, wie das Altertum sonst immer auftischt, sondern arbeitende Menschen." Ich glaube, daß hierin ein richtiger Gesichtspunkt auch für Jugendbücher aufgestellt ist. Bonus

* Isländerbuch von Arthur Bonus, Jugendauswahl. Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München, Preis in Pappband 2½ M.

Unter uns

Gesundbrunnen 1909

Zum zweitenmal schickt der Dürerbund seinen Jahreskalender aus, und diesmal kommt er früh genug, um vor Weihnachten noch manch ratend Wörtlein mitreden zu können. Denn das gehört ja zum

Beruf dieses Kalenders; er will nicht an erster Stelle kurzweilig unterhalten, er will auch nicht bloß ein Nachschlagebuch für alltäglich Nützliches sein, er will über das hinaus, was jeder Kalender bringen muß, ein überaus ernstes Werk tun: jedem will er sagen, was es heißt, sein Leben gesund einzurichten und wahrhaftig zu führen, um dieses Lebens recht froh zu werden. Der Kalender will auch selber gleich ein Führer sein zu solchem Leben, das sich auf dem Schaffen und Genießen des Echten und Einfach-Schönen aufbaut, wie es uns in Natur und Menschenwerk reich gewährt ist und für das die Sinne dennoch allzuoft blind sind.

Unsere Kalender werden in der Reihe, die mit den Jahren wachsen wird, etwas innerlich Zusammenhängendes darstellen, dessen Wert nicht mit der fortschreitenden Zeit verblaßt. Zum einmal Gesagten werden wir in einem späteren Jahre Neues, mehr Eingehendes zu sagen haben, wie schon jetzt manches, was im vorigen Jahre im allgemeinen erörtert wurde, mehr auf Einzelnes hin betrachtet worden ist. Und Raum braucht der Kalender: der erste Jahrgang zählte 80 Seiten, der zweite ist doppelt so stark. Natürlich muß der Preis einen ebenso großen Schritt vorwärts machen, damit der Dürerbund mit dem Draufzahlen nicht allzusehr belastet werde. Der neue Jahrgang des Gesundbrunnens kostet also 40 Pfennige. Aber wir setzen noch einen Preis für Massenbezug fest, der den Vereinen zugute kommen soll. Denn darauf vertrauen wir, daß der Kalender von seinen Freunden und Mitarbeitern eifrig verbreitet und auf vielen Weihnachtstischen den Gaben beigelegt werde.

Ob er sich dazu eignet, das können vielleicht schon die Titel des Inhalts andeuten: Wanderungen im Winterwald, in der Au, am Weiher, Kunststudien beim Straßendurchwandern, Vom Sternhimmel; Was wir erlebten (Gegenwartsgeschichte); Erzieherkunst: Wie man's nicht machen soll, Wie sag ich's meinem Kinde?, Verderbt die Stimmen eurer Kinder nicht, Kindergeburtstagsfeiern; Zehn Gebote fürs deutsche Heim, Vom Schmuck des Weihnachtsbaums, Dürerrasen, Futterbäumchen, Im Gräbergarten, Vorgärten; Kunst in der Kleinstadt; Schützt Naturdenkmäler; Helfen kann jeder; Wege zu Büchern, Vom Betrachten der Bilder, Billige gute Bilder, Dürerbund-Flugschriften, Wie man Gedichte lesen soll; Vom Zurüsten kleiner Theateraufführungen; Verstehen wir denn das Einkaufen?, Regeln für Schenker; Bücher, die man verschenkt; Echte Farben für Stoffe; Vom Kochen, Essen, Ruhen; Frische Luft — reines Blut; Der größte Feind der Frauen und jungen Mädchen, Wie kleide ich meine Tochter?, Das Schreien der Säuglinge, Hausapotheke. Dazu eine Menge kleiner Einzelratschläge für Haus und Leben.

Den Bildschmuck haben wir diesmal aus dem Schaffen Moritzens von Schwind genommen, auch das Umschlagbild — alte Dinge, die frisch weiterleben; zum Kalendarium zeichnete Karl Hanusch neue launige Bildchen. Im vorigen Jahre half uns Ludwig Richter den Kalender zieren. Das Dichterische des Kalenders ist für 1909 aus Mörike genommen.

Der erste „Gesundbrunnen" behält also seinen Wert. Er ist mit zahlreichen Verbesserungen neu gedruckt worden und kann nach wie vor für 20 Pfennige bezogen werden.

„Kunstwart-Arbeit"

Was uns zu diesem Büchlein bestimmt hat, ist in dem Inserat vom Verlage aus so gesagt, daß sich eine redaktionelle Anzeige darauf beziehen darf. Unser Vorrat an Bildern ist so groß geworden, daß er für den Draußenstehenden nicht mehr übersichtlich ist, zumal der Kunstwart-Verlag wegen der „knappest kalkulierten" Preise unsrer Bilder sie nicht wie andre Verleger insbesondere bunter Reproduktionen überall hin ohne feste Bestellungen versenden kann; bei „Ansichtssendungen" werden immer soundso viele Exemplare verdorben, das darf aber nur sein, wenn die Preise so hoch genommen werden, daß solcher Verlust sich ausgleicht. Die eigentlichen Kunstwart-Bilder sind von uns nicht herangezogen; hätten wir auch sie mit abbilden wollen, so wären wir mit der Illustrationenzahl stark in die Tausende gekommen, und ohne praktischen Wert, da wir ja die im Kunstwart erschienenen Bilder nur in seltenen Ausnahmefällen nochmals verkaufen. Nur die Kunstwart-Unternehmungen haben wir benutzt: die Vorzugsdrucke, die Meisterbilder, und vor allem die Künstler-Mappen, die ja für sich schon zu einer der ausgedehntesten kunsthändlerischen Unternehmungen geworden sind. Nun ergaben sich erfreuliche Nebenwirkungen. Da wir unsre Bilder nicht nur der gegenwärtigen künstlerischen Produktion entnommen hatten, sondern dem gesamten Schaffen der neueren deutschen und fremden Kunst, so ward diese Bilderchenzusammenstellung ganz von selbst zu einer Art „Bilderatlas in der Nuß", zu einem reichlichen Hausbüchlein zum ersten Ausblick über sehr viel des Wesentlichsten der neueren Kunst überhaupt. Und ward damit etwas, was wir in Deutschland noch nicht haben, aber wohl auch als eine bescheidene Sache für sich gut brauchen können.

All diese Bilderfragen jedoch betreffen nur eine Seite der kleinen Veröffentlichung. Die andre zeigt nicht ein halbes Tausend von Bildchen, aber dafür — das dürfen wir doch wohl ohne Überhebung sagen — ein ziemlich stattliches Gesamtbild, nämlich die Überschau über die ganze „Kunstwart-Arbeit" als solche, wie sie jetzt in der Zeitschrift, in den Kunstwart-Büchern, Bildern und Noten und im Dürerbunde geleistet wird. Wie umfassend diese Arbeit bereits ist, geht recht schlagend aus der Tatsache hervor, daß die Aufführung sich auf die äußersten Umrisse beschränken mußte, weil sonst schon allein die Aufführung all der Einzelarbeiten nicht ein „Büchlein", sondern ein dickes Buch gefüllt hätte.

Lebende Worte

Neuheit

Es wäre der Mühe wert, wieder einmal zu untersuchen, worin die Neuheit in der Poesie bestehe: wahrscheinlich käme dabei heraus, daß es überhaupt nichts Neues gibt unter der Sonne. Seit man chinesische Liederchen kennt, welche eine melancholische Landschaftsstimmung ausdrücken, genau wie etwa Lenaus Schilflieder, kann man nicht mehr hoffen, mit etwas menschlich Neuem aufzuziehen, wenn man nicht die etnographischen und dergleichen Dinge für das poetisch Neue halten will. In der Tat ist selbst der Weltschmerz, den man für das Moderne hielt, so alt wie seine zwei Wurzelsilben. Auch in der Form ist es so. Einer, der z. B. neue Metaphern zusammensucht, wird dadurch nicht wahrhaft neu, weil die Metapher überhaupt etwas Uraltes ist. Das Neue wird

überhaupt nicht von einzelnen auszuhecken und willkürlich von außen in die Welt hineinzubringen sein; vielmehr wird es darauf hinauslaufen, daß es der gelungene Ausdruck des Innerlichen, Zuständlichen und Notwendigen ist, das jeweilig in einer Zeit und in einem Volke steckt, etwas sehr Nahes, Bekanntes und Verwandtes, etwas sehr Einfaches, fast wie das Ei des Kolumbus.

G. Keller (Am Mythenstein)

Unsre Bilder und Noten

Mit dem Bilde Conrad Ferdinand Meyers, das wir im Gedächtnis an die zehnte Wiederkehr des Todestages heute den Lesern zeigen, hat es eine seltsame Bewandtnis. Nicht lange vor Meyers Tode erhielt ich es etwa viermal so groß als unsre Wiedergabe unter Glas und Rahmen von ihm zugesandt, zur Begleitung nur seine Besuchskarte und hinter dem Namen C. F. Meyer die unter den Umständen jener Zeit in ihrer Schlichtheit ergreifenden Worte: „Wollte Ihnen noch einen persönlichen Gruß senden." In all den Jahren seither fand ich in keiner Zeitschrift dieses ungemein sprechende Bildnis des Toten wiedergegeben. Als ich mich bei seinen Hinterlassenen erkundigte, erfuhr ich den Grund: von der mir gesandten größeren Photographie wußte man nichts, man kannte nur die kleine Aufnahme und eine recht schlechte, ebenfalls kleine Photogravüre danach, bei der das Gesicht von der Farbe schier zugedeckt war, eine Photogravüre, die übrigens auch nicht in die Öffentlichkeit gekommen ist. Aber meine große Photographie war an der Wand so verblaßt, daß eine gewöhnliche Aufnahme nach ihr wenig geboten hätte. So versuchte ich, ob hier nicht der Duplexdruck helfen könne, das Übereinanderdrucken nach einer bei scharfer und einer bei unscharfer Einstellung aufgenommenen Platte, wodurch die Gegensätze verstärkt werden mußten. Ich glaube, die Leser werden über den Erfolg überrascht sein, wenn sie bedenken, daß hier eine ganz ausgeblichene Photographie als Vorlage gedient hat. Die alten kräftigen Gegensätze sind wieder da, und zugleich sind die Feinheiten z. B. im Gesicht gleichsam wiedererstanden. Das Bildnis ist zu Meyers siebzigstem Geburtstage an seinem Schreibtisch aufgenommen worden. Wer heute in seinen Briefen liest, sieht den feinen Wortewäger vor sich, wie er die spätesten schrieb. Und sieht noch mehr, was ihn vielleicht rühren, ja erschüttern, was ihn jedenfalls in besonderer Liebe dieses Edeln gedenken lassen wird.

Wir zeigen den Lesern noch eine andre eigentümliche Erinnerung an Meyer, die ihnen gerade jetzt besonders wert sein wird: das Gedicht „Der Pilgerim" als Faksimile nach seiner eigenhändigen Niederschrift für den Kunstwart, in dem dieses Gedicht zum ersten Male gedruckt wurde. Wie die Leser sehen, ist die Fassung ganz wesentlich von der verschieden, die sich in Meyers Gedichtsammlung findet.

Unsre Bilder nach Fritz Boehle illustrieren nicht den Aufsatz über Boehle in diesem Heft, aber doch ein paar seiner Bemerkungen. Über die mächtige „Europa" insbesondere bitten wir deshalb dort nachzulesen. Die Spitzertypien nach Radierungen sind Verkleinerungen nach Photogravüren der bei Georg D. W. Callwey in München erschienenen

beiden Sammelmappen. Wer dem „heiligen Georg“ zunächst ins Auge blickt, wird die Stimmung des Ganzen mit einem Schlage „haben“ und kann sich dann immer noch der Komposition als solcher und der Einzelheiten freuen. Die „Schiffer auf dem Main“ zeigen Boehlesche „Heimatkunst“, wenn man bei diesem Worte weder an Sentimentalität noch an Schönfärberei oder Schwäche denken will. Daneben freilich auch den Sach-, Tier- und Menschenschilderer als solchen. Von den sozusagen monumentalisierenden Radierungen Boehles nach einfachen Tätigkeiten haben wir den Lesern kürzlich (Kw. XXI, 21) die „Baumpflanzer“ gezeigt; sie helfen, für eine erste Beschäftigung mit Boehle das Bild seines Wesens einigermaßen zu umreißen. Wir kommen, wie gesagt, auf den Meister zurück.

Vor Rudolf Wilkes Scherzen beklagen wir einen Toten, indem wir all seiner sprudelnden Lebendigkeit genießen. Worte zu diesen Bildern braucht's nicht, wegen des Allgemeineren verweisen wir auf unsern kleinen Rundschaubeitrag.

Auch die Illustrationsbeilage zum Wettbewerb um den Rathausbau in Barmen ist in unsrer Rundschau besprochen worden. A

Über unsre Notenbeilage bitten wir die Leser zunächst den betreffenden Aufsatz in der Rundschau dieses Heftes nachzulesen. — Die drei Hauptseiten von Meyers Dichtung werden unsres Erachtens durch die drei Gedichte gut vertreten: schwermütige, in ein Bild hineingeschaute Lyrik, graziös-gedankenvolles Phantasiespiel und Ballade. So verlangt auch jedes der Lieder einen eigenen, diesen Grundstimmungen angepaßten Ton. Das Umlauftsche Lied, das wir der Hausmusik des Kunstwarts entnehmen, sieht bedeutend leichter aus, als es ist. Man nehme das Tempo ja nicht zu langsam und halte es durch das ganze Lied. Kein Ritardando möge die geisternde Bildhaftigkeit des Vorgangs ins Sentimentale verkehren. Das Crescendo gegen den Schluß hin kann man sich als ein leise anschwellendes „Tutti“ denken, das mit dem letzten Satze freundlich winkend verhallt. — Auch Koegels „Am Himmelstor“ bedarf eines möglichst gleichmäßigen Tempos, um das Traumgeschaute nicht in eine Realvorstellung umzubilden und dadurch als das, was es ist, zu zerstören. Die Begleitung darf aber ja nicht „gewischt“ werden, bei aller Dämpfung (auch der Stimme) ist Klarheit der Linienführung vonnöten. — Mehr Freiheit läßt Draesekes Ballade. Das etwas karge Gedicht gewinnt durch die Vertonung. „Meer und Himmel!“ — dem Sprecher ist es kaum möglich, hier die ganze Stimmung zu geben, aber über dem wundervollen Einsamkeitrauschen der melodischen Begleitung vermag das der Sänger. So füllt die Musik an mehreren Stellen Lücken aus und darf da die Führung übernehmen. Mehr als viele andere Lieder setzen alle Meyerschen Texte unbedingt das Auswendiglernen voraus. Zu unvermittelt wechselt Bild um Bild, folgt Gedanke auf Gedanke, als daß der Sänger oder gar der Begleiter prima vista folgen könnte. Am meisten gilt das natürlich von seinen Balladen. — Draesekes „Mit zwei Worten“ ist wie fast alle Lieder des Meisters bei L. Hoffarth in Dresden erschienen.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

BILDNIS KONRAD FERDINAND MEYERS

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

Digitized by Google

KW

FRITZ BOEHLE

LIBRARY
UNIVERSITY
OF

Vor dem Untersuchungsrichter

„Grüeß God!" — „Vor allen Dingen haben Sie hier nichts zu reden, bevor Sie nicht gefragt sind! Verstanden?! Wo waren Sie in der Nacht vom 26. auf den 27. November vorigen Jahres?" — „Dös woaß i nimmer."

„Soo! Unsere diesbezüglichen Recherchen ergaben, daß Sie als der Mann im Zylinder und hellen Sommerüberzieher rekognosziert sind, der in der Mordnacht in der Nähe des Tatortes gesehen wurde. — Ihr Leugnen bestätigt mir nur, daß wir es in Ihnen mit einem ganz gerissenen Gauner zu tun haben."

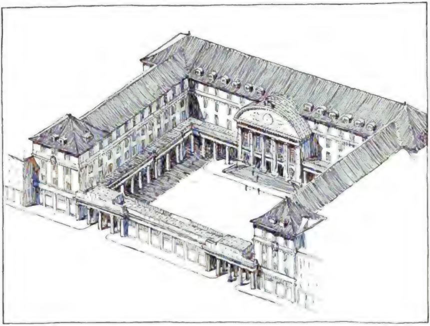
Digitized by Google

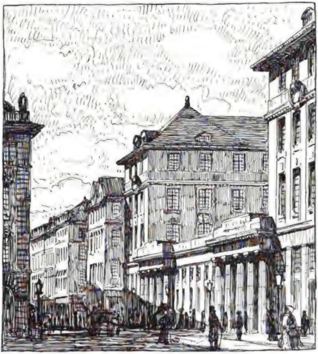
Vor dem Untersuchungsrichter

„Ueberhaupt können Sie mit Ihrer ausgesprochenen Verbrecherphysiognomie mir, einem gewiegten Kriminalisten, nichts weismachen. Der ganze Habitus ist der des typischen Lüstlings. Diese lasterhafte Stirn! Diese viehisch rohe, sinnliche Unterlippe — und noch obendrein diese empörende zynische Gleichgültigkeit!!"

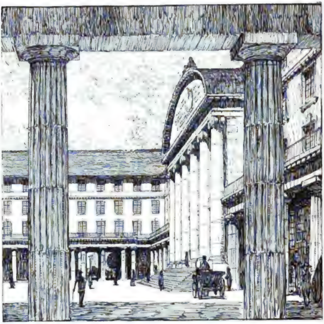
„So!? Sie haben natürlich die Ermordete gar nicht gekannt!! Das wird ja immer schöner! Am Ende behaupten Sie noch gar, Sie sind gar nicht der Hinterhuber!" — „Na, i bin der Dienstmann Mayr. Der Herr Registrator schickt mi, heut abends wär Tarock im Hirschen."

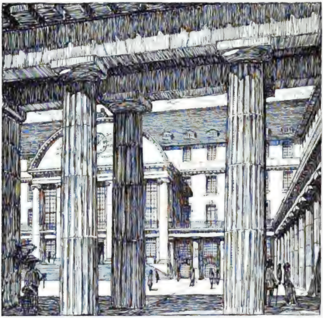
ZU DEM AUFSATZE: RATHÄUSER





Digitized by Google



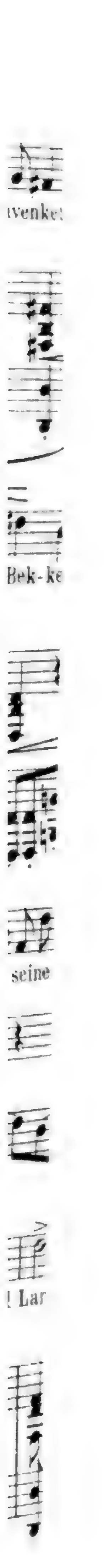


AUS DEM WETTBEWERB UM DAS RATHAUS IN BARMEN

Digitized by Google

Conr. Ferd. Meyer:
LIEDERSEELEN

Gilbert Bek - ket sein.
den ge-bräunt in Sklavenke
sf
f
p
p
drängender
eines E - mirs Töchterlein.
Pilgrim Gil - - bert Bek-k
drängender
f
er ihr entgegen, von des Vol - kes Mund genannt,
ü-ber seine
siegreich
Lie - be wandert mit zwei Worten gläu - big ü-ber Meer und La


Bek-ke
seine

ANDREA MANTEGNA

Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Dezemberheft 1908 Heft 6

Das Volk und der Kaiser

Auch eine Weihnachtsbetrachtung

In der jüngsten Zeit ist es unter der Dynastie im Reich hingegangen, wie durch eine lang beruhigte Landschaft ein schweres Erdbeben geht, an dessen Möglichkeit in diesen Gauen seit Geschlechtern niemand mehr gedacht hat. Keine der alten Bauten ist gestürzt, keine scheint auch nur geborsten, — aber Risse im Verborgenen sehen wir ja nicht, und nun wissen wir, daß sich bewegen *kann*, was das Festeste von allem schien. Selbst Vertreter von Parteien, die sich durch immer gepflegte Überlieferung, durch fast religiöses Gemütsverhältnis und zugleich auch durch politische und wirtschaftliche Interessen mit der Krone am nächsten von allen verbunden fühlten, traten in besonnener Entschiedenheit gegen ihren König auf. „Das Vertrauen im Volk ist auf den Nullpunkt gesunken.“ „Das ist ja eben das Furchtbare, daß die überzeugtesten Monarchisten jetzt dem zustimmen müssen, was ein sozialdemokratischer Redner gegen den Kaiser spricht.“ „Es scheint eine unüberbrückbare Kluft zwischen Kaiser und Volk.“ So klangen Worte von der *Rechten* des Reichstags, und keiner hat ihnen widersprochen.

Während das im Volke und seiner Vertretung gärte, vergnügte sich der Kaiser bei Fuchsjagd und Kabarett. Am Abend nach eben jener bedeutungsvollsten Reichstagssitzung applaudierte er dem Frankfurter Uniontheater-Ensemble auf einem süddeutschen Schloß; der Telegraphendienst mit Berlin wurde erst um Mitternacht wieder aufgenommen. Zu einem befreundeten Monarchen hatte er vorher von „parlamentarischen Schwierigkeiten“ gesprochen, mit denen der Kanzler zu kämpfen habe. Und nach dem Kanzlervortrage noch sprach Seine Majestät zu einem Berliner Bürgermeister davon, daß „aufsteigende Wolken“ ihre Schatten niemals trennend zwischen ihn und sein Volk werfen sollten. Es ist beim Kanzler, es ist beim Parlament etwas in Unordnung, es ist eine „Wolke“ da, die, ungesagt woher, zwischen ihn und das Volk gekommen ist — er selbst ist als Ursache irgendwelcher Art da überhaupt nicht beteiligt. Zur Besserung der Lage ist er bereit, auf ihm liebe Gewohnheiten zu verzichten, und er beweist das durch Handlungen, die ihm außerordentlich schwerfallen müssen. Auch ein Wort würde ja nur wenig sein, aber wir haben bis zu dem Tag, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht einmal ein Wort zum Beweise dafür, daß *der Kaiser überhaupt eine Schuld bei sich selber sieht*. Obgleich doch in all den Jahren seit Bismarcks Abgang zwischen allem Kommen und Gehen der politischen Männer nur einer immer geblieben ist, *er*. Nur einer immer an der Spitze stand in all diesen Jahren eines jetzt zögernden, jetzt beschleunigten politischen Niedergangs aus stolzester Höhe zur Vereinsamung, ja zu einer Verspottung, über die unserseits zu lachen uns leider nur mit Bitterkeit glücken will.

Sieht der Kaiser vielleicht auch diesen Niedergang nicht? Sieht er vielleicht auch in der jetzigen Volksbewegung nur eine schlimmere, eine bis zum Bedenklichen angewachsene Form des „Nörgelns“, das sich gegen des neuen Reiches Herrlichkeit verstockt? Das ist wahr: für einen Rückblick über sein Miterleben muß die ganze Zeit seiner Regierung in einer leuchtenden Kette von Festen strahlen. Es ist noch in keiner Periode der deutschen Geschichte so hoch hergegangen, wie unter ihm.

Der Geschichte — ich glaube, trotz all dem, daß die Schreiber der Geschichte dereinst diesem Kaiser, ich meine: dem Menschen in diesem Kaiser keinen Vorwurf machen werden. Sie werden prüfen, was er als Kraft war, werden prüfen, unter welchen Verhältnissen er stand, werden prüfen, wie sich sein Volk verhielt. Und werden gar nicht erst zu „verzeihen“ brauchen, wenn sie begreifen.

Was Wilhelm der Zweite als Menschenkraft ist, darüber nachzudenken, ist in den weiten Kreisen fern vom Thron keiner früher angeregt worden, als die schon der Beruf mit Kunst beschäftigte. Sofort beim Tode des Großvaters und des Vaters die erstaunliche Gedankenfassung der Telegramme an den Prinzregenten, und nun in langer Reihe das Nationaldenkmal für Wilhelm I., die Siegesallee, die Gedächtniskirche, Wernerbilder, Knackfußblätter, die Eschstruth, Charleys Tante, die Tingeltangelei überhaupt, dazwischen sehr große Worte über Kunst bei keinerlei Handlung für einen der Echten und Bedeutenden, die aufwärts rangen, die gähnenden Standbilder rings im Land, der Kram am Brandenburger Tor, der Dom, schmerzlichsten Anblicks, die „Restaurierungen“, die Maskeraden, die Kleiderabzeichen, die Orden und Titel, die Aufzüge und Reden, die Behandlung von Männern wie Wölfflin und Tschudi, der Hofkinematograph, dazu das eigene künstlerische „Schaffen“, das am Hof so bewundert ward — von all dem bis zum Sardanapal und bis zu dem sorgfältig ausgearbeiteten Reglement fürs Matrosen-Hurrarufen hin heute zu reden, wäre eine überflüssige billige Sache, die nicht einmal mehr Courage verlangte. Wir haben die einundzwanzig Jahre hindurch vom Begas-Denkmal an bis zur „Theaterkultur“ der Hohkönigsburg die wichtigsten Fälle mit Leitaufsätzen, die minder wichtigen mit Dutzenden kleinerer Beiträge behandelt. Die unmittelbare Absicht dabei war zunächst das Aufklären, dann das Aufrufen zum Widerstand, dann aber auch, und je länger je mehr, der Schluß aus der Betätigung auf das Wesen, der Schluß aus der kaiserlichen Kunst auf den Kaiser, auf die Persönlichkeit dessen, von dem so unermeßbar viel für unser Volk abhing. Denn klarer, als es Worte je hätten schildern können, sprach sich dieses Menschen-Ich für den ästhetisch Empfänglichen durch seine ästhetische Betätigung aus, und urbi et orbi sprach es sich vorläufig hier allein aus. So, wie jetzt alle Gebildeten es sehn. Daß der Begriff der Ausdruckskultur kein Hirngespinst, daß geübte Empfänglichkeit für die Erscheinung als Wesensausdruck zur schnellen und tiefdringenden Erkenntnis für ein ganzes Volk von höchster Bedeutung werden kann, dafür hat hier die Entwicklung der Dinge ein Beispiel geboten, das eindringlich bis zur Drohung mahnt. Waren es doch gerade falsch gedeutete ästhetische Eindrücke, war es doch

gerade der „Reiz“ des Kaisers, was die Überschätzung seines Ichs so lange genährt hat, wo man nicht durch die Oberfläche sah.

Jetzt sind wir uns wohl endlich darüber klar: Wilhelm der Zweite ist nicht erster Sachverständiger zugleich für Heer und Marine, für innere und äußere Politik, für Handel und Industrie, für sämtliche Wissenschaften und sämtliche Künste, kurz, er ist nicht Spezialist für alles. Und ist auch kein Universalgenie. Er ist überhaupt kein Genie. Hatte er irgendwelche Verpflichtung, das alles zu sein? Aber es wäre unter seinen Umständen menschlich, wenn auch er selber sich dafür hielte. Ein Mann von einem romantischen Sinn, der an Friedrich Wilhelm IV., von einer Freude an Prunk, die an Friedrich I. erinnert, „kein Philister“, sittenrein (vergessen wir ihm das nicht!), immer ehrlich im Wollen (das hat ihm noch kein Feind bestritten!) und, mit dem Herzen auf der Zunge, im Augenblick Feuer und Flamme für alles, was ihm groß und schön erschien, „impulsiv“ im höchsten Grade. Dabei von einer Intelligenz, wie die vieler andrer eben auch. So kam er als Erbe ungeheuren Reichtums auf den Thron. Nicht die „Schätze der Welt“, auch nicht „Roß und Reisige“, nicht einmal die königliche und kaiserliche Macht, wie sie die Verfassungen bestimmen, waren dieses Erbes gewaltigster Teil. Seit einem Vierteljahrhundert hatte sich ein Zauber damit verbunden, den kein Auge sah und den alle Seelen fühlten: ein Zauber, wie ihn die alten Märchen von Feenringen und Wundersteinen berichten: ein Zauber glomm in der deutschen Kaiserkrone vom jahrhundertelangen Sehnen eines ganzen Volkes fort, das sie erträumt, und streute aus ihr Strahlen von der Kraft der mächtigen Arme, die sie geschmiedet hatten. Wie eine Gloriole umflutete das des Kaisers Haupt. Und der Glanz der Jugend kam auch noch dazu, als er an die Stelle eines ermüdeten Greises und eines duldenden Kranken trat. Da begann's. Der lebhaft wie nur einer war, schien auch stark wie nur einer, und wo das System der verfassungsmäßigen Macht für ihn arbeitete, nahm man's, als wär es persönliche Gewalt, was den Felsen sprengt, wenn der Finger den Schalter am Drahtwerk zusammendrückt. Hei, kamen alle Räder in Lauf! Wie viele nur, weil die Hemmungen versagten, die auch Kraft sind? Es dauerte lange, bis sich das alle fragten. Das Verhalten des Reichstags beim Nationaldenkmal war für jene Zeit typisch: Ein ergebenes Überlassen, ein bereitwilliges Anheimgeben. Und nicht bloß hier, wo sich's ja „nur“ um Kunst handelte. Wo der Kaiser nicht das geringste Recht hatte, nahm man seinen Wunsch schon für das Recht. Ein Verherrlichen, ein Verhimmeln, ein „Majestät sind doch bezaubernd“, wo er nur lächelte, ein Ausdehnen der Hofetikette, die keinen Widerspruch erlaubt, schier auf alle Angelegenheiten überhaupt, in die er hineinsprach, ein Lobpreisen seiner politischen Tätigkeit, so unglaublich es klingt, es ist wahr: als eines „Mehrers des Reichs“ sogar beim Helgoland-Sansibar-Handel, und die Legendenbildung von der Genialität, ja sogar von der Universal-Genialität. Widerspruch kam ihm kaum zu Gehör, die roten Eulenburg-Dünste nebelten mit andern aus hohen Lagen Gewölke über Gewölke um seinen Thron, und vom Volke bekam er nur die Untergebenen zu

sehn, die schweigen mußten oder die Hoch riefen ihm wie jedem, der ihrem Geschmack eine Freivorstellung gab, von der die andern Leute wegblieben, wenn sie konnten. Wär es noch lange so weitergegangen, ich glaube, der Kaiser hätte schließlich dem Zäsarenwahn verfallen müssen, denn der einmütigen Suggestion der gesamten Umwelt hält wohl schließlich auch das gesundeste Gehirn nicht stand.

Aber es konnte ja gar nicht so weitergehn. Bei der Kunst, wie gesagt, begann die Gegenmeinung im weiteren Kreise für die Sehenden zuerst, im engern hatte sie schon längst beispielsweise bei Offizieren begonnen. Überflüssig, zu schildern, wie die Unterströmung stärker ward, je festlicher die Prunkschiffe droben flaggten, böllerten und manövrierten. Schließlich war die Stimmung so, wie sie jüngst einer bezeichnet hat: offen die „Woche", versteckt der „Simplizissimus". Nun ist das kalte Unterwasser droben. Es wäre höchst begreiflich, wenn der Kaiser noch jetzt gar nicht verstehen könnte, was man eigentlich will. Er, dem doch, wohin er nur kam, der Weihrauch gebrannt ward, er soll an irgend etwas Ernstlichem schuld sein? „Parlamentarische Schwierigkeiten für Bülow", dem er „verziehen" hat, „Schatten, die zwischen Fürst und Volk fallen", und wie immer: bester Wille, abzuhelfen. Als ein Angebinde dafür im besondern den Gebildeten: Tschudi bleibt im Amt, was bei des Kaisers Kunstanschauung für ihn ganz gewiß eine große Selbstüberwindung bedeutet.

Bester Wille hat unserm Kaiser noch nie gefehlt, den dürfen wir für alle Zukunft getrost mit in die Rechnung stellen. Die Frage liegt beim Können.

Ich halte es nicht für „furchtbar", was jetzt geschehen ist, ich halte es, wie leider die Dinge lagen, für den Beginn der Rettung. Uns ist einmal in grellem Lichte gezeigt worden, daß wir uns weder auf Krone noch Regierung in alter fauler Weise verlassen sollen. Ein Schwächlingsvolk, das die Klarheit fürchtet, wenn es weiß, daß ohne sie alles noch schlechter stünde! Gott sei Dank, unser Zusammenraffen in diesen Tagen hat gezeigt, daß wir noch keines sind. Daß wir noch lange nicht so tief im Byzantinismus stecken, als viele fürchteten.

Man mag es mit tiefster Trauer oder mit schadenfrohem Frohlocken sagen, es ist so: niemals, so lange Wilhelm II. regiert, kann für uns wiederkommen, was einer der Deutschesten, was Lagarde als die Grundlage alles heutigen Königtums bezeichnet hat: „daß der König der Vertrauensmann der Nation ist". Wie furchtbar das dem monarchischen Bewußtsein sein, wie wenig dabei von Schuld im ethischen Sinne gesprochen werden mag: nicht das Vertrauen in den guten Willen und die guten Motive, aber das Vertrauen in die Kraft des Kaisers ist dahin. Was jetzt geschehen, hat wie ein wandelndes Leuchtturmfeuer zurückgeschienen auf seinen ganzen Weg bisher und zeigt alles darin in diesem Licht. Gerade wer bis heute der Bestgläubige war, muß des Kaisers Gestalt in diesen beiden Jahrzehnten anders sehen, als bisher. Er braucht nicht zu zürnen, er kann bemitleiden, kann achten dabei, kann vielleicht lieben, aber an die Größe dieser Kraft glauben kann er nicht mehr. Wo das

Gedeihen einer großen Nation in Frage steht, muß jede Einzelperson zurücktreten, auch die des Kaisers, und selbst die Frage nach Monarchie oder Nichtmonarchie müßte aufgeworfen werden, wenn das Wohl der Gesamtheit das verlangte. Aber es wird, wer unser Volk kennt, wie es ist, auch unter diesen Verhältnissen noch kaum am Traume einer Republik für eine nahe Zukunft spinnen, als der Staatsform, welche die Auslese des besonders geeigneten Mannes auch für das höchste Staatsamt ermögliche. Wir sind in unsrer Mehrheit keine Republikaner. Dennoch wird schon das Interesse der Bundesfürsten den Kaiser zur Zurückhaltung zwingen, weil sonst der antimonarchistische Gedanke so gewiß bis zu Überraschungen im Dunkel wachsen wird, wie die Stimmung gegen den Kaiser zu aller Staunen im Dunkel gewachsen ist. Vielleicht, daß einer oder der andre Fürst im Geheimen mit dem Gedanken eines Wahlkaisertums für ferne Möglichkeiten spielt. Dem Zwange haben ja in staatlichen Dingen selbst Eide noch niemals Widerstand halten können. Sicher ist nur, daß gerade das monarchische Interesse im Reich die Entwicklung zu streng **konstitutionellem** Wesen einfach zur **Entlastung der Krone** von den Folgen der Mißgriffe verlangt.

So hat die Zeit dem Reichstag eine andre Macht gegeben, als bisher, und jede neue Betätigung des Kaisers im bisherigen Sinne (es **kann** ja an solchen nicht fehlen) muß die Macht des Parlaments stärken. Es ist unabwendbar, daß das Volk, ob von jetzt oder erst von morgen ab, ob in Kampf oder Frieden, ob im Zickzack oder auf geradem Weg, stärker zum Eingreifen in seine Geschicke kommen wird, als bisher. Es ist nicht mehr die Frage, ob unser Volk politisch reif oder unreif ist, es **muß** an die politische Arbeit. Für uns Gebildete besagt das: Was kann geschehen, daß möglichst wenig Schaden daraus erwachse und möglichst viel Gutes?

Vor allem werden wir nicht mehr nach altem Brauch „die da oben“ als Sündenböcke für alles ansehen dürfen. Das ist wohl das erste: daß jeder einzelne sich als **mitverantwortlich** fühlt.

Daraus ergibt sich, daß er im Dienste der Allgemeinheit auch **mitzuwirken** hat.

Wie kann er das nützlich?

Zunächst muß er sich doch wohl um die Fragen der Allgemeinheit überhaupt **kümmern**. Wie steht's mit der Kenntnis unsrer Verfassungen, unsrer staatlichen Einrichtungen im Volk, anders gesagt: mit dem Wissen von den **Möglichkeiten**, wie der natürliche Führer, der Gebildete, aufs Ganze wirken kann? Wir haben am Urheberrechte gesehn, wie ein in manchen Punkten die Volkswirtschaft mit geistigen Gütern schlechterdings verrückt hemmendes Gesetz nicht etwa im Interesse der Urheber, sondern einer kleinen Gruppe von geschäftlichen Ausnutzern gemacht wird. Entsprechend steht es wie oft — weil das Volk die Gemeinwichtigkeit vieler Gesetze gar nicht ahnt. Es ist eben „langweilig“, es ist „fad“, es ist „schulmeisterlich“, sich um diese Dinge zu kümmern.

Uns fehlen Führer, sagt man, wie Männer aus der Gentry, Unabhängige und Hochgebildete, die sich den öffentlichen Dingen widmen. Auch, wenn wir eine deutsche Gentry **hätten**: die politische Tätig-

keit im Reiche, wie sie bisher war, zog den Hochgebildeten und Unabhängigen nicht an, wenn er nicht eine spezifische Neigung und Anlage gerade hierzu mitbrachte. „Liebe zur Sache“ drängt zu Tätigkeiten, bei denen man der Arbeit Wertes erreichen kann. Nicht ein Amt zur Eitelkeitsbefriedigung, die kann man auch bei uns haben, und der eifern ja auch genug Leute bei uns nach. Aber was konnte an sachlichem Ertrag der Parlamentarier bei uns bis jetzt verwirklichen?

Kam er in die Volksvertretung, so fand er: „historisch gewordene“ Fraktionen, ich weiß nicht gleich, wie viele, oder aber: Interessentengruppen, denen der Hausgeist ihrer heiligsten Güter in der Geldtasche nächst dem Herzen wohnt. Der Ausschlag, von den regierenden Herren abgesehn, bestenfalls bei „Kombinationen“, nicht Gründen. Eine höchst bescheidene Wahrscheinlichkeit dafür, daß die allerredlichste parlamentarische Arbeit zu Ergebnissen führte. „Und darum Räuber und Mörder?“ Nämlich in allen Munden und Federn der Gegner — was von der „Wahlkampf-Ästhetik“ gilt, gilt ja von der politischen Polemik nur wenig abgemildert stets.

Aber eine „Gentry“ haben wir auch nicht. Unser Adel in seiner Masse ist Dienstadel, der die Sonne vom Hofe in sich nachwärmen läßt, unser Großbürgertum in seiner Masse ist reichgewordenes Kleinbürgertum, das es wieder dem Adel nachmacht. Ideale aus dem eignen Stande heraus hat nur der „vierte“ entwickelt, das aber sind Klassenideale und müssen es ihrer Herkunft wie ihrer Aufgabe nach sein. Wir können weder der Masse des Adels noch der Masse des Bürgertums von außen her Ideale von ihrem besonderen Wesen einreden: wenn ein eigener Standesstolz, der Zähkraft gegen andre gibt, nicht von selber wächst, so fehlt er eben. Aber ein starkes nationales Leben kann wohl auch ohne die allerhand Standesideale gedeihen. Wenn es nur an gemeinsamen nicht fehlt. Damit mein ich nicht solche, die man eigentlich nicht begehrt, wenn man sich auch, oft außerordentlich lebhaft und beredt, ihrer Pracht freut. Sondern Leitgedanken, die einfach praktisch den Weg erhellen.

Um diese gemeinsamen aus allen den nicht gemeinsamen herauszulösen, aus all dem, was uns trennt: um finden und klar erkennen zu können, was wir denn eigentlich alle zusammen wollen — oder was doch Mehr- oder Minderheiten über die Einzelparteien hinaus wollen —, um das klar zu wissen, müssen wir, glaub ich, uns angewöhnen: zunächst einmal aufeinander zu hören. Nämlich: wie der gescheite Mann auf den gescheiten Menschen. Ich meine: Ohne den Gegner mit unsrer Phantasie ohne weiteres in irgendwelcher Tiergruppe zu vermuten, deren Getön uns sonst nicht zu interessieren pflegt. Wir müssen uns die Kindskopfmanier abgewöhnen, den Andersdenkenden als Narren oder unlautern Gesellen zu betrachten, müssen das Schimpfen und Verdächtigen herüber und hinüber aufgeben, müssen uns unbefangen übereinander unterrichten. Wie geradezu jämmerlich der Aufklärungsdienst zwischen den Parteien und über sie ist, das wissen wir doch. Erst wenn wir im politischen Leben bei jedem Gegner auch das erfassen, was ihn aus psychologischen, sozialen, wirtschaftlichen Ursachen berechtigt, unser

Gegner zu sein, erst dann können wir sachlich mit ihm arbeiten. Das geht nicht? Man blicke z. B. nach England, wie die Parteien dort, völlig gleichgeachtet, sozial nebeneinander stehn. Bei uns wird's schon von rechts wie von links entrüstet gerügt, wenn sich einmal ein Großherzog und ein Sozialdemokrat friedlich miteinander aussprechen.

Man dürfte, scheint mir, überhaupt etwas schärfer nach andern germanischen Kulturländern blicken — nicht um nachzuahmen, aber um zu vergleichen, wie germanische Kulturen sich entwickeln können. Vielleicht: daß man zu der Meinung käme, wir hätten von unsern Germanisierten her zu viel Slawentum im nationalen Denken. Jedenfalls: daß man darüber staunen würde, was alles anderswo „erlaubt" ist, ohne daß der Staat zerbricht, was alles „geht", ohne daß man bevormundet, und wie die körperliche und geistige Bewegungsfreiheit zur Selbsterziehung führt. Ich habe im ersten Oktoberheft unterm Eindruck des Seienden ohne Ahnung des Kommenden von dem gesprochen, was meinen Gesinnungsgenossen und mir als die wichtigste nationale Arbeit überhaupt erscheint: das Organisieren der nationalen Kraft. Wo einer an falscher Stelle steht, erleidet die Gesamtkraft einen Verlust, wir aber suchen lange nicht so vorurteilslos wie die drüben den rechten Mann für einen Platz und die rechte Stelle für einen Mann. Es wird nicht so schnell gehen, bis wir uns dran gewöhnen. Hoffentlich geht's wenigstens mit dem Abwenden von der Theaterkultur schneller. Von dem Hurra- und Hurrahoch-Geschrei, von dem Feuerwerkern und Dekorieren und Paradieren, sei's mit Fahnentüchern, sei's mit Ordensbändern oder Titeln, oder Galavorstellungen oder Liedertafeleien oder „patriotischen" Reden oder Blechmusiktuschen: von all dem, was mit Scheingefühlen von Kraft berauscht und dadurch vom Erkennen der Schäden und von der eigentlichen Arbeit gerade abzieht. Wie haben wir vor 1870 bei der „grrrande nation" gerade das verspottet, was wir ihr dann nachgemacht haben!

„Arbeiten und nicht verzweifeln." Ich bin kein England-Schwärmer. Ich wies schon neulich darauf hin, wie gerade der Vergleich mit England lehrt, welch herrliche Kräfte wir vor ihnen voraushaben. Aber vorurteilslos die Kräfte zu fördern, die eben da sind, vorurteilslos sie zu organisieren, kurz: mit ihnen zu wirtschaften, das verstehen sie drüben besser, wo der Reserveleutnant nicht die Gesellschaft und der Jurist nicht alle Staatsämter regiert, wo selbst Volksschullehrer Minister und tüchtige Männer aus jeder Partei Staatsdiener in hohen Ämtern werden, sogar, so lange sie noch Kraft haben. Wir sind kein Volk von alter politischer Schulung, wir wollen auch eine Menge nicht, was den Engländern passen mag, wir brauchen Eigenbau. Die nationale Aufgabe will's, daß wir unsre Kräfte entwickeln, diese reicheren produktiven Kräfte, als sie irgendein andres Volk besitzt. Lernen wir erst das Wirtschaften damit, so werden wir zu Führern der Welt, so lange sie europäischem Geiste gehorcht. Aber wir müssen endlich mit dem Wirtschaftenlernen Ernst machen, von der Steuerreform bis zur Volkswirtschaft mit den geistigen Gütern hinauf, zu der auch die Volkswirtschaft mit den Begabungen gehört.

Ein paar Jahrzehnte sind in der Geschichte nicht viel, und wir haben schon an uns selbst erlebt, daß die Zeit politischen Rückgangs Kraftsammelzeit ward. Es sieht nicht einmal danach aus, daß unsre Politik in der nächsten Zukunft rückschreiten wird. Es sieht mehr so aus, als läge „das" nun hinter uns in einer großen Wolke von Phrasennebeln und Rauschdünsten. Weihnacht ist Sonnwendzeit, Weihnacht ist Heilszeit. Hoffen wir nicht nur, helfen wir auch, daß diese dunkle Sonnwendzeit einen weit mehr verheißenden Frühling, als den eines Jahres heraufführe! A

Lose Blätter

Aus dem „Deutschen Weihnachtsspiel"

[In dem Büchlein, das sein „Deutsches Weihnachtsspiel" enthält und bei Georg Müller in München erschienen ist, schildert uns Otto Falckenberg anschaulich die Jugend- und Wanderjahre der deutschen Weihnachtsspiele. „Fast tausend Jahre zählen die ältesten dieser Werke, die wir in Deutschland kennen. Noch gehören sie nicht dem Volk; als Elemente religiösen Kults stehn sie im Dienste der Kirche. Liturgische Dialoge, in lateinischer Sprache von Priestern erdacht und zelebriert. Aber der jungen Pflanze fehlt Luft und Sonne und der Nährboden des fruchtbaren Lebens, sie droht zu verdorren oder in bizarre Formen zu verwuchern. Die Kirche selber scheint sich ihres entarteten Geschöpfs zu schämen und verstößt es. Da nimmt die Jugend, beherzt und unbedenklich, sich des Verlorenen an. Fahrende Schüler singen und agieren die Anbetung der Hirten und der Könige. Dabei wird ein harmlos-derbes Scherzwort am rechten Orte heiter aufgenommen, ein zartes Minnelied freundlich geduldet. Die Vaganten tragen die dramatische Darstellung der Weihnachtsgeschichte ins Volk. Vielfältig und seltsam sind die Zwischenformen, die uns hier begegnen. Da kniet der Almhirt vor der Krippe nieder, die das hölzerne oder wächserne Abbild des Jesuskindes birgt. Er singt, er lebt das Gesungene. Mit kindlicher Inbrunst ergibt er sich dem rhythmischen Zwang einer unermüdlich wiederkehrenden Melodie. Er berichtet von der Verkündigung des Engels auf dem Felde, von der Suche nach dem Stall und den dargebrachten Opfergaben. Dies »Ansingen« eröffnet wunderliche Zusammenhänge zwischen Figurenkrippe, Lied und Weihnachtsspiel. Es läßt als eine Art einseitiger Dialog Rudimente dramatischer Form erkennen, und nur wenige Weihnachtslieder sind uns überliefert, die nicht diesen Willen zur Gegenwart, zum Drama verraten, wie er sich noch deutlicher in den »Hirtengesprächen« und den Wechselgesängen des heiligen Paares an der Krippe, dem »Kindelwiegen«, ausdrückt. Noch einen Schritt vorwärts, und wir stehen mitten im deutschen Weihnachtsspiel, das uns in geschlossener Form zuerst im Hessischen begegnet und dann durch fünf Jahrhunderte bis herauf in unsere Zeit die überraschendsten Wandlungen erfährt, die zwischen zeremoniöser Getragenheit und zügellosem Possengelächter denkbar sind. Zwar erstarrt an der Stetigkeit des Stoffs sehr bald die Form zum Schema. Aber ein unendlich farbenvolles Spiel bewegter Kräfte drängt sich in dieser scheinbaren Enge. Alles Ursprüngliche und Einfache des menschlichen Empfindens wird mit der

Überzeugungskraft naiver Traumdeuterei vorgetragen. Verse, Gedanken, Bruchstücke dieses oder jenes Spiels sinken in Vergessenheit und tauchen hundert, zweihundert Jahre später in entlegenen Winkeln, dichterisch oder dialektisch gewandelt, wieder auf. Das geistliche Volkslied, das Reigen- und Minnelied, leiht dem Weihnachtsspiel seine Klänge. Große deutsche Sprachmeister, wie Luther und Hans Sachs, greifen hier und da einen Zug auf oder werfen eine Strophe eigener Schöpfung in den Entwickelungsstrom, der es zu fernen Ufern weiterträgt." Falckenberg hat nun nachgeprüft, was uns erhalten ist, das Ergebnis war ihm wie anderen: „Über die Maßen Schönes im einzelnen, aber nirgends Vollendung im Ganzen; tausend Ansätze, aber nicht eine Frucht."

War es nicht möglich, die halbvergessene Einzelschönheiten zu einem Ganzen zu verbinden, das Lebenskraft hätte? Aus solchen Gedanken versuchte Falckenberg mit vorsichtiger und bescheidener Hand aus den besten Stücken ein wohlgeschlossenes Weihnachtsspiel aufzubauen. Er hielt sich besonders an das Oswalder und das Rosenheimer Spiel, zog auch das Batzendorfer heran und sah sich „nur selten gezwungen, unmerklich ergänzend oder ausgleichend Eigenes hinzuzufügen". „Nie wurde eine Linie verwischt, eine Farbe übermalt." „So wuchs, was in den alten Spielen durch die Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben war, organisch zusammen zu einer neuen Einheit. Uralte Kraft schuf sich selber eine neue, vielleicht die letzte Lebensform: ein deutsches Weihnachtsspiel, dessen Dichter namenlos ist wie die Zeit, und echt wie unser Volk."

Das Falckenbergsche „Deutsche Weihnachtsspiel" wurde zum erstenmal auf einer dreiteiligen Bühne (über deren Einrichtung im Büchlein das Nähere zu lesen ist) im alten Münchner Rathaussaale aufgeführt. Die schönste Bühne mit den besten Schauspielern dafür, meint Falckenberg, sei aber wohl das Weihnachtszimmer im Lichterglanz und die schaffende Phantasie unsrer Kinder. Werden manche unsrer Leser versuchen, ob er recht hat? Unser Stückchen Probe mag seine Werbekraft bei ihnen versuchen.]

◘

Die Krippe. Maria. Eine Schar kleiner Engelchen mit Blumen in den Händen.

Die kleinen Engel singen: Schlaf, Jesulein, zart,
Das Betterl ist hart,
Das Kripperl ist kalt,
Schlaf Jesulein bald.
Ach schlafe, ach tue
Die Augelein zue.
Gib uns, schenk uns
Die ewige Rueh!

O Jesu, mein Kind!
Kalt wehet der Wind,
Es fallet der Schnee,
Tut, Jesu, dir weh.
Ach schlafe, ach tue
Die Augelein zue.

Gib uns, schenk uns
Die ewige Rueh.

Ei, schweige doch, Wind,
Nicht weck uns das Kind!
Sieh, Jesulein, hier
Die Mutter bei dir.
Ach schlafe, ach tue
Die Äugelein zue,
Gib uns, schenk uns
Die ewige Rueh.

Ihr Kinderlein all,
Ihr Hirten zumal,
O laufet geschwind
Und wärmet das Kind!
Ach schlafe, ach tue
Die Äugelein zue,
Gib uns, schenk uns
Die ewige Rueh.

(Während des Gesangs umschreiten die kleinen Engel im Reigen die Krippe und legen, einer nach dem andern, ihre Blumen hinein. Dann schleichen sie behutsam hinaus. Ein fernes Geigensolo verklingt.)

Maria: Sei mir gegrüßt, du edles Kind,
Vom hohen Himmel kommen,
Hast von mir armer, schlechter Magd
Ein Fleisch und Blut angenommen.
Drum nimm ich dich
Und küß ich dich,
(Sie beugt sich über die Krippe)
Mein Jesulein,
Und schließ dich ein
In meinen tiefsten Herzensschrein.
Joseph (tritt herzu): Sei mir gegrüßt, Herr Jesu Christ,
Vom hohen Himmel kommen.
Weil du ein Mensch geboren bist,
Sonst wären wir verloren.
Maria: Joseph, geh hin, ein Licht anzünd!
Was ich dir schaff, verricht geschwind!
Joseph (macht Feuer): Hu! Hu! O mei Maria,
Wie is die heuti Nacht so kalt,
Empfind nit meine Hände bald.
I koch dem Kind a Müesel.
(Er tut es und läßt dabei das Milchkännchen fallen.)
Maria: O, Joseph mein, jetzt ist die Milch zerronna.
Joseph: War mir bald 's Müasel mitsamt 'n Pfandl verbronna.
I will um a frische Milli glei aus,
Du bleibst derweil fei fleißi z'Haus.

Maria: Nein, nein, mein Mann, laß heut nur sein,
Morgen werden wir schon kaufen ein.
Joseph: Js a scho recht, o mei Maria.
Maria: Wer tritt so licht zu uns heran?
Joseph: Was mag das zu bedeuten han?
(Ein Engel tritt ein. Er trägt einen blühenden Rosenzweig.)
Der Engel: Ich bin ein Engel, von Gott gesandt,
Herodes ist in Zorn entbrannt,
Und hat das Gebot gegeben,
Kein Knäblein in seinem Land soll bleiben leben.
So will er sie allsamt lassen erwürgen,
Keines hat für sich keinen Bürgen.
Drum, Joseph, sollst nehmen Maria und das Kind,
Dazu den Esel und das Rind,
Und sollst ziehn nach Ägypten geschwind.
Maria: Ach Gott vom Himmel sei's geklagt,
Daß wir so eilends bei der Nacht
Von hier da müssen scheiden.
Der Engel: Maria, das sollst du nicht müssen erleiden,
Bleibt ruhig, bis daß es zum Morgen geht,
Dann kehr ich zurück und zeig euch selber den Weg.
Joseph: Hab Dank! So bleiben wir ohne Sorgen,
Bis daß du uns führst den Weg gen Morgen.
(Der Engel verschwindet.)

Die Hirten, Bauern und Bäuerinnen treten von links über die Vorderbühne auf.
Beichtl (mit dem Stock aufklopfend): Hoi! Hoi! Js neamd bei der Tür?
Maria: Meine Hirten, wen suchet ihr?
Lenzei: Mei Frau Muada, wir suchen Gottes Kindelein,
Das uns hier soll geboren sein.
Maria: Wenn ihr dieses suchet, so tretet herein!
Hier liegt es bloß im Krippelein.
Beichtl (nähertretend, die anderen drängen nach):
Machts koa Ghetz, daß's nit derschreckt!
Lenzei: St! St! Daß's nit vom Schlaf aufweckt.
Der alte Hirt (an der Krippe): Kloanes Kindel, großer Gott!
Wie liegst du da, es is a Spott!
Bist sunst so a reicha Bua,
Jetzt hast kaum zum lebn gnua.
Kimmst herab vom Himmelssaal
Und liegst in an zrissna Stall,
Täten ja do gnua Häusa sein,
Wo's d häst kina kehren ein.
Der Hüterbub: Sag, was tuast da denga da,
Liegst da auf an Heu und Stroh.
Des Ding des tat i fei net,
J gang liaba in a Bett.
Deine Handeln sein so rot,

Wia-r-a Krebs is nach'n G'sod.*
D' Fuaßln san recht prügelstar,
Daß bald zum dafrieren war.
Komm, na koch i dir an Brei'n,
Wirf an Brocken Buda drein,
Oder i koch dir an Sterz,
Sag na wia da is ums Herz.
Zum Beschluß wir bitten dich
Vom Wolf bewahr uns unser Vieh,
Gib uns Gras und gib uns Heu
Und die ewig Glückseligkeit.
Amen.

Veichtl: Han a Lampel, is net schlecht,
Grad daß ma's absteha mecht,
Das gibt i dir no dazua,
Nacha hast derweil scho gnua.
(Zu Maria)
An Wecken Brot han i bei mir,
Den schenk i allsamt 'n Kind und dir.
Aber hörst, mei Muada, gib den alten Vadern
a-r-an Brocka!

Der alte Bauer: I hätt a an Opfer, du herzliabes Kind;
A Körbel voll Oar und a Polsterl schen lind,
Hab a Jackerl, a Hemberl, zwoa Schuah mitg'numma,
I han's für mich hergricht und brauchs erst auf'n Summa.
Dir tuats hiatzt vonnöten, drum gib i's dir alls,
Und daß i's net vergiß, auch a Haferl voll Schmalz.
(Die Hirten haben ihre Gaben dargebracht.)

Das Büberl: Liabes Büaberl, geh mit mir,
Was i han, das schenk i dir,
Geh nur fein und b'sinn di nit,
Vada, Muada gehn a mit.
's Bett setz' i zum Ofen hin,
Da kannst ruhig schlafen drin,
Gib da no a guati Hüll
Alles muß sein mäuselstill.
Is da aba das zu schlecht,
So mach da mei Herzel z'recht,
Schlaf in diesem ruhig ein,
Bis d' mi nimmst in Himmi ein.

Lenzei: Und wann i hätt a Königreich,
So schenket i's dir gern sogleich,
Doch weil i nix hab in mein Güatel,
So tua i dir halt singen a Liadel.
(Singt)
Wir singen Viktori,
Es ist schon die Zeit,

* Nach dem Sieden

Wo Jesus geboren
Im Kripplein da leit.
Wir fallen zu Füßen
Dem liebreichen Kind,
Es wird uns erlösen
Aus all unserer Sünd.

Maria: Sag Dank, sag Dank, ihr Hirten gut,
Was ihr dem Kind verehren tut,
Das wird euch Gott belohn'n
Am hohen Himmelsthron.

Joseph: Auch ich sag euch schön fleißig Dank
Um euer Opfer und Geschank.

(Ferne feierliche Musik wird, näherkommend, vernehmbar.)

Maria: O Joseph mein,
Was mag das für ein Getümmel sein?
Die Trummel hör ich schallen,
Die Pauken hör ich knallen,
O Joseph mein.

Joseph: Maria mein,
Vor Wundern kann ich mir's nicht bilden ein.
Das muß was Neu's bedeuten,
Daß so viel Herren herreiten
Von Bethleheim.

Die drei Könige (sind unter den Klängen eines feierlichen Marsches mit ihrem Gefolge in den Saal eingezogen und betreten nun die Vorderbühne).

Der junge König: Saht ihr den Stern hier stillestehn?
So wollen wir in den Stall eingehn.

Joseph: Ihr Herren mein,
Wo wollet ihr denn kehren ein
Mit einer so großen Menge?
Die Häuser sind zu wenge
In Bethleheim.

Der alte König: Ihr Befreundte mein,
Wir begehren nicht in die Stadt hinein,
Laßt uns bei euch eintreten,
Daß wir das Kind anbeten,
Das Jesulein.

Joseph: Kommt, folget mir nach und tretet ein,
Hier liegt das kleine Jesulein.

Der junge König (betritt die Mittelbühne):
O großer Gott, o kleines Kind!
In einem Stall ich dich erfind!
Ein weite Reis' hab ich getan,
Bis ich dich hab getroffen an.
König Kaspar ist mein Nam',
Weither aus dem Morgenland ich kam.
Ich trag' mit mir viel edles Gold,
Das verehr' ich dir, du Kindlein hold.

(Er legt seine Geschenke nieder.)

Der alte König (betritt die Mittelbühne):
Ich opfere dir den bitteren Myrrh',
Wie's bei uns König ist Gebühr,
Nimm's hin, holdseliges Kindlein klein
Und laß dir König Melchior befohlen sein.

Der schwarze König (betritt die Mittelbühne):
König Balthasar bin ich genannt,
Die Sonn' hat mich ganz schwarz gebrannt.
Zum Opfer bring' ich dir Weihrauch,
Wie's bei uns König ist der Brauch.
Ich leg meine Krone dir zu Füßen,
Laß deine Gnad auf mich herfließen,
Damit, wenn ich mich von dir scheide,
Voll Segen ich dann heimwärts reise.

Maria: Ihr drei Könige auserkoren,
Vergelt euch's, der da liegt geboren!
Ziehet zurück in eure Reich,
Gottes Segen geleite euch.

Der junge König: O Mutter, eh wir von dannen reisen,
Wollst du uns noch die Gnad erweisen,
Zu küssen dein holdseliges Kind,
Das unser Herz in Lieb entzünd't.

Maria: So nehmt denn hin,
Den seligen Gewinn
Und küsset das Kindlein nach eurem Sinn.

(Während die drei Könige, einer nach dem andern, an die Krippe treten, um das Kind zu küssen, beginnt eine leise, liebliche Musik. Aus dem Himmel tritt, lichtumflossen, der Engel. Mit einer Gebärde, die zum Aufbruch mahnt, erhebt er den Rosenzweig. Maria und Joseph treten an die Krippe.)

Alle (stimmen den Choral an): O du fröhliche,
O du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren,
Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!
(Die Zuschauer stimmen mit ein.)
Welt war verloren,
Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!

(Während des Gesangs ist der Engel mit dem Rosenzweig langsam bis zur Krippe herabgestiegen. Maria hat das Kind aufgenommen und folgt mit Joseph dem voran- und hinausschreitenden Engel.)

Aus Liliencrons „Leben und Lüge"

[Detlev von Liliencrons neues Werk* bringt dem Leser, der den Dichter zu kennen glaubt, zunächst eine Überraschung. Es scheint so wenig vom

* „Leben und Lüge". Biographischer Roman von Detlev von

Wesen unsres feurigen Lyrikers in sich zu haben. Und wer nach dem Untertitel eine Selbst-Biographie erwartete, findet, daß die biographische Weise freilich stimmt, daß aber vom Dichter-Selbst nur wenig enthüllt wird.

So scheint es, so lang man sich an die Handlung hält. Da sind offenbar zwischen dem Wirklichkeitsgetreuen aus des Verfassers Leben bewußt immer wieder Spuren des Erlebens verwischt, so daß der Neugierige sich überlistet und verwirrt sieht. Aber nur von Rechts wegen!

Schaut man genauer zu, so entschleiert sich die Seele des Dichters hier mindestens ebenso redlich wie in der Lyrik seiner mittleren Mannesjahre, und vielleicht nur tiefer als je zuvor. Aber es ist Selbstdarstellung eines Gealterten; nicht eines Greises, doch eines still und müde Gewordenen. Oder am Ende nur eines heute still und müde Gestimmten, dem nach der Aussprache des lastenden Gefühls wieder die heitre Sonne leuchtet, bis zum späten Abend?

▣

Dem gut altpreußischen, vermögenslosen General von Vorbrüggen wird ein später Stammhalter geboren. Die Mutter wendet sich an den letzten Sproß des dänischen Familienzweigs, einen ungeheuer reichen Junggesellen. Der gräfliche Verwandte übernimmt gern die Patenschaft und alle Geldsorgen für den Neugeborenen, ja, er setzt ihn zu seinem Erben ein. Gemäß dem Brauch der dänischen Vettern erhält der Generalssohn in der kleinen westdeutschen Grenzfestung zur Erinnerung an den Ursprung des Geschlechts aus der Provence die Vornamen Devantlepons (devant le pont) und Raimon, nach einem berühmten Troubadour unter den Vorfahren, als Rufnamen aber das dänische Kai (Cajus).

Kai von Vorbrüggen wächst in dem Gartenreich der Festung munter heran. Die körperliche Entwicklung eilt der geistigen anfangs voraus; aber das gleicht sich bald aus. Ein alter Wallmeister, der sich auf alle Stimmen der Natur versteht, ist der beste Freund seiner Kindheit.

In seinem zehnten Jahr verliert Kai den Vater. Der Pate stellt der Witwe und ihrem Kind sein Kieler Stadthaus zur Verfügung. So kommt Kai zu Beginn der fünfziger Jahre nach dem noch dänisch regierten Kiel, besucht dort das Gymnasium, wird zuerst von den Mitschülern als Preuße und „Verräter“ halb tot geprügelt, gewinnt sich aber bald Freunde, durchläuft die Schule mit Ehren und lernt auch zur gegebenen Zeit die selige Not der ersten Liebe kennen.

Das letzte Gymnasialjahr verbringt er in Magdeburg, um nach der Schlußprüfung ins preußische Heer einzutreten. Der stille, etwas scheue Junge wird ein guter Soldat. Eine Zeitlang verfällt er der Spielleidenschaft, aber die Mahnung des Grafen Vorbrüggen und der Ausbruch des deutschen Kriegs reißen den jungen Leutnant aus dieser Gefahr.

Er nimmt tapfer an dem Feldzug von 66, dann als Adjutant an dem von 70/71 teil und wird in beiden verwundet. — Soweit reicht der zweite der vier Teile. „Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant“: so ist er überschrieben und führt bis in die Mitte des Buches. Die Kriegserlebnisse sind darin nach den oder vielmehr durch die Tagebuch-Aufzeich-

---

Liliencron. Sämtliche Werke, Band XV. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin

nungen Kais oder vielmehr Detlevs sehr lebendig aus dem engern Sehwinkel des niedern Offiziers heraus geschildert.

Kais Verwandter und väterlicher Beschützer wird bei einem seiner krankhaften Jähzornsanfälle von mißhandelten Zigeunern umgebracht. Kai Vorbrüggen ist nun Graf und der Herr von Gütern in aller Welt, die ihm ein jährliches Einkommen von einer Million Talern bringen. Der Held von Liliencrons biographischen Roman bleibt fortan (wer hätte das gedacht!) mit der Pflicht bebürdet, ein so riesenhaftes Vermögen zu verwalten. Schon die Kunst, eine unendliche Bettelpost richtig erledigen zu lassen und das rechte Maß der Wohltätigkeit zu finden, fordert ein ernstliches Studium.

Auf einer Südreise, die Kai im nächsten Frühjahr, 1872, unternimmt, erlebt er seine einzige wirkliche Liebe. Er lernt eine schöne österreichische Komteß kennen und lieben; ihr geschieht wie ihm, und die Verlobung wird gefeiert. Doch kurz vor dem Tag der Hochzeit verunglückt das junge Mädchen tödlich. Kai fühlt sich ins Mark getroffen und verwindet diesen Schlag nicht mehr.

„Nach vielen Jahren", um 1900, wird die Erzählung fortgesetzt. Nach jahrelangen Weltreisen auf seinem eignen Ozeandampfer hat er ein Jahrzehnt in wachsender Vereinsamung hingelebt und im Anfang der neunziger Jahre eine gute vornehme Frau genommen, von der wir weiters nicht viel erfahren, als daß sie ihm eine Tochter und anno 1900 einen Sohn schenkt.

Vorbrüggen beschäftigt sich nun schon seit Längerm, genießend und ausübend, mit der Dichtung. In seiner wachsenden Vereinsamung gibt er sich ihr mehr und mehr hin. Er tut viel Gutes, besonders den armen Bauern der Nachbarschaft. Unter der Oberfläche aber läßt er sich mehr und mehr von tiefstem Pessimismus durchdringen. Was „Kai" in dem abgedruckten Dreigespräch sagt, ist doch wohl Detlevs Bekenntnis.

Bald darnach vollendet sich Kai Vorbrüggens Schicksal. Sein ganzes Leben hindurch, von der Geburt, ja von der Liebesstunde der Eltern an stand Kai in seltsamer, dämonisch-freundschaftlicher Beziehung zu einem bestimmten Stern, dem stark leuchtenden Aldebaran, dem Lieblingsgestirn in Liliencrons Lyrik. Wiederholt war er, einem unwiderstehlichen Zwang folgend, einsam mit erhobenen Armen seinem Stern ein Stück entgegengewandert. Nun kommt ein Tag, in der Mitte seiner sechziger Jahre, der die stille Absonderlichkeit des vornehmen Mannes in lauten Irrsinn übergehen sieht, und eine Nacht schließt sich daran, die ihn entschiedener als früher gen seinen Stern wandern und — vermutlich in der See unweit seinem Schloß oder in der verschneiten Heide — allen Menschensinnen entschwinden heißt.

Bei Detlev von Liliencrons ungeschminkter Art gibt es keinen Zweifel über Zahl und Umfang der Stellen, die unmittelbare Kundgebungen von des Dichters eigenen Anschauungen sind. In ihnen enthüllt sich der Pessimismus des enttäuschten Idealisten, schlichter gesagt: des stark und rein Empfindenden, des Vornehmen und Gütigen, der dem Leben gleichwie dem gesamten Weltbetrieb mit allzu unvorsichtiger Vollliebe entgegentrat und anderseits als Anschauungsmensch (man dürfte wohl auch sagen: Anschauungs-Genie) fast ganz auf das Empirische beschränkt blieb, also

daß er nach anscheinend spätem Verlust des alten Gottglaubens keinen höhern Sinn des Ganzen erfassen konnte.

Es entschleiert sich aber am Ende noch tiefer Kennzeichnendes aus dem Unwillkürlichen: tatsächlich kommt in dem ganzen Roman nicht ein böser Mensch vor, nicht eine Schlechtigkeit und außer der einen Niedertracht des Schicksals gegen die Jungverlobten eitel Segen des Himmels. Daraus spricht offenbar doch ein unverwüstlicher Glaube an das Gute, der stärker ist als das bewußte Fühlen und Mitteilen.

Wieviel die Wirklichkeit an der Weltanschauung mitbildet, bemerken wir alle an uns. Zu jenen Erfahrungen nun will die endgültige Stimmung des Helden nicht recht passen. Weit eher würden wir begreifen, daß die Bitterkeit aus den eignen, chronisch-herben Erlebnissen des Verfassers hervorginge und absichtlich mit entgegengesetzten Lebensverhältnissen verbunden sei. Auf alle Fälle: beide Erscheinungen zusammen erst — der Glaube an Welt- und Menschenwert und der Grimm über so vielfältigen Mißbrauch der schönen Möglichkeiten — beide zusammen erst geben den ganzen Liliencron. Darauf gründet sich die eigentliche Bedeutung dieses biographischen Romans.

Die eigenwüchsige Persönlichkeit unsres herrlichen Lyrikers verleugnet sich natürlich auch in der künstlerischen Form von „Lüge und Leben" nicht. Zwar versagt er sich lyrisches und humorisches Ausschweifen über Gebühr, um einen schlichten Erzählerstil zu gewinnen; das gelingt ihm auch, ungleich besser als in dem formlosen Temperaments-Erguß „Der Mäcen". Doch kann er ein echt episches Wesen sich nicht mit Gewalt verschaffen; manches bloße Berichten statt der Darstellung wird nur durch dieses achtenswerte, aber im Kern wenig ersprießliche Streben verursacht.

Mit den Kriegsepisoden, den in Prosazeilen aufgelösten Gedichtproben, den eingestreuten Aphorismen, der eingeflochtenen kleinen Sondererzählung „Wiebke Blunck", mit den Herzenserleichterungen über Literatur und alle Welt, mit der Aldebaran-Romantik, der Passivität des Helden, dem großen Sprung über die besten Mannesjahre und der versöhnenden Schönheit des Ausgangs — mit so viel unterschiedlichen Dingen setzt sich trotz allem der Lyriker durch. Und siehe da — wir* sind wohlzufrieden damit und lassen ausnahmeweise die Regeln Regeln sein.

Als Probe geben wir das Gespräch wieder. Es schiene uns eine Unehrlichkeit, diese Bekenntnisse unsern Lesern vorzuenthalten. Und wir glauben nicht, daß Kais Rede irgendwen verletzen kann, da Liliencron selber sie durch zwei andere Bekenntnisse so ergänzt. Die Duldsamkeit seiner drei Freunde gegeneinander könnte uns allen auch etwas wie eine Weihnachtslehre sein. W. Rath]

Ein Gespräch

Im November waren, wie in der Regel alljährlich, Henning und Klaus in Tangbüttel zum Besuch eingetroffen. Auf diese Tage freute sich Kai am meisten im ganzen Jahr. Henning war schon seit einiger Zeit Kommandierender General des siebzigsten Armeekorps, und Klaus

---

* Anders denken die Lenker der deutschen Familienblätter und Tagesfeuilletons. Liliencrons Roman wurde mehr als siebzig Blättern angeboten, aber keines hat ihn abgedruckt!

war ein berühmter Gelehrter und Weltreisender geworden, der sich „hoher Gönnerschaften und Verbindungen rühmen durfte“. Beide waren auch in ihrem Alter dieselben geblieben wie in ihrem ganzen Leben. Die Freundschaft der drei hatte bisher niemals einen Knacks erfahren.

Kai hatte sie, wie stets, auf dem Bahnhof abgeholt: diesmal mit vier hellbraunen russischen Orlowtrabern. Diese Rasse, aus holländischen Traber- und englischen Vollblutstuten gezüchtet, dieser Viererzug begeisterte die Freunde. Noch immer konnte sich Kai nicht an den Kraftwagen gewöhnen. Er fand es viel eigenherrlicher, seinen Wagen mit adligen Pferden zu fahren, wenn er sich natürlich auch sagen mußte, daß der Kraftwagen der Sieger bleiben werde.

Als sich Henning und Klaus am nächsten Tage vormittags im Schloßgarten Bewegung machten, schien einer vorm andern etwas verbergen zu wollen. Dann sprachen sie sich aus. Beiden war zum erstenmal Kai verändert vorgekommen. Zwar waren sie ebenso lustig und froh von ihm empfangen worden, wie sie es gewohnt gewesen waren seit jeher. Aber irgend etwas, und sei es die leiseste, kaum merkbare Umwandlung, hatte sich dazwischengeschoben; sie gestanden sich, daß er, der heitere, er, der nie den Humor verlor, ernst und schweigsam geworden sei, daß sein ganzes Gehaben eine andere, wenn auch fast unsichtbare Richtung genommen habe.

Als sie eines Tages mit der Schloßfrau allein zu Tisch gewesen waren, weil Kai in unaufschiebbaren Geschäften nach Hamburg hatte fahren müssen, öffnete ihnen nach Aufhebung der Tafel die Gräfin rückhaltlos ihr Herz; sie mußte ihnen ihre schweren Sorgen um Kais geistige Gesundheit offenbaren. Er säße nur noch auf seinen Zimmern oder ritte nach der Henstedter Heide hinaus. Immer mehr ziehe er sich von allem zurück, werde täglich menschenscheuer. Er sei nicht mehr zu bewegen, in Konzerte und Theater zu gehn, in Gesellschaften oder wohin ihn die allgemeinen Pflichten und Verpflichtungen riefen. Er äußere oft zu ihr, daß er im Alter ganz wieder so würde, wie er in den Knabenjahren gewesen sei: in sich gekehrt, zurückgezogen, schweigsam, versteckt lebend, so weit es möglich zu machen wäre. Gegen sie und die Kinder sei er immer gleich gütig und liebevoll. Die einzige Stunde, wo er seine Familie sähe, wäre beim Diner. Wärmer geworden erzählte sie noch, daß Kai kaum noch Gäste bei sich sehe, fast nie mehr größere Gesellschaften gebe. Nur für die Kätner der Henstedter Heide tue er alles. Diese seien ihm aufs rührendste dankbar und ergeben.

Als Henning und Klaus unter sich waren, sprachen sie noch lange über ihren Freund Kai.

Der letzte Abend vorm Abschiedstage war herangekommen. Die drei saßen, wie sie's immer zu tun pflegten an solchen Abenden, in Kais Arbeitszimmer. Vor ihnen standen, auch das war ihnen, den drei alten Schleswig-Holsteinern, zur Gewohnheit geworden: drei Groggläser. Grog wußte Kai herzustellen, das mußte ihm der Neid lassen. Die drei Schleswig-Holsteiner waren Kenner dieses gesunden, männlichen, derben Getränks.

Plötzlich fragte Kai ziemlich unvermittelt: „Wollen wir drei, ehe wir diesmal wieder auseinandergehn, uns einmal ganz offen und frei und mutig unsere Weltanschauungen gegenseitig ausschütten? Es darf kein Trug und keine Heuchelei dabei sein. Wahr und klar, wie wir drei immer miteinander und untereinander gewesen sind, so lange wir uns

kennen, wollen wir uns jetzt, in dieser Stunde, das sagen, was wir vom Leben und vom Tode denken. Seid ihr einverstanden?"

Henning und Klaus gaben gleich ihre unbedingte Zustimmung. Das Los sollte entscheiden, wer den Anfang machen, wer folgen, wer der letzte sein sollte. Das Los entschied: Kai, Klaus, Henning.

Kai begann sofort: „Wir drei sind in einem gleichgesinnt: in unsrer Liebe und treuen Hingebung für Kaiser und Reich, für das Vaterland.

Aber im übrigen: Zu welchem Ergebnis, zu welcher Schlußfolgerung muß jeder Mensch gelangen, wenn er alt geworden ist?

Ich habe Gott gesucht, so lange ich klar und vernünftig denken kann. Ich fand ihn nie, ich finde ihn nicht. Das Dornengestrüpp der ewigen Widersprüche unsres irdischen Daseins hat bei mir von jeher auch den geringsten Keim der Hoffnung auf ein himmlisches Jenseits erstickt. An die Unsterblichkeit der Seele glaube ich nicht. Das ist bedauerlich für mich, das bekenne ich frei. Dadurch, daß wir an nichts glauben als an die Natur, sind wir haltlos, ohne in Materialismus und Dekadenz untergehen zu müssen, wie die Eiferer uns nur zu gern hämisch zuschleudern, uns ihre wutgeballten Fäuste vor die Stirn haltend. Ich meine, daß sich die meisten gewaltsam zwingen: zu glauben, sich was vorzudenken, oder wie man gemeiniglich sagt: sich was vorzureden, vorzugaukeln, vorzulügen, lediglich aus Angst: es könnte doch sein — weil sie sich sonst den Tod geben würden. Sie sagen sich: wenn ich nach den ewigen Qualen und Sorgen auf Erden nicht jenseits des Grabes entschädigt werde, was soll ich hier?

Ich glaube, und ich bin ganz ohne Furcht dabei, so weit die uns allen eingepflanzte Furcht vorm Tode nicht unausrottbar ist, ich glaube: daß wir, wenn wir gestorben sind, in keiner Erscheinung weiterleben werden, daß wir, wenn wir die Augen zum letzten Schlaf schließen, für immer »gewesen« sind. Ein trauriger Glaube, ich sage auch das offen. Jede sogenannte Staatsreligion in Ehren: wir sollen ihr nicht trotzen, sondern sollen ihren Weisungen und Warnungen gehorchen, schon aus Gründen der Vernunft, und vor allem, weil wir uns dem Gesetz zu beugen haben, dem wir alle, ausnahmslos, untertan sind. Aber keiner kann zu einem bestimmten Glauben gezwungen werden. So soll man mir das lassen, was meine Überzeugung vom Leben ist: Alles Leben ist Lüge.

Das Rätsel des Daseins, der Welt wird niemals erraten werden. Irgendein Furchtbares steht über uns: Das Schicksal, bei jedem Volk mit andern Namen genannt, das Schicksal, dem keiner entrinnen kann.

Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Der Wolf ist ein Raubtier. Wenn wir uns selbst nicht zahlreiche Schutz- und andere Gesetze gegeben hätten, hätten wir uns alle schon, der Stärkere den Schwächeren, zerrissen. Ach, das große Trauerspiel des Lebens. Wir alle haben viele abscheuliche Eigenschaften, mit denen wir geboren sind und mit denen wir sterben: wenn uns nicht eine starke Willenskraft, eine gute Erziehung, Erfahrung helfen, sie zu überwinden. Was nenn ich aus diesem Heer von Schändlichkeiten? Den Neid? Die gemeine Bosheit? Die Scheelsucht? Den Hochmut? Die Lieblosigkeit? Das teuflischste: die Lieblosigkeit gepaart mit Hochmut? und hundert andres. Die Schadenfreude steckt in uns allen, unterschiedslos. Es ist die Freude, andre im Unglück, in Ungelegenheiten zu sehen, namentlich die, die reicher sind,

reicher an Geist und Körper, an Geld, die gesellschaftlich höher stehen als wir. Was ist das Wesen der Tragödie (auf der Bühne vor uns)? Ich meine, weshalb schauen wir mit solchem Behagen hin von unsern Sitzen? Es ist die unwillkürliche Freude in uns: vor uns zu beobachten, wie der Mensch oder die Menschen im Kampf mit dem Schicksal erliegen. Wir thronen gemächlich und gemütlich dabei auf unsern sichern Plätzen.

Ich habe allmählich einen Schauder davor bekommen, wenn ich fort und fort sehe, wie wir unglückseligen Menschen uns nur dadurch helfen, daß wir durch und durch Heuchler, Lügner und Betrüger sein müssen. Können wir, alle, auch nur einen Tag, eine Stunde ohne die vollendetste Heuchelei, ohne Lug und Trug atmen? Wären wir nicht sofort verloren, wenn wir uns einander ohne Masken zeigten? Ah, die Klugen und die Dummen. Ich weiß immer noch nicht und schwanke immer noch, ob ich uns aufs tiefste bemitleiden oder aufs tiefste verachten soll. Die Heuchelei für das öffentliche, wie für das einzelne Wesen ist unerläßlich. Warum schelten wir sie denn? Alle brauchen sie: der Staat, jede Partei (welcher Art sie sei), jeder einzelne in seinem Innersten.

Was haben wir aus der Weltlehre des Heilands gemacht, aus seiner steten Lehre: Liebet euch untereinander. Welchen unermeßlichen Haß, welche Meere von Blut hat gerade sein erhabenes Wort gezeitigt!

Dies reine, unsäglich lautere Herz des armen jüdischen Zimmermannssohnes! Wenn er in diesem Augenblick unter uns träte, ich würde meine Stirn vor ihm in den Staub zu seinen Füßen legen. Den Mächtigen, den geistlichen und weltlichen, ist er ein Schirm, ein Werkzeug für ihre Herrschsucht geworden. Den Armen, Schwachen wollte er dienen.

Wenn er jetzt plötzlich vor uns, meinetwegen in der Tracht unserer Zeit, auf irgendeiner Straße stünde und finge an zu predigen: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken — er würde sofort ins Gefängnis oder ins Irrenhaus gebracht werden. Und von unserm sozialen Standpunkt aus mit Recht.

Die Erde ist ein einziger Kampf, alle Menschen gegen einen, jedes Menschen Lebenslauf. Christus predigt den Frieden, die Liebe. Es ist ein unverkennbares Zeichen unserer Zeit, daß die Menschen wieder zur Religion zurückwollen. Wer wird sie führen?

Was soll ich noch weiter reden von der Eitelkeit? Von der verbrecherischen Neugierde? Vom scheußlichsten Tier: von der gedankenlosen Klatschsucht? Genug! Ich mag das alles nicht mehr sehen, nicht mehr hören. Ich möchte so leben, als wenn ich schon gestorben und, was damit gleichbedeutend ist, vergessen wäre.

Heut morgen, als wir drei zur Alsterquelle ritten, zeigte ich euch in der Nähe das von Bäumen umwehte abgeschiedene Gewese, das ich, wie ich euch erzählte, gekauft habe. Hier will ich jeden Sommer und jeden Winter ein paar Tage in gänzlicher Abgeschlossenheit wohnen. Nicht mal die Post darf mir dann gebracht werden. Ich will nur in die Sonne und in die Wolken sehen, und in die Sterne. Ich besuche nur einzelne kleine Katenbesitzer und forsche nach ihren Fortschritten auf ihren urbargemachten Feldern. Das übrige für mich ist die Einsamkeit der Heide. Sonst nichts. Aber glaubt nur nicht, daß ich da den muffig gewordenen Einsiedler spielen werde. Immer schon nach kurzem bin ich wieder zurück in Tangbüttel und im Lärm der Außendinge."

Kai erhob sich. Henning und Klaus sahen ihm unverwandt ins Gesicht.

„Und doch, ihr Freunde, irgend etwas ist in mir, ist in uns allen: Die unverwüstliche Gewißheit: Wir haben eine Erinnerung an eine andre, eine frühere Welt. An eine Welt, wo wir selig gewesen sind. An die uns irgend etwas in uns, wenn auch nur in seltenen Minuten, mahnt. Ist es nicht, als wenn wir fühlten, daß uns ein Stern, den wir verlassen mußten, zurückruft? Daß es uns zuweilen ist, als wenn wir uns von Geschöpfen dieses Sterns unsichtbar umgeben fühlten? Als wenn sie uns zuflüsterten: Komm, komm zurück zu uns. Wir führen dich hinauf —“

Kai, der die letzten Sätze stehend, fast wie im Seherton gesprochen hatte, schloß einen Augenblick die Augen. Gleich öffnete er sie wieder und fragte, lustig und froh wie immer, während er sich setzte:

„Nun aber noch ein Glas Grog. Ihr wißt, Grog darf nur getrunken werden von mittlerem Rum. Ebenso verabscheuungswert, wie er von Fusel ist, ist er vom feinsten, weil fast stets parfümierten Rum. Gebt eure Gläser her! Kochendes Wasser ist da. Erst Zucker ins Glas, dann **kochendes** Wasser darüber. Ist er geschmolzen, dann der Rum. Erst Rum, und dann Wasser und Zucker dazu, ist wie eine schwere Beleidigung. Nun, das kennt ihr so gut wie ich.

Jetzt kommt Klaus an die Reihe!“

Klaus fing an:

„Wir haben, so denk ich, ebensowenig Ursache zur grobmaterialistischen Trostlosigkeit wie zum idealistischen Schwindel. Goethe sagt:

»Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!«

Was Goethe sagt, darüber hinaus besseres geben kann keiner. Erlaßt es mir deshalb, meine Ansicht von Leben und Tod hier weiter auseinanderzusetzen. Mein Standpunkt über die letzten Dinge ist der, daß ich darüber keinen Standpunkt haben kann. Mich hat die Naturgeschichte das gelehrt, daß wir niemals wissen werden, was der Anfang war und was das Ende sein wird. Was uns alle erhält, was unser

Leben überhaupt erst möglich und erträglich macht, ist das unwillkürliche Erinnern an ewiges Gewesensein und das eingeborene Gefühl ewigen Werdens. In diesen paar Worten habe ich meine Weltanschauung gegeben und damit ist alles gesagt, was mein und jedes Leben lebensfähig macht.

Die Groggläser her! Wenn wir jetzt einen guten Schluck getan haben, wird Henning sprechen."

Henning sprach ruhig und klar, wie er es immer tat, wenn er eine wichtige und ernste Angelegenheit darzulegen hatte:

„Wir haben uns gelobt, ohne Doppelsinn, Auge in Auge unsre Ansicht über Leben und Menschen, über Welt und Tod auszusprechen. Ihr tatet es, und jeder Mensch hat das innigste Recht, hat die innerste und höchste Freiheit, sich darüber auszulassen.

Ich glaube an Gott und seinen Sohn, den Erlöser Jesus Christus. Ich bin niemals in meinem ganzen Dasein, oder besser: von meiner Einsegnung an, davon abgewichen. Immer wieder hat mich mein Gottvertrauen getröstet, ist mir in allen, besonders in den schwersten Stunden, der festeste Halt gewesen.

Ihr kennt unser altes schleswig-holsteinisches Wort: De Welt is vull Pien un jeder hett sien. Doch nicht die Hände in den Schoß legen, sondern Kampf heißt es auf jedes Menschen Fahne.

Die Menschen nehmen, wie sie sind, wie sie uns begegnen. Dabei muß uns, in allen Fällen, die Königin Vernunft führen. Sie ist eine kühle Königin, die uns immer wieder die nüchterne, besonnene, beschwichtigende hochgehobene Hand entgegenhält: Überlege!

Das Beste in allen meinen Tagen hab ich gefunden: Schweigen und schweigen können. Das sind zwei verschiedene, nicht leicht auseinanderzuhaltende Begriffe. Wer schweigen kann, hat den Preis gewonnen. Ich brauche nicht erst die vielen Sprichwörter, die wir darüber haben bei allen Völkern, auszukramen.

Wer sich so viel wie möglich von den Menschen zurückzieht, ist, nach meiner Ansicht, verloren. Zuerst lassen ihn die andern unbeachtet für sich, dann aber fallen sie über ihn her und reden, daß er hochmütig geworden sei.

Auch meine Meinung ist es, daß wir Menschen alle mit Masken kämpfen, daß wir die Maske nie voreinander ablegen. Wehe, wenn wir's täten. Wir wären sofort rettungslos bloßgestellt und stünden ungeschützt da. Jeder hat zuerst für sich zu stehen und sich nicht auf den andern zu verlassen. Jeder ist mir verächtlich, der nicht bis zum letzten Atemzug um sein geistiges und körperliches Leben kämpft. Die geringste Schwäche rächt sich an uns. Aber durch diesen ewigen Streit, den wir, alle, durchfechten müssen, werden wir hart und eigennützig. Da soll uns das Herz helfen, die heilige Lehre des Erbarmers, daß wir nicht verhärten, daß wir liebevoll werden und bleiben gegen unsre Mitmenschen; daß wir uns immer wieder zurufen: Sei hilfreich, sei gütig gegen deinen Nächsten, stehe ihm bei, wenn er unter seinem Joch zusammenbrechen will."

Henning hatte einige Sekunden geschwiegen und vor sich hingesehen, wie verhüllt. Dann kam sein feines, stilles, liebes Lächeln, das die Freunde an ihm seit seinen Knabenjahren kannten.

Er fing noch einmal an: „Ich spreche ja hier wie auf der Kanzel

oder wie auf einem Lehrstuhl. Das will ich doch nicht. Hört meine letzten Worte:

Ich habe wohl eben zu ernst gesprochen. Fröhlich will ich enden. Wir leben nun einmal, wir sind hier auf Erden, wir träumen nicht. Was nützt uns da das immerwährende Grübeln und Nachsinnen. Gott hat uns wirklich nicht hierher gebracht, daß uns alle die tausend guten Dinge, die er uns vorgesetzt hat und täglich vorsetzt zum Genießen, nicht erquicken, erfrischen und stärken sollen. Also heben wir unsre Gläser, die übrigens kalt geworden sind, und rufen wir drei uns zu, wie wir es stets getan haben: Es lebe das Leben! Über fünfzig Jahre kennen wir uns, und die paar letzten Jahre soll uns nichts trennen. Kai, mach uns einen Grog zurecht! Wir bleiben noch ein wenig auf und erzählen uns von unsern unerschöpflichen Knaben- und Schülergeschichten. Morgen heißt es: Auseinandergehen, bis wir das nächste Mal wieder Tak for sist sagen können."

Am andern Tage, nach herzlichem Abschied, war Kai allein auf Tangbüttel.

In Sternennächten

von Wilhelm Bölsche

[Was bedeutet Wilhelm Bölsche als Naturforscher? Was als Denker? Was als Popularisierer? Alle diese Fragen mit all den Wenn und Aber, die daran hangen, mögen uns heute einmal nichts angehen. Ohne Wenn und Aber nehmen manche auch nicht seine Art hin, das Schöne in der Natur zu zeigen. Man kann's ja gewiß auch anders machen, aber was hilft mir dieses Zugeständnis: ich weiß keinen, der's tut. Ich weiß keinen, bei dem ich so stark den Künstler empfinde, wenn er mich ins Engste oder Weiteste führt. Sollten nicht doch, die hier an Bölsche Ärgernis nehmen, falsch „eingestellt" zu ihm getreten sein? Ich meinerseits empfinde in den besten dieser kleinen, scheinbar nur plaudersamen Gebilde Prosadichtungen, deren eigentlicher Inhalt intellektuelle Gefühle sind. Und wenn wir selbst alle sonstigen Werte seiner Schriften aufgeben müßten (woran im Ernst doch gar nicht zu denken ist), ich glaube: als Vermittler und als anregender Erwecker solcher Gefühle gehört er zu unsern edeln Bereicherern. Wer irgendein Buch von ihm gelesen hat, dem werden sich fortan zwischen einer Reihe ihm schon bekannter oder jetzt erst mitgeteilter Tatsachen oder Möglichkeiten neue Fäden, neue Netze von Fäden herüber- und hinüberspinnen, die im Lebenslicht golden blinken — seine innere „Resonanz" wird an Fülle stärker geworden sein, und das ist etwas. Wenn sich nur der Kopf dabei klarhält. Aber das wieder scheint mir Frage des richtigen Lesens. Man muß eben nicht als Gewißheiten ansehen, was Bölsche selbst gar nicht als Gewißheiten gibt. Geschweige denn, daß man, wie manche Schnellfertige, in solchen Betrachtungen einen „Ersatz für die Religion" zu finden glaubt.

Bölsches neueste Sammlung von „Gedanken zur Natur und Kunst" heißt „Auf dem Menschenstern" und ist bei Carl Reißner in Dresden erschienen. Darin ist nicht nur von Naturwissenschaftlichem, ist insbesondere auch von Literarischem mancherlei die Rede. So: Von „Friedrichshagen in der Literatur" (ein Aufsatz, der manche kleine Legende richtigstellt) und zwei „Milieustudien" über Gerhart und Karl Haupt-

mann. Reife Menschen, vorurteilsfreie Menschen und solche, die gelernt haben, in Sachen der Weltanschauung nicht nur gegen Andersdenkende, auch gegen Andersfühlende duldsam zu sein, an sie wendet sich das Buch und ihnen kann es etwas geben, auch wenn sie weitab vom Monistenbunde stehen.]

Manchmal fühle ich einen gewissen Neid auf die viel verabscheute Astrologenzeit. Sie zwang den Suchenden doch, in dieses silberne Sternenlicht zu tauchen, um die Glut seiner Fragen darin zu fühlen. Hing an diesen Sternen unser Menschendasein? War es unser Menschenschicksal, das dem stillen Zuge dieser glänzenden Punkte da oben erst seinen tiefen Sinn, seine Bedeutung gab?

Wir bedürfen der engeren astrologischen Weisheit, dieser viel zu engen Weisheit, heute nicht, um doch die ganze Inbrunst und Befreiung in dieser Sternenschau wieder erleben zu können. In diesem bleichen Silbermeer wogst du mit deiner ganzen Erde und Sonne als ein schwaches Silberpünktchen. Ein Pünktchen nur in einer Einzelwelle. Dort der schwach glimmende Sternhaufen im Perseus, der jetzt gerade über den schwarzen Waldsaum dämmert wie ein phosphoreszierender Rauch, ist nur eine solche Welle in diesem Ozean. Erde und Sonne sind in ihrer Welle dem Fünkchen gleich, das in einem Meerleuchten von Meilenweite ein einziges Leuchttierchen, eine einzelne Noktiluka von Millimetergröße, wirft. Und vor diesem Märchentraum der unfaßbaren Unendlichkeit glaubt ihr an die Wichtigkeit eurer Augenblicksdinge, eurer Geschäfte und Pläne, meint ihr das Leben und die Welt zu durchqueren mit eurer Hetzerei und Jagerei in ein paar Jahren Erdenleben auf einer Zellwölbung dieses Leuchttierchens.

Das ist das Schicksal, das von den Sternen kommt. Aber es gibt auch ein Schicksal, das zu ihnen geht. Dieses ganze Sternenmeer mit all seinen Sonnen und Milchstraßen wäre wirklich nur ein phosphoreszierender Rauch, wenn wir nicht wüßten, was ein einziger solcher Stern sein kann. Wenn wir nicht doch zu diesen uferlosen Flammenwelten des Firmaments das Auge aufschlagen dürften als Kinder vom Menschenstern. Ist dieses All der große Sinn des Stäubchens Erde, so ist doch unser Sinn des Alls zugleich das Wissen vom Sinn dieses Menschensterns. Von da oben rinnt für unser fernes Auge nur Licht. Die große heilige Lehre des Menschensterns, das Evangelium, das er uns kündet, ist, daß diese gleiche Weltoffenbarung, die dort als Licht empfunden wird, sich auch entfalten kann als lebendige Entwicklung. Daß sie zur Zelle sich gestalten kann, die als wirkliche Noktiluka glänzt. Daß sie als Blüte duften kann wie dieser Enzian hier. Daß sie Mensch werden kann. Dort oben regt es sich von geheimen Bewegungen. Stern löst sich leise von Stern und bindet sich wieder. Über dem Talgrunde schlägt sich eben ein besonders schönes Sternenauge auf: der Saturn. Im Rohr gesehen würden sich die hellen Ringe, die winzigen Pünktchen der Monde zeigen, die ihn rastlos umwandern. Harmonisch sind diese Bewegungen. Wir ahnen, daß sie sich so geregelt haben in Äonen, langsam eingestellt haben aus Myriaden Auslesen und Kämpfen, einer ewigen stillen Zuchtwahl der passenderen und deshalb zuletzt siegreichen mathematischen Verhältnisse. So haben die dunkeln Mächte des Kosmos schon ihre Harmonien gebaut.

Die Lehre des Erdensterns aber ist wieder, daß solches Bauen unvergleichlich viel rascher geht, seit höhere Zellwesen, seit denkende Menschen möglich sind. Der Geist des Menschenwesens faßt unmittelbar das Ziel, er faßt die Richtung auf das Günstigere, Harmonischere, Bessere als direkten Zweck, den er auf kürzestem Wege zu verwirklichen sucht. Aus diesem bewußten Erfassen des Zwecks heraus stellt er ethische Forderungen auf, predigt er in seiner winzigen Wohnung die Menschenliebe; aus ihm heraus baut er Luftschiffe, wird er zum Forscher, zum Arzt. Zittert da oben durch die Himmel scheinbar nur die Unendlichkeit der Bewegung, der ewig strömenden und strömenden Weltenkraft, an der das Auge sich zuletzt stumpf zu sehen vermeint, so gewahrt der Beobachter auf diesem Menschenstern das größere Wunder: wie mit der Entwicklung, wo sie zwecksetzender Mensch geworden ist, die Wege der Natur sich beständig verkürzen, vereinfachen, geradliniger machen.

Und mehr noch ist es, weit mehr, was der Menschenstern allein unter dem schweigenden Glanze aller dieser Sonnen offenbart. Er lehrt uns, daß es Kunst gibt im All. Melodien klingen über ihn dahin. Griechentempel und Madonnen Raffaels trägt er um seine Sonne. Der Faust ist auf ihm gedichtet worden. Gedichtet nicht von wildfremden Phantasiewesen, die aus irgendeiner Überwelt einmal an seiner Küste gelandet. Ein echter Sohn dieses Sterns, in Fleisch und Blut von ihm gewebt, aus einem Samenkorn seiner uralten Lebensscholle geboren, hat aus seinem Kraftschoße herauf dieses Werk erzeugt.

So ist es dieser Menschenstern doch erst, der all den Sonnen des Firmaments da oben ihren Sinn gibt. Der offenbart, was in dem Urgeheimnis ihres Naturkönnens alles an Möglichkeiten wohnt. Kraft nicht bloß zu kreisenden Monden, zu uferlos wanderndem Licht. Kraft zu Menschen, zu Zweckgeist, zu Technik, Liebe und Kunst. Und erst um dieser Lehre des Menschensternes willen wird jetzt auch diese unfaßbare Größe da oben wirklich ein Wert, ein Glaube, ein Sinn. Wenn diese tanzende Noktiluka im Leuchtmeer der Welten schon solche inneren Sonnen trägt, — was mag dann schlummern oder schon wachen in solcher glühenden Welle dieses Ozeans wie dem Sternhaufen des Perseus dort, — was mag herauffluten, herausdrängen im Schicksal dieses ganzen Meeres selbst...

◻

Die Nacht gehört den Sternen und den Träumen. Nun kommt die Stunde, wo das wahr wird.

In die hübsche Vorortstraße vor meinem Balkon kehrt vollkommene Ruhe ein. Wie müde Augen löschen da, dort die letzten, hellen Fenster aus. Nun wird auch die Laterne drüben abgedreht.

Es ist, als sei mit den Stimmen ein Teil Wirrsal dieser Welt zum Frieden gebracht.

Die Menschen sind reiner, wenn sie schlafen. Leise wie ein unsichtbarer Geisterflügel schwebt zwischen die Häuser etwas von dem Hauch des nahen Waldes, in dem der junge Frühling noch wie verträumt zaubert. Über den Dächern aber baut es sich in unendliche Höhen auf, in unendliche Fernen — die Sterne.

Die Mondsichel ist schon in der fahlen Lichtinsel, die Berlin am Horizont bildet, versunken — die Sterne herrschen allein.

Ich denke an Goethes Schilderung, wie er in das Tal von Chamonix

steigt: wie ein Stern vor ihm immer heller wird, bis er erkennt, daß es der Montblanc-Gipfel mit seiner Schneefirn im silbernen Nachtschimmer ist.

So erscheinen mir umgekehrt oft die Sterne, wenn sie so in ganzer Herrlichkeit vor mir himmelan glühen, wie ein ungeheures Weltengebirge, auf dessen unnahbaren Eisfeldern nur hier und da ein Reflex zittert.

Ich richte mein schönes Zeißsches Rohr auf diese nie besteigbaren Höhen, wie ich manchmal früher mir auf den wirklichen Firnen und Gletschern der Schweiz mit einem kleinen Glase in Gedanken Wege gesucht, die mir als Nichtalpinisten versagt waren.

Jetzt erst, durch den riesigen Raum, den das große Instrument noch einmal mehr überbrückt, fühle ich mich erst ganz losgelöst von allen Wirren und Engen dieser Erde. Zu der Waldluft scheint erst noch ein ganz besonderer Zauber zu kommen: der eisige, aber unsagbar reine Hauch von diesen fernen Bergketten des Alls, deren Schnee in einem unfaßbaren Urlicht glüht.

Mein Rohr hat den Jupiter gewählt.

Er taucht auf wie eine kleine Laterne, vor die ein weißer Mullschleier gespannt ist. Ein feines Ornament ist in diesem Mullschleier sichtbar: parallele Streifen mit gezackten Rändern. Es sind die großen Wolkenbänder in der Dampfhülle des Planeten.

Wer ihre Stürme sehen könnte, gegen die alle Erdenunruhe ein Spiel sein muß.

Schräg rechts und links neben dieser Mullkugel erscheint das zierliche System ihrer Monde.

Ein großer geschichtlicher Moment kommt mir in den Sinn: wie Galilei zum erstenmal mit dem eben neuentdeckten Fernrohr diese Monde des Jupiter sah, — zum erstenmal ein himmlisches System sah, wo sich fünf Weltkörper, ein großer und vier kleine, in ganz freier Schwebe, freier Balance zueinander hielten und bewegten ohne führenden Arm, eine himmlische Feste, bloß aufgebaut und erhalten durch eine bestimmte Harmonie ihres Gesetzes, in schwindelnder Höhe getragen durch die eigene Bewegung.

Mein Geist durchirrte die Äonen der Zeit, deren es bedurft haben mußte, dieses Wunderwerk der Balance auf unterstem Naturwege allmählich zu entwickeln.

Stoffe mußten sich äonenlang in wirrem Proben aller Bewegungs- und Gleichgewichtsmöglichkeiten gekreuzt, durcheinander gewirbelt haben, bis endlich das vollkommenste Gleichgewicht errungen, dieses geordnete System einander gerade haltender Kugeln bei bestimmter Verteilung der Schwere erreicht war.

Nun folgen sich aber noch viel längere Äonen des absoluten Friedens, in denen dieses System als Ganzes ragt wie ein unerschütterlicher Fels im Äthermeer. Wenn auf Erden ein Fels aber auch nur ein Jahrhundert lang aus dem Ozean ragt, so begrünt sich endlich sein Saum mit wehendem Blätterwerk. Hundertmal Ostern auf solchem Fels — und die Natur hat selber ihre Palmen darauf gepflanzt. Schon träumen unsere Astronomen von Leben auch auf diesen Monden des Jupiter.

Mehr als anderthalb Jahrtausende vor Galilei lebte der römische Philosoph Seneka. Wie Fische im Wasser sich schwebend erhalten — sagt er einmal — wie sie heranziehen ohne zu schwanken und zu fallen, so tauchen Weltkörper aus dem Raum.

Ich denke an das Meer, in dem dieser helle Stern sich jetzt spiegelt.

Ja, auch die Fische in diesem Meer haben ihre Balance, ihre Fähigkeit, Gleichgewicht zu halten. Aber wie unendlich viel feiner ist das bei ihnen geregelt.

Jeder dieser Fische ist in seinem Element nicht bloß ein kleiner Weltkörper, der Leben trägt. Er ist selber schon ein belebtes, ein empfindendes Wesen. In sein Gleichgewichthalten beim Schwimmen ist ein wunderbarer Empfindungsapparat eingeschaltet.

Es ist noch gar nicht so lange her, seit man weiß, daß es solche besonderen Gleichgewichtsorgane in den Tieren gibt; lange hatte man sie mit den Gehörorganen verwechselt.

Ihre sinnreiche Grundform ist ein Bläschen, in dem ein kleines festes Körperchen, ein Stückchen Kalk schwebt. Dieses Körperchen schwebt wie eine Spinne mitten im Netz auf einem Kranz feiner Haare. Diese Haare aber sind Tasthaare, ein Nerv tritt zu ihnen, der genau empfindet. Solange der Gesamtkörper des Tieres sich nun in seiner richtigen Gleichgewichtslage hält und bewegt, schwebt das Kalkkörnchen in dem Organ genau in der Mitte, so daß jedes Tasthaar es gleichmäßig mit der Spitze berührt und die Empfindung eine ganz einheitliche, dauernde und ruhige ist. Beginnt der Körper dagegen abzulenken, schwankt und torkelt er auch nur einen Moment, so verschiebt sich das Kalkteilchen einseitig, es schlägt aus wie eine abgelenkte Magnetnadel, und es stößt auf das eine oder andere der Nervenhaare heftiger auf als auf die andern. Das fühlt der Nerv jetzt als Störung, als Unbehagen, und er alarmiert alsbald weitere Bezirke des Organismus. Es werden regulierende Bewegungen im ganzen mit dem Körper vorgenommen, die am Ziel sind, sobald der Nerv wieder Ruhe, wieder Aufhören der einseitigen Reizung bei seinen Fühlhärchen infolge erneuter Ruhelage des Kalkteilchens registriert.

Das ist die eigenartige Naturschöpfung, das „Balance-Organ“, das sich in vielseitiger Ausbildung tief von unten herauf im Tierreich findet bis zu den höchsten Spitzen.

Es hält schon die schwimmende Qualle in ihren blauen Wassern „gerade“, es hält den Tiefseefisch so in seiner ewigen Abgrundnacht, wo kein Auge jemals sehen kann.

Wenn die Nervenleitung dieses Organs künstlich durch ein Gift gelähmt, wenn das schaukelnde Steinchen zerstört wird, so schwanken diese gleichen Wesen alsbald hoffnungslos und können sich nicht mehr regulieren. Uns Menschen selber ist ja geläufig, was schon bei einer leichten Störung dieser Regulierung aus unserem Gange wird!

Mein Auge hatte den fernen Stern verloren.

Es träumte jetzt in die stille Nacht hinaus, in der die Waldesfrische immer reiner, immer freier webte.

Es träumte von dem Menschen, der meinem Sinn ja nicht getrennt war von dieser ganzen Natur, der ihr Kind war wie Stern und Baum, aber ihr Geisteskind.

Und ich dachte, wie auch unser höchstes menschliches Geistesringen, das, was als sein heiligstes aufersteht in jedem Forscher, jedem Denker, jedem Künstler, jedem tiefen Herz- und Gedankenmenschen von heute in seiner Osterstunde — wie auch das nur eine neue, edelste Stufe sei des uralt ewigen Ringens nach Gleichgewicht.

Die Sterne hatten uns den sicheren Boden geschaffen, auf dem wir stehen konnten über dem grenzenlos gähnenden Abgrund des Alls. Die Entwickelung des Lebens hatte uns aufrecht in schönem Gleichgewicht mit der Stirn voran wandeln lassen auf dieser Feste. Nun kam das Geistesauge und suchte sich einen höchsten Halt.

Frei und sicher wollte es schweben zwischen den Geheimnissen dieser Welt, harmonisch mit sich und dem ewigen Weltengrund.

Von diesem Geiste ging die Technik aus, die praktische Naturforschung, die sich in Balance zu setzen suchte mit allen natürlichen Kräften dieser Erde.

Von ihm ging die historische Forschung aus, die den kleinen Moment des Daseins ins Gleichgewicht zu rücken suchte mit der ungeheuren Geschichte, die dahinter stand.

Von ihm ging die Kunst aus, die das geheime Klingen in den tiefsten Tiefen der Menschenseele wiederzufinden suchte in dem großen, ehernen Klang des Schicksals, die einen Akkord suchte aus Ideal und Wirklichkeit.

Diese Erde bebte vom Kampf, sie strömte von Blut. Aber in dieser Stunde unter den Sternen erschienen mir überall nur die sichtbaren Zeichen dieses wachsenden geistigen Balance-Organs in der Menschheit.

Auf allen Gebieten unseres Lebens gestaltete sich bereits dieses feine Geisteskörperchen, dieser kleine Kristall unseres Welt- und Menschheitsbewußtseins, dessen Schwanken uns sofort verriet, ob wir irgendwo das harmonische Gleichgewicht verloren hatten mit unserer großen Bestimmung in der Natur, mit unserm edelsten Menschenzweck.

Wir Menschen des Geistes kreisten nicht mehr bloß in kalten Ätherwellen wie die Sterne da oben. Wir schwammen nicht bloß wie die Fische durch ein blaues Meer. Wir wandelten durch die bewußt erschaute Welt der ewigen Entwicklung und Steigerung, des ewigen Fortschritts zum Ideal.

Jenes körperliche Balance-Organ hatte wohl schon dämmernd an einen Nerv geschlagen. Unser neues Geistesorgan wuchs inmitten unseres hellsten Bewußtseins. Es schlug störend aus in diesem hellen Felde, wie die beleuchtete Kompaßnadel vor dem prüfenden Blick des Kapitäns, wenn unsere Fahrt nicht auf den Fortschritt, auf die Emporentwicklung, auf die weitere Vergeistigung der Dinge loshielt.

Das Gewissen des großen Menschheitsfortschritts in uns — das war das neue Balance-Organ im Menschengeist.

Es verkündete ethisch an einem Ostermorgen: Liebe — denn das ist das große Gleichgewicht, das die Menschheit zusammenhält, das sie zu einem geistigen System zusammenschließt, wie dort am Himmel das Gleichgewicht der Schwere die Monde des Jupiter in ein dauerndes System geschmiedet hat. Es rief dem Forscher zu: Forsche — ringe nach Wahrheit — denn jeder Forscherwert, jeder Wahrheitswert ist zuletzt Weltanschauungswert, der zum Frieden, zum Gleichgewicht führt zwischen Mensch und Welt.

Durch die Nacht kam ein leises Wehen wie Zwiesprache unsagbar geheimer Dinge dieser rätselvollen Natur, von denen der laute Tag nichts wußte.

Wer in der Osternacht, so kündet alte Bergmannssage, im dunklen Schachte lauscht, der hört den Baum der Erze, den Gold- und Silberbaum in der Tiefe wachsen, wie er seine Äste durch das Gestein reckt.

Wir alle sind in einem solchen tiefen, finstern Schacht in der Welt, so viel wir auch lieben und forschen mögen.

Und doch hat auch uns dieser Schacht seinen Osterklang aus dem Grunde.

Jenes körperliche Balance-Organ der Tiere hat in der Entwicklung noch eine besondere Beziehung gehabt gerade zu dem Klang in der Welt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich nämlich gerade aus ihm das Gehörorgan selbst erst entwickelt. Jenes zitternde Steinchen zwischen feinsten Nerven-Tasthaaren hat das Modell gleichsam hergegeben für einen neuen, überaus sinnreichen Apparat der Tiere, die aus dem Wasser aufs Land, in die freie, bewegte Luft hinaufgestiegen waren: zu einem feinen Registrierapparat für gewisse Schwankungen dieser Luft, die durch Töne hervorgerufen waren.

Unser eigenes Ohr, das uns durch seine Luftdruckschwankungen über tausend Dinge der Welt ringsum ausführlich unterrichtet, ist das höchste Ergebnis dieser Fortentwicklung — eine Frucht, die wie eine kleine Zugabe von jenem einmal gepflanzten Baum gebrochen wurde.

Was aber ist für uns diese Frucht geworden!

Unsere ganze Sprache hängt daran, aber auch alles, was in unserer Dichtung Klang ist — unsere ganze Musik hängt daran. Aller Frieden, alle Seligkeit, alle Erlösung, die auch ohne jede ferne Entwicklungshoffnung heute, jetzt, zu jeder engen, kleinen Erdenstunde in ein Menschenherz dieses Augenblicks einströmen können auf den Wellen der Musik, danken wir diesem Nebengeschenk.

Ein Organ hatte die Natur gebaut, den Körper als ein Balance-Gewissen zu warnen vor groben Störungen. Und ein Organ ist ihr unter den Händen daraus geworden für Beethovensche Symphonien . . .

Wird es nicht unserm Geiste jetzt auch wieder ebenso ergehen?

Ein Organ schafft er sich, geradeaus zu steuern mit aufrechtem Blick in diesem ungeheuren, wellentürmenden Ozean des Geschehens.

Seine Menschenliebe, seine Forschersehnsucht nach der Wahrheit, seinen Glauben des Künstlers an die Realisierbarkeit des Ideals stellt er als Kompaß ein. In ihnen beschließt er seine praktische Weltanschauung, an ihren Störungen mißt er, was er im harten Getriebe der Dinge zu meiden hat.

Sollte aber diesem beharrlichen Ringen des Menschengeistes nicht zuletzt auch ein Klang antworten, den er nicht gesucht, weil er ihn nicht gekannt?

Eine unendliche Erweiterung seines Welthorizontes selbst, die ihn Melodien finden läßt, an deren Herrlichkeit doch all der Schmerz der Entwicklung leise anbrandet und verschäumt, wie die kleine Angst und Sorge des Daseins uns heute schon wenigstens auf Momente still einschläft, gleich einem beruhigten Kinde, unter den Klängen einer Beethovenschen Symphonie?

Alle diese Symphonien schwiegen, als sei die Welt ewig tot und still — so lange kein Ohr da war, sie zu hören.

Und doch sind sie eines Tages, eines Entwicklungstages, erklungen vor solchem Ohr, geboren aus den Möglichkeiten der Natur wie aus einem von Ewigkeit bloß wartenden Frühlingskeim, einem zur Auferstehung bereiten Osterkeim, als ihre Zeit erfüllt war, erfüllt war in der Entwicklung.

Und so wie die Welt des Tones, so hat auch die Welt des Lichtes einst schlummernd gelegen, weil noch kein Auge da war.

Es ist ein Zug unserer Zeit, zu glauben, es gebe in der Folge immer weniger in der Welt. Weil die Menschheit, die Erde, das Sternenall unserem Wissen jetzt uralt sind, über Zeiten heraufsteigen, die keiner mehr recht erfassen kann, scheint es, als sei schon alles Größte in ihnen ausgegeben. Die Entwicklung soll ihre Höhe längst überschritten haben. Vor uns ständen nur Bilder des Verfalls, der Vereisung, der endenden Bewegung, des Weltuntergangs.

Es ist die vorübergehende Stimmung einer müden Zeit.

Aber es kann nicht die Stimmung des echten Naturforschers sein.

Er weiß, wie die Welt der Entwicklung auch die Welt der Überraschungen ist. Tausend und tausend Jahre fällt in scheinbar ermüdendem Einerlei der Tropfen auf einen Stein, immer nur ein Stäubchen abbröckelnd. Da bricht endlich der Stein, und unter ihm öffnet sich eine ganze neue Erde.

Nun ist der Menschengeist jetzt der fallende Tropfen, der auf die Wölbung neuer Firmamente, neuer Geheimnisse stößt und stößt. Auch er wird sie zertrümmern. Und aus der neuen Tiefe werden die neuen Osterwunder steigen, wie einst das Licht und der Klang stiegen, als sie an einen Nerv rührten, der sie empfand . . .

Ich lauschte in die große, feierliche Nachtstille der Natur unter diesen brennenden Sternen hinaus. In dieser grenzenlosen Stille des Alls hatten einst Beethovens Symphonien und Goethes Verse gelegen. Wir waren die Geweckten, zu denen sie schon sprachen. Was lag noch in diesem ungeheuren Schweigen Himmels und der Erden . . . und wartete auf seinen Ostertag?

Rundschau

Allgemeineres

Von der Kunst des Nehmens

Gar manches Treffliche ist schon über die Kunst des Schenkens gesagt worden, aber auch das Nehmen ist eine Kunst. Lehren läßt sie sich so wenig wie eine andre für jedermann, denn auch sie verlangt, daß ihre Jünger das Beste mitbringen. Wo die materiell gerichtete Selbstsucht und das eilige Obenhin in Herz und Hand Gebieter sind, da wächst die Fähigkeit nicht, den andern freundlich zu verstehen. Und das ist's doch gerade, was die Kunst des Nehmens erheischt, so gut wie die des Schenkens: willig und still den Regungen in der Seele des andern sofort zu folgen, so daß sich die erlauschten Schwingungen im andern Ich zu Tönen füllen, die in unserm eignen Innern schnell Echo wecken. Das ist alles. Aber es ist in diesem Wenigen ein Viel; ja, es will uns bedünken, dieses Wenige gehöre zu dem, was auch ein armes Menschendasein reich und kleine Menschentaten mächtig machen könne. Denn wo in Geber und Empfänger jene Kraft des Verstehens stark ist, da mag die Gabe noch so klein sein — der sie nimmt, empfängt in ihr doch einen Wert, der vom Materiellen völlig unabhängig ist. Sein Dank wird dann auch nicht an diesem Materiellen haften. Er hat nicht die lärmenden Worte, die so oft den peinlichen Eindruck machen, als wolle die linke Hand möglichst schnell zurückerstatten, was die rechte empfängt, als empfänd es der Neh-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mende lästig, dankbar sein zu „müssen“. Freilich, es gibt genug, die wünschen lauten Dank. Die es tun, denen sind wir meist keinen schuldig, denn ihnen ist das Geben nicht Symbol, sondern Zweck. Meist, nicht immer — zuweilen mögen das auch Menschen von feinerem Sinne sein: wenn sie geben, um an der Freude des anderen sich selbst eine schöne Freude zu bereiten. So werden besonders viel Kinderfreunde schenken. Beim Schenken zwischen Erwachsenen aber und Gleichstehenden ist die edelste und tiefste Freude doch die des feinsten Bewußtseins: nun trägt sich in die andre Seele ein Körnchen Samen hinüber, das in meiner eignen gekeimt ist. Das Bewußtsein von einem noch so bescheidenen, noch so leisen, aber auch ganz innigen Befruchten des andern Ichs durch das eigene. Und das ist doch wirklich etwas zu Keusches, als daß es viele Dankworte vertragen könnte.

Das Doppelpreisstück

Ernst Hardt, „Tantris der Narr“. (Leipzig, Insel-Verlag)

Es ist wieder einmal schwer, keine Satire zu schreiben.

Ein ruhmreiches deutsches Herrscherhaus, das bloß gerade zu der deutschen Dichtung Ruhm herzlich wenig beigetragen hatte, entschloß sich vor etlichen Jahrzehnten, etwas Ernstliches für diese Dichtung zu tun, und — stiftete einen alle drei Jahre zu verleihenden Preis für das beste Drama. (Das wäre der erste Teil.)

Der Preis machte allemal viel Beschwer, verstimmte bald unten, bald oben, mußte öfter zerteilt als erteilt werden, traf selten den Rechten und förderte die deutsche Dramatik bisher in keiner irgend wahrnehmbaren Weise. Seine einzige Wirkung war schließlich, daß die Verstimmten unten — einen Preis gleicher Art zuwege brachten, der auf denselben Namen getauft und nur zum Unterschied vom herrscherlichen der Volks-Schillerpreis geheißen ward. (Das gäbe das Mittelstück.)

Im gegenwärtigen begnadeten Frühwinter wurden die beiden Schillerpreise gleichzeitig, fast am selben Tag, verliehen, und siehe: beide beglückten — der Kaiserpreis zur Hälfte, der Volkspreis gleich gänzlich — ein und dasselbe Werk. Dieses aber erwies sich leider als eine stocktaube Nuß. (Das lieferte den Schluß.)

Ist es wirklich schwer, keine Satire auf die Schillerpreisgeschichte zu schreiben? Nein, bei besserm Licht erscheint es als sehr leicht, diese Satire nicht zu schreiben: sie ist ja bereits geschrieben, wenn man nur die Haupt-Tatsachen vermerkt hat; wie hier soeben geschah. Daß die (artistisch genommen) prächtige Pointe der Satire nicht etwa erfunden, sondern dies Doppelpreisstück wahrhaftig ganz und gar verfehlt sei, das soll im folgenden — soweit dergleichen ohne juristische Handhaben möglich — nachgewiesen werden. Denn das überaus geräuschvolle Aufsehen, das diese Doppelkrönung allenthalben weckte, mischt der Tragikomik des Falles doch zu viel Ernstes bei, als daß es bei so wohlfeilem satirischen Spiel sein Bewenden haben dürfte.

⊡

Ernst Hardt wird seinen unverhofften Gewinn ohne Zweifel mit einer verschärften Aufmerksamkeit der Kritik besteuert sehen. Stände seine dichterische Sache so gut, wie der Doppelpreisbeschluß vermuten ließ, so könnte ihm diese größere Beachtung auch nur willkommen sein. Gelangt aber die gesamte ernst-

hafte Kritik, wie man wohl erwarten muß, zu einem weit minder günstigen Ergebnis, so mag er sich bei den kaiserlichen und volklichen Preisrichtern für die nachdrückliche Vertiefung und Verbreiterung seines Mißerfolgs bedanken. Er darf das sogar in allem Ernste, wenn er zu den seltensten der Sterblichen gehört: zu den Künstlern mit rückhaltloser Selbstkritik. Dann wird er sich nicht (wie menschlich nur zu wohl begreiflich wäre) durch die zwiefache öffentliche Anerkennung betören lassen und nicht in der Folge den wirksam gewordenen Namen als Tragiker theatermäßig ausbeuten, sondern auf die unparteiischen Stimmen verantwortlicher Beurteiler hören und zu minder anspruchsvollen Gattungen zurückkehren.

◙

Offenbar in der Einsicht, daß die Sage von Tristan und Isolde durch Richard Wagner vorläufig ausreichende Bühnengestaltung gefunden habe, vermeidet der neueste Tristan-Dichter tunlichst die Berührung mit den Motiven, die Meister Gottfrieds weltwonniges Epos und Meister Richards Tondrama der Liebesleidenschaft tragen. Er beginnt da, wo Gottfried von Straßburg sein Werk leider abbrechen mußte, und nützt dieses für die Vorgeschichte des Dramas.

Seit zehn Jahren trauert Isolde Blondhaar ohn Unterlaß um den fern lebenden Tristan. Damals war ein beschworener und mit Blut unterschriebener Vertrag zustande gekommen, wonach Isolde zu König Marke zurückkehrte, Tristan aber für immer verbannt sein sollte; auf seine Wiederkehr war für beide Liebende die Todesstrafe gesetzt. In der Fremde, zu Arund, hat Tristan eine andere Isolde, mit dem Beinamen Weißhand, geheiratet.

Erster Akt: Vom Königssitz in Tintajol an der grünen See ist Isolde nun auf die finstre Waldburg von Lubin gekommen. Um die nämliche Zeit erscheint Tristan heimlich wieder in der Gegend, derselben, darinnen vor einem Jahrzehnt Gottesurteil und Flucht sich zutrugen. Durch den argen Herzog Denovalin erfährt der König davon.

Zweiter Akt: Er hält sogleich Gericht. Wiewohl Tristans Anwesenheit nicht unwiderleglich erwiesen ist, besteht Herr Marke auf der Verurteilung. Die Vasallen wollen darauf nicht eingehen. Doch er spürt, daß Isoldens Schwüre doppelzüngig sind; er will ein Ende seiner Ehemannsqual. Da er denn die Frau nicht gut töten und auf des Liebhabers Herbeischaffung anscheinend nicht mehr warten kann, so beschließt er, die gefährliche Schöne den „Siechen“, dem aussätzigen Bettelvolk von Lubin zu schenken.

Dritter Akt: Zwischen dem König und dem Henker schreitet Frau Isolde im Purpurmantel mit nackten Füßen artig zu einer letzten frommen Andacht in die Schloßkapelle. In den Schloßhof schiebt sich gierig das keifende Siechen-Gesindel. Außerdem tritt ein Fremder in Siechentracht auf. Wir wissen bald: das ist Tristan, der die Jugendgeliebte befreien will. Sehr günstig für seinen Plan ist's, daß aus der „zum Spalt geöffneten“ Kapellentür außer Isolden nur einer in den Hof kommt, der Henker. Der nimmt ihr den Mantel ab, und sie steht nackt da, nur von ihrem blonden Haar umflossen; mit einer Bitte um Vergebung küßt der Henker ihr den Fuß und „geht hinter die Kirchentür zurück“. Der Fremde in Siechentracht verjagt die Aussätzigen, teils mit Gold, teils mit schrecklichen Schlägen. Tristan ist mit Isolden allein. Doch sie erkennt ihn nicht, nicht seine Stimme, Gestalt

noch Reckenweise. Er spricht sie leise, dann angstvoll und beschwörend an. „Du Tier, du Tier, du Tier!“ antwortet sie. Einen gewöhnlichen Siechen, mehr sieht sie nicht in ihm. Wieder ruft er sie liebevoll, nennt Tristans Namen und Liebe, drei-, vier-, fünfmal, verrät sich fast, gibt sich dann als Boten Tristans aus. Umsonst: nun gerät sie in wilden Eifersuchtszorn wegen Isolde Weißhand. Er muß es schließlich aufgeben, sie zu beruhigen, zu bereden, und will hinausstürzen. Der Todfeind Denovalin tritt ihm entgegen. Tristan tötet ihn und springt von der hundert Klafter tiefen Mauer ins Freie. Nun erscheinen Marke, Hof und Volk. Der Glaube wird laut, daß ein Wunder Gottes den Denovalin erschlagen, um für Isoldens Schuldlosigkeit zu zeugen. Herr Marke teilt den Wunderglauben, vorzüglich, um doch irgendwie der Zweifelspein ledig zu werden. Isolde ist gerettet.

Vierter Akt: Am Abend desselben Tages — wird Schach gespielt. Auch die Königin wünscht sich daran zu beteiligen. Ein bittrer „fremder Narr“ bringt in die Halle, nennt sich Tantris, zeigt, daß er aller Anwesenden Namen und viele Einzelheiten von Isoldens Liebe kennt, schwelgt auf Wunsch in einer ausführlichen Beschreibung ihres Körpers, beteuert, daß er Tristan sei. Aber niemand glaubt ihm, niemand (außer dem Publikum) merkt, daß er es wirklich ist. Sein Oheim Marke, seine Geliebte Isolde ahnen noch immer nichts. Das Mitleid des wirklichen Hofnarren verschafft ihm Obdach für die Nacht.

Fünfter Akt: In der nächsten Morgenfrühe kommt es zu einer neuen Unterredung zwischen der Königin und dem fremden Narren. Wie in einem leidenschaftlichen Duett schwärmen beide von der verflossenen Liebesseligkeit. Indessen, Frau Isolde glaubt und glaubt nicht, daß Tristan leibhaft vor ihr steht. Mehr um den unheimlichen Gesellen zu vernichten, als um überzeugt zu werden, verlangt sie, daß er, da er Tristan sein wolle, durch Tristans furchtbaren Hund Husdent sich anerkennen lasse. Das grimmig treue Tier ließ in sämtlichen zehn Jahren seit dem Abschied seines Herrn keinen Menschen ungestraft in seinen Zwinger; drei Pfleger hat es zerrissen. „Fremd und starr und groß“ erklärt sich der fremde Narr zu dem Wagnis bereit. Er scheint nun von der übergeduldigen Liebe geheilt. Wenigstens läßt der Schluß uns so auf diese seltsam jähe und späte Regung des Befremdens zurückschließen. Denn also jetzt geht das Drama aus: der Hund erkennt sofort den einstigen Gebieter und umtanzt ihn mit Freudegeheul; Tristan geht, nachdem er abermals über eine Mauer fortgesprungen, mit seinem Husdent in die Welt zurück, ohne sich nach der unsterblichen Geliebten auch nur noch umzudrehen. Isolde aber „richtet sich starr und groß auf“ und spricht: „Brangäne . . . mein Freund war hier . . .“ Dann bricht sie zusammen.

◙

Die einfache Wiedergabe der Handlung und der Akteinteilung erlaubt schon ein Urteil über den Bau des Stückes. Man sieht: vermutlich war der Mittelteil und in diesem die Verschenkung an die Siechen das erste, das dem Dichter vorschwebte. Ein echter Novelleneinfall, für das Drama ein gefährliches Fundament. Jedenfalls zehrt das ganze Werk von diesem einen wüsten Gedanken, und seine dramaturgischen Grundmängel nebst verschiedenen psychologischen Gewaltsamkeiten sind zu-

nächst auf diesen Ursprung zurückzuführen.

Der erste Akt dient auf so wortreiche und verzettelnde Art ausschließlich der Exposition, daß er, durch einen stärkeren Gestalter, leicht in den zweiten Akt hineinzuverarbeiten wäre. Da aber der dritte in Wahrheit nur die Ausführung des im zweiten Akt Beschlossenen, sowie weitere bloß-äußerliche Folgen besagten Beschlusses bringt, so spricht keine innere Notwendigkeit dafür, daß Urteil und Ausführung in zwei Aufzüge zertrennt werden. Demnach läßt sich das wahrhaft Wesentliche der ersten drei Hardtschen Akte in einem einzigen darstellen — darstellen!

Nummer vier beschert zwar eine neue Maskerade: statt des „Siechen" den „Narren", liefert jedoch gedanklich und seelenkundlich nichts als eine Wiederholung der ergebnislosen Tristan-Isolde-Szene von Nummer drei: Tristan erlangt nicht Einlaß in Isoldens Seele. Der Schlußteil besteht, genauer betrachtet, überhaupt nur aus einem Auftritt. Und dieser wiederum durfte nicht allein, sondern mußte unbedingt, bei klarer und ehrlicher Arbeit, unmittelbar an „die" Aussprache des Paares in dem konzentrierten einen Akt angeschlossen werden.

Tristan wird im Entscheidenden als aktiver Held, nicht als pathologischer Nervling charakterisiert; von einem solchen Helden aber ist strikte zu fordern, daß er seinen Willen bis zum Äußersten durchkämpft, d. h. bis er auf das Schicksal oder etwa auf einen andern stärkern Willen stößt. Niemals darf er, wie Hardts Tristan-Tantris tut, sich in Halbheiten verlieren und auf Handeln verzichten, so lange ihm nur ein äußeres Hemmnis wie die optisch-akustische Begriffsstutzigkeit einer noch immer grundverliebten (und nur vorübergehend schmollenden) Frau gegenübertritt. In Wirklichkeit ist es ja auch lediglich der Wunsch des Verfassers und dessen Instinkt für „Abendfüllung", was den Helden eine so unentschiedene Rolle spielen läßt.

Für uns ergibt sich aus alledem, daß wir in „Tantris" wieder einmal den geborenen Einakter vor uns haben, der seine kleine Form verfehlt hat.

◘

Von dieser Anschauung aus scheint es kaum noch wichtig, alle untergeordneten Ungeschicklichkeiten, verspätete Mitteilungen und bleibende Unklarheiten aufzuzählen. Z. B. Warum muß Tristan auf der heimlichen Rückfahrt nach Lubin seinen Wappenschild zeigen oder durch seinen Schwager zeigen lassen? Warum muß er „ausgerechnet" in dem „Morois" zwischen dem Königsschloß und der Burg Denovalins herumreiten, und warum so ganz unverkleidet, daß der Todfeind ihn sofort erkennt, ihn, den doch am selben Tag alle andern zwiefach und in stundenlangem Gespräch nicht erkennen? Was soll das erklügelte Spiel mit dem Schwur Tristans, daß er auf Anruf in Isoldens Namen jederzeit standhalten werde? Die umständliche Mißverständnis-Sache, die darauf errichtet wird, ist einer Tragödie nicht würdig. Allzu naiv mutet dagegen beispielsweise die unverhüllte Expositionsfrage des einen Barons bei Gericht (S. 35) an, die kein Mensch beantwortet.

Ein besonderes Kapitel wäre der Geschicklichkeit zu widmen. Der Dichter läßt etwa Mitteilungen, die er bringen muß, äußern, ohne im Dialog weiter darauf einzugehen, falls ihm dies hinderlich sein würde. So sucht Tristan (S. 76) im dritten Akt als „fremder Siecher"

Isolde über einen falschen Argwohn aufzuklären. Man denkt, nun müsse sich alles enthüllen; doch Isolde, so will es der Verfasser, bekundet plötzlich kein Interesse mehr für den vorher kunstvoll aufgebauschten Punkt, sondern lenkt auf Frau Weißhand ab. Wirkliches Raffinement verraten die Aktschlüsse und die durchgängige bewußte Rücksicht auf das Moment der Spannung. Leider nur pflegt diese äußere Fertigkeit durch innere Schwächen, wie künstliche Verlangsamungen des Fortgangs, erkauft zu werden. Beim zweiten Aktschluß z. B. nur durch die Unklarheit über den wahren Grad von Markes Zähigkeit im Wüten.

Ganz auffallend wirkt bei dem Doppelpreisstück die Fülle von Unwahrscheinlichkeiten. Davon wurde einiges hier schon gestreift. Sollte man erschöpfend darüber berichten, man täte am besten, die armen paar Glaubwürdigkeiten herauszufischen und den ganzen Rest der Dichtung als kompakte Unglaubwürdigkeit vorzuführen. Nur ein wesentlicher Punkt sei herausgegriffen, damit nichts beweislos behauptet werde: die ganze novellistische Siechen-Affäre. Es ist einfach nicht zu glauben, daß Marke, dieser angeblich weise, dieser vor unsern Augen so nervös unsichere Marke, den schauerlich gemeinen, ekelhaft niederträchtigen Entschluß ernstlich fasse und wirklich durchführe, seine Frau und Königin, mit der er nun zehn friedliche Ehejahre verlebt hat, den vertierten Aussatzkranken als gemeinsame Dirne hinzuschmeißen. Nicht bloß in der Kunst, selbst im gewöhnlichen Leben wäre Derartiges nur im höchstlodernden Affekt, unmittelbar nach Ertappung einer Ehebrecherin in flagranti denkbar — oder aber der Mann müßte als Kannibale von Haus aus gekennzeichnet sein.

Ebensowenig ist es zu glauben, daß Isolde gegen das Schreckliche rein gar nichts zu tun wisse, weder mit ihrer irländischen Verschlagenheit noch aus ihrem großen Stolz heraus. Ein kläglicher Verlegenheitstrick des Dramatikers bleibt es, daß Isolde in ihrer Schmach einmal (auch dies noch reichlich spät) zu sagen hat: „Sie haben ja zum Töten nicht eine Nadel mir gelassen!" So erzdumm ist keine Frau auf Erden, daß sie nicht ein Mittel zur Selbsttötung fände, wenn sie es finden will. Diese Frau Isolde aber sollen wir weder für schwachsinnig noch für schamlos oder durchaus verlogen halten und sollen dennoch glauben, was sie im dritten Akt sich geschehen läßt! Wir sollen ferner gläubig hinnehmen, daß Marke (ohne daß dies etwa durch Bigotterie oder paradoxe Feinfühligkeit begründet würde) sich nebenan in der Kapelle zurückzuhalten vermöge, während seine Frau den Bestien vorgeworfen wird. Und auch dies: daß dasselbe Weib am selben Abend uneingeladen in die Männerhalle niedersteigt, um ein Spielchen Schach zu machen.

Wieder und wieder steigt einem da der Verdacht auf, Hardt habe diese Dame mit überfeiner Ironie als Luderchen charakterisieren wollen. Aber dann stimmt wieder das andre nicht dazu: ihre ehrlichen Ausbrüche, ihre ausgiebige Treue und die pathetische Hochachtung, die ihr Dichter ihr durchgängig erweist. Doch Kopfzerbrechen ist hier Vergeudung, wo schier alles unwahr ist. Auch das meiste in Herrn Tristans Verhalten samt seinem glückhaften Hundertklafter-Sprung und all das nicht enden wollende Nichtsbegreifen Ihrer Majestäten gleichwie eines hohen Adels.

Die Unwahrscheinlichkeit führte uns bereits zwanglos hinüber zu

den Charakteren. Wir können uns kurz fassen: es sind gar keine. Der unmögliche Marke hat noch am ehesten Züge von einem lebendigen Menschen an sich; das sagt genug. Es gibt hier nur starre Figuren, verfertigt von einem gewandten Wortdrechsler und Dekorateur, aber keine seelischen Organismen, die sich aus sich selbst bewegen. Bei den Nebenfiguren, bei der hübsch gestellten Statisterie fällt das weniger ins Auge, bei den Hauptpersonen wird jede — wagen wir das schwer verpönte Wort: jede gesunde Natur es rasch erfühlen.

Das Ganze ist eben rein von außen bewegt, und zwar in dem wenig liebenswürdigen, modern-preziösen Geist papierener Hysterie. Im Innern fehlen nicht nur Menschen, auch Konflikte sind nicht zu bemerken. Höchstens trägt Marke etwas von der Art mit sich herum, macht aber keinen Gebrauch davon. Tristan sehnt sich und reist, Isolde sehnt sich und bleibt in dumpfer Ehe; jedoch von Konflikten wissen beide nichts. Und von einer tiefer grabenden Idee, von einer wertvollen Deutung oder Umdeutung der alten Fabel kann erst recht nicht die Rede sein. Oder sollte der Verfasser den Sinn der Sache nur allzu tief hinuntergeheimnist haben? Könnte man's nur glauben; es wäre ein Trost!

Ernst Hardt kann jedoch unter den geschmackvollsten unsrer Wortkünstler sich sehen lassen. Seine Verse strömen nicht gerade einen starken persönlichen Zauber aus, bekunden aber wohlgeschulten Verstand und Formzucht. Als typischer Bildungspoet und Mosaik-Arbeiter läßt er unbewußt durchblicken, was alles auf ihn eingewirkt hat: Wildes unvermeidliche „Salome“ (besonders sprachlich), Ibsens Rückentwicklungs-Methode, Hofmannsthals „Elektra“ (für perverse Grausamkeit), Maeterlincks „Monna Vanna“ (Mantel-Trick), Hauptmanns „Armer Heinrich“ (Siechen-Motiv nebst Stimmung des Helden), Shakesperes „Lear“ (für die Zwei-Narren-Szenen), vielleicht auch Goethes „Faust“ (das Nichterkennen in der Kerkerszene und der erfolglose Abgang des nicht schuldlosen Helden: für die Schloßhof-Szene). Dem Perlenfischer d'Annunzio gleich, hat er aus alten Sagen schöne Kleinodien heraufgeholt: die Motive des Schwertes zwischen zwei schlummernden Liebenden, des kühnen Wundersprungs, des Schachspiels in grauer Vorzeit, des Hofnarren, des allein treuen Hundes u. a. m.

Worte, Worte sind zu guter Letzt das ein und alles dieser „Neuromantiker“, die im gegenwärtigen Augenblick die Mode beherrschen. Sie scheinen die Wirklichkeit nicht zu kennen, das Weib nicht und nicht den Mann, nicht Leben noch Tod, kein einfaches, klares Gefühl — nur das Wort, das garantiert literarische Wort. Sie dichten Tragödien um einen luftleeren Raum herum und freuen sich daran — pourvu que le geste soit beau! Es sind Former, man darf sie Künstler (um nicht zu sagen Gaukler) nennen; doch Dichter im höchsten Sinne gingen bis heute nicht aus ihrem Kreise hervor, und vom großen Tragiker haben sie keinen Schimmer.

◘

Warum wohl dieser „Tantris der Narr“ (besser zu betiteln: „Die Blinden“) den Doppelpreis erhalten hat? Was mag die Richter, an deren Sachlichkeit wir nicht zweifeln können, was mag sie betrogen haben?

Vermutlich zweierlei: die Suggestion der Mode und die Form-Reize des Stückes. Unter diesen nicht zuletzt die theatralischen: Aben-

teuer, Pose, Komödie in der Komödie, Spannung und die schönen Bilder.

Für die Kritik kann es unsres Erachtens keinen Zweifel darüber geben, wie sie sich zu dem Doppelpreis-Stücklein zu stellen habe. Auf der Bühne wird sich das volkfremde Drama auch nicht durchsetzen. So könnte der Doppelpreisfall am Ende noch eine erfreuliche Doppelwirkung üben: der unwahren romanisierenden Atrappenkunst den Todesstoß versetzen und die wohlmeinenden Preisspender zu einer entschiedenen Umformung ihres Dichter-Förderungs-Verfahrens bestimmen.

Wie? Das braucht an dieser Stelle nicht mehr breithin erläutert zu werden. Es gibt da nur einen Weg zum Erfolg: los von der krampfhaften, schiefen, ewig unersprießlichen „Krönung“ einzelner Werke und frisch an die Stützung ringender Talente — ohne Geräusch und „Ehrungen“, aber mit möglichst reichlichem baren Gelde! W. Rath

Neuausgaben

Der Verlag Eugen Diederichs in Jena bringt eine schöne, von Wilhelm Herzog veranstaltete, zweibändige Lichtenberg-Ausgabe auf den Markt. Fontenelles weises Wort: „Wer was Unvergängliches will mahlen, der muß Narren mahlen!“ stellt für die Unsterblichkeit der Satiriker ein günstiges Prognostikon. (Darum veraltet auch nichts so rasch wie schlechte Satire!) Lichtenberg, der feine, scharfe, freie Geist, der humorvolle, warme Mensch gehört innerlich ganz dem achtzehnten Jahrhundert an, mit dessen Ende auch er hinabging; und spricht zu uns mit zahllosen Seiten seines Werkes wie ein ganz Gegenwärtiger, der nur von den zeitgemäßen Unarten der Gegenwart frei ist. Diese unmittelbare Gegenwärtigkeit ist für mich der höchste Genuß an seinen Schriften; dem dienen alle einzelnen Lichter seines Geistes. Wer leicht zu den immerhin in etwas zeitbefangenen satirischen Aufsätzen finden will, der beginne das Lesen mit dem letzten Abschnitt, mit den köstlichen Briefen, von denen noch mehr hätte gegeben werden sollen.

Von der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker (des Insel-Verlages), die — trotz aller berechtigten Bemängelungen der Ausländerei, die leider bezüglich der beteiligten dekorativen Künstler getrieben wurde — eins der allerwürdigsten Denkmale unsres großen geistigen Eigentums ist, sind ein zweiter Schopenhauer-Band, der die „Kleinen Schriften“ enthält, und ein weiterer Goethe-Band, der „Dichtung und Wahrheit“ bringt, erschienen.

Einen Klassiker des Stifts und Pinsels bringt der Verlag Julius Bard (Berlin) als einen neuen Band des „Hortus deliciarum“ mit seinem „Schriftlichen Nachlaß“: Albrecht Dürer. Wir hatten trotz mehrfacher Drucke noch keine wirklich schöne Ausgabe dieser, den Gebildeten längst liebgewordenen Schriften, die uns nun, von Ernst Heidrich besorgt und von Heinrich Wölfflin ausgeleitet, gegeben wird. Auch hier führen den Leser, dem die Schriften neu sind, die Briefe am raschesten zum Autor. Sie zeigen Dürer — nicht ohne daß über dem Lesen ein wehmütig-leiser Humor lebendig würde — vor allem im materiellen Kampfe mit seinen Bestellern, in dem er zäh und zielbewußt ist und mehr als einmal beteuert, daß er bei dem Preise, den er erhält, „sein Eigen daran einbüßen möge“. Außer den Briefen und einer Auswahl theoretischer Schriften enthält die

Ausgabe die Familienchronik, das Gedenkbuch, das Tagebuch der niederländischen Reise und Reime. Dem Buch sind Wiedergaben von neun Zeichnungen, drei Holzschnitten und dem Prado-Selbstbildnis von 1498 beigefügt.

Eine chronologische Auswahl der reichlich erhaltenen Briefe der Romantiker hat Friedrich Gundelfinger unter dem Titel „**Romantiker-Briefe**" (bei Eugen Diederichs in Jena) herausgegeben. In seiner essayistischen Einleitung sagt Gundelfinger, daß er die Romantik als ein Individuum betrachtet, dessen innere Entwicklung er hier in Dokumenten gibt (ein zweiter Band soll diesen ersten fortsetzen!). Dieser Grundsatz kann bei einer solchen Sammlung Bedenken erregen, die alle dort schweigen müßten, wo der Essayist allein in eigenen Worten solche Entwicklung einer Bewegung zu zeichnen unternähme. Auch seine prinzipielle Absicht, nur das geistig Individuelle, spezifisch romantisch Lebendige aufzunehmen, alles äußerlich Tatsächliche (was er als „privat" und „biographisch" bezeichnet und dessen essentielle Bedeutsamkeit er mir zu unterschätzen scheint!) dagegen wegzulassen, erschwert das Lesen der auch ihres natürlichen Kommentars beraubten Briefe; drängt dafür freilich auf verhältnismäßig engen Raum viel Wesentliches zusammen. Hat man eine Art des Lesens für dies Buch gefunden, die immer rasch den Blick vom Tatsächlichen als Unwichtigem ins Ideelle hinüberwendet, so wird man zu neuen Erkenntnissen des romantischen Wesens gelangen.

Schließlich sei eine billige kleine Auswahl **Mörike**scher Gedichte erwähnt, die als erster Band der Sammlung „Das Erbe" (in der Verlagsanstalt Concordia in Berlin) erschienen ist und das wichtigste Lyrische von Mörike enthält. Ernst Lissauer, der sie herausgab, erscheint mir in seiner sachverständigen Einleitung für diese kleine Volksausgabe etwas zu abstrakt und reflektierend.

Wilhelm von Scholz

Theater

Berliner Theater

Merkwürdig, von Zeit zu Zeit zwickt es auch den Bodenwüchsigsten und Erdgebundensten, den phantastisch Dionysischen zu spielen. **Max Halbe** hat selten Glück damit gehabt. Fast immer, wenn es ihn in Erobererfernen und Amerikaweiten oder auch nur in die Dämmerung der Geschichte lockte, hat er Schiffbruch gelitten. Diesmal, in seiner vieraktigen Komödie „**Blaue Berge**", die das Neue Schauspielhaus zuerst aufführte (Buchausgabe bei Langen, München), nimmt er nun gar noch den Humor und dessen Stiefbruder, den symbolistisch-souveränen Witz, mit in die Gondel — da gibt es einen schnellen, schweren Fall. Die „blauen Berge" am Horizont — sie sind das Paradies unsrer Sehnsucht, das Traumland unsres Glückes, das ewig Lockende und Berauschende in unsrer ernsten alltäglichen Pflichterfüllung. Reden und träumen und schwärmen wir so viel davon, wie wir wollen; aber lasse sich niemand gelüsten, den Schnabel seines Lebensschiffleins dahin zu richten! Hans Kaspar Mühlenbruch, der Maler, kann den fernen Sirenenlauten nicht widerstehen und ist drauf und dran, mit einer Operettendiva an Bord ins Blaue hinauszusegeln, während seine Frau, die helläugige tapfere Christiane, nur zum Schein, gleichsam um zu der repräsentativen Haupthandlung das grotesk-scherzhafte Gegenspiel zu liefern, mit einem windigen Milliardär und

Kunstgrossisten, dem bisherigen Liebhaber der Sirene, anbändelt. Dort sind es die „blauen Berge", das Märchenland des Außeralltäglichen, was lockt; hier, bei den komischen Herrschaften ist es der „Blaubeer-Berg", der den Kuppler spielen soll: Herr Jacques Muschinski will der spröden Malersfrau ein Schloß darauf bauen lassen, desgleichen die Welt noch niemals sah, mit einem meilenweit strahlenden Blinkfeuer auf dem First und einem Reformtheater für erotische Kultur im Kellergeschoß. Und damit auch diesen beiden wieder ihr Zerrbild, ihr Sosias und Sancho Pansa nicht fehle, muß noch ein blasierter Gymnasiast heran, der sich aus der Langenweile seiner siebzehn Jahre zu der Kellnerin im „Blauen Pomuchel", einer wüsten Nachtkneipe, sehnt, nachdem ihm die große Dame gerade nur ihren kleinen Finger zum Küssen gegeben. Inzwischen ist es drüben, bei Hans Kaspar und Marianne Jordan niederträchtig ernst geworden. Er malt sie als Akt, und sie erzählt ihm von den ungestillten blauen Sehnsüchten ihrer Seele, die gerade dann am tiefsten und schmerzlichsten waren, wenn einer der ihr ewig Fremden sie ganz zu besitzen glaubte. Doch nun die Not am höchsten, ist des guten alten Theateroheims Hilfe am nächsten. Onkel Werckhagen, der eisgraue Seebär und Amerikafahrer, schläft nicht; um den blauen Dunst und Schwulst zu verjagen, muß sein Haus- und Universalmittel, das „Antipodische" heran, das er von drüben her mitgebracht hat. Die chemischen Bestandteile dieser Arznei sind rätselhaft, wie bei allen Geheimmitteln; wir erfahren eigentlich nur, daß es ein höchst materielles Gegengift gegen das Dionysisch-Phantastische der andern ist, und sehen nur den Prozeß der Therapie: ein Kriminalpolizist mit zwei oder drei „Blauen" erscheint plötzlich auf dem Plan, und Onkel Werckhagen hetzt ihn so ganz sanft, ganz leise, als ob er gar nichts dafür könnte, auf die Spur des Herrn Muschinski, seines amoralischen Sekretärs Pius Pfefferkorn und seiner abgedankten Mätresse Marianne Jordan, als wären das wirklich die Hochstapler, die jener sucht. Nachts um die mitternächtige Stunde, wenn die Glühwürmchen schwärmen, sollte endlich der blaue Venusberg Hans Kaspar und Marianne umfangen — statt dessen steht vor *ihrer* Schlafstubentür ein blauer Schutzmann Wache, und *er* macht einen fünfstündigen einsamen Strandspaziergang. Aus den „blauen Bergen" also wird nichts, weil Schutzmann Lehmann seine Schuldigkeit getan und weil an dem Lächerlichen, dem Antipodischen, auch die heißeste Sehnsucht sich abkühlt. Am andern Morgen: Abschied in Wehmut und Beschämung. Zu Häupten Hans Kaspars tritt Frau Christiane mit weicher, beschwichtigender Hand: Laß blaue Berge blaue Berge sein, Männchen, bleibe zu Hause und nähre dich redlich! . . .

Es ist ja nicht schwer herauszufühlen, was Halbe da vorgeschwebt hat. So etwas wie eine Heilung des Romantischen und Verstiegenen in eines Künstlers Brust; so etwas wie eine Apotheose der Bravheit und Nüchternheit. Und wie ein kunstvoll geschliffener Edelstein sollte das in tausend Lichtern nach allen Seiten hin strahlen und glitzern. Deshalb das bald ernste, bald ironische Spiel mit dem „Blauen". Und auch in der Kunstform sollten Himmel und Erde, Engel und Teufel sich küssen. Mildlächelnder Menschlichkeits-

humor sollte mit verwegenem Witz, Ironie mit Satire und tieferer Bedeutung zu einem bacchischen Tanzreigen zusammengeladen werden. Nur schade, daß dies Tanzenwollen Halbes schwerer Breite so schlecht ansteht. Das Schollige, Erdige, altpreußisch Gesättigte ist und bleibt nun mal seine Welt; das Antipodische dazu kommt über ein qualvoll peinliches Getue nicht hinaus.

An Halbes robuste Spannungs- und Wirkungstechnik im „Strom“ oder auch im „Haus Rosenhagen“ konnte man sich vor dem Schauspiel des Schweden Ernst Didring erinnert fühlen, das zuerst im Hebbeltheater erschien. Dies „Hohe Spiel“ spielt ein Ingenieur, ein selbstsicherer Entschluß- und Tatmensch, mit einem jungen neurasthenischen Dichter, der eine heiße Leidenschaft zu der Frau seines Bruders gefaßt hat, indem er ihn eine ganze Weile durch ein qualvolles Bad von Zweifeln und Ängsten schickt, ob er statt des Elchs, auf den er das Gewehr angelegt, nicht etwa den Bruder erschossen habe, auf den in Gedanken sein Neid und seine Eifersucht zielen. Die Suggestion einer Gedankensünde als Heilmittel einer Charakterschwäche. Der Zweifel, in dem da der arme Sünder siedet, die Spannung, an der wir selbst mit derben Mitteln möglichst nah beteiligt werden, wird von dem fanatischen Arzt der brüderlichen Ehre wie von dem kühnen Berechner aller dramatischen (und auch theatralischen) Wirkungen weidlich ausgebeutet, ehe mit der Heilkur des Zweifels die bangende Spannung der Zuschauer, mit dem befreienden Erscheinen des wohlbehaltenen Bruders zugleich auch die brodelnde Wirrnis in der unerprobten Seele der jungen Frau sich liebejubelnd löst. Der junge Nordländer, der da zum erstenmal die Bretter meistert, hat natürlichen Theaterinstinkt, ohne doch seine Menschen rein als Figuren nach Gefallen hin und her zu schieben; peinlich aber berührt, daß er gerade den Ingenieur, die vis movens des Ganzen, mit einem unnaiven Überlegenheits- und Unfehlbarkeitsgefühl ausstattet, das diesen fast als einen deus ex machina erscheinen läßt, ihn jedenfalls aus der Sphäre der andern innerlich löst, als sei er ein nur dem Dichter und seiner Bequemlichkeit zuliebe zeitweilig in Körperform erscheinender sittlicher Begriff. Lieber einmal ein Rechenfehler wie 2×2=5, als ein solcher allgefälliger Generalnenner, in den alles hübsch aufgeht.

Bernard Shaw — das ist so ein Mann der Brüche. Bei dem kommt immer alles anders, als man denkt. Leider manchmal auch anders, als der gesunde Menschenverstand und die eigne Logik seines Geistes es verlangt. Gewiß, er ist alles andre eher als ein kalter Rechner, dafür aber verwirrt ihm nicht selten die Eitelkeit des Verblüffens, das Anderssein um jeden Preis die schlichte Ehrlichkeit des Konzepts. Darunter leidet auch seine fünfaktige Komödie „Der Arzt am Scheideweg“ („The Doctors' Dilemma“; deutsch von Siegfried Trebitsch bei S. Fischer, Berlin), mit der die Kammerspiele des Deutschen Theaters uns in einer feinfühligen, nur satirisch manchmal etwas allzu deutlichen Aufführung bekannt machten. Da steht ein Arzt, eine wissenschaftliche Autorität, der Erfinder eines neuen unfehlbaren Mittels gegen die Tuberkulose, vor der Zwiewahl, mit dem kleinen, ihm noch verbliebenen Rest des kostbaren Präparats entweder einen alten bedürftigen, aber

charaktervollen und tüchtigen Kollegen, einen aufopfernden, verdienstvollen Armenarzt, zu retten, oder einem jungen Maler das Leben zu verlängern, einem gottbegnadeten Künstler zwar, aber einem vollendeten moralischen Lumpen. Er kämpft eine Weile mit dem Entschluß; dann entscheidet er sich für den medizinischen Kollegen und überläßt den Maler einem geschwätzigen Scharlatan, der ihn richtig ins Jenseits befördert. Was aber bewog ihn eigentlich dazu? Der rücksichtslose tapfere Gedanke der Auslese des Tüchtigeren? Die wohltätige Absicht, der hübschen jungen Frau, die ganz in bewundernder Liebe für den Genius ihres Mannes aufgeht, die schmerzliche Enttäuschung zu ersparen, wenn sie eines Tages zur Wirklichkeit erwacht und die sittliche Erbärmlichkeit ihres Ideals durchschaut? Oder die mit leisen Pharisäergefühlen gemischte Empörung des selbstgerechten, wohlgeordneten Philisters, dem sich bei der genialen, göttlich egoistischen Lumperei des Künstlers die Haare auf dem Kopfe sträuben? Oder endlich der im angegrauten Junggesellen keimende Wunsch, die Witwe des Preisgegebenen zur Frau zu nehmen? Nun, was ihn zum Entschluß bringt, ist wohl von alledem ein Stück und auch noch von jenem andern ein bißchen, das auf den dunklen, von Shaw hier so witzig sarkastisch verspotteten Seiten des ärztlichen Berufes liegt. Gut! Gerade diese vielfache Mischung im Charakter des Arztes könnte eine ausgesuchte Kunst der dramatischen Psychologie aufrufen. Aber dazu kommt es nicht. Der Kitzel, die ärztliche Wissenschaft und Praxis an den Pranger zu stellen, die Gefallsucht, einen ganzen Akt mit der Sterbeszene eines Schwindsüchtigen zu füllen, die Schadenfreude, seine Zuschauer um den Ernst dieser Situation durch allerlei dick aufgetragene Zynismen und Skurrilitäten zu betrügen, dieser gewollte snobistische Mangel an Takt- und Stilgefühl, der im letzten Akt in des Arztes Werbung und der längst glücklich Wiederverheirateten höhnischem Nein seine Krönung erfährt — das alles zersplittert die Ansätze zu seelischer Wirkung, die manchmal flüchtig das Andenken an die herrliche „Candida“ in uns wecken, zerfasert sie in bloßes Vergnügen am geistreichen Wort- und Gedankenspiel.

Zwei weitere Berliner Theatererfolge der jüngsten Wochen, der, den Ludwig Thomas Komödie „Moral“ dem Kleinen Theater, und der andre, den Gavaults und Berrs Schwank „Madame Flirt“ dem Lustspielhause einbrachte, haben ihre Ursache ganz wo anders als in der dramatischen oder schauspielerischen Kunst. Dort, in der Philister- und Hofluft-Satire war es der schlagfertige Simplizissimus-Witz, der lockte und auch dann noch tröstete, als sich Fabel, Charakteristik und Humor recht dünn erwiesen; hier, in der parfümierten Tugend-Komödie einer von der augenblicklichen Reinlichkeitsepidemie mit ergriffenen Pariser Schwank-Firma waren es die neuesten Pariser — Toiletten, die den Sieg entschieden. Thoma hat auch bei den hahnebüchensten Verulkungen und Übertreibungen in dem Wie seiner Witze, insbesondere seines geschliffenen sprachlichen Ausdrucks ein keckes und zugleich saftiges Etwas, das ich auch bei dramatischer Unkunst zu schätzen weiß — bei Meister Paquin-Paris, Rue de la Paix 3, aber und seinen Wunderwerken gesteh ich meine Unzuständigkeit. Friedrich Düsel

Dresdner Theater

Die Satire „2×2=5" hat Glück gehabt, und so sah sich die Dresdner Hofbühne, die sie einführte, nach mehr von Gustav Wied um. Seine vieraktige Komödie „Thummelumsen" ist dramatisch so schwach, daß von dieser Seite wenig gesprochen zu werden braucht. Nur als Spießerkitzler hat Wied sein Amt; ein Publikum, wie etwa das Ludwig Thomas oder Gulbranssons sieht mit ihm gern aus der Kleinstadt mit ihrem sonderbaren Volk ins heitere Land der Menschlichkeiten überhaupt. Aber Wied ist kein leichter Spötter, in seiner Stimmung ist Bitterkeit, sogar Bissigkeit, und man meint oft, er wolle sagen: Das Leben ist überhaupt nur eine Tragikomödie, die keine Illusion wert ist. Goethe riet: „übers Niederträchtige niemand sich beklage", Wied aber hat in seinem Roman „Die leibhaftige Bosheit"* durch den Zollkontrolleur Knagstedt anschaulich gemacht, wie er sich eine Gegenwehr denkt. Bei der Dramatisierung ist vom Guten des Romans wenig lebendig geworden. Der Zollkontrolleur ist zwar in seiner Art treu herübergenommen, er hilft auch die Handlung schieben und muß in die einzelnen Spießerseelen als Räsoneur hineinleuchten. Die eigentliche Geschichte dreht sich auch hier um den armen Manuel Thomsen, den kleinen schiefgeratnen „Thummelumsen", der's nicht verwindet, daß seinem Vater voreinst der Mühlhof draußen verkracht ist. Nun klammert er sich seit anderthalb Jahrzehnten pfennigkratzend in mühseligen, grollend ertragenen Lohndiensten an die Absicht, den Hof zurückzuerwerben; denn das wird ihn bürgerlich wieder ebenbürtig und vollwertig machen. Ein Lotteriegewinn bringt ihn dazu. Im Roman bewirkt der Rückkauf des Mühlhofs, daß Manuel jetzt, wo das Ziel ihn nicht mehr spannt und zusammenhält, bald nach dem ersten Rausch innerlich verödet und sich heimlich in die Stadt zurückwünscht; dies psychische Ergebnis hat Wied aber für die Komödie in den Hintergrund geschoben. Er läßt Manuel hier trotz des Lotteriegewinns nicht so glatt zum Ziele kommen: just in der Stunde, da er sich als Sieger fühlt, schnappen ihm Bosheit und Rachsucht den Mühlhof vor der Nase weg. Und nun muß er, „aus höheren Rücksichten", wie er sagt, eine junge Braut aufgeben und eine mannstolle Witwe mit sechs Kindern zum Hof in den Kauf nehmen. Das ist zwar grotesk ausgedacht, wird aber leider kein Leben, und so fehlt dem letzten Akte das, was das Stück bis dahin immerhin willig anhören läßt: die Wahrscheinlichkeit des Einzelnen, der enge Anschluß an glaubhaftes Sein: Thummelumsen langweilt im Schlußakte. Die lärmende Situationskomik, das Bild äußerer Kontraste zu den Wünschen eines ganzen Lebens konnte für das Fehlende nicht entschädigen. Ein Komödiengedanke, wohl ein guter sogar, steckt schon in diesem Schluß: ein Mensch ist in etwas vernarrt, rennt blind drauflos, und als er's hat, entpuppt sich's zum Knüppel aus dem Sack, der ihn verbleut. Wied war nur nicht Dramatiker genug, den Einfall für die Bühne zu bewältigen. Er ist auch in den übrigen Akten nicht losgekommen von der erzählenden Art, die kleine Bilder lose aneinanderreiht.

Das Trauerspiel „Thersites" von Stefan Zweig bedeutet nichts für die deutsche Bühne, nicht

* Deutsch bei Axel Juncker, Stuttgart

einmal eine Hoffnung auf später. Die Handlung des Trauerspiels knüpft bei der berühmten Thersites-Episode im zweiten Gesange der Ilias an, von der Hermann Grimm gesagt hat: Thersites gehöre zu den genialen Schöpfungen der Weltdichtung. Zweig machte aber aus dem „hellstimmigen Redner“, dem Homer so viel Bedeutung zuweist, daß er den Schlauesten der Schlauen gegen ihn ins Feld treten läßt, eine Gestalt, die bloß noch äußerlich und lose mit ihrem Urbild zusammenhängt. Dem eigentlichen Momente der Tragik, das bei Homer in der Episode steckt, ist er aus dem Wege gegangen: Thersites wird da von der Stimmung der Kriegermasse, die heimverlangt, emporgetragen, er wird der Sprecher des Volks, aber als die kriegsmüde Stimmung schon zur Tat gediehen ist, schlägt sie, von Odysseus redeklug beeinflußt, jählings um, und nun steht Thersites plötzlich allein und wird geschmäht, verprügelt und verlacht. Also ein Stoff, der eine Tragikomödie speisen könnte. Zweig wollte aber mit der Gestalt tieftragischen Inhalt verbinden. Sein Thersites ist der Mensch von abstoßendster äußerer Häßlichkeit, den alles voll Ekel meidet, den aber der natürliche Trieb, als Mensch dem inneren Werte nach mitzugelten, allzeit verzehrend drängte, die Nähe derer zu suchen, die ihn verachten. Der Dichter sondert ihn auch dem Äußern nach von den griechischen Kriegern ab, glaubt ihn aber doch geduldet inmitten der Kämpferscharen leben lassen zu dürfen, und da wird er nun alle Augenblicke beschimpft, getreten und geschlagen. Verbitterung und Haß lösen seinem Worte jede Fessel, dreist, sogar mutig bisweilen schießt's ihm von der Zunge. Verfolgt von den Kriegern hat er nach Achilles um Hilfe geschrien, und der ist zwischen ihn und die Verfolger getreten; dafür will er Achilles danken wie der treuste Freund oder wenigstens als Diener, aber Achill, der gezeichnet ist als einer, der die Bettelnden haßt, stößt ihn angewidert weg. Nun bricht Thersites' Haß wild heraus, sucht einen Bundesgenossen in der Amazonin Teleia, dem freiheitstrutzigen jungen Geschöpf, das Achill als Gefangene sich für eine Stunde stolzen Triumphes „aufsparen“ will, und hat die Genugtuung, Achill selber in der Qual der Verlassenheit zu sehn. Im Triumphgefühl des Hasses peitscht er mit rasenden Worten das Bewußtsein des Leids in Achills wundem Herzen auf, bis der Pelide tut, wozu er ihn reizen will: ihm den Tod zu geben mit eigener Hand. Die drei Akte gipfeln immer in der Wendung, daß dem Thersites grell zum Bewußtsein gebracht wird, wie sehr er um seiner Häßlichkeit willen verachtet ist. Als Achill dem in den Kampf ziehenden Patroklos die Teleia als Siegeslohn versprochen hat, verfällt die Amazonin auf den barbarischen Plan, zur Rache an Achill, der das Menschliche, Eigenstarke, die Selbstachtung in ihr nicht zu achten weiß, des Thersites Häßlichkeit zu mißbrauchen.

Zweig hat allzusehr das schöpferische Organ gefehlt, die dramatischen und tragischen Fäden künstlerisch zusammenzuweben. Gegen den passiven Inhalt der Thersites-Gestalt ist er angegangen, aber nicht aufgekommen. Durch ganze Partien des Stückes hin ist nicht Thersites, sondern Achill die Hauptgestalt. Des Dichters lyrisches Interesse ist immer zu stark, es fehlt trotz beachtenswerter psychologischer Einsicht an Kraft, es dem dramatischen Zwecke

unterzuordnen. Zweig erweist sich in der Form als Epigone einer dramatischen Kunst, die ursprünglich nicht auf deutschem Boden erwuchs und die mit den Jahrhunderten, denen sie zeittypisch gehört, vergangen bleiben sollte. Seine Personen reden Gefühle, sie reden im Übermaß und zum Überdruß in Monologen zueinander, reden den Eindruck des seelischen Geschehens über den Haufen, hängen, wo das Drama menschliche Beziehungen entschleiern und klar überblicken lassen müßte, ganze Lagen sprach- und verszauber gewirkter lyrischer Stoffe versperrend vor die Einblickspforten. Und dazu kommt: Wir hören moderne Empfindungen und sehen antik-heroische Gewänder, und die erscheinen nun trotz des iliadischen Wesens der Handlung als Maskerade. Fr. Diederich

Vom Kasperletheater

Das Kasperletheater ist gewiß ein Überrest aus sehr alter Zeit. Schon der Inhalt des klassischen Kasperlspiels, der Kampf des Unerschrockenen mit den widrigen Mächten, Tod und Teufel, beweist das. Es würde sich lohnen, seine Geschichte zu schreiben. Noch mehr aber möchte sich das lohnen, um deswillen wir heute dies Thema aufgreifen: seine Wiedereinführung oder stärkere Pflege in den Kinderstuben.

Das Kasperletheater ist die für das kindliche Verständnis denkbar einfachste und passendste Form, allen den ausschweifenden Träumen einer noch ungefügen Phantasie erste feste Gestalt und Begrenzung zu geben. Nicht nur die Notwendigkeit einer abgerundeten und sinnvollen Komposition bringt das mit sich, sondern auch die gegebene allgemeine Form jenes Kampfes mit Tod und Teufel. Nimmt man gar die eigenen häuslichen Erlebnisse zum Vorwurf, so entsteht eine schöne und lustige Gelegenheit, das tägliche Leben selbst und die nächste Umgebung in künstlerischer Vereinfachung sehen zu lehren oder zu lernen.

Wir deuten mit einigen Beispielen an, wie der strengere Stil gehandhabt wird. Etwa geht der Kaspar spazieren. Er lobt den Mondschein und die laue Nacht und ruft zum Fenster hinauf der Großmutter zu, sie solle herunterkommen. (Das Haus ist ein schräggestelltes Brett mit eingesägten Öffnungen und mit Läden aus Pappe.) Einer der Läden geht auf, und die Großmutter schiebt den Kopf durch die enge Öffnung, zittert und nickt. Darnach klappt der Laden wieder zu, und weiter unten kommt die Alte heraus und zittert und wackelt fort auf den Spaziergang. Darnach tritt der Räuber auf: Der Kaspar und die Alte sind weg, jetzt wird er das Haus ausrauben. Er geht hinein; aber der Kaspar kommt wieder: „Weshalb ist da im Haus die Türe offen? Den wollen wir fangen!“ Er schlägt die Türe zu und macht den Riegel davor. Der Räuber ist inzwischen fertig und rüttelt an der Türe von innen. Man hört ihn sich schimpfend entfernen. Nach einer Weile sieht man ihn oben zum Fenster hinausspähen: „Ihr da unten, was habt Ihr da unten zu tun?“ „Und Ihr da oben, was habt Ihr da oben zu tun?“ „Ach Kaspar, bist du's? Ich habe mich verirrt, ich Armer! Ich dachte, es wäre mein Haus, nun ist es deins! Bitte, Kaspar, mach mir auf!“ „Bleibe nur, bleibe, Du bist in der Falle, und ich werde dich aufs Gericht tragen, dich und die ganze Falle!“ Und wirklich! er faßt das Haus von unten an und trägt es, das ganze Haus vorbei und weg zum Richter, während oben aus dem Fenster der Räuber

stottert und winselt und mit Kopf und Händen Einspruch erhebt.

Im strengsten Stil muß hinter dem Räuber der Teufel stehen, der ein Bündnis mit ihm hat und ihn inspiriert. Im tiefsinnigen deutschen Spiel auch noch Hans Mors, der Tod, der alle gleichmäßig vor die Köpfe schlägt; aber mit dem Kaspar doch auch seine schwere Not hat.

Man kann die Stoffe hernehmen, wo man will. Nur muß man verstehen, sie in den Stil des Kasperl hinüberzubringen.

Etwa die Tellsage: Mit einem langen unheimlichen Zischen, wie wenn eine Rakete frei wird, kommt der Teufel heraufgefahren, kerzengerade, und erscheint in dem kleinen Ausschnitt, in dem die Kaspars das Leben darstellen. Er pflanzt eine Rübe auf, — die soll gegrüßt werden als das unterweltliche Zeichen seiner höllischen Majestät. Ein Geist mit einer unendlich langen, dicken Nase und funkelnden Augen wird als Wächter versteckt. Alsbald erscheint auch schon der Kaspar, der lustig ist, wie immer, und unverfroren, wie immer, und damit ein so glückliches Schwergewicht hat, daß er durch alle höllischen Netze hindurchfällt. Nun aber soll der Kampf endlich entschieden und der Kaspar gefangengenommen werden. Indessen der Kaspar beklopft das Ding und bleibt, statt sich zu beugen, trotz aller höllischen Drohungen beim Augenschein: das ist eine Rübe! Er wird es auch beweisen; er nimmt die Schere und schneidet die Rübe Stück für Stück zusammen bis zum letzten Stumpf, aus dem noch der Nagel hervorragt. Darnach geht er zum Angriff über, und es zeigt sich, daß auch der langnasige Geist, der so unheimlich aussah, so unheimlich mit den Zähnen frösteln und noch viel unheimlicher schweigen konnte, nichts weiter ist, als eine Rübe, die geschnitten werden kann. Der Teufel aber selbst, als er kommt und entrüstet den Stumpf seiner Trophäe beäugelt, wird gegen den Nagel gehämmert, bis er angenagelt ist.

Dies der Inhalt zweier Spiele aus dem Hause **Böcklins**. Es ist das eigentlich klassische Kasperletheater. Aber wie der Teufel sich zum bloßen Räuber ohne höllische Rückenstärkung vermenschlichen kann, so versteht sich, daß sich das Spiel auch ganz frei zum Spiegel der häuslichen Begebenheiten machen läßt. Denn der Kaspar kennt Arten und Unarten der Kinder und weiß mit seinen grotesken Übertreibungen und seinem guten Humor manches unter Lachen zu überwinden, was sonst mit Tränen nicht hinwegwill.

Eine Schwierigkeit ist die Beschaffung guter Figuren. Die im Handel befindlichen aus Papiermaché und demgemäß puppenhaft verschwommen und ausdruckslos ausgeführten Köpfe unterstützen das Spiel gar zu wenig, halten auch die im Kasperlspiel ganz unvermeidlichen kräftigen Hiebe nicht aus. Alte gute in Holz geschnitzte sollen mancherorts beim Trödler noch zu haben sein. Am besten — wer's kann! — man schnitzt sie selbst. Wer eine geschickte Hand hat, kommt bald in einen gewissen Ehrgeiz hinein, die schwierigsten Dinge zu ermöglichen. Er erfindet, wie man mit geringen Mitteln reitende, bootfahrende, sacktragende, kämpfende Figuren, allerlei Tiere, Drachen, brennende Straßenlaternen, Gespenster mit glühenden Augen, ja, bewohnte Häuser darstellen kann.

Wir sind in der vergnüglichen Lage, für dieses Weihnachten zur Anregung und Nachahmung einige der Figuren vorzustellen, die im

Hause Böcklins, von Carlo Böcklin geschnitzt, das Vergnügen des nachwachsenden Geschlechtes ausmachen. Die Hauptsache freilich, die Handlung und sinnvolle Bewegung, ohne die sie Larven bleiben, können wir nicht wiedergeben. Das muß der Phantasie überlassen sein.

Die gute Bewegung solcher Figuren ist nämlich durchaus nicht leicht: es gehört lange Übung und viel Beobachtung dazu. Der Anfänger pflegt es sehr zu versehen, indem er aus Furcht, daß die Figuren tot wirken, sie nach allen Seiten ausschlagen und die gleichgültigsten Worte mit den wütendsten Gebärden begleiten läßt. Man muß den Stil und die Möglichkeiten im Auge behalten. Naturalistische menschliche Bewegungen lassen sich mit den geringen Möglichkeiten dieser Figuren überhaupt nicht darstellen. Der Stil ist der der Groteske und dahinein muß alles übersetzt werden. Bis zum Karikaturenhaften im Sinn des Struwwelpeters. Aber in dieser Übersetzung lassen sich dann sehr schlagende Nachdichtungen menschlicher Gebärden erzielen. Die heftigen Bewegungen, die die Groteske fordert, weiß aber der gute Spieler durch ausdrucksvolle Ruhe vorzubereiten, in der die Figuren nur durch ganz leise, sagen wir Kräuselungen belebt erscheinen.

In alledem bringt das Kasperlespiel einige künstlerische Grundgesetze zu unbewußter Anwendung und zu keimhaftem Verständnis. Ein Grund mehr, es in den Kinderstuben wieder mehr zu pflegen.

Gr. G.

Musik

Weihnachtsmusik des Kunstwarts

Weihnachten ist das musikalischeste unter allen christlichen Festen. Daß dabei möglichst gute, d. h. nicht etwa möglichst künstliche, sondern warm aus dem Herzen quellende, nicht bloße Scheingefühle aussprechende Musik in den Familien gemacht werde, darum bemüht sich auch der Kunstwart schon manches Jahr. Eine geschäftige Weihnachtsindustrie beutet ja die friedselige, der Neigung zu Argwohn und Kritik widerstrebende Stimmung dieses Festes gerne aus, um mit den Stimmungsrequisiten allein zu wirken, eine weichliche, billige Sentimentalität zu nähren und kräftige, gesunde Empfindungen aus der Volksseele zu verdrängen, wo sie etwa noch unverbildet ist.

Zum bevorstehenden Feste stellt sich die „Hausmusik“ des Kunstwarts mit neuen Gaben ein. Das Heft „Deutsche Weihnacht“ ist als erstes Stück einer Reihe gedacht, die eine nach den deutschen Landschaften geordnete Auslese der schönsten Weihnachtslieder des Volkes bringt. Tirol und Oberbayern machen den Anfang. Die Auswahl hat Georg Winter getroffen und die Klavierbegleitung komponiert. Die meisten dieser Lieder erscheinen hier zum erstenmal in einer Ausgabe für den praktischen Gebrauch. Was ihnen den auszeichnenden Charakter gibt, ist die Gesundheit und Echtheit des Empfindens, im Gegensatz zu vielen süßlichen, affektierten, volkstümelnden Weihnachtsgesängen. Um dem Musizieren zur Festzeit mehr Mannigfaltigkeit zu geben, sind drei schöne alte, wenig bekannte Weihnachtslieder in der Bearbeitung als Duetten für je eine mittlere Männer- und Frauenstimme von Philipp Gretscher aufgenommen worden.

Messe und Requiem seit Haydn und Mozart

Eine dankenswerte Arbeit über diesen Stoff legt uns Alfred

Schnerich durch den Wiener Verlag C. W. Stern auf den Weihnachtstisch. Er beklagt nicht mit Unrecht, daß die mit kirchlichen Dingen wenig vertraute Musikhistorie die Entwickelung der Kirchenmusik seit der Mitte des 18. Jahrhunderts rasch abzutun pflegt und daß die Cäcilianer die musikalisch wertvollsten Denkmäler dieser Kunst durch ihre Angriffe diskreditiert haben. Ohne dem streitbaren Vorkämpfer für die Kirchenmusik der Klassiker auf den Boden des Parteikampfes zu folgen, läßt sich anerkennen, daß er sich Mühe genommen hat, das schwierige Gebiet im Zusammenhange zu durchwandern. Die Schöpfungen, denen er nachgeht, liegen ja erst zum kleineren Teil im Druck vor, müssen oft erst aus der handschriftlichen Überlieferung studiert werden. Darum ist Literaturkenntnis hier eine Sache Weniger. Konnte es doch geschehen, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein „Komponist" in Prag das Mozartsche Requiem als sein eigenes aufführte und bei einem Verleger anbrachte. Flüchtig gearbeitet ist das zwölfte Kapitel. Fast nichts als Namen. Unter den Neueren durfte Reznicek nicht fehlen. Von den Requiemisten — man verzeihe das Wort — vermißte ich die Deutschen B. Scholz, Henschel, die Franzosen Gouvy und Fauré, die Italiener Sgambati und Bossi, den Vlämen Benoit. Auf Einzelheiten, wie auf den geschmacklosen Vergleich zwischen Witt und Wagner, möchte ich nicht eingehen. Das beigegebene thematische Verzeichnis wird schon wegen der Angabe der echten Messen Haydns im Jubeljahre des Komponisten besonders willkommen sein. B

Zu Beethovens Symphonien. Ratschläge für Aufführungen der Symphonien Beethovens von Felix Weingartner

Diese im Verlage von Breitkopf & Härtel erschienene Schrift ist eines der erfreulichsten Bücher der neueren Musikliteratur. Der Größe und Unerschöpflichkeit des Beethovenschen Geistes sich an der Hand eines Führers bewußt zu werden, der ihm jahrelanges intensivstes Studium gewidmet hat, ist an sich ein Genuß. Unter den bedeutendsten Dirigenten einen zu finden, dessen ganze Arbeit an Beethoven darauf hinzielt, mit größter Ehrfurcht den Schöpferwillen des Meisters, wie er aus dem Notenbilde spricht, in Aufführungen zu verwirklichen und alle subjektiven Zutaten zu vermeiden, das ist eine weitere Wohltat. Endlich an der Hand eines eminenten Praktikers in die Werkstatt Beethovens einzutreten, alle die kleinen Teilchen, aus denen sich die größten Kunstwerke aufbauen, sorgsam zu prüfen und ihr Ineinandergreifen zu studieren, das ist der beste Lehrgang, um zu erfassen, worauf's bei Orchestermusik überhaupt ankommt.

Das Buch gehört in die Hand jedes jungen Musikers. Es wird viele gesund machen und auf den rechten Weg bringen. Es ist viel mehr daraus zu lernen als nur das eine, wie man die neun Symphonien Beethovens aufführen soll. Im Elysium wird dereinst Richard Wagner gewiß Weingartners Hand drücken, sie werden sich auf einen stillen Seitenpfad abseits der auch dort noch weiter hadernden ... ianer verlieren und sich über das unerschöpfliche eine Thema unterhalten, dem auch dieses schöne Buch gilt: Beethoven. Georg Göhler

„Wie's gemacht wird"

oder:

„Das von Richard Wagner begründete Dresdner Philharmonische Orchester"

oder:

„Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, der Sohn des Königs Friedrich August von Sachsen"

Die Musikgeschichte hört nimmer auf. Kaum glaubt einer, daß er so ungefähr das Wichtigste davon im Kopfe hätte —, da kommen neue Tatsachen, und er merkt, daß all sein Wissen Stückwerk war. Wer von uns allen wußte, daß das Genie Richard Wagners auch die Dresdner Gewerbehauskapelle gegründet hat? Aber das kam so:

In der Hauptstadt des Königreichs Sachsen lebte er einst ein paar Jahre bis zu seiner Vertreibung A. D. 1849. Ferner lebte da gleichfalls ein paar Jahre um die gleiche Zeit Rob. Schumann. Und ferner gründete zu Anfang der neunziger Jahre der ehemalige Militärkapellmeister August Trenkler, ein Komponist von schneidigen Militärmärschen, ein Orchester, das nach dem Gebäude, in dem seine Konzerte stattfanden, Gewerbehauskapelle genannt wurde. Vor mehreren Jahren ging dieses Orchester durch Kauf in den Besitz des jetzigen Kapellmeisters Willy Olsen über, und dieser unternimmt mit seiner Kapelle im kommenden Sommer eine amerikanische Tournee. Dazu gehört Reklame, das versteht sich. „Gewerbehausorchester" versteht man drüben nicht, also „Philharmonisches Orchester". Aber allein zieht das auch nicht genug.

Wozu haben Schumann und Wagner in Dresden gelebt?

Und nun lesen wir in mehreren amerikanischen Musikzeitschriften: „Dresden Philharmonic Orchestra, originaly conducted by Robert Schumann and Richard Wagner."

Erstaunlich in der Tat: Robert Schumann hat noch 35 Jahre, Richard Wagner noch 8 Jahre nach dem Tode die Dresdener Gewerbehauskapelle geleitet!

Aber es wirkt, und die Tatsachen wachsen sogar weiter. Man lese z. B. einen Bericht aus Spokane im Westen, in der Nummer 13 vom 16. September 1908 des „Musical Courier": „The Dresden Philharmonic Orchestra, established by Wagner, will be heard in concert in Sponkane early next summer, when the organization, accompanied by Prince Herman of Saxe Weimar, son of Friedrich August, King of Saxony, visits the Pacific Northwest." Zu deutsch: „Das von Wagner gegründete Dresdner philharmonische Orchester wird man hier im nächsten Sommer zu hören bekommen, wenn diese Körperschaft, vom Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, dem Sohne des Königs Friedrich August von Sachsen begleitet, den Nordwesten der Pacifischen Küste besuchen wird."

Und die Worte walten weiter. In der Nummer 20 vom 26. September 1908 der Wochenschrift „Musical America" lesen wir: „The Dresden Philharmonic Orchestra, of Dresden, Germany, one of the great musical organizations of Europe, is to come to America this season for a four weeks' appearance. It was necessary to obtain royal permission for the orchestra to make this long trip. This orchestra is famous as the one which both Robert Schumann and Richard Wagner have conducted at different times."

Also die von Schumann und Wagner nacheinander geleitete brave Dresdner Gewerbehauskapelle, die als reines Privatunternehmen mit

dem König nicht das mindeste zu tun hat, hatte sogar eine besondere königliche Erlaubnis nötig!

Und nun ernsthaft gesprochen. Die zitierten Auslassungen stehen nicht etwa in irgendwelchen Winkelblättchen, sondern in den beiden führenden amerikanischen Musikzeitungen, und das gibt ihnen einen Widerhall, der viel größer ist, als ein der Verhältnisse drüben Unkundiger glaubt. Ist es nicht traurig, daß mit dem Namen zweier unsrer besten Meister ungestraft ein solcher Unfug getrieben werden darf? Eugen Thari

Namen!

In München war jetzt ein großer Bilderfälschungsprozeß. Auf den schwungvollen und einträglichen Handel, der betrieben ward, sind wir gottlob nicht einzugehen verpflichtet, nur über die Erscheinung möchte ich ein paar Worte sagen, die da Voraussetzung von allem war: über die Wichtigkeit der Namen für den Wert. Wir alle sind gewohnt, sie als ganz selbstverständlich hinzunehmen. Käme jedoch irgendein Zivilisations-Outsider, ein höchst ungebildeter, aber hellköpfiger, er würde wahrscheinlich sagen: sonderbare Leute — kommt es denn auf den Verfasser an und nicht aufs Werk?

Geben wir zum mindesten zu: es kommt auch auf den Verfasser an. Wenn ein Bild, sagen wir: von Menzel ist oder von Leibl oder von Böcklin, und es imponiert mir zunächst und an sich trotzdem nicht im mindesten, so hab ich doch eine sehr große Wahrscheinlichkeit, daß ich bei gründlicher Vertiefung darein irgend etwas finden werde, was mir den bedeutenden Künstler irgendwie anders betätigt zeigt, als in seinen andern Werken. Die große Wahrscheinlichkeit: die Löwenklaue in irgendeiner neuen Ansicht zu sehn, oder doch wenigstens: ein Stückchen der Löwenklaue in einem etwas anders zusammengesetzten Schimmer. Für später. Vorläufig merk ich noch nichts davon, aber mit der Zeit werd ich wohl dahinterkommen. Vielleicht gar dahinter, daß sich's hier sogar um ein Meisterwerk handelt, das ich vorläufig nur noch nicht verstehe. Eines schönen Tages, wenn ich mir das „Menzel!", „Böcklin!" oder „Lenbach!" vor meinem Bilde genügend oft vorgesprochen habe, wird nicht nur der Name, sondern auch der Mann ordentlich fest damit zusammengeschweißt sein, so daß er mir nun — da ist er ja! — plötzlich aus der Leinwand entgegensieht.

Scherz beiseite: es gibt natürlich Fälle, bei denen der Name auch ohne Suggestion von Wichtigkeit sein kann und zwar nicht nur für den, dem das Bild Gegenstand wissenschaftlichen, also außerkünstlerischen Interesses ist, auch nicht nur für den, der sich vor allem am Technischen als solchem erfreut, sondern auch für den, der sich vertiefend am Genuß der hier aus dem großen Leben hereingeholten Werte freut. Aber solche Fälle sind wirklich nicht häufig genug, um die Preistreibung durch den Meisternamen im Bilderhandel zu einem größeren Prozentsatze zu erklären. Die preistreibende Konkurrenz im Angebot kommt durch die Leute zustande, die nicht das Bild, sondern den Namen kaufen. Damit der Herr Kommerzienrat einen echten Menzel oder Böcklin im eigentlichen Begriffssinn sein eigen nennen kann. Die wirklichen Kenner fallen ja auch nicht auf Fälschungen herein. Noch auf die Kitsche, die von einer Anzahl andrer Berühmtheiten Geldes wegen gemacht sind und bei aller

Echtheit den Besucher der betreffenden Kommerzienräte usw. lächeln lassen. Des Geldes wegen Fabriziertes kann ja von dem größten „Namen“ stammen und ist doch nichts als höchstens Zeugnis einer Geschicklichkeit, wenn es nicht etwa trotz der Geldmacherei bei der Arbeit „gepackt“ hat. Wogegen die „Löwenklaue“ bei der kleinsten freien Arbeit, und bestände sie nur aus zehn Pinsel- oder Bleistiftstrichen, also bei der kleinsten persönlichen Auseinandersetzung mit den Dingen aus eigenem Interesse an der Sache heraus — wohl immer zu erkennen sein wird.

Wäre ich ein reicher Privatmann, ohne ein eigentlicher Kenner zu sein, ich pfiffe auf die großen Namen. Nicht so sehr, weil mich deren Pflege der Heiterkeit sachverständiger Besucher aussetzte, als zunächst einmal: weil ich von meinen Bildern möglichst viel haben wollte. Da könnt ich ja mit dem gleichen Aufwande von Geld zehn- und hundertmal mehr erreichen, wenn ich nicht dem Hochgetriebenen nachstiege, sondern mir unter den Neuen, den noch Unbekannten meine Freunde suchte. Die sind noch billig, wie Menzel, Böcklin, Leibl vor den Zeiten ihres Ruhmes auch billig gewesen sind. Denen tut's noch gut, wenn sie Bilder verkaufen. Unter ihnen würde ich suchen, nicht auf die Reißer und Sensationsmacher und Überfeinen und Perversen auf den Ausstellungen hineinzufallen — was schon bei bescheidener Übung nichts weniger als schwer ist. Sondern ich würde ausschauen, vielleicht zunächst geführt von uninteressierter ruhiger Kunstfreunde Rat (auch der Kunstwart glaubt solch ein Kunstfreund zu sein), nach den Stillen und Ernsten. Und vor allem nach denen, die mir etwas geben. Nicht nur bei einmaligem Besuch, nein, bei wiederholtem besonnenen Zusammensein mit ihren Werken oder Werkchen. Dann würde ich übrigens, ganz so nebenbei, die besten Aussichten haben, später in meiner Sammlung auch „Namen“ zu besitzen. A

Müssen es Standbilder sein?

Das Modell, das wir auf unsrer letzten Beilagenseite abbilden, war für einen Kaiser-Wilhelm-Brunnen für Graudenz von einem tüchtigen Künstler gestaltet und war zur Ausführung angenommen worden. Da kam die Sache an den Kaiser. Der erklärte, ein Medaillonbildnis ehre Wilhelm I. nicht genug.

Über den unteren Teil des geplanten Werkes ließe sich streiten, da ließe sich sicher auch bessern. Daß die Gruppe selbst schön, sogar sehr schön ist, darüber werden die Meinungen schwerlich auseinandergehen. Daß ein Medaillon, das nicht ein Denkmal eines Mannes ist, sondern ein großes Denkmal diesem Manne widmet, nicht gedeutet werden kann, wie es der Kaiser tat, auch darüber wird man außerhalb des Hofes schwerlich verschiedener Ansicht sein. Und ebenso sind wohl darüber alle außerhalb des höfischen Einflusses einig, daß Denkmäler nicht sozusagen aus einer Gußform, sondern Denkmäler, die der künstlerischen Phantasie Aufgaben und Bewegungsfreiheit lassen, Denkmäler, die schon im Typus anders sind in jeder Stadt, ich meine, daß solche mannigfaltigen Denkmäler ein Gewinn wären gegenüber den Steinsoldaten und Bronze-Generalen mit und ohne Pferd, die jetzt schon über hundert Gartenanlagen oder Gemüsemärkten irgendeine unsichtbare Parade abnehmen.

Wie die Sache in Graudenz steht, weiß ich nicht. Aber die Zeit scheint mir günstig, wieder einmal auf die ganze Frage hinzuweisen, ob die Uniformierung unsres öffentlichen Denkmalwesens immer noch so weitergehen soll. Wer Anschauung von weiteren Beispielen wünscht, dem empfehle ich, etwa die neuen öffentlichen Bildhauerwerke in München und ihre Wirkung mit den früheren dort zu vergleichen, obgleich diese früheren in der Mehrzahl gute, ja vorzügliche Werke ihrer Art sind. Was man bekanntlich von den Kaiser-Wilhelm-Denkmälern des neuesten Hofkunstbetriebs nicht ohne Vorbehalt sagen kann. A

Spielzeug

Es ist erst wenige Jahre her, daß der Ruf ertönte: „Die Kunst dem Kinde“, daß man begann, auch bei der Herstellung des primitivsten Spielgerätes für Kinder künstlerischen Geschmack zu entwickeln. Wie bei allen reformatorischen Bestrebungen schoß man aber auch hier anfänglich über das Ziel hinaus. Ich glaube, man hat auch heute noch nicht den Standpunkt erreicht, der außerhalb alles „Sensationellen“ liegt und deshalb zumal für die Kinderstube ganz allein der richtige ist. Statt an die alte gute Überlieferung anzuknüpfen und nur die Verstöße gegen den Geschmack und vor allem gegen die Natur auszumerzen, wollte man auch hier etwas ganz Neues schaffen, rief aber dadurch auch oftmals erzieherische Schäden hervor. Nicht kann es sich darum handeln, dem Kinde Produkte rein naturalistischer Schule vorzuführen, denn das Aufnahmevermögen für alle die hierbei zu berücksichtigenden Einzelheiten des natürlichen Vorbildes fehlt dem Kinde noch, und so übersieht gerade es bei der Betrachtung von Naturkopien durch die häufig übertriebene Betonung des Beiwerkes gerade das Wesentliche, das Charakteristische, sehr leicht. Der pädagogische Wert des Spielzeuges soll doch, unter anderm freilich, auch der sein, ein in der kindlichen Vorstellung fest haftendes Bild des betreffenden Dinges zu schaffen; ein Bild, das einerseits nicht verbildet ist, wie es vielfach beim alten Spielzeug der Fall war, das aber anderseits möglichst einfach ist. Daneben darf jedoch keineswegs die künstlerische „Finesse“ einreißen, auch darf dem Kinde keine Karikatur geboten werden. Wir machen ein Spielzeug ja nicht für die Großen, wir machen es für die Kinder. In diesen erweckt eine eigentliche Karikatur leicht falsche Vorstellungen, oft ohne den beabsichtigten humoristischen Zweck irgendwie zu erfüllen; wer das Urbild noch nicht erfaßt hat, kann eine Karikatur nicht begreifen. Man verwechsele doch ja nicht eine vorübergehende Geschmacksrichtung, die, wie der „Jugendstil“, besser als Mode oder Manier bezeichnet werden sollte, mit der reinen Kunst oder mit dem Geschmack schlechthin. Es gibt letzten Endes kein andres „Geschmackserziehungsmittel“, wie überhaupt keinen andern Weg, Verständnis für Kunst, Freude an allem Schönen zu wecken, als einzig und allein die Natur.

Angewandte Kunst

Der Forderung nach richtiger Wiedergabe der Natur kamen nun meist die modernen Spielzeugentwürfe nach; aber ihnen hafteten andere Fehler an. Wo nicht Flachbilder zu zeigen sind, wie auf dem Papier, wo man wirklich körperhafte Dinge in die Hand gibt, sollte man mit der Bevorzugung der Silhouette vorsichtig sein. Diese prägt auch da Flachbilder der kindlichen

Vorstellung ein, wo es solche nicht sieht, erzeugt also in gewissem Sinne die Vorstellung von einer Einseitigkeit der Dinge, von etwas Kulissenhaftem, die späterhin aus der Phantasie wieder entfernt werden muß, und die das Eindringen in das räumliche, das perspektivische Sehen erschwert.

Schon aus diesen prinzipiellen Darlegungen geht hervor, daß es nicht eben leicht ist, gerade für unsre Kleinsten einwandfreies Spielzeug herzustellen. Aber auch die technische, wirtschaftliche und hygienische Seite verlangen ihre volle Berücksichtigung. Häufig spielen außerdem noch sozialpolitische Erwägungen eine Rolle, und zwar besonders deshalb, weil die Spielzeugherstellung zu einem großen Teil in Heimarbeit geschieht. Ich habe schon anderswo (z. B. im „Tag", 1908, Nr. 252) von der hausindustriellen Spielwarenverfertigung im hessischen Odenwald berichtet und darauf hingewiesen, daß der „Typ" der Spielwaren aus dem Odenwald: das „Odenwälder Pferdchen" geradezu ein Musterbeispiel dafür abgibt, wie Geschmacklosigkeiten entgens nur um eine artistische, künstlerische (meist handelt es sich übrigens nur um eine artistische, künstliche) Gestaltung fehlt, sondern sehr einfach deshalb, weil hier die Natur verbildet ist. Dieser Pferdetyp weist grobe anatomische Fehler auf, so ist der Kopf bezw. Hals an unrichtiger Stelle auf den Rumpf aufgesetzt, die Beinstellung ist so in der Natur ganz unmöglich usw. Auf eine merkwürdige Weise kamen die braven Odenwälder Bauern zu diesem „Typ", der heute ohne Ausnahme in jeder Heimarbeitswerkstatt ganz gleichmäßig reproduziert wird. Der Großvater einer der heute tätigen Heimarbeiter, ein gelernter Drechsler, der das Handwerk neben der Landwirtschaft betrieb und doch nur schwer sein Auskommen fand, brachte ein derartiges Holzpferdchen vom Jahrmarkt mit nach Hause. Es gelang ihm bald dessen Nachbildung und zwar so gut, daß uns alle die anatomischen Fehler durch zwei Verfertigergenerationen bis heute erhalten geblieben sind. Interessant ist auch die Herstellungsmethode, die eine ingeniöse Verbindung von Drechslerei und Schnitzerei darstellt: Der Körper des Pferdes wird aus einem vorgeschnitzten Holzklotz auf der Drehbank zylindrisch gedreht, und mit wenigen Schnitten des Schnitzmessers werden dann der Halsansatz und die rückwärtige Partie abgeflacht. Der Kopf wird ebenfalls aus einem Holzklotz in der Weise herausgearbeitet, daß das Profil der oberen Kopfseite (also von den Ohren über die schmale Nasenbeinfläche herunter bis zur Schnauze) in einen Holzzylinder hineingedreht wird. Danach werden entsprechend viele schmale Kreissektoren aus dem Zylinder herausgeschnitten, die auf der einen Seite alle das Pferdekopfprofil haben, während die untere Seite mit wenig Hantierungen geschnitzt wird. Der derart fertiggestellte Kopf und die in der gleichen Art gearbeiteten Beine, sowie der Schwanz werden dann an den Rumpf angeleimt. Die zeitraubende Handschnitzerei ist so zugunsten der viel billigeren Dreharbeit auf ein Minimum reduziert.

Trotz dieser billigen Herstellungsweise erzielen die Heimarbeiter für diese Produkte äußerst geringen Gewinn; ihre Lage ist daher keine beneidenswerte, und mancher Sozialpolitiker warf schon die Frage auf, wie da zu helfen sei. Besonders gründlich befaßte sich Professor Konrad Sutter, ein Maler, der seit einigen Jahren

mitten in diesem Heimarbeitsgebiet, auf dem Frührenaissanceschloß Lichtenberg wohnt, mit diesem Problem. Er erweckte zunächst Teilnahme für jene ziemlich abgeschlossene Gegend durch eine Ausstellung von Volkskunst und Dorfhandwerk auf jenem, dem hessischen Staat gehörigen Schlosse. Man sah schöne Erzeugnisse aus der Möbelschreinerei und der Kunstschlosserei, die von der Bevölkerung jener Landschaft hergestellt waren, deren Boden nicht ertragsfähig genug ist, um nur mit der Landwirtschaft zu ernähren. Der Erfolg der Ausstellung ermutigte Sutter. Er studierte zunächst eingehend die traditionelle Arbeitsweise ihrer Spielwarenerzeugnisse, die bereits geschildert ist, und er ging danach an die Herstellung von Tierentwürfen, die den einleitend erwähnten pädagogischen Zweck erfüllen: die wesentlichen Merkmale des Gegenstandes naturgemäß wiederzugeben, ohne durch unwesentliche Einzelheiten dem Kind die Einprägung eines klaren Bildes zu erschweren. Und zwar suchte er diesen Zweck in strengster Anpassung an die primitive Technik zu erreichen, um einerseits den Heimarbeitern ohne Schwierigkeit die Herstellung zu ermöglichen und anderseits die weitere, ebenfalls pädagogisch wichtige Forderung nach natürlicher Behandlung des Materials und nach klarem Betonen der Herstellungsweise zu erfüllen. Schon aus der Herstellungsweise ergab sich auch der große Vorzug einer vollkommen plastischen Darstellung der Dinge. Das neue Modell ergibt von allen Seiten ein gutes Bild: die räumliche Darstellung ist bewußt betont worden.

Leicht war es freilich nicht, bei der immerhin primitiven Methode, die ein Schnitzen fast ganz vermeidet, etwas Brauchbares herzustellen. Der Künstler verbrachte längere Zeit mit Entwürfen und praktischen Versuchen an Schnitz- und Drehbank, bis jene erste Tierfolge erstanden war, die im „Haus Sutter“ auf der diesjährigen Darmstädter Ausstellung unter dem Namen „Hessische Spielsachen“ der Öffentlichkeit übergeben wurde und gleiche Freude bei Erziehern, wie namentlich bei den Kindern selbst erweckte. Die hier beigegebenen Abbildungen einer Anzahl dieser Tiere lassen deutlich die Zusammensetzung aus einzelnen Teilen, die samt und sonders in der geschilderten Art mit dem Drehstahl auf der Bank bearbeitet sind, erkennen. Die Bemalung ist dauerhaft, gesundheitlich ungefährlich und bei aller Einfachheit möglichst naturgetreu gehalten. Übrigens fehlt auch der Humor nicht, wie unsre Darstellungen bezeugen — nur ist es kein von außen aufgetragener Humor.

Durch die größtenteils mechanische Herstellungsart ist es möglich, die Tiere verhältnismäßig billig zu verkaufen — die Preise liegen zwischen 1,20 und 3 Mark für das Stück.

Jedenfalls muß man es Sutter danken, daß er gerade den „Kleinsten“, für die die Spielzeugauswahl ohnedies am schwierigsten zu sein pflegt, solche Bereicherung zur diesmaligen Weihnachtsbescherung bietet. Den Heimarbeitern des Odenwaldes aber mögen Sutters Schöpfungen lohnenden Erwerb bringen — das ist um so mehr zu wünschen, als viele Drechsler, die früher die mannigfaltigsten Zierateile für Möbel drehten, heute ohne nennenswerte Beschäftigung sind.

Max Fleischer

Modellierbilderbogen

Als sich's einmal um ein Dürerbund-Preisausschreiben handelte

und noch nicht zu sehen war, über welche Summe wir etwa verfügen können, schlug ich eines um „Modellierbilderbogen zum Heimatschutz" vor: wir wollten uns an unsre Künstler um Entwürfe zu solchen Bogen wenden, die zugleich mit einem begleitenden Texte schon Kindern „die Augen aufknöpfen" könnten für Schönes, das ist. Da erfuhren wir, daß die Firma Teubner „Künstler-Modellierbogen" vorbereite, und da man nach den Teubnerschen Steindrucken nur Gutes von ihr erwarten durfte, so verzichteten wir zunächst auf unsern Plan. Es kann aber doch sein, wir nehmen ihn wieder auf. Die Teubnerschen Bogen sind gewiß nicht schlecht, wir wünschen ihnen weite Verbreitung: sie sind ohne Zweifel die besten, die gegenwärtig überhaupt im Handel sind. Aber man kann an die Aufgabe wohl auch noch auf andre Weise heran, und die Sache, der sie dienen sollen, verlohnt es wahrlich, daß sich hier möglichst viele Kräfte bemühen. Der Modellierbogen kann eine viel größere Bedeutung in der Jugendbildung gewinnen, als er jetzt hat. Er hat sie übrigens, irr ich nicht, auch schon gehabt. In meiner Kinderzeit lagerten beim kleinsten Buchbindermeister in großen Haufen die Neuruppiner Modellierbogen, die mit Schablonen getuscht waren. Irgendein spinnender Künstlerpoet mußte sich unter die Zeichner dafür verloren haben, ich habe noch vor ein paar Jahren bei einem Kleinstadt-Buchbinder Ladenhüter aus jener Zeit gefunden, die geradezu entzückend waren. Jetzt aber macht auch die Firma Oehmigke & Riemschneider nur mehr „dem verfeinerten Geschmack der Neuzeit entsprechende" Bogen — und die können's mit den alten Sachen weder an künstlerischem noch erzieherischem Werte aufnehmen. Wer gute Vorschläge weiß, den bittet der Dürerbund darum.

Zur Ausführung eines sehr vernünftigen Gedankens haben sich von Köln und Stuttgart die beiden Vereine für Verbesserung der Frauenkleidung verbündet: sie geben (bei Jos. Scholz in Mainz für je 25 Pf.) zwei Ankleidepuppen-Bogen heraus, geheißen „Nelda, die Reformpuppe". Diese papierne kleine Dame Nelda wird von „innen" bis „außen" so hygienisch angezogen, daß ihrer Leber unmöglich ein Schaden geschieht, auch ihre Füße werden nach Schultze-Naumburg bekleidet, und schließlich: für den Geschmack ihrer verschiedenen Kleider bürgen Künstler und Künstlerinnen mit Nam und Siegel. Das leuchtet ja ein: die Kinder schon an das Vernünftige zu gewöhnen, ist jeder gangbare Weg gut, die Neldabogen sind dankens- und unterstützenswert. Zwischen den Kleiderbildern sind die Firmen verzeichnet, von denen man die hier abgebildeten Sachen in Zeug und Leder beziehen kann. Auch dagegen ist wohl nichts zu sagen: aber ein bißchen Raum hätte gespart werden können und müssen, um mit ein paar Worten auf die Vorzüge der Reformtracht „Neldas" vor der Schnürleiberei ihrer Schwestern und Basen hinzudeuten. A

Der Geschmack im Alltag
(Verfasseranzeige)

Den Kunstwartlesern brauche ich nicht viel über den Inhalt meines Buches* zu sagen. Sie kennen die Tendenz aus den paar Arbeiten dieser Art, die ich hier veröffentlicht habe. Die Anregung dazu hat Ferdinand Avenarius ge-

* „Der Geschmack im Alltag". Von Joseph Aug. Lux (Dresden, Kuehtmann, ill., 4 M., geb. 5 M.)

geben. Aber aus ein paar kleinen Aufsätzen ist rasch ein stattlicher Band geworden, dessen Inhalt sich über alle formalen Fragen unsres Alltagslebens verbreitet und die Geschmacksbildung auf allen diesen Gebieten zu fördern sucht. Er betrifft die Wohnung mit allen ihren bescheidenen Kunstmöglichkeiten, die Möbel, die Stoffe, die Kleidung, ja selbst die Reiseausrüstung und die künstlerischen Kodakgeheimnisse, und sucht vor allem den Käufer bei seiner Wahl zu leiten. Deshalb sind viele Gegenstände in guten und in schlechten Beispielen abgebildet, wenngleich natürlich nichts Erschöpfendes geboten werden kann. Es genügt, an allen diesen Beispielen die wichtigsten Gestaltungsgrundsätze zu erhärten und die typischen Erscheinungen im Guten wie im Schlechten festzustellen. Ich glaube deshalb ein nützliches und zeitgemäßes Buch geschaffen zu haben, wofür ein latentes Bedürfnis allgemein vorliegt. Es war mir darum zu tun, die künstlerischen Grundsätze des guten Geschmackes, soweit sie unser Alltagsleben betreffen, der allgemeinen geistigen Bildung einzuverleiben. Meiner Auffassung nach ist das nur möglich, wenn der Stoff interessant und anregend behandelt ist. Eine Sache muß lesbar sein, wenn sie in den Seelen ein Echo erwecken soll, darf sich auch die literarische Form nicht auf Kosten der sachlichen Bestimmung breit machen.

Joseph Aug. Lux

Christbaumschmuck

„Ätsch, unser Christbaum dreht sich mit Musik!" „Und unser Vater hat lauter eleptische Lampen draufmachen lassen, rote und blaue und grüne und weiße — ätsch!" Das ist aus einem gehörten Kindergezänk. Es könnte einem bange werden, wenn man sieht, wie sogar beim kindlichsten der Feste Tausende der jungen Seelen um die Freude am Einfachen, Geraden und darum Natürlichen und Schönen betrogen werden. Denn der kunstvolle Spielautomat mag den Choral „Vom Himmel hoch" noch so „rein intonieren", er gibt doch nur ein jämmerliches Surrogat für Kindergesang; und man mag die Drähte der Glühlampen noch so gut verstecken können, und es mag noch so „effektvoll" sein, wenn der Vater nur am Schaltknopfe zu drehen braucht, um im Nu blendendes Licht über den ganzen Baum zu zaubern — es ist doch und gerade deshalb traurige Mache und kein Ersatz dafür, daß die Mutter die Kerzen eine nach der andern angezündet hat, während der wohlige Duft des schmelzenden Wachses im Zimmer aufwuchs. So oft und so viel auch schon gegen entstellende „Verzierung" des Weihnachtsbaumes gesagt und geschrieben worden und so oft das Gesagte auch schon wiederholt worden ist — immer wieder weiß die schreiende Reklame Käufer zu locken. So ist es mit dem meisten von allem, was als Christbaumschmuck auf den Markt kommt. Sollte es wirklich jemanden geben, der es für natürlich hielte, daß meist noch dazu greulich gefärbte bunte Glas- und Blechkinkerlitzchen oder gestanzte Papier-Engel oder Papier„blumen" an die Zweige gesteckt oder gehängt werden, oder Karten mit Bildern und Sprüchen? Also weg damit und weg mit all dem Hergeholten und Gesuchten, mit dem der Baum überladen wird! Was soll er denn sein, ein grüner Lichterbaum oder ein Aufhängegestell?

Wo man die Zeit hat, Nüsse

zu vergolden und sonst leichtes „Hausgemachtes“ für den Baum herzustellen — schön. In alle die Stunden, die man dran arbeitet, glänzt er dann schon voraus, und wenn die Sachen am Baume hängen, dann hängt wieder die Erinnerung an diese lieben Stunden mit daran. Das ist mehr wert, als auch einwandfreier „dekorativer“ Behang, von dem geschmacklosen käuflichen Krame gar nicht zu reden. Wo aber die Zeit zu solchem Selberhelfen fehlt, da kann die käufliche Ware nichts ersetzen. Und es ist kein großes Unglück darum. Denn das Schönste ist und bleibt der Baum *ohne* Behang, der grüne Waldsohn nur im verheißenden Lichterglanz und im würzigen Wachsduft. Man glaube doch nicht, daß man die Kleinen nicht auch zur Mitfreude an *dem* gewinnen könnte. Ihren Scherz, ihr Spielzeug, ihren bunten Kram müssen sie nur eben *auch* haben, es ist durchaus nicht gesagt, gerade am Baum. Der reine Lichterbaum macht auch ihnen keinen kleinen, sondern einen starken und tiefen Eindruck, wenn man durch Aufstellung und Umgebung dafür sorgt, daß er als das zur Geltung kommt, was er sein soll. Hübsche Spielsachen, Bücher usw. kann er auch im Moos unter sich mit seinen grünen Zweigen überdecken. R. H.

Handel und Gewerbe

„Gegenbeispiel, unverkäuflich“

Das hat mir kürzlich ein Hamburger Kunsthändler vorgemacht, der draußen in der Vorstadt seinen Laden hat. Zu Kunden hat er besser gestellte Industriearbeiter, Handwerker, Krämer, „kleine“ Beamte usw., meistens Leute, die noch recht abhängig sind vom Geschmack der Menge und die die gesunde Kost der Künstlersteinzeichnungen oder der Meisterbilder und Vorzugsdrucke als zu schwer verdaulich empfinden. Auch stellen sie sich häufig lieber Faust und Gretchen in bunt bemalten Terrakottabüsten aufs „Vertikow“, als etwa den leicht getönten Abguß einer guten kleinen Plastik. Und gar Tonwaren! Da geht ihr Wunsch auf Majolikavasen „altdeutschen“ Stils und bronzierte Bierhumpen aus rotem Ton. Für den Händler, der es aus Überzeugung verschmäht, sein Geld mit solchen Dingen zu verdienen, und der auch nicht den immer gefährlichen Weg des Kompromisses gehen, also das Gute hier und da vom Gewinn am Schlechten fördern will — für den sind die geschäftlichen Aussichten nicht gerade verlockend, zumal wenn seine Lage ihn darauf verweist, vom Ertrage seiner Arbeit zu leben. Er muß sich sein Käuferpublikum tatsächlich erst erziehen. Daß dies möglich sei, daran zweifeln heute die meisten Geschäftsleute, sie lassen darum auch den Versuch dazu lieber ganz sein, und so kommt es, daß wir mit unsern Bemühungen um die Hebung des Qualitätsgewerbes so langsam nur vorankommen. Der Hamburger aber, von dem ich erzählte, hat es doch gewagt und zwar auf eine so sinnvolle und — wie der Erfolg ausweist — praktische Art, daß es verlohnt, hier davon zu berichten. Er hat den Gedanken vom Gegenbeispiel verwertet. In seine Verkaufsvorräte von Bildern (Künstlersteinzeichnungen und Nachbildungen von Originalwerken), von Abgüssen antiker Skulpturen und von Töpferwaren nimmt er grundsätzlich nur gute und einwandfreie Stücke auf. Dazwischen aber hat er einige gestellt, die typisch sind für den schlechten Geschmack der Menge, also Gegenstände, wie ich sie oben als häufig begehrte kennzeichnete. Diese

Bilder, Vasen und Büsten tragen ein kleines Schildchen mit der Aufschrift: „Gegenbeispiel, unverkäuflich!" Natürlich wird dadurch bei den Käufern fast jedesmal die Frage herausgefordert: „Warum verkaufen Sie das nicht?" Und der Händler hat dann die beste Gelegenheit, auf den Unterschied etwa zwischen einer guten Steinzeichnung von Haug oder von Kampmann und einem Ölfarbendruck nach irgendeinem Desdemonabilde hinzuweisen. Er kann es den Leuten klarmachen, warum eine einfache, in Farbe und Brand gut gelungene Keramik erfreulich wirkt, der mit Preßornamenten überladene „Zierkrug" aber nicht. Und er kann den „Betenden Knaben" neben den bunten Terrakotta-Faust im Federbarett stellen. Das Verfahren hat sich auch geschäftlich vortrefflich bewährt. Es gelingt fast immer, die Käufer zum Guten zu bewegen, wenn sie den Schund in solcher Umgebung sehen.

Ich meine, man sollte das überall so machen. Gegenbeispiele haben wir nicht nur im Kunsthandel. Wenn der Tuchhändler auf seinen Tisch ein paar Abschnitte von unecht gefärbten, zur Hälfte verschossenen, aus schlechtem Material gefertigten Stoffen legte, so würde es ihm leichter sein, nur solide Ware zu verkaufen. Und so könnten es alle machen. Was wir schreiben und reden, gelangt doch schließlich immer nur zu denen, die zur Aufnahme bereit sind. Zum Kaufmann kommen aber auch die andern, an die wir nicht herankönnen, und sie haben eben noch die Mehrheit. Wir brauchen den Kaufmann, brauchen ihn für die Erziehung der Käufer. Der Hamburger Kunsthändler hat ihm gezeigt, wie's gemacht werden kann. Wer folgt ihm nach?

Johannes Buschmann

Pseudo-Christliches

Was ist noch viel widerwärtiger, als die Verquickung des Religiösen mit dem Geschäftlichen oder nur platt Nützlichen? Z. B.: als die Dekoration eines eisernen Ofens mit dem Leidensbild des Ecce homo? Wir wollen die Firma nicht nennen, die hier in Frage steht, denn einige Umstände sprechen dafür, daß sich's hier immerhin nur um eine haarsträubende Geschmacklosigkeit handelt, daß diese Geschäftsleute tatsächlich guten Glaubens sein können, weil sie — Anerkennungen von der Geistlichkeit haben! Sie liefern eiserne Öfen mit dem Medaillon-Brustbild des leidenden Dornengekrönten, liefern es unter Anerkennung von Geistlichen nach direktem Verkehr mit Pfarrhäusern für Kirchen! — Ein weniger schlimmes, aber auch nicht schönes Beispiel: dem Kinde, das Ankerbaukästen und Mosaikspiele haben will, wird ein Wunschzettel in Form einer Postkarte mitgegeben mit Briefmarke und „Adresse". Die Adresse lautet: „An das liebe Christkindlein im Himmelreiche, Poststation bei P. W. Feldhaus Nachf., Köln", das soll wahrscheinlich humoristisch sein. Und auch, daß auf der Briefmarke steht: „Gloria in excelsis Deo". Noch ein Beispiel: Ein Bestellzettel des Inhalts: „Sie wollen uns bitte postwendend Ihre heurigen Novitäten, tunlichst mit Waschzettel, angeben, zwecks Gratis-Aufnahme in unsern Katalog »Schaff gute Bücher in dein Haus!«" Unterzeichnet: „Christlicher Buch- und Kunstverlag, Carl Hirsch A.-G., Konstanz i. B."

Vom Ausland

Übersetzungen aus dem Französischen

Bei der Prüfung von Übertragungen aus dem Französischen

glaube ich bemerkt zu haben, daß das Unübersetzbare das Tempo der Sprache und des Stiles bleibt. Zola und Rousseau sind leicht, Montaigne und Pascal schwer, Rabelais ist am allerschwersten zu übersetzen — aber immerhin, sie sind zu übersetzen, denn sie haben ein Tempo, das wir nachbilden können. Taine, Flaubert, Mérimée, Maupassant dagegen scheinen unübersetzbar zu sein. So sieht denn oft solch ein alter ausländischer Bekannter im geliebten Deutsch merkwürdig glanzlos aus, gleich als habe man das ursprüngliche Sprachgemälde mit einem halb durchsichtigen Firnis überzogen, der zwar alle Formen durchscheinen läßt, aber duff und ohne Modellierung. An das Ideal einer Übersetzung: Das fremdsprachliche Werk als eine Wirkungseinheit zu erfassen und diese Wirkungseinheit mit den eigenen Sprachmitteln nachzuerzeugen, reichen unter all den mir zu Gesicht gekommenen neueren Nachdichtungen nur wenige ganz nahe heran: die Übersetzungen aus dem Altfranzösischen von Hertz, der Rabelais von Owglaß, vielleicht auch Bertuchs Mistral, sowie die Verlaine- und Baudelaire-Verdeutschungen des Grafen Kalckreuth und Stefan Georges.

Beginnen wir historisch! Hertzens Übersetzungen mittelalterlicher Dichtungen sind nach Form und Gegenstand jedermann ohne Einschränkungen zu empfehlen. Rabelais ist ja zum guten Teil Sache des Geschmacks oder, wenn man will, des Geruchs, und so wird es auch mit der Übersetzung sein, denn sie läßt zwar mancherlei Marottenhaftes und Abgestandenes — sehr mit Recht — weg, rettet dagegen alles Übelriechende in haarsträubend genaue deutsche Ersatzworte sorgfältigst hinüber. Montaigne erscheint in gar stattlichem (leider auch recht kostspieligem) Gewande bei Wiegandt & Grieben, Berlin. Die Übersetzung liest sich gut und erfaßt das „Tempo" Montaignes. Auch sind die griechischen und lateinischen Zitate, damit Montaigne sein Buch leider gespickt hat, mit übersetzt. Aus Pascals Werken (nicht nur aus den „Pensées") ist bei Diederichs in Jena eine geschickte Auswahl erschienen, zu der Eucken ein Vorwort geschrieben hat. Von dem fiebernden Puls Pascals jedoch verrät die Übersetzung nichts, auch kommen die Gedanken nicht recht von ihrem sprachlichen Hintergrund los. Stichproben ergaben ferner Flüchtigkeitsfehler. La Rochefoucaulds Schreiben befolgt den Rat, mit so wenig Gepäck wie möglich in die Ewigkeit zu gehen. Dies gibt dem Übersetzer einen Wink — und Ernst Hardt hat ihn verstanden. Doch haben diese Gedanken eine Atmosphäre um sich, die bei der Übersetzung notgedrungen verloren geht. An Diderot haben unsre Größten ihr Übersetzungstalent erprobt. Aus Jacques le fataliste hat Schiller einen Teil übertragen, der Père de Famille hat Lessing zum Übersetzer, der Neveu de Rameau Goethe; es genügt also, auf all dies hinzuweisen. Seine schönen und amüsanten Briefe an Sophie Voland sind in einer flotten Verdeutschung im Insel-Verlag erschienen. Rousseaus Bekenntnisse findet man in einem hübschen schmiegsamen Lederbande bei Wiegandt & Grieben. Ernst Hardt hat sie gut übersetzt.

Nun ein Sprung ins neunzehnte Jahrhundert! Die Trois contes Flauberts habe ich in Ernst Hardts Verdeutschung (Insel-Verlag) nachgesehen. Sie lesen sich ganz fließend; doch vermißt der-

jenige, welcher das Original kennt, das geduldige Ringen um die deutschen Begriffe und Worte, die sich den Ausdrucksmitteln des Originals am genauesten angleichen. So gleitet Hardt über die Schwierigkeit, die der Titel der Novelle „La Légende de St. Julien l'Hôspitalier" bietet, dadurch hinweg, daß er übersetzt: die „Sage von St. Julianus". Wie farblos! Erstens ist „Sage" keine Übersetzung von „Legende", zweitens darf das l'Hôspitalier um keinen Preis unterschlagen werden, denn dies ist das Stichwort der Novelle. Hardt hat sich natürlich an dem Ausdruck „gastfrei" gestoßen, da dies gewisse unpassende literarische Erinnerungen wachruft. Warum aber hat er nicht gesagt: „Die Legende von der Gastlichkeit des heiligen Julian"? — Hardt hat ebenfalls Taine verdeutscht (Philosophie der Kunst, Reise in Italien, Aufzeichnungen über England). Auch hier kann ich nicht finden, daß er irgendwie seine Rousseau- oder La Rochefoucauld-Übersetzung erreicht hat.

Von Verlaine und Baudelaire haben wir zwei gute Nachdichtungen: die Georges und die des Grafen Kalckreuth. Ich ziehe die Kalckreuths vor, denn Georges Übertragung gibt oft mehr Gedichte Georges über Gedichte Verlaines und Baudelaires als diese selbst.

Mein Haupteindruck von all diesen Übersetzungen aber war doch: wenn du die Originale nicht lesen könntest, so möchtest du sie lesen können. Und das zu lernen ist gar nicht so schwer — man muß es nur von der richtigen Seite her anfangen! Jedermann bringt von der Schule nicht nur eine erhebliche Menge französischer Vokabeln mit, sondern auch einen gewissen Sinn für den Bau des französischen Satzes, und hält beides mit der Zähigkeit fest, mit der man alles festhält, was in den Kinderjahren in das Gedächtnis eingerammt worden ist. Was fehlt, das ist die Verbindung dieser disjecta membra: die Geläufigkeit. Nun, um die zu erlangen, sagt ein Franzose, laufe man. Man nehme irgendeinen leicht schreibenden oberflächlichen deutschen Autor (die Marlitt, Heimburg usw.) und schaffe sich davon eine französische Übersetzung an. Es ist der Beginn mit einer französischen Übersetzung aus dem Deutschen um deswillen anzuraten, weil immer das Original das Reichere, die Übersetzung das Ärmere ist. Man wird bei dieser Art der Lektüre das Bemühen einer fremden Sprache gewahr, einen Gedanken, den man selbst ganz klar und rund aussprechen kann, mit ihren Ausdrucksmitteln nachzubilden, und beim Aufmerken auf dies Bestreben bringt man am sichersten in ihren Geist ein. — Nunmehr lese man erst ein Kapitel im Deutschen recht aufmerksam durch und suche dann dasselbe im Französischen zu verstehen. Nach zwei, drei Monaten wird dies einem jeden möglich sein. Dann wage man sich an einen leicht schreibenden französischen Autor (Voltaire, Dumas, Lanfrey), den man zunächst unter Hilfe der Übersetzung, dann ohne diese liest. Schließlich gehe man zu schweren Schriftstellern (Taine, Michelet, Maupassant, Flaubert, Zola) über, indem man immer das Lexikon meidet und nur gelegentlich die Grammatik zu Rate zieht.

Der Vorschlag scheint mir einleuchtend. Wer keine Zeit oder keine Lust hat, zum Selbstunterricht jenes Wunderwerk pädagogischen Taktes und nie langweilender Gründlichkeit: die Toussaint-

Langenscheidt-Briefe zu benutzen, wird auch auf diesem Wege wenigstens all das vom Französischen lernen, was von einer Sprache allein durch das Auge in den Kopf zu bringen vermag.

Friedrich Kuntze

Bildung und Schule

Neue gute Bilderbücher

sind uns dies Jahr vor dem Fest weniger als sonst zugegangen.

Von den alten Kinderbüchern, die dies Jahr wieder herausgegeben sind, bei weitem das beste ist Fedor Flinzers „Jugendbrunnen" (Berlin, Curtius). Warum „tut" das Buch, als wenn es ein neues wäre? Es ist nirgend darauf vermerkt, daß sich's um eine Neuausgabe handelt. Das sollte aber daraufstehen, denn dann würde bezeugt, was heutzutag manche nicht mehr wissen: daß Flinzer einer der allerersten war, die uns künstlerisch gute Bilderbücher gegeben haben. Leider steht die Neuausgabe auch technisch lange nicht auf der Höhe der alten; die Bilder haben unterm Vierfarbendruck viel von ihrer frühern Kraft verloren. Es sieht auch aus, als wenn sie kleiner geworden wären, was ich, zurzeit auf Reisen, nicht nachprüfen kann. Im übrigen: wieviel natürlicher Frohsinn, wieviel kinderkundige Schalkhaftigkeit, wieviel ganz und gar ungezwungener Humor war durch die schlechte Reproduktion nicht totzumachen! Die Kinder, die Menschen überhaupt sind im allgemeinen nicht Flinzers Stärke, aber in diesem Buch glücken mitunter auch sie auf das lustigste, die Landschaft mit dem Blumenwerk ist immer so anmutig, wie man's nur wünschen kann, und die Tiere sind fast ausnahmslos köstlich. Zu alten deutschen Volksreimen meist aus des Knaben Wunderhorn sind die Bilder sozusagen aufgefangen. Es ist alles leicht, hingestreut, gleichsam schwebend, dem Geiste nach mit das Beste von Illustration, was die alten lieben Reime angeregt haben.

Das Schönste der neuen Bilderbücher sind Kreidolfs „Sommervögel" (Schaffstein, 5 M.). Die ganze Kreidolfsche Kinderbuchkunst hat ein außerordentlich weitgehendes Anthropomorphisieren und besonders ein sehr freies Spielen mit Tier- und Pflanzenformen zur Voraussetzung, gegen das ich persönlich doch da und dort ein leises Bedenken habe — nimmt man aber Kreidolfs Voraussetzung an, so gibt es hier nichts, worüber man sich nicht freuen könnte. Das neue Buch ist mit seinen Schmetterlings- und Käfermärchen ein Gegenstück zu den Blumenmärchen, und eher eins von noch höherem als von minderem Wert. Daß das Kind eine Menge von Tieren hier kennen lernt, ist „Nebenprodukt", Hauptsache ist: daß es durch diese Belebungen mit der kleinen Tierwelt rings in ein seelisches Verhältnis kommt, gleich dem, in welchem die ganze Menschheit zu ihrer Jugendzeit stand und das so für das Kind die natürliche Grundlage für weitere Entwicklung ist. Manche Bilder, z. B. „Die Fahrt des Trauermantels" und „Die Mondnacht", haben eine eigene traumartige Schönheit, andre eine helle Heiterkeit, und alle sind in der Farbe trotz all des Bunten harmonisch fein. Den Reproduktionen sieht man an, daß der Künstler sie auch technisch geleitet hat. Kreidolfs Texte sind einfach, schlicht, natürlich.

Eine Anzahl guter Bilderbücher sind dann bei J. Scholz in Mainz erschienen. Wir heben nur ein paar heraus. Als ganz besonders empfehlenswert: „Kindersang - Heimatklang" (der Band 1 M.), deutsche Kinderlieder mit Tonsatz von Bernhard Scholz, und mit

Bildern von Ernst Liebermann, die mehr als hübsch, die oft schön, die innerlich und, was heutzutage doppelt erquicklich: die dabei auf das solideste durchgearbeitet sind. Dabei sind die Bändchen erstaunlich preiswert. Auch das Märchen vom „Froschkönig" (1 M.) hat Ernst Liebermann auf seine vortreffliche Weise bunt illustriert. Mehr in Skizzen, aber dem Geiste nach auch künstlerisch und vielleicht noch kindermäßiger zeigt uns Schmidhammer, der muntere Beweger, Hans Däumlings Abenteuer auf der Suche nach dem „Verlorenen Pfennig" (3 M.).

Die „Niedersächsischen Volksmärchen und Schwänke", die mit Zeichnungen von Edmund Schaefer bei Schünemann (2 M.) in Bremen erschienen sind, sind nicht eigentlich ein Kinderbuch. Die „Schildbürger" hat der Dresdner Jugendschriftenausschuß (bei C. Heinrich, 2,50 M.) mit Bildern von William Krause herausgegeben und die Berliner Freie Lehrervereinigung (bei Jos. Scholz mit Bildern von Max Wulff. Andersens Märchen (1,80 M.) mit Bildern verschiedener guter Künstler sind neu bei Fischer & Franke erschienen. „Leinenbücher", wasch-, aber unzerreißbar (0,80—2,40 M.) haben wir nun von Walter Caspari durch den Verlag Hans von Weber in München. Einen auch bei den Bilderbüchern alten, aber immer brauchbaren Stoff haben Georg Lang als Textverfasser und Otto Kübel als Maler mit dem Bilderbuche „Wie das Samenkorn zu Brot wird" (München, Dietrich) wieder einmal und besonders Kübel hat ihn für Kinder recht gut behandelt.

Was uns sonst vorgelegt wurde, steht meistens unter irgendeinem „Einfluß". Wir wollen es nicht besprechen, weil ein wirkliches Vergleichen und Abwägen leicht als eine Ungerechtigkeit wirken würde. Zuviel Kraftmeierisches, absichtlich Rohes hier, zuviel Weich- und Süßliches dort.

Schade, daß auch bei Bilderbüchern das Nouveautéwesen so sehr von Einfluß ist. Alte gute Kinderbücher gehen nicht mehr. Das ist ja hier besonders erklärlich, da ein für einen gekauftes Buch dadurch die Geschwisterschaft mit zu versorgen pflegt, auch die noch kleinere. Aber was so zehn Jahre geruht hat, sollte man, wenn's gut war, neu auf den Markt zu bringen suchen. Und auf Erfolg hoffen können, auch wenn man das „Alter" der guten Sache nicht, wie bei Flinzers „Jugendbrunnen", verschleiert.

A

Unter uns

„Laßt unsern Gesundbrunnen sprudeln!"

Unter dieser Überschrift verbreitet der Dürerbund die folgende dringende Bitte: „Prosaisch ausgedrückt: kauft so viele Abzüge wie möglich von unserm Gesundbrunnen-Kalender für 1909 und legt sie unter alle eure Weihnachtstische, wo nur noch ein klein wenig Platz dazu ist, oder aber: verschickt sie als Neujahrsgrüße. Müssen es denn immer Karten sein, auf denen die Wünsche zum Jahreswechsel, können sie nicht auch in einem Büchlein vorn drin stehen? Wir dächten, der Gehalt eben dieses Büchleins gäbe ihnen dann auch sein Gewicht mit, und das ist in diesem Falle wirklich mehr, als das Papier wiegt. 40 Pfennig kostet das Ding, von unserm Schatzmeister Georg D. W. Callwey in München kann man's unter Zuschlag von 10 Pf. fürs Porto beziehen. Nicht unsert-, nicht des Bundes wegen bitten wir darum: es ist bei diesem Preise kein Groschen

zu verdienen, es wird wahrscheinlich bei jedem Stück vom Dürerbunde noch draufgezahlt. Sondern deshalb: weil für alle unsre gemeinsamen Ziele, für Gesundheit, Wahrhaftigkeit und freudespendende Kraft deutscher Kultur auf keine Weise leichter ein erstes Verstehen, eine erste Geneigtheit zum Mitbessernwollen bei unsern Volksbrüdern gewonnen werden kann, als durch den »Gesundbrunnen«. Wo auch der noch zu teuer ist oder wo sich's um ganz junge Leute handelt, da denkt wenigstens an das Büchlein »Heb mich auf!«. Alle Hilfsmittel, die der Dürerbund beschaffen kann, helfen ja nichts, wenn sie nicht benutzt werden."

Lebende Worte

Vom Offenhalten des Geistes

Für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glückes.

J. Burckhardt

Unsre Bilder und Noten

Andrea Mantegnas Gottesmutter mit dem Kind. Unsre kunstgeschichtlichen Kenntnisse werden uns insofern nützlich sein, als sie uns sagen: der das malte, wußte mit geologischen Formen schlecht Bescheid, sonst hätte er nicht einen Basalt- oder gar einen Marmorfels so gemalt, wie er's hier getan hat. Auch insofern können sie uns dienen, als sie uns an Mantegnas wahres Verhältnis zur Plastik und zur Antike erinnern, auf welches in unserm Bilde vielleicht dieses und jenes zunächst Befremdende zurückgeht. Schließlich werden sie uns besonders vor dem Christkindskopf daran gemahnen, daß Mantegna in andrer Beziehung ein harter Realist war. Zum Entfernen von Hemmungen des Kunstgenusses, also zum „Wegräumen", werden sie uns demnach von Vorteil sein. Zum Aufbauen, zum „Einstellen" brauchen wir sie vor dem gewaltigen Werke nicht, das unser Zweiplattendruck nachbildet. In welcher Schönheit Mantegna schaffen konnte, davon zeugt am schnellsten das Madonnengesicht; daß ihm aber die Schönheit nicht das Höchste, daß ihm die Seele, daß ihm der Ausdruck das Höchste war, davon zeugt am schnellsten das Christusgesicht. Man muß sich deshalb in dieses Seelische vertiefen, um das durchaus Eigene dieses Werkes zu erfassen. In ein menschlich Kinderkörperchen ward vom heiligen Geiste eingehaucht ein Gottesgeist; der sieht nun das Kämpfen bis zum Kreuzestod vor sich, wissend, daß er an diesen Leib gebunden es leiden wird als Mensch, doch ergeben in den Willen des Vaters, zu dem er aus dieser Niedrigkeit emporblickt. „Es muß geschehn!". — das waltet über dem Bild. Auch diese Mutter weiß, daß es geschehen muß. Und nun die Art der geistigen Monumentalisierung der zwei. Kein Entrücken aus dem Irdischen durch Goldgrund oder ideale Umgebung; selbst der Heiligenschein ist nur ein Leuchten, durch das der Hintergrund schimmert. Gottesmutter und Gotteskind weilen ganz auf der Erde. Dahinten arbeiten die Steinmetzen am Berg, treibt der Hirt seine Herde, sammeln die Schnitter das Korn, schreiten die Wandrer von Ort zu Ort — dahinten lebt die Menschheit, liegt die Welt. Dahinten ist, wofür sich hier das Opfer bereitet.

Mit solchem thronenden Werk Bilder zu vergleichen, in welche die

Gegenwart ihr religiöses Gefühl ausströmen läßt, wäre doch wohl schon deshalb ungerecht, weil selbst die alle Spätern überragenden Größten der Renaissance nur mit ganz wenigen Schöpfungen die Erhabenheit dieser Madonna erreichten. Und dann: weil wir uns ja doch hüten müssen, dieses meistgesammelte Eindringen der Kraft in eine Seite des Christuswesens als die allein erlaubte oder auch nur als die schlechthin wichtigste aufzufassen. Auch die Meister der Renaissance haben mit vollem Recht viel öfter im Jesusknaben das holde Kind gebildet, das ganz Menschlein geworden ist, und die holde Mutter, die sich in Demut nur als die ohne Verdienst begnadete Magd fühlt.

Weihnacht und Märchen, das geht für uns Deutsche gut zusammen, und Märchen und Ludwig Richter, das tut es erst recht. Ich glaube nicht, daß unser teurer Altmeister ein lieblicheres Aquarell geschaffen hat, als das „Schneewittchen" der Berliner Nationalgalerie. Da braucht's kein „Wegräumen" und kein „Einstellen" — wie man's ansieht, ist man dem Bilde gut. Trotzdem kann, wer beim Artistentum steckengeblieben ist, eine ganze Menge dagegen einwenden. Ist er gescheit, freilich, so behält er's lieber für sich. Denn er könnte sonst leicht wider Willen beweisen, wie nebensächlich im Grunde alles Artistentum ist, wo ein gutes Menschentum mit seinen stillen reinen Kräften wirkt. Nicht, indem es auf sich selber weist: „nun, bin ich nicht gut?", sondern indem es uns bei der Hand nimmt und die Welt des Seienden und des Geträumten zeigt, wie sie sich — nur ihm offenbart.

Und Märchen und Kind, das geht auch zusammen, und Kind und Fritz von Uhde — ja, was paßt besser zueinander? Wenn man einmal die technischen Eroberungen als selbstverständlich hinnehmen wird, um derentwillen dereinst der Kampf um Uhde getobt hat, und wenn man anderseits über seine Auffassung der religiösen Kunst immer noch streiten wird, über seine Bedeutung als Kindermaler wird längst kein Zweifel mehr sein. Gewiß, was zunächst und sofort auch an diesem Bilde entzückt, das ist die wundervoll malerische Wirkung, die auf unserm einfarbigen Blatte den Gedanken an ein Schwelgen in goldigen Lichtern erweckt. Aber wie steht das Menschenkindlein auf seinen Beinen, wie hält es seine Puppe, wie blickt es aus seinem Blondkopfe in die Welt! Man möchte bis auf Schuh, Strümpflein, Höslein und ausgewachsenes Kleidchen auf alles Einzelne aufmerksam machen — sagten nicht jedem die eignen Augen: freue dich hier über alle Einzelheiten, am meisten wird dich doch das kleine Ding als Ganzes freuen, wie es seinen Maler gefreut hat.

Das Bildchen nach Uhde ist eine Nachbildung aus unsrer Uhde-Mappe, die ja besonders zum Fest gehört. Das Richtersche Schneewittchen-Aquarell haben wir noch einmal etwas größer, nämlich genau in Originalgröße und gleichfalls farbig als Vorzugsdruck (für 1 M.) herstellen lassen.

Unsre Illustrationsbeilagen erläutern diesmal die drei Rundschaubeiträge „Kasperletheater", „Spielzeug" und „Müssen es Standbilder sein?" A

Unsre Notenbeilage eröffnen wir mit einem Weihnachtsliede, das aus England stammen soll, aber in Norddeutschland bereits Eingang gefunden hat. Versuche, seinen genauen Ursprung zu ermitteln, verliefen

bisher ergebnislos. Vielleicht kann uns einer unsrer Leser eine Spur weisen? Wir entnehmen es einer Sammlung von Weihnachtsliedern, die der Bearbeiter Georg Winter für die Hausmusik des Kunstwarts gemacht hat, die aber erst im nächsten Jahre veröffentlicht werden kann. Ferner geben wir zwei Proben aus Winters bereits erschienener „Deutschen Weihnacht" und aus Philipp Gretschers „Weihnachtsduetten", worüber man die Anzeige in der Rundschau dieses Heftes nachlesen möge. Wer ein stimmungsvolles Instrumentalstück für die Weihnachtsfeier wünscht und ein Hausquartett zur Verfügung hat, dem wüßten wir kaum ein schöneres als die Allemande des alten Thomaskantors Schein. Die einzelnen Stimmen können vom Kunstwart-Verlag bezogen werden. Endlich fügen wir, damit diesem Heft auch der moderne Einschlag nicht fehle, aus unserem Notenschatz Rudolf Schüllers „Weihnachtslied" nach Theodor Storm hinzu, dessen sich aufschwingende Begleitfigur wie eine „frohe Botschaft" hindurchklingt. Hier verbindet sich ein süddeutscher (katholischer) Komponist mit einem norddeutschen (protestantischen) Dichter. Und es ergibt keinen Mißklang. Beide Bekenntnisse haben gerade mit Bezug auf das Weihnachtsfest von jeher Lieder, Melodien, Gebräuche lebhaft untereinander ausgetauscht, so daß man fast von einer gemeinchristlichen Weihnachtskunst reden könnte. B

An unsre Leser

Die Gründe und die Ziele der Kunstwart-Erweiterung im vorigen Jahr sind nun klarer geworden; man sieht deutlicher, was der „neue" Kunstwart will, der die Konsequenzen des alten Kunstwarts zieht, und es geht abermals vorwärts. Für eine Menge erfreuter, zum Teil fast erstaunt erfreuter Briefe hätte ich wieder zu danken. Manche sagen offen: man hätte uns „das" „eigentlich" „trotz allem Respekt" nicht zugetraut. Andre schreiben: „Ja, wenn Sie's so meinten . . ." Als wenn ich je an „ein politisch Lied" auf irgendeine Parteimelodie hätte denken können! Gleichviel, wir dürfen uns mit unsern Lesern auch da wieder einig fühlen, wo wir etwa doch ein Weilchen mit ihnen uneins waren. Mit vielen waren wir das freilich auch im ersten Jahrgang nach der Erweiterung nicht. Und an die Stelle der wenigen, denen das Hereinziehen der neuen Gebiete ihr Behagen doch gar zu sehr gestört hatte, sind andre gute Gesellen gerade aus diesen Gebieten her getreten, so daß es um die Einheitlichkeit bei uns heut besser steht als je zuvor. Noch eine weitere kleine Weile gemeinsamen Lernens, dann werden wir durch allerhand uns heute noch minder Gewohntes nicht mehr beunruhigt sein, aber wachsend von Tag zu Tag werden wir die neue Stärke fühlen, die uns nun von allen Seiten her aus der Gesamtkultur zur Bundesgenossenschaft zuströmt. Ich habe für unsre Leser nur einen Weihnachtswunsch: mögen sie alle ihr Teil von der Freude fühlen, die der Weg nach so großen Zielen hin jedem schenkt, der sie mit dem inneren Auge nur erst vor sich sieht und darum sie mit der Phantasie seines Herzens vorausempfinden darf. A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I.

LUDWIG RICHTER

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google

LIBRAR
UNIVERSIT
OF
CALIFORNIA

UNIVERSITY

KW

KASPERLEFIGUREN VON
CARLO BOECKLIN

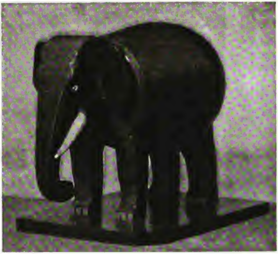
Google

KW

KASPERLEFIGUREN VON
CARLO BOECKLIN

Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Digitized by Google

HESSISCHES SPIELZEUG NACH

ZU DEM AUFSATZE: MÜSSEN ES STANDBILDER SEIN?

KAISER-WILHELM-BRUNNEN-MODELL FÜR GRAUDENZ

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

from - mer Zau-ber hält mich wie - der, an - be
p
Au-gen-li - der ein gold-ner Kin-dertraum her-nie - der
ist ge - schehn.
f
p

be
der

AUS DEN „VORZUGSDRUCKEN", HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART (KUNSTWART-VERLAG GEORG D. W. CALLWEY IN MUENCHEN)

KARL JOSEPH STIELER: GOETHE IM JAHRE 1828

Digitized by Google

Die Vorgänge bei dem sogenannten „Liliencronschen" Literarischen Ratgeber von „Nord und Süd", bei dem eine Bevorzugung je nach der Insertion geradezu offeriert wurde, haben die Aufmerksamkeit des Dürerbundes besonders eindringlich auf eine sehr sonderbare Tatsache gelenkt: die wichtigste literarische Aufgabe, die Wegweisung zur Literatur überhaupt in einem zusammenfassenden Ratgeber ist noch nirgendwo in Deutschland von der Verquickung mit geschäftlicher Verwertung befreit. Wie sich die Dinge entwickelt haben, wäre das ohne große materielle Opfer auch gar nicht mehr möglich: der Käufer ist nicht mehr daran gewöhnt, für solchen Zweck einen nennenswerten Betrag zu zahlen, die Inserenten tragen also die Kosten, die Inserenten wünschen Berücksichtigung, und ein Verzicht auf die Inserate nähme dem Unternehmen das „materielle Rückgrat". Zu einer besseren Bürgschaft rein sachlicher Behandlung der Aufgabe braucht es also wenigstens zunächst noch Opfer. Der Dürerbund hat sie übernommen, indem er beschloß, einen Literarischen Ratgeber zunächst ganz ohne Inserate herauszugeben. Kostet das mehr, als er auf die Dauer steuern kann, so muß freilich auch er später Anzeigen zulassen, und wahrscheinlich wird das schon im nächsten Jahre geschehen. Nach dieser ersten Probe aber darf er auch dann noch auf Vertrauen hoffen: erstens, weil er die ganz überwiegende Mehrzahl seiner Urteile nunmehr „festgelegt" hat, zweitens, weil seine etwaigen Einnahmen nicht der Unternehmer Privatverdienst sind, sondern seinen gemeinnützigen Zwecken zugut kommen.

Als Grundlage des neuen Dürerbund-Ratgebers ist der des Kunstwarts benutzt worden, als dessen erweiterte und ausgearbeitete neue Auflage der vorliegende gelten darf. Er folgt denn auch durchaus den Erwägungen, die mich seinerzeit zu den ersten Versuchen auf diesem Gebiete bestimmt haben.

Vor allem, er wendet sich an die Reifen und Ernsten unter den Männern und Frauen, an sie, denen er nur ein Mittel sein soll, an sie, die wirklich Rat suchen, menschlich irrenden vielleicht und lückenhaften, aber jedenfalls sachlich und mit ehrlichem Bemühen um Unbefangenheit abgewogenen Rat. Um den vorliegenden Ratgeber hat rund ein halbes Hundert ausgezeichneter Hochschullehrer und andrer Männer der Wissenschaft und Kunst sich aufopferungsfreudig bemüht. Nur ganz wenige Abteilungen haben einen Verfasser, bei den meisten ist zu möglichst großer Sicherung vor Irrtum eine Kontrolle und eine Ergänzung durch andre Sachverständige geübt worden, wobei der eine Bearbeiter mitunter nicht einmal den Namen des andern kannte. Das Ergebnis solcher Erweiterungen zusammenzufassen, war dann die Aufgabe des vom Dürerbund eingesetzten Redaktionsausschusses. Schon dieses Zusammenarbeiten ergab, daß selbst für eine beschränkte Abteilung nur ausnahmsweise ein Einzelner verantwortlich hätte zeichnen können. Aus diesem Grunde fehlen die Unterschriften.

Unsere übrigen Grundsätze sind wiederholt im Kunstwart erörtert worden, es genügt, wenn wir heute kurz an sie erinnern.

Vor allem hat sich dieser Ratgeber nicht auf das Allerneueste beschränkt, dessen Herrschaft in den üblichen Weihnachtskatalogen so lange schon so wesentlich dazu beitrug, das Nouveautéwesen auch beim Buchhandel oben zu halten. Die Verarbeitung des Allerneuesten schien uns Sache der Zeitungen und Zeitschriften, während ein Literarischer Ratgeber daraus nur die Ergänzungen des Literaturbestandes auszusichten habe. Auch mit solcher Absicht wird er davon noch mehr bringen, als sich auf die Dauer als lebensfähig erweist — das schadet schwerlich viel. Seine eigentliche Aufgabe aber ist immer die, ohne Rücksicht auf das „Geburtsjahr" zu dem hinzuweisen, was voller Leben, was stark ist.

Eine große, vielleicht die größte Arbeit dieses Ratgebers liegt dort, wo sie dem Uneingeweihten den geringsten „Eindruck" macht, weil man „das" ja tausendfach billigst bekomme, in den Listen. Bei einer guten Anthologie muß oft ein Dutzend, meist wohl ein Hundert von Gedichten geprüft werden, bis eins aufgenommen wird, bei diesen Ratgeberlisten gilt das Entsprechende, aber nicht von kurzen Gedichten, sondern von Büchern. Sehr viel Arbeit schlug sich einfach darin nieder, daß gewisse Titel für die Listen nicht zu sehen sind. Die gewählten wurden von fachmännischen Hilfskräften auf ihre Richtigkeit nachgeprüft. Trotzdem sind bei einer derartigen Arbeit Irrtümer um so weniger vermeidlich, als das notwendige Warten auf etwaige ergänzende Neuerscheinungen die Zeit für die eigentliche Drucklegung auf das äußerste beschränkt. Erst nach und nach kann diese Arbeit so weit gedeihen, wie das bei solchem Menschenwerk möglich ist. Wir erbitten dazu die Hilfe der Leser durch ihre Korrekturen und Vorschläge. Ausdrücklich aber bitten wir, nicht etwa nur beim Texte zu verweilen, die Listen ergänzen und erläutern ihn vielfach. Auch weil das hier in weit kürzerer Weise geschehen kann, denn im Texte hätte es oft überflüssige „verbindende Worte" verlangt.

Wenn der Dürerbund und der Kunstwart ihre Arbeit nicht auf die Künste beschränken, so war das Arbeitsfeld dieses Ratgebers das Schrifttum unserer gesamten Kultur, soweit es sich an andere noch als an Fachleute wendet. Wir haben es natürlich noch nicht in allen Teilen anbauen können, gegen den letzten Ratgeber des Kunstwarts aber und gegen alle übrigen Ratgeber, die in Deutschland erschienen sind, wird der Leser das Stoffgebiet wieder wesentlich erweitert finden. Vor allem freilich in der großen Ausgabe, die erst unser eigentlicher Ratgeber sein soll; wir meinen, die Empfänger der kleinen werden die eine Mark Kosten für einen ehrlichen Makler, der mehr zu sagen weiß, dranwenden: sie finden zu diesem Zweck einen Bestellzettel beigegeben. Die kleine Ausgabe ist ein Auszug aus der großen. Einzelne Abteilungen des Literarischen Ratgebers werden noch als Dürerbundflugschriften herausgegeben. Die Notwendigkeit, den Buchhändlern die Postversendung der kleinen Ausgabe für 10 Pf. zu ermöglichen, zwang bei der Erweiterung des Inhalts zur Wahl sowohl eines recht dünnen Papieres wie vor allem eines sehr gedrängten Satzes mit viel größerem bedruckten Raume als früher — schöner ist dadurch der Ratgeber nicht geworden, aber praktischer. Die große Ausgabe ist vor der kleinen noch durch die doppelte Zahl von Kunstblättern und Illustrationsbeilagen und durch die Einfügung eines weiteren farbigen Bildes bevorzugt. Illustrationen und Nachbildungen sind nur von Werken aufgenommen, die wir empfehlen können.

Ob zum nächsten Jahre eine ganz neue Bearbeitung des Ratgebers erscheinen wird oder zunächst eine Ergänzung, steht noch nicht fest. Jedenfalls aber hat der Dürerbund beschlossen, seine Ratgeberkommission „in Permanenz" zu erklären. Dieser Ausschuß wird wichtigere Beschlüsse gleich der Redaktion des Kunstwarts unter meinem Vorsitze fassen, aber künftig von der Kunstwart-Leitung völlig zur Selbständigkeit gelöst sein. Ich mache den

Buchhandel hierauf besonders deshalb aufmerksam, weil die für den Ratgeber bestimmten Besprechungsexemplare und Zuschriften nicht an die Kunstwart-Leitung, sondern unter der folgenden Aufschrift einzusenden sind: „Dürerbund (Ratgebersache), Dresden-Blasewitz". Irgendwelche Verpflichtung zur Besprechung oder auch nur Erwähnung kann der Dürerbund mit der Annahme solcher Sendungen natürlich nicht übernehmen.

Mir bleibt noch übrig, dem deutschen Buchhandel für die Aufnahme zu danken, die er unserm Ratgeber bereitet hat. Man konnte von uns nichts „Effektvolles" oder gar „Sensationelles" erwarten und mußte doch ein jedes Exemplar, wenn auch mit bescheidenem Preise, bezahlen. Trotzdem wurden auf die erste Ankündigung hin sofort so viele Exemplare vorausbestellt, daß wir, da ja der Bund bei jedem Stück „draufzahlt", bei dem hunderttausendsten Exemplar allein der kleinen Ausgabe die Annahme der Bestellungen schließen mußten. Die Gesamtauflage kann ich heute, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht feststellen. Das bedeutet eine Vertrauenskundgebung für den Dürerbund und den Kunstwart, deren wir uns von Herzen freuen dürfen. Aber es zeigt auch, wie viele Männer in unserm Buchhandel immer noch von dem Geiste beseelt sind, der den deutschen Buchhändler zum Kulturarbeiter gemacht hat. Wenn solche Buchhändler unsre Ziele unterstützen, so sollten sie schon deshalb von allen unsern Freunden wieder bewußt unterstützt werden, und auch darum bittet der Dürerbund.

FÜR DEN ARBEITSAUSSCHUSS DES DÜRERBUNDES:
FERDINAND AVENARIUS

ZUM VERSTÄNDNIS DER LISTEN:

Die in den Listen angegebenen Preise verstehen sich für das gebundene Exemplar, wenn nicht ausdrücklich geh. (geheftet) bemerkt ist. Bücher, die in einer der billigen Ausgaben (bei Reclam, Hesse, Hendel, Meyer usw.) zu haben sind, wurden mit einem Stern (*) bezeichnet. Ist von mehreren Werken eines Verfassers nur bei dem ersten der Verleger angegeben, so gilt dieser auch für die folgenden Titel. Für die Zeitschriften sind die Jahrespreise angegeben. In die vorliegende Kleine Ausgabe sind meist nur die Hauptwerke in engster Auswahl zugleich mit den neuen Erscheinungen aufgeführt. Vollständige Listen bietet die große Ausgabe. Für häufig vorkommende Sammlungen, Verleger, usw. finden sich folgende Abkürzungen: S. G. = Sammlung Göschen; A. N. u. G. W. = Aus Natur und Geisteswelt (Teubner); W. u. B. = Wissenschaft und Bildung (Quelle & Meyer); D.-B. = Dürerbund; T. E. = Tauchnitz Edition (in der englischen Literatur). Bei den Listen zur Musik sind andere Abkürzungen durchgeführt, über die man die dort stehende Bemerkung vergleichen möge. Die Preise sind in deutscher Reichswährung angegeben: 1 Mk. = 1,20 K, 10 Pf. = 12 h österr. Währung. Die Schweizer Buchhändler nehmen bei ihren Umrechnungen für 1 Mk. = 1,35 Fr an.

AUSDRUCKSKULTUR

Das Wort „Ausdruckskultur“ oder „Ausdruckspflege“ hat *Avenarius* an Stelle des bisher üblichen „ästhetische Kultur“ bis zum Finden eines besseren Wortes vorgeschlagen, weil es als neugebildetes Wort von irreleitenden Gefühls- und Gedankenassoziationen frei ist. Bei „ästhetischer Kultur“ denkt man gar zu leicht an „Ästheten“ oder denkt doch nur an „künstlerische“ oder an „Geschmacks“-Fragen, während Sinn und Bedeutung der Ausdruckskultur viel weiter gehen. Sie verlangt von den Gestaltenden Behandlung der Erscheinung vor allem als eines Wesensausdrucks und bei den Empfangenden Pflege der Fähigkeit, aus der Erscheinung das Wesen herauszufühlen, „damit die Erscheinung wahr, klar und erfreulich ausdrücke, was ist und eben dadurch beständig nachprüfen lasse, ob das, was ist, auch gut sei“. Wahrhaftigkeit beim Gestalten und Fähigkeit, aus der Erscheinung gefühlsmäßig auf das wahre Wesen zurückzuschließen, ist aber nur ihre eine Forderung. Ihre zweite verlangt, daß die Erscheinungen erfreulich seien, denn in der Freude sieht sie die wichtigste Stärkerin der Lebenskraft. So ist die Pflege des „guten Geschmacks“, die „ästhetische Kultur“ im alten Sinne nur ein kleines Untergebiet der Ausdruckskultur.

Von dieser kann ja auf allen Gebieten des Menschenlebens gesprochen werden, wo überhaupt das Formen eines Gehalts und das Erfassen seiner Form von irgendwelchen andern Faktoren als dem Gehalte selber mitbestimmt werden kann. So widmet sich z. B. auch der Kunstwart jetzt der „Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten“. Ist die Formgebung nicht nur ein unumgängliches, aber oft auch unwillkürliches „Nebenergebnis“, wird vielmehr ihr die eigentliche Hauptarbeit gewidmet, wie auf allen Künsten, so kann man wohl von Ausdruckskultur im engeren Sinne reden. Wir beschränken uns im Folgenden rein der Übersichtlichkeit wegen auf ein paar Gebiete, die erst unterm Drängen der neuen Bewegung in den letzten Jahrzehnten stärker bearbeitet worden sind, während man sie früher arg vernachlässigt hatte.

ERZIEHUNG ZUR KUNSTREIFE

In der „neuen Bewegung“ sind vielfach die Worte wie die Begriffe noch nicht geklärt, und wer die Worte braucht, tut gut, jedes Mal nach Möglichkeit zu sagen, in welchem Sinne. Wir verstehen unter „Kunstreife“ die Reife der dem Einzelnen angeborenen größeren oder kleineren Fähigkeiten, künstlerisch aufzunehmen und sich künstlerisch zu betätigen. Mehr als Kunstreife in diesem Sinne kann keine sogenannte „Kunsterziehung“ erstreben, die nicht mit Einzelnen, sondern mit Mengen rechnet, wie z. B. auch die in den allgemeinen Schulen. Ferner: wenn Kunstgenuß nicht beim Technischen oder doch beim Künstlerischen im engeren Kreise stecken bleiben soll, setzt er Naturgenuß voraus, und so setzt „Kunstreife“ natürlich auch die Reife der indivividuellen Fähigkeiten voraus, Natur in irgend einer Form (auch das „Psychologische“, die Werte der Geschichte usw. gehören ja hierzu) ästhetisch zu genießen. Die Bemühungen, solche Reife zu fördern, fallen also mit unter das Gebiet der „Kunsterziehung“. Genauer gesagt: sie stehen mit ihr in Wechselbeziehung, der Naturgenuß bildet den Kunstgenuß, wie der Kunstgenuß den Naturgenuß fördert, indem er dem Nachempfindenden gleichsam die Organe der Künstler leiht. „Kannst du rechte Kunst verstehn, kannst du mit hundert Augen sehn, fühlst du ganz ihr Klagen und Scherzen, fühlst du die Welt mit tausend Herzen“.

Das erste „Fach“, bei dem die neue Bewegung in der Schule einsetzte, war der Zeichenunterricht, seine Reform hat eben aus diesem Grunde die Geister jahrelang weit über die Kreise der Zeichenlehrer hinaus bewegt. Jetzt dürfen wir die Erörterungen darüber wohl den Fachmännern und ihren Büchern und Zeitschriften überlassen. Immerhin führen wir wegen der besonderen Wichtigkeit des Zeichnens für die Erziehung zur Kunstreife an dieser Stelle wenigstens die „führenden“ Schriften der Zeichenunterrichtsreformer auch mit an, da hier der interessierte Nicht-Fachmann am besten Einblick in die hauptsächlichsten Probleme gewinnen kann. Auch im übrigen beschränken wir uns auf die Angabe einiger weniger Schriften, die ihrerseits weitere Wegweisung bieten. Einiges zur Sache findet der Benutzer des Ratgebers auch in der Abteilung „Bildende Künste“. Über die zahlreichen Publikationen des Kunstwarts und des Dürerbundes zur Erziehung zur Kunstreife gibt das eben erscheinende illustrierte Katalog-Werkchen „Kunstwart-Arbeit“ einen Überblick.

Bräß, Tiere unserer Heimat. Mit Abb. Hrsg. v. Dürerbund (Callwey) . . . . 4.—

Brunn, Griech. Götterideale in ihren Formen erläutert (F. Bruckmann) . . . . 9.—

Burckhardt, Der Cicerone. Anleitung z. Genusse d. Kunstwerke Italiens. Urausgabe i. Neudruck u. 7. Aufl. bes. v. W. Bode u. a. 4 Bde. (E. A. Seemann) 16.50

Bürkner, Kunstpflege in Haus u. Heimat (A. N. u. G. W.) 1.25

Conwentz, Heimatkunde i. d. Schule. Grundlagen u. Vorschläge z. Förderg. d. naturgeschichtl. u. geograph. Heimatkunde i. d. Schule (Gebr. Bornträger) 3.50

Gansberg, Streifzüge d. d. Welt d. Großstadtkinder (Teubner) 3.20

Grävenitz, Deutsche in Rom (E. A. Seemann) . . 9.—

Heb mich auf! Dürerbund-Büchlein mit ersten Ratschlägen „wie man billig zu edeln Freuden kommt“, zur Verbreitung an die schulentlassene Jugend mit von den Lehrerausschüssen bearbeiteten Ergänzungen. Im Massenbezug 5 Pf. dch. den Schatzmeister des Dürerbundes, *Callwey* in München.

Justi, Velazquez, 2 Bde. (Cohen) . . . . 44.—

Kautzsch, Versuche i. d. Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern (Teubner) . geh. 1.60

Kräpelin, Naturstudien im Hause (Teubner) . . 3.20

— — — in Wald u. Feld 3.60

— — — im Garten 3.60

— — — in der Sommerfrische 3.20

(Alle vier mit Bildern von Oskar Schwindrazheim)

Kunst im Leben des Kindes. Handbuch f. Lehrer u. Erzieher, hrsg. v. d. Berliner Vereinigg. gleichen Namens (G. Reimer) . . . . . . 3.—
Kunsterziehung. Ergebnisse u. Anregungen des ersten Kunsterziehungstages zu Dresden am 28. u. 29. Sept. 1901. Bildende Kunst. (Kinderzimmer — Schulgebäude — Wandschmuck — Bilderbuch — Zeichnen u. Formen — Handfertigkeit — Anleitung zum Genuß der Kunstwerke — Ausbildung des Lehrers) (Voigtländer) . . . . 1.—
— — des zweiten Kunsterziehungstages zu Weimar 9. bis 11. Okt. 1903. Deutsche Sprache u. Dichtung. (Lesen, Vorlesen u. Vortragen — Der mündl. Ausdruck — Der schriftl. Ausdruck — Das dichterische Kunstwerk i. d. Schule — Jugendschriften — Muttersprache) 1.25
— — des dritten Kunsterziehungstages zu Hamburg 13. bis 15. Okt. 1905. Musik u. Gymnastik. (Musikpflege i. Hause — Schulgesang — Die Jugend i. Konzert u. in d. Oper — Das musikal. Genießen — Körperschönheit durch Leibesübung — Turnen in Frei- u. Geräteübungen — Spiele u. volkstüml. Übungen — Schwimmunterricht i. d. Schule — Tanz — Musikal. Kultur) . . 1.25
Landsberg, Streifzüge dch. Wald u. Flur (Teubner) 5.—
Lange, Konrad, Die künstlerische Erziehung d. deutschen Jugend (Bergsträßer) 4.50
— Das Wesen d. künstlerischen Erziehung (Maier, R.) . . . . geh. 1.—
Leisching, Kunsterziehung u. Schule (Teubner) geh. 1.20
Lichtwark, Übungen i. d. Betrachtung v. Kunstwerken (Cassirer) . . . . 4.—
Lindemann, Das künstlerisch gestaltete Schulhaus (Voigtländer) . . . . 6.—
Meisterbilder fürs deutsche Haus, hrsg. v. Kunstwart, mit Text v. Avenarius. 180 Bl. (Callwey) . . . . je —.25
Mollberg, Erziehung d. Auges, Erziehung zur Kunst. Ein Wort an Haus u. Schule (Ochmigke) . . . . 2.—
Ratzel, Über Naturschilderung (Oldenbourg, M.) 7.50
Rein, Bildende Kunst u. Schule. Eine Studie zur Innenseite d. Schulreform (Händke) . 1.50
Röttger, Das Leben, die Kunst, das Kind. Beiträge zur modernen Pädagogik (Schünemann) . . . . 2.—
Der Säemann. Monatsschrift f. pädagog. Reformen (Teubner) jährl. . . . . 6.—
Schwindrazheim, Kunstwanderungen. 1. Unsere Vaterstadt (Hamburg). 2. Stadt u. Dorf. 3. In d. freien Natur (Gutenberg-Verl., H.) je 1.80
Seyfert, Naturbeobachtungen (Wunderlich, L.) . 1.60 (Beobachtungsaufgaben für Lehrer)
Sohnrey, Kunst auf dem Lande (Velh. & Kl.) . 7.—
Spanier, Zur Kunst. Ausgew. Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß (Teubner) 1.20
— Künstler. Bilderschmuck für Schulen (Voigtländer) . . . . geh. 1.40
Trunk, Anschaulichkeit d. geogr. Unterrichts (Teubner) . . . . 4.—
Versuche u. Ergebnisse d. Lehrervereinigung f. d. Pflege d. künstlerischen Bildung zu Hamburg 1901 u. 1907 (Janssen, H.) . . . je 3.—
Volbehr, Bau u. Leben d. bildenden Kunst (A. N. u. G. W.) 1.25
Volkmann, Kunstgenuß auf Reisen (Voigtländer) 2.50
— Erziehung zum Sehen . . . . geh. —.75
— Naturprodukt u. Kunstwerk (Kühtmann) . . 8.—
— Grenzen der Künste . . . . 8.—
Wie wir unsere Heimat sehen. Landschaftsschilderungen in Bild u. Wort (Scheffer, L.). 1. u. 2. Leipzig, geh. 2.80; 3. Hamburg 5.—; 4. Königsberg 2.—; 5. Breslau 2.—; 6. München 3.—; 7. Eine alte Reichsstadt, geh. 2.—
Wölfflin, Die klassische Kunst (F. Bruckmann) . 10.—

Neue Erscheinungen:

Anthes, Dichter und Schulmeister (Die Dichtung in der Schule) (Voigtländer) . . . . —.80
— Der papierne Drache (Vom deutschen Aufsatz) —.80
Anthes, Die Regelmühle (Deutsche Sprachlehre) . —.80
Fischer, Erziehung u. Naturgefühl. Ein Beitrag zur Kunsterziehung (Mod. Verlagsbureau, L.) . . . . geh. 1.60
Gesundbrunnen, Volkskalender 1909 (Callwey) geh. —.40 (Soll die Arbeit des „Heb mich auf"-Büchleins fortsetzen)
Gleichen-Russwurm, Sieg der Freude (J. Hoffmann, St.) 7.50
Kunsterziehung. Im Auftr. d. d. Landesausschusses f. d. 3. internat. Kongreß zur Förderung d. Zeichen- u. Kunstunterrichts 1908. Mit Beitr. v. Pallat, Kerschensteiner, Jessen, Pauli, Hermann, Götze, Lichtwark (Teubner) . . . . 2.—
Lux, Das neue Kunstgewerbe in Deutschland (Klinkhardt & B.) . . . . 9.—
Meisterbilder fürs deutsche Haus. Bl. 181—192 (Callwey) . . . . je —.25

Gymnastik, Körperkultur, Spiel

Dresdner, Der Weg der Kunst (Diederichs) . . . 7.50
— Erziehung z. Tanze (in: Der Säemann 1905) .
Duncan, Der Tanz der Zukunft (Diederichs) geh. 1.—
Furtwängler, Bedeutung d. Gymnastik i. d. griech. Kunst (Teubner) . . . . geh. —.80
Hermann, Ratgeber zur Einführung d. Volks- u. Jugendspiele (Teubner) . . . . geh. —.80
— Handbuch der Bewegungsspiele f. Mädchen (Teubner) 1.80
Jahrbuch f. Volks- u. Jugendspiele, hrsg. von Schenckendorff, Schmidt u. Wickenhagen (Teubner) . . . . je 3.—
Körper u. Geist, Zeitschrift f. Turnen, Bewegungsspiele u. verw. Leibesübungen, hrsg. von Müller, Raydt u. Schmidt, jährl. 24 Nrn. (Teubner) 7.20
Mensendieck, Körperkultur des Weibes (F. Bruckmann) 4.80
Meyer, Tanzspiele u. Singtänze (Teubner) . . . 1.—
Schmidt, Unser Körper. Handbuch d. Anatomie, Physiologie u. Hygiene d. Leibesübungen (Voigtländer) . . . . 14.—
— Physiologie d. Leibesübungen . . . . 4.—
Schmidt-Möller-Radczwill, Schönheit u. Gymnastik (Teubner) 3.20
Zander, Leibesübungen (A. N. u. G. W.) 1.25
Zepler, Erziehung zur Leibesschönheit. Turnen u. Tanzen. Ein Beitrag z. Mädchenerziehg. (Marquardt & C.) 1.50

Kinderspiel

Brethfeld, Vom Spiel. Zur Einführung in die Sonderausstellung v. Spielgaben i. Schulmuseum d. sächs. Lehrervereins in Dresden (Verl. d. Schulmuseum, Dresden)
Colozza, Psychologie u. Pädagogik d. Kinderspiels (Bonde, A.) 6.50
Groos, Die Spiele d. Menschen (Fischer, J.) . . 11.—
Hildebrandt, Das Spielzeug i. Leben d. Kindes (Söhlke) . . . . 6.—
Lazarus, Reize des Spiels (Dümmler) . . . . . 3.—
Reischke, Das Spielen d. Kinder in s. Erziehungswert (Vandenhoeck & R.) . . . . —.50

Jugendschriften

Geissler, Wegweiser f. Schülerbibliotheken (A. Hahn, L.) 1.30
Köster, Gesch. d. d. Jugendliteratur. 2 Tle. (Janssen) . . . . je 2.50
— Das Geschlechtl. im Unterricht u. in der Jugendlektüre (Wunderlich) . . . . . . geh. —.60
Lang, Christ. v. Schmid u. d. d. Schullesebuch. Kritische Studie (Wunderlich) 2.50
Linde, Kunst u. Erziehung. Ges. Aufsätze (Brandstetter) . . . . 4.—
Monographien z. Jugendschriftenfrage, hrsg. v. d. vereinigt. deutsch. Prüfungsausschüssen f. Jugendschriften (Wunderlich), bisher ersch.:

1. Robert Reinik d. Kinderdichter v. K. F. Sturm . . . . geh. —.50
2. H. Chr. Andersen u. s. Märchen von G. Höller . . . . geh. —.60

Silling, Welche Schriften geben wir Kindern? Flugschr. d. D.-B. (Callwey). . . . geh. —.10

Versuche u. Ergebnisse d. Lehrervereinigung f. d. Pflege d. künstler. Bildung in Hamburg 1901 u. 1907 (Janssen) . . . . je 3.—

Wolgast, Vom Kinderbuch. Ges. Aufsätze (Teubn.) 2.20

— Das Elend unserer Jugendliteratur. Beitrag z. künstler. Erziehung unserer Jugend (Teubner) . . . . geh. 2.40

Zur Jugendschriftenfrage. Sammlung von Aufsätzen u. Kritiken m. d. Anhang: Empfehlenswerte Bücher f. d. Jugend m. charakterisierenden Anmerkungen, hrsg. v. d. verein. Prüfungsausschüssen f. Jugendschr. (Wunderlich) . . . . 2.—

Zeichenunterricht

Crane, Linie u. Form (Klinkhardt & B.) . . . 12.—

Götze, Methodik d. Zeichenunterrichts in den Volksschulen (Meyer, H.) . . . . . . geh. 1.—

Helm, Sehen u. Zeichnen (Schwabe) . . . geh. —.80

Kerschensteiner, Entwicklung der zeichner. Begabung. Neue Ergebnisse auf Grund neuer Untersuchungen (Gerber, M.) . . . . 12.—

Prang, Lehrgang f. d. künstler. Erziehung unter bes. Berücksichtigung d. Naturzeichnens. Im Auftr. d. Vereins deutsch. Zeichenlehrer, bearb. u. hrsg. v. Elssner u. Bürkner (Müller-Fröbelhaus) . . . . 8.—

Ricci, Kinderkunst (Voigtländer) . . . . geh. 1.—

Sully-Stimpfl, Untersuchungen über die Kindheit (Wunderlich) 4.80

Museen

Cicerone, Moderner. Führer durch Gemälde-Galerien usw. (Union, St.). Berlin, Kais.-Friedr.-Museum 4.50. — Dresden, Gemälde-Galerie 2.50. — Florenz, 2 Tle. 4.50. — Mailand 5.—. — Rom, Antike Kunst 6.—. — Rom, Neuere Kunst 4.— — Rom, Umgebung 2.50. — Venedig 4.50. — Wien, Gemälde-Sammlungen, 2 Tle. je 3.— .

Kötschau, Aufgabe der Museen (Dresdner Kunstjahrbuch).

Lichtwark, Aus der Praxis (Cassirer) . . . . . 4.—

Museen als Volksbildungsstätten (Heymann) geh. 1.25

Museumskunde, Vierteljahrsschrift, hrsg. von Kötschau (G. Reimer) . . . . geh. 20.—

Kunstunterricht

Berger, Entwicklungsgeschichte der Maltechnik (Callwey)
I. u. II. geh. 8.—; III. geh. 7.—; IV. geh. 10.—

Corinth, Das Erlernen der Malerei (Cassirer) . . 10.—

Fischer, Technik der Aquarellmalerei (Gerold) . . 5.—

Raupp, Katechismus der Malerei (Weber) . . . 3.—

Schultze-Naumburg, Bildungsgang des modernen Malers (Opitz) . . . . geh. 3.—

— Studium u. Ziele d. Malerei (Diederichs) . . 4.50

KLEID, WOHNUNG, HAUS UND GARTEN

Nicht nur „charity", sondern jede Art wirklicher Kultur „begins at home". Also auch die ästhetische Kultur und die Ausdruckskultur mit ihren beiden Hauptforderungen: gestalte wahrhaftig und gestalte erfreulich, was wirklich ist. Wir haben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr das Achten auf das „Alltägliche" verlernt, um nur nach den oberen Stockwerken im großen Bau zu sehen, allwo die freien Künste zum Fenster heraussehn. Aber gerade das hat mit der Verlotterung des „Gewöhnlichen" allmählich dazu geführt, daß der Unterbau unter der vornehmen „Beletage" wackelig wurde, so daß den freien Künsten selber die Begründung im Leben gefährdet ward. Denn gerade das Gewöhnliche und Alltägliche ist ja das, was uns tagtäglich gewöhnt, mit anderen Worten: was unsere Bedürfnisse und unser Wesen bildet und erzieht.

Man hat den Körper das Kleid der Seele genannt, von der Körperkultur führt der Weg ganz gerade zur Kultur des Kleides als zu seinem nächsten Nachbargebiet, das „weitere Kleid" aber ist nach altem Ausdruck die Wohnung, der Garten gehört zu ihr, und über ihn hin weitet sich das Heim zur Heimat. Mit Büchern hat zuerst *Lichtwark* solche Gegenstände energisch behandelt. Die besondere Kunstwart-Arbeit auf diesen Gebieten ist, soweit sie über die Zeitschrift hinausgriff, vorzugsweise von *Schultze-Naumburg* und zwar besonders mit der Folge der „Kulturarbeiten" geleistet worden. Jetzt haben wir hier bereits eine große und gute wegbahnende Literatur. Ergänzende Hinweise finden sich im Abschnitt V der Abteilung „Bildende Künste."

Frauenkleidung

Chevreul, Farbenharmonie m. bes. Rücksicht a. d. gleichz. Kontrast i. Anwendung a. dekor. Kunst, Kostüme u. Toilette, deutsch von Jännicke (Neff) . . . . 5.—

Die neue Frauentracht. Monatsschrift, herausg. v. E. Law (Callwey) . . . . 3.—

Jäger, H. u. A., Hygiene der Kleidung (Moritz, St.) 3.—

Mohrbutter, Das Kleid der Frau (Koch, Dr.) . . 8.—

Muthesius, Anna, Das Eigenkleid der Frau (Kramer & B., Kr.) . . . . 2.—

Neustätter, Reform d. Frauenkleidung auf gesundheitlicher Grundlage (Datterer, M.). geh. 2.—

Schultze-Naumburg, Kultur d. weibl. Körpers als Grundlage der Frauenkleidung (Diederichs) 5.—

Wett, Zukunftskleid d. Frau (Diederichs) . . geh. 2.—

Wohnung, Haus und Garten

Encke, Hausgarten (Diederichs) . . . . 6.—

Klopfer, Die deutsche Bürgerwohnung (Wätzel, Fr.) 2.50

Lichtwark, Palastfenster u. Flügeltür (Cassirer) . 4.—

— Blumenkultus, wilde Blumen 3.20

— Erziehung des Farbensinns 2.50

— Arbeitsfeld des Dilettantismus 2.50

— Makartbouquet u. Blumenstrauß 2.50

Haenel-Tscharmann, Einzelwohnhaus (Weber, L.) 7.50

— Wohnung d. Neuzeit 7.50

Iekyll, Wald u. Garten. (Baedeker, L.) . . . . . 10.—

Magnus, 72 Farbenkärtchen (Kern) 3.20

Muthesius, Anlage d. Landhauses. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.10

— Das moderne Landhaus u. s. innere Ausstattung (F. Bruckmann). 7.50

— Kultur u. Kunst. Ges. Aufsätze ü. künstler. Fragen d. Gegenwart (Diederichs) . . . 5.—
(Über häusliche Baukunst.)

— Wohnungskultur. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) —.10

Naumann, Ausstattungsbriefe. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.10

Schultze-Naumburg, Häusl. Kunstpflege (Diederichs) . . . . 4.—

Seidlitz, Über Farbengebung (Spemann) . geh. 2.—

Zobel, Garten- u. Gartengestaltung (Callwey) . . 1.20

— Bürgerl. Hausbaukunst 1.20

— Hausgarten. Flugschr. d. D.-B. . . . . . . geh. —.10

HEIMATSCHUTZ, NATURSCHUTZ, DENKMAL-PFLEGE

Heimatschutz und Naturschutz sind parallele Erscheinungen der Denkmalpflege, die keine scharfe Linie trennt. Was für die Erhaltung der alten Bauwerke und Kunstdenkmäler, das gilt nicht minder für unsere alten Bauernhäuser, für die Kleinbürgerhäuser, die reizvollen Stadt- und Straßenbilder kleiner Städte, die heimeligen Winkel der Großstädte, kurz, für alles Lebendige, das ein Gefühl von Heimat in uns wachruft und nährt, im Gegensatz zu der öden Einförmigkeit, die durch die Übertreibung von Ansprüchen des Verkehrs und der Hygiene, durch den Mangel an künstlerischem Empfinden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch rücksichtslose Bodenspekulation über Stadt und Land gekommen ist. Nicht minder bedarf die Natur in ihrer Unberührtheit, in ihrer Größe und Poesie einen entschiedenen Schutz, wenn anders sie noch der Jungbrunnen der Menschheit, die Stätte unserer Erholung und Genesung von der aufregenden Hast modernen Lebens bleiben soll. Geschädigt wird sie nach *Rudorffs* grundlegendem Buche „Heimatschutz" durch die unbedenkliche Ausbeutung aller ihrer Schätze und Kräfte, durch industrielle Anlagen aller Art, durch Vergewaltigung der Landschaft bei Stromregulierungen, Eisenbahnen, Abholzungen und andere schonungslose, lediglich auf Erzielung materieller Vorteile gerichtete Verwaltungsmaßregeln. Auf der anderen Seite leidet sie durch habgierige Spekulationen auf Fremdenbesuch, widerwärtige Anpreisung landschaftlicher Reize und zu gleicher Zeit Zerstörung jeder Ursprünglichkeit, also gerade dessen, was die Natur zur Natur macht.

Die grundlegenden Bücher, die in dieser Richtung wirken wollen und schon viel Gutes gewirkt haben, stammen von *Ernst Rudorff* (Heimatschutz), *Paul Schultze-Naumburg* (Kulturarbeiten) und *Heinrich Sohnrey*. Die übrigen Bücher werden meist durch ihre Titel genügend gekennzeichnet. Für den Naturschutz kommen namentlich die Schriften von *W. Conwentz* in Danzig in Frage, dem Vorsteher der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

Bauernhaus, Das, im deutschen Reiche u. i. s. Grenzgebieten, hrsg. v. Verb. dtsch. Architekten- u. Ingen.-Vereine (Kühtmann, Dr.)
I. Bauernhaus i. dtschn. Reich . . . . . . 80.—
II. Bauernhaus i. Österr.-Ungarn 56.25
III. Bauernhaus i. d. Schweiz 51.25
Brandes, Naturdenkmäler i. Verwaltungsbereiche d. kgl. Klosterkammer zu Hannover mit 26 Abb. (Brandes, H.) . . . . 3.—
Conwentz, Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Bericht üb. d. staatl. Naturdenkmalpflege in Preußen i. J. 1906. 1. Hft. (Bornträger) geh. 1.50
— — 2. Hft. Bericht f. 1907 . . . . geh. 1.50
— Gefährdung d. Naturdenkmäler u. Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift d. Hrn. Minister d. geistl., Unterrichts- u. Medizinal-Angelegenheiten überreicht (Bornträger) 2.—
— Mitteilungen des sächs. Provinzial-Komitees f. Naturdenkmalpflege. Merseburg 1908. Nr. 1.
— — d. westfäl. Provinzialkomitees f. Naturdenkmalpflege, Münster 1908. Nr. 1.
— — d. westpreuß. Provinzialkomitees f. Naturdenkmalpflege, Danzig 1908. Nr. 1.
— Erhaltg. ursprüngl. Waldbestände. Vorschläge zur freiwilligen, administrativen u. legislativen Mitwirkung. Referat b. internat. Landwirtschafts-Kongreß in Wien 1907. Bd. IV. Sektion VII. Referat 9.
Conwentz, Nachweis der hauptsächlichsten Veröffentlichgn. a. d. Erdkunde, Bodenkunde, Pflanzenkunde, Tierkunde, Vorgeschichte u. Volkskunde d. Prov. Westpreußen, entworf. u. hrsg. v. westpr. Provinzialmuseum in Danzig (Kafemann, Danzig) . . . . geh. —.80
— Pflege d. Naturdenkmäler u. deren Beziehung zur Landwirtschaft. Vortrag. Königsberg i. Pr. 1907.
— Pflege d. Naturdenkmäler m. Berücksichtigg. d. Gartenbaus. Vortrag i. Ver. z. Beförderg. d. Gartenbaus i. d. preuß. Staaten, Berlin, 23. X. 07 (Bornträger).
— Pflege d. Naturdenkmäler i. Walde. Vortrag i. d. 7. Hauptversamml. d. d. Forstver. a. 22. VIII. 06 m. 3 Abb.; Sonderabdruck a. d. Bericht üb. d. 7. Hauptversamml. d. D. F., Danzig 1906 (Springer) . . . . 3.—
— Schutz d. natürl. Landschaften, vornehml. in Bayern. Vortrag i. d. Jahresversamml. d. Bundes Heimatschutz, München 1906 (Bornträger) . . . . geh. —.75
Dethleffsen, Die Volkskunst ein Mittel, die Heimatliebe des Volkes neu zu beleben.
Dorfkirche u. Bauernhaus in Sachsen v. Gruner, Gurlitt u. a. (Schönfeld, Dr.) 2.50
Eckhardt, Umbauten und Wiederherstellungsarbeiten (Teubner).
Gruner, Dorfkirche i. Kgr. Sachsen (Strauch, L.) 6.—
Henrici, Pflege d. Heimatlichen i. städt. u. ländl. Bauwesen. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) geh. —.10
Kempf, Dorfwanderungen (Keller, F.) . . . . . . 20.—
Kühn, Der neuzeitliche Dorfbau, 2 Sammlgn. (Scholtze, L.) . . . . 70.—
Kumm, Fortschritte i. d. Sicherung v. Resten ursprünglicher Pflanzenformationen. Sonderabdruck a. Englers Botan. Jahrb., 11. Bd., Beibl. 90, Leipzig 1907 (Engelmann, L.)
Lambert-Stahl, Architektur von 1750—1850. 10 Lfgn. (Wasmuth) . . . . je 30.—
(Zur Anknüpfung an die alte gute Überlieferung)
Melborg, Bauernhaus i. Schleswig-Holstein (Bergas, Schl.) . . . . 17.—
— — Anhang 6.50
Merkbuch, Forstbotanisches. Nachweis d. beachtenswerten u. zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume u. Bestände i. Königr. Preußen, Prov. Hannover. Mit 37 Abb., hrsg. auf Veranl. d. Ministers f. Landwirtschaft (Brandes, H.) . . . . 3.—
Mielke, Der Einzelne u. s. Kunst (Müller, M.) . 3.60
— Volkskunst (Elischer, L.) 3.50
Rudorff, Heimatschutz (Callwey) 2.50
Salisch, Forstästhetik (Springer) . . . . 8.—
Schmidt, Forsthäuser u. ländl. Kleinwohnungen in Sachsen (Kühtmann) . . . . 15.—
— Entwürfe f. Kleinwohn. in Stadt u. Land . . 36.—
— Sammlung v. Entwürfen kleinbäuerl. Gehöftanlagen f. d. Königreich Sachsen (Baumgärtner, L.) . . . . 18.—
Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten (Callwey).
I. Hausbau 4.50
II. Gärten . . . . 5.—
Ergänzende Bilder . . . . 1.—
III. Dörfer und Kolonien . . . . 5.—
IV. Städtebau 6.50
V. Kleinbürgerhäuser 4.50
— Aufgaben d. Heimatschutzes. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.30
— Die Entstellung unseres Landes (Heimatschutz, Meiningen) . . . . geh. —.30
Schwindrazheim, Bauernkunst (Gerlach & W.) . . 12.—
— Dorfkunst u. d. Gebildeten a. d. Lande. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.10
— Wie einer die Schönheit d. Kleinstadt fand. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.10
Seyffert, Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunde (Gerlach & W.) 20.—

Sohnrey, Wegweiser f. ländl. Wohlfahrts- u. Heimatpflege (Dtsche. Landbuchh., B.) . . . 6.—
— Kunst auf d. Lande. Ein Wegweiser f. d. Pflege d. Schönen u. d. Heimatsinnes i. dtschn. Dorfe (Velh. & Kl.) . . . . 7.—
Winkelmann, Schutz d. Naturdenkmäler, Entwicklung u. Erfolge dieser Bestrebungen. Beil. z. Progr. d. Schiller-Realgymnasiums zu Stettin, Ostern 1908.
Wehrhahn, Krit. Bemerkgn. z. d. Literatur d. Forstbotan. Merkbücher („Natur u. Schule", 6. Bd. S. 414).
Zell, Heimische Bauweise in Oberbayern (Südd. Verl.-Anst., M.) . . . . geh. 1.20
— Volkstümliche Bauweise i. d. Au bei München (Keller, Fr.) . . . . 6.—
Zeitschriften:
Das Land. Organ d. dtschn. Vereins f. ländl. Wohlfahrts- u. Heimatpflege. Jährl. 24 Nrn. (Trowitzsch & S., B.) . . . . geh. 6.—
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, herausgegeben vom geschäftsführenden Vorstand (Meiningen) ersch. unregelmäßig.
Schlesische Heimatsblätter. Zeitschrift f. schles. Volkskunde. Jährl. 24 Nrn. (Leipelt, Warmbrunn) . . . . 6.—
Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für V. und V. in München (Seyfried u. Co., M.) . . . . jährl. 5.20

DENKMALPFLEGE

Denkmalpflege ist die Fürsorge für die Erhaltung alter Bauten und Kunstdenkmäler. Das 19. Jahrhundert hat gegen diese stark gesündigt, indem es viele alte Baudenkmäler ohne Not vernichtet und aus Mangel an historischem Sinn die mittelalterlichen Kirchen „gereinigt", d. h. aus ihnen alle späteren Einbauten anderer Stile entfernt hat. Die Gegenwart steht im Gegensatz dazu allen Stilen der Vergangenheit gleich sachlich gegenüber. Wir schätzen die alten Kunstdenkmäler als Zeugnisse vergangener Kulturperioden, mit denen wir durch die Entwicklung unlöslich verknüpft sind. An ihrem Dasein hängt unser Heimatsgefühl, wir erachten es als unsere Pflicht, sie auch unseren Nachkommen nach aller Möglichkeit zu erhalten. Ohne gesetzliche Grundlagen ist das vielfach nicht möglich, daher finden sich bei den unten angegebenen Schriften eine Reihe solcher über die einschlägige Gesetzgebung. Das älteste deutsche Gesetz ist das hessische. Andere Werke beschäftigen sich mit der grundsätzlichen Frage, ob man alte Bauten im Stile ihrer oder unserer Zeit ausbessern soll. Dazu kommen endlich die technischen Fragen des Restaurierens, der Erhaltung und Wiederherstellung von Kunstdenkmälern in Stein, Metall, Holz usw. Eine Fundgrube für alle diese Fragen sind die stenographischen Berichte über die Tage für Denkmalpflege — bisher neun, und die verschiedenen Jahresberichte der Provinzialkommissionen sowie der Kommissionen zur Erhaltung der Denkmäler, namentlich derjenigen Sachsens und der Rheinprovinz. Die Zeitschrift „Die Denkmalpflege" wird vom Standpunkte der Architekten aus redigiert, der in mancher Beziehung dem der Kunsthistoriker entgegengesetzt ist.

Berichte über die Tage f. Denkmalpflege in Dresden, Freiburg, Düsseldorf, Erfurt, Mainz, Bamberg, Braunschweig, Mannheim, Lübeck (Ernst & S., B.). . geh. je —.50 bis 3.—
Bredt, Denkmalschutz im Wege der Enteignung (Heitz) . . . . geh. —.80
— Denkmalpflege u. ihre Gestaltung i. Preußen (Ahn) . . . . geh. —.80
Brown, The care of ancient monuments. Gesetzgebung in d. europ. Ländern (Cambridge, University Press).
Clemen, Denkmalpflege in der Rheinprovinz (Schwann) . . . . geh. 1.—
Denkmalpflege in Hessen 1818—1905. Amtliche Handausg. d. Denkmalschutzgesetzes vom 16. Juli 1902, seine Entstehung u. Ausführung (Jonghaus, Dr.) . . . . . geh. 1.30
Die Denkmalpflege. Zeitschrift (Ernst & S., B.) Jährl. 8.—
Gebhardt, Umbauten u. Wiederherstellungsarbeiten (Teubner) . . . . geh. 1.—
Helfert, Denkmalpflege. Öffentl. Obsorge f. Gegenstände d. Kunst u. d. Altertums nach d. neuesten Stand d. Gesetzgebung in d. verschiedenen Kulturstaaten (Braumüller, W.) geh. 14.—
— Eine Geschichte v. Toren . . . . geh. 3.—
Hossfeld, Denkmalpflege a. d. Lande. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.10
Lange, Grundsätze d. mod. Denkmalpflege. Flugschrift d. D.-B. (Callwey) . . . . . geh. —.10
Lezius, Recht d. Denkmalpflege i. Preußen. Begriff, Geschichte u. Organisation d. Denkmalpflege nebst sämtl. gesetzl. Vorschriften u. Verordnungen d. Verwaltungsbehörden, einschließl. d. Gesetzgebung geg. d. Verunstaltung v. Ortschaften u. landschaftlich hervorragenden Gegenden (Cotta) 4.80
Lutsch, Grundsätze f. d. Erhaltung u. Instandsetzg. älterer Kunstwerke geschichtl. Zeit in der Prov. Schlesien (12 S.) (Ernst & S.) geh. —.50
Muthesius, Kultur u. Kunst. Ges. Aufsätze üb. künstler. Fragen d. Gegenwart (Diederichs) . 5.—
Overvorde, Bescherming von Monumenten (Dordrecht 1901. J. P. Revers).
Rehorst, Alte Städtebilder u. moderner Verkehr. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.30
Weber, Was können Städteverwaltungen f. d. Erhaltung d. histor. Charakters ihrer Städte tun? Vortrag (Frommann, J.) . . . geh. —.50
Wieland, Denkmal- u. Heimatschutz i. d. Gesetzgebung d. Gegenwart (Helbing & L., B.) geh. 1.60
Wolff, Handbuch d. staatl. Denkmalpflege in Elsaß-Lothringen (Trübner) . . . . . geh. 4.—
Wussow, Erhaltung d. Denkmäler i. d. Kulturstaaten d. Gegenwart, 2 Bde. 1885 (Heymann) . . . . 15.—
Zeller, Gefährdung u. Erhaltung geschichtl. Bauten, 35 Abb. (Kreidel, W.) 1.60
Zemp, Das Restaurieren. Flugschr. d. D.-B. (Callwey) . . . . geh. —.20

DEUTSCHE LITERATUR

ÄLTERES SCHRIFTTUM; SPRACH- UND VOLKSKUNDE

Die nachfolgenden Bücherempfehlungen sind für den bestimmt, der sich in das Wesen unserer Sprache, unserer Literatur und unseres Volkstums selbst hineinleben und es durch eigenes Studium ergründen will. Zuviel auf einmal sollte man davon nicht kaufen und lesen, aus den gezeigten Schätzen mag sich jeder auswählen, was ihm zusagt: alle zusammen können manches Jahr des Lebens bereichern und verschönern, wenn man sie so bedächtig kostend prüft und sich aneignet, wie sie es verdienen. Genannt sind auch die gelehrten Werke, die sich durch sorgfältige Zusammenfassung und klare Darstellung der von der Wissenschaft errungenen Ergebnisse auszeichnen und einen Blick für das Wesentliche zeigen; noch lieber die, welche Selbstgedachtes und Selbstdurchlebtes enthalten und

die Wissenschaft vorwärtsbringen. Von den Dichtungen erscheinen alle, in denen eine Kunst waltet, die heute noch lebendig ist oder sein könnte, oder die uns die unvergänglichen Kräfte und Unkräfte deutschen Wesens aufdecken. Alles in allem müssen wir noch immer klagen, daß England, Dänemark und Frankreich uns in einem voraus sind, in Büchern, die auf bester Gelehrsamkeit beruhen und, was sie zu sagen haben, durchsichtig und schön sagen, so daß jeder, der sich etwas Mühe gibt, es verstehen kann und zugleich die schöne Form bewundert und genießt, in der sich die Wissenschaft ihm anbietet. Bei uns stellen die wissenschaftlichen Werke noch immer zu hohe Ansprüche an die Unterrichtetheit des Lesers, sie bewegen sich in einer verwickelten Terminologie und sind manchmal schlecht geschrieben, können daher nur von wenigen erfaßt werden. Populäre Bücher sind aber entweder solche, die andere ausschreiben — und wie ausschreiben! — und nicht sagen, wen sie ausgeschrieben haben, oder solche, die ungeheure Stoffmassen auf viel zu engem Raume zusammendrängen, so daß man die Ergebnisse sieht, aber nicht die Wege, die zu ihnen führen. Wir sollten uns wieder Zeit nehmen, auch etwas ausführlichere Bücher zu lesen, in sie einzudringen und sie mit unserem Wesen zu verschmelzen.

Wer deutsche Sprache studieren, d. h. ihre Geschichte erfahren und zugleich lernen will, wie sich in ihr die deutsche Kultur spiegelt, liest am besten zuerst die Aufsätze, die *Kluge* als „Unser Deutsch" herausgab; die Werke von *Weise*, „Unsere Muttersprache", *Behaghel*, „Die deutsche Sprache", *Sütterlin*, „Die deutsche Sprache der Gegenwart" führen tiefer. Eines der hübschesten Bücher, das den bildlichen Gehalt in den Worten und Wendungen unserer Sprache feiner auffaßt und anschaulicher und liebenswürdiger als irgendein anderes darstellt, ist *Rud. Hildebrands* „Vom deutschen Sprachunterricht". Solange sogar „bessere" Schriftsteller noch gedankenlos gegen unsere Sprache sündigen, brauchen wir auch *Wustmanns* „Sprachdummheiten" und ihre Grobheit und Schulmeisterei; ganz kann man das Buch ebensowenig lesen wie ein Rezeptbuch, man mag sich durch einzelne Abschnitte beschämen und bessern lassen.

Von Wörterbüchern ist *Kluges* „Etymologisches Wörterbuch" ein Führer, der über die Herkunft unserer Worte die zuverlässigste Auskunft gibt. *Heynes* Wörterbuch (in drei Bänden) trifft aus dem Sprachschatz eine sehr gute Auswahl, auch sind seine Kenntnisse der äußeren deutschen Kultur ausgezeichnet. Die größten Ansprüche an den Leser stellt *Pauls* Wörterbuch, das aber dem Gewinn über Gewinn einträgt, der in die Psychologie der Sprache eindringen will. Wie und warum sich die Bedeutung eines Wortes verändert, welchen Wert die so gern übersehenen Adverbien, Partikeln, Präpositionen usw. für die Sprache haben, aus welchen Elementen sich unsere Umgangssprache zusammensetzt, und wie die großen Sprachbildner, besonders Luther und die Dichter des 18. Jahrhunderts auf sie wirkten, das zeigt dies Wörterbuch gut, knapp und eindringlich. Es ist eine praktische Ergänzung zu dem großen theoretischen Werke des Verfassers über die Prinzipien der Sprachgeschichte.

Von älteren Literaturgeschichten sind die Vorlesungen *A. W. Schlegels* über schöne Literatur und Kunst mit Unrecht vergessen. Die Schilderung, die er etwa von der ritterlichen Poesie des Mittelalters, der vita nuova Dantes, von dem Nibelungenlied und vom 17. Jahrhundert gab, macht ihm von unsern Meistern keiner nach. Auch die wundervollen und so bescheidenen Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Dichtung von *Uhland* (in seinen Schriften) mit ihrem untrüglich feinen Gefühl für alles Volkstümliche, Echte, sollte man wieder lesen und lieben.

Als die besten und gediegensten unserer Literaturgeschichten für die älteren Perioden (für die neueren geben wir Ratschläge an anderer Stelle) möchten wir die von *Wackernagel-Martin* und von *Vogt* und *Koch* empfehlen, von dieser namentlich den Band, den Vogt bearbeitete. Als populäre Literaturgeschichte wird jetzt die von *Alfred Biese* gelobt. Für den Gelehrten ist der *Goedecke-Goetze* unentbehrlich (aber nicht der ganz veraltete 1. Band, der dem Mittelalter gilt). Wer selbst schon viel las und sein Urteil festigte, wird sich an der reichen Belesenheit und der manchmal sehr feinen Charakteristik des viel zu viel gescholtenen *Gervinus* freuen und auch *Wilh. Scherers* unruhige, immer belebende, in ihren Analysen manchmal wunderbar treffende, manchmal ganz vorbeigehende Literaturgeschichte gern auf sich wirken lassen.

Für das Drama bleibt *Creizenachs* Geschichte des deutschen Dramas unentbehrlich, vom mittelalterlichen Drama gibt *Froning* eine gute Sammlung.

Vor der Literaturgeschichte sollte aber die Literatur selbst kommen. Freilich ist kaum etwas schwerer zu übersetzen als altdeutsche Verse und Prosa; doch anderseits lohnt selten eine Mühe sich besser als die Erlernung des Altdeutschen. In der guten altdeutschen Dichtung offenbart sich eine sprachliche Kultur, ein Verständnis für die Wirkung von Klang und Rhythmus, eine Anmut in der Wahl des Ausdrucks, die auch neuere Poeten selten erreichten. Im Nibelungenlied, in den Volksliedern, manchmal auch in Walther und Wolfram ruhen unvergängliche, nationale Werte. Die Mystik des Meisters Eckehard und seiner Nachfolger führt zu den reinsten Quellen der Religion.

Wenn die altdeutsche Literatur jemals die Wirkung haben soll, die ihr zukommt, wird man am besten Ausgaben der Urtexte mit Erklärungen, wo man sie wirklich braucht, und mit knappen Wörterbüchern herstellen, die sich nicht an die Bedürfnisse des Philologen und Examenkandidaten, sondern an gebildete, denkende und geschmackvolle Leser wenden. Es heißt, daß der Inselverlag solche Ausgaben vorbereitet. Bis sie erscheinen, muß man sich mit dem Vorhandenen begnügen, wovon einiges ausgezeichnet ist. Als Grammatik kann die mittelhochdeutsche von *Paul* helfen; eine Auswahl aus der altdeutschen Literatur, deren Vortrefflichkeit besonders für das Mittelalter ohne gleichen ist, gibt *Wackernagels* „Altdeutsches Lesebuch" (mit gutem Lexikon). Aus den im Verzeichnis erwähnten Serien sei besonders hervorgehoben die Germanistische Handbibliothek, die u. a. eine Ausgabe von Walther von der Vogelweide (*Wilmanns*) und von der Kudrun (*Martin*) enthält, die altdeutsche Textbibliothek von *Paul* (Armer Heinrich, Gregorius, Meier Helmbrecht) und die deutschen Klassiker des Mittelalters von *Pfeiffer* (Tristan und Isolde, Nibelungenlied, Erzählungen des späteren Mittelalters). An Wolfram von Eschenbach soll man sich erst wagen, wenn man sich in die mittelalterliche Dichtung eingelesen hat, *Lachmanns* Aus-

gabe bleibt die beste. Die Klassiker von *Pfeiffer* erklären bisweilen zu viel und nicht gründlich genug und verhindern so den Leser am Denken, als Gegengewicht nennen wir die Ausgabe und das Wörterbuch, die *Lachmann* und *Benecke* vom Iwein des Hartmann v. Aue herstellten. Die Minnesänger genießt man am besten in *Bartschs* Auswahl, der ein gutes Glossar beigegeben ist. *Vespers* „Ernte" hat mit gutem Griff manches vergessene Schöne auch aus alter Lyrik wieder ans Licht gebracht, die Übersetzungen aus den Minnesängern sind ihm leider ganz verunglückt. Die Literatur des ausgehenden Mittelalters und die deutsche Mystik ist sogar dem Forscher nur zum Teil zugänglich. Einen guten Einblick gibt *Wackernagels* Lesebuch und einige Bände der deutschen Nationalliteratur bei Kürschner. In Meister Eckehard führt gut ein *Büttners* sorgfältige Bearbeitung, von der nun der zweite Band erscheint. Derselbe Büttner hat unter dem Titel „Vom vollkommnen Leben" uns eine Ausgabe jener Theologia deutsch geschenkt, die auf Luther einen so tiefen Eindruck machte. Für das 16. und 17. Jahrhundert bewähren sich die Kürschnerbände, besonders die von *Creizenach* und *Ludw. Fulda*. Wer sonst Fischart, Luther, Hans Sachs, Gryphius, Grimmelshausen, Angelus Silesius usw. lesen will, findet die besten Ausgaben in Braunes Neudrucken, die u. a. auch das Volksbuch von Dr. Faust und vom hürnen Seyfried enthalten. Von Angelus Silesius gibt es noch eine Ausgabe von *Boelsche*, von Christian Günther eine sehr gute Auswahl von *Wilh. v. Scholz*.

Von Übersetzungen aus dem Mittelalter sind als die geschmackvollsten und feinsinnigsten die von *Wilh. Hertz* zu nennen (Gottfrieds Tristan und Wolframs Parzival), leider sind die Bände viel zu teuer, und der Verlag entschließt sich, trotzdem er damit einen sehnlichen Wunsch von W. Hertz erfüllen würde, noch immer nicht, die Anmerkungen abzutrennen und die Texte gesondert zu geringen Preisen herauszugeben. Von Walthers Minneliedern gibt wohl *Schroeter* die beste Übertragung, die gute Biographie von *Schönbach* sei nicht vergessen. Ein sehr liebenswürdiges, wohl viel zu wenig bekanntes, von der gewinnendsten Liebe zu seinem Dichter durchsonntes Werk ist die Übersetzung und Erklärung des Alexanderliedes vom Pfaffen Lamprecht durch *Ottmann*. Auch *Moritz Heynes* mittelalterliche Erzählungen, noch mehr seine altdeutsch-lateinischen Spielmannsgedichte verdienen Empfehlung. Eine Übertragung der ältesten deutschen Dichtung vom Hildebrandslied bis zu den Mariendichtungen des 12. Jahrhunderts hat jetzt *Karl Wolfskehl* versucht, die Texte dazu, die immer nebenan stehen, besorgte *v. d. Leyen*. Die Auswahl bringt alles Wertvolle, ihr höchstes Ziel ist, den Klang und den Rhythmus und die lebendige Schönheit der alten Kunst nachzubilden. Aus den „Statuen der deutschen Kultur" nenne ich die Übersetzung des deutschen hohen Liedes, das orientalische und deutsche Minne so seltsam verschmilzt, ferner die des Meier-Helmbrecht.

Das Waltharilied hat *Althof* und viele andere übersetzt, den kulturgeschichtlich und dichterisch so merkwürdigen Ruodlieb etwas trocken *Moritz Heyne*. Eine Auswahl aus den Carmina Burana gab *Ludw. Laistner* in feiner Übersetzung wieder; leider ist sie ganz unbekannt und diese deutsch-lateinischen Liebes- und Trinklieder sind den deutschen an Anmut ebenbürtig und übertreffen sie an hinreißender Natürlichkeit, übermütigem Temperament und liederlicher Genialität.

Man weiß, daß die deutsche Literatur des Mittelalters nicht verständlich ist ohne die französische: allen, die darein eindringen möchten, sei zuerst die Übersetzung der französischen Spielmannslieder von *Wilh. Hertz* empfohlen, ebenso seine Wiedergabe des alten Rolandliedes und dann die französische Literaturgeschichte von *Gaston Paris*, die geschmackvollste der vorhandenen.

Für die Geschichte der äußeren Kultur und Kunst sind als Nachschlagebücher die bekannten Werke von *Moritz Heyne* und *Alwin Schultz* zu nennen, als Lesebücher von unvergänglichem Wert *Freytags* „Bilder" und *Riehls* „Naturgeschichte des Volkes". Für die Geschichte nennen wir die große „Kirchengeschichte" *Alb. Haucks*, wohl das erlesenste geschichtliche Werk, das seit Jahrzehnten erschien, das den weitesten Blick mit genauer Herrschaft über jede Einzelheit verbindet.

Wer erfahren will, was Kulturgeschichte eigentlich ist, wie äußere und innere Kultur, Landschaft und Menschen, Rasse und Anlage einander bedingen, muß *Viktor Hehns* „Kulturpflanzen und Haustiere" lesen und auch seine Gedanken über Goethe, das Buch, das Goethes tiefe Zusammenhänge mit der deutschen Kultur zeigt.

In die deutsche Urzeit führen die knappe und übersichtliche „Stammesgeschichte" von *Much* und das freilich recht schwere, aber grundlegende Werk von *Zeuss*, „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme". Dazu muß man die Germania des Tacitus studieren. Jetzt aber erschien auch eine „deutsche Altertumskunde" von dem ausgezeichneten Tübinger Germanisten *Hermann Fischer*.

Die zuverlässigste Darstellung der deutschen Mythologie gibt *Chantepie de la Saussaye*. *Negeleins* „Germanische Mythologie" und *Mogks* „Germanische Mythologie" sind nur Abschlagszahlungen. Mogks Germanische Mythologie in Pauls Grundriß ist für den Fachmann sehr brauchbar. Die nordische Mythologie lernt man aus *Herrmanns* „Nordischer Mythologie", einem geschickt, wenn auch etwas rasch gearbeiteten Buch, am besten kennen. Von älteren Werken, die uns das Werden und die Unzerstörbarkeit mythischer Anschauungen und Bräuche zeigen, sind *Mannhardts* „Wald- und Feldkulte" und *Tylors* „Anfänge der Kultur", beide durch ihre Gabe, faßlich und interessierend darzustellen, ausgezeichnet, dem ernsthaften Leser sehr anzuraten. In diesem Jahr erscheint als erster Band eines deutschen Sagenbuches „Die Götter und Göttersagen der Germanen" von *Fr. v. d. Leyen*, das, jedermann zugänglich, die Sagen selbst erzählt, ihre Entwicklung darstellt und den Ursprung von Göttersagen und Götterglauben schildert.

Von der Edda ist die genaueste Übersetzung die von *Hugo Gering*, der uns jetzt auch den altenglischen Beowulf verdeutscht hat. Das Isländerbuch von *Bonus*, das auch die Bedeutung der isländischen Sage für das deutsche Volkstum auseinandersetzt, die „Sage vom Hühnerthorir" in *Heuslers* Übertragung sind durch den Kunstwart weithin bekannt und geschätzt. Dazu sei die Sage „von Gisli dem Geächteten" in der Wiedergabe von *Ranke* empfohlen und auf das lichtvolle Werk von *Alex. Bugge* über die Wikinger hingewiesen.

Von deutschen Sagensammlungen ist die beste immer noch die von *J.* und *W. Grimm*, von der nun Merker eine Auswahl gibt. Zur Ergänzung lese man *Karl Müllenhoffs* Sagen aus Schleswig-Holstein, *E. M. Arndts* Märchen und Jugenderinnerungen und *Otto Jahns* Sagen aus Pommern und Rügen.

Eine gedrängte Darstellung der deutschen Heldensage gibt *Jiriczek*. Ihn übertrifft weit an Anschaulichkeit und Kunst der Erzählung *Andreas Heusler*, dessen „Urväter-Hort" leider durch eine unschöne Ausstattung unnötig verteuert ist. Die wundervollen Bücher von *Axel Olrik* über die Sagen und den Glauben unserer Vorfahren sind aus dem Dänischen noch nicht übersetzt. Das Werk, das über Wesen und Schönheit der germanischen, nordischen und romanischen Sage den Gelehrten und den Gebildeten das Tiefste und Eindringendste sagt, ist englisch: *Ker*, Epic and Romance.

Unter deutschen Märchensammlungen werden die von *J.* u. *W. Grimm* immer den ersten Platz behaupten; daneben möchten wir jetzt *Wissers* „Wat Grotmoder vertellt" nennen. Das Rätselbuch von *Bonus* bedarf kaum noch der Empfehlung. An die berühmten deutschen Volksliedersammlungen sei auch nur erinnert; an *Herders* „Volkslieder", an *Arnim* und *Brentanos* „Wunderhorn", an *Ludw. Uhlands* „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder", an die Werke von *Böhme* und *Erk-Böhmes* „Liederhort". *Böckels* „Psychologie des Volksdichtung" ist wegen seines verträumten Idealismus, seiner wundervollen Sammlungen und seiner tiefen Einblicke in das Werden der Volksdichtung unvergeßlich. Wer aber hören will, was Volkslied eigentlich ist: Kunstlieder, die das Volk zersingt, bis sie seinem Wesen und seinem Verstehen gemäß klingen, lese *John Meiers* „Kunstlieder im Volksmunde".

Von Büchern zur Volkskunde sei gerühmt *Andrees* „Braunschweiger Volkskunde", *Dähnhardts* „Heimatklänge", *Wuttkes* „Deutscher Volksaberglauben", *Rehms* „Deutsche Volksfeste und Sitten", *Hans Meyers* „Deutsches Volkstum" und *Elard Hugo Meyers* ausgezeichnete Übersicht über die deutsche Volkskunde. Die schönste Sammlung aus einer Provinz sind wohl Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, und von ihr ist wieder das wertvollste *Vogts* Darstellung der Weihnachtsspiele.

Alexanderlied, übers. v. Ottmann (Hendel) . . . 2.—
Andree, Braunschw. Volkskunde (Vieweg & S.) 7.—
Andresen, Sprachgebrauch (Reisland) . . . . . . 7.—
Angelus Silesius, hrsg. v. Bölsche (Diederichs) . 6.50
Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen (Pfau, L.) 7.50
*__Arnim-Brentano__, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bde. (Grote) . . . . 10.—
Bartsch, Deutsche Liederdichter d. 12. b. 14. Jahrhunderts (Behr) 6.20
Behaghel, Deutsche Sprache (Freytag, L.) . . . 4.—
Beowulf, übers. v. Gering (Winter, H.) . . geh. 2.—
Biese, Deutsche Literaturgeschichte I (Beck, M.) 5.50
Böckel, Psychologie der Volksdichtung (Teubner) 8.—
Böhme, Altdeutsches Liederbuch (Breitk. & H.)geh. 20.—
— Kinderlied- u. Kinderspiel . . . . 12.—
Bonus, Isländerbuch, 3 Bde (Callwey) . . . . je 5.—
— Rätsel 1.50
Boetticher-Kinzel, Denkmäler, 4 Bde. (Waisenh., H.) 11.80
Braune, Neudrucke deutscher Literaturwerke (Niemeyer, H.) . . . . .222 Nrn. geh. je —.60
Bugge, Die Wikinger (Niemeyer, H.) . . . . 7.—
Büttner, Meister Eckehart, 2 Bde. (Diederichs) je 5.—
— Vom vollkommenen Leben (Diederichs) . . . 5.50
Chantepie de la Saussaye, Religion of the Teutons (Ginn & Co., Ldn. 1902.) . . . . sh 10.6
Creizenach, Gesch. d. neueren Dramas, 3 Bde. m. Reg. (Niemeyer) 45.60
Dähnhardt, Heimatklänge, 3 Bde. (Teubner) . . je 2.60
Dieffenbacher, Deutsches Leben im 12. Jahrh. 3 Bde. (S. G.) . . . . je —.80
Edda, übers. v. Gering (Bibl. Inst.) . . . . 4.—
Erk-Böhme, Liederhort, 3 Bde. (Breitk. & H.) je 13.20
Fischart, Ausg. v. Hauffen, 3 Bde. (Union) . je 3.50
Freytag, Bilder aus d. d. Vergangenheit, 5 Bde. (Hirzel) 33.75
Froning, Das Drama d. Mittelalters I./III. Union) je 3.50
Gervinus, Geschichte d. deutschen Dichtung (Engelmann) . . . . 46.—
Goedeke, Grdr. z. Gesch. d. deutsch. Dichtung 8. Bde. (Ehlermann) 137.40
Gottfried v. Straßburg, Ausg. v. Bechstein (Brockhaus) 4.50
— übers. v. W. Hertz (Cotta) 8.50
*__Grimm__, Kinder- u. Hausmärchen, 3 Bde. (Reclam) 3.25
— Deutsche Sagen (Nicolai) . . . . 7.—
*__Grimmelshausen__, Simplizissimus (Niemeyer) geh. 4.20
Günther, Strophen, Ausw. v. Scholz (Diederichs) 4.50
— Recht u. Sprache (Heymann). . . . . . . geh. 6.—
Handbibliothek, Germanist., 9 Bde. (Waisenh., H.) 130.—
*__Hartmann v. Aue__, Armer Heinrich, Urtext v. Paul (Niemeyer) . . . . —.85
— Gregorius. Urtext v. Paul . . . . geh. 1.20
— Iwein. Ausg. von Lachmann-Benecke (G. Reimer) 1868.
— — Wörterbuch zu Iwein v. Benecke (Dieterich) . . . . geh. 7.60
Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 4 Bde. (Hinrichs) . . . . 71.—
Hehn, Kulturpflanzen u. Haustiere (Bornträger) 14.50
— Gedanken über Goethe . . . . 9.—
*__Herder__, Volkslieder (Cotta) 1.35
Herrmann, Nord. Mythologie (Engelmann). . . . 10.—
Hertz, Spielmannsbuch (Cotta) 8.50
Heusler, Gesch. v. Hühnerthorir (Wiegandt & Gr.) 3.—
— -Koch, Urväter Hort (Oldenbourg, B.). . . . 20.—
Heyne, Fünf Bücher Hausaltertümer, 3 Bde. (Hirzel) je 15.—
— Mittelalterl. Erzählungen (Wunder, B.). . . . 2.50
— Altdtsch.-lat. Spielmannsgedichte (Wunder) geh. 1.—
— Handwörterbuch, 3 Bde. (Hirzel) . . . . . . je 13.—
Hildebrand, Vom dtsch. Sprachunterricht (Klinkhardt) . . . . geh. 3.—
Hoffmann v. Fallersleben, Volkstümliche Lieder (Engelmann) . . . . 8.—
Holz, Sagenkreis d. Nibelungen (W. & B.) . . 1.25
Jahn, Volksmärchen aus Pommern (Koebner, Br.) . . . . geh. 3.—
Jiriczek, Heldensage (S. G.) . . . . —.80
Kahl, Mundartl. Dichtungen (Freytag) . . . . . 2.—
Ker, Epic and Romance (Mc. Millan, Ldn.) . . . 4.—
Klassiker, Deutsche, des Mittelalters, 6 Bde. (Brockhaus) . . . . je 4.50
Klee, Grundriß d. dtsch. Literaturgesch. (Bondi). 2.—
— Heldensagen (Bertelsmann) . . . . . . 4.50 u. 6.—
Kluge, Etymolog. Wörterbuch (Trübner) . . . . 10.—
— Unser Deutsch (Quelle & M.) 1.25
Kudrun, hrsg. v. Martin (Bh. d. Waisenh., H.)geh. 7.—
Kürschners deutsche Nationalliteratur, 222 Bde. (Union) . . . . je 3.50
Laistner, Golias (Spemann, St.) . . . . geh. 3.—
Luther, Werke. Ausgabe v. Neubauer, 2 Bde. (Waisenh., H.) . . . . .geh. je 2.80
— — hrsg. v. Buchwald, 8 Bde. (Schwetschke) je 2.50
Mannhardt, Wald- u. Feldkulte, 2 Bde. (Bornträger) . . . . 24.—
Meier, Kunstlieder im Volksmund (Niemeyer) geh. 5.—
Meier-Helmbrecht, hrsg. v. Panzer (Niemeyer) . 1.50
Meyer, Mythologie der Germanen (Trübner) . . . 10.—
— Deutsche Volkskunde 6.50
— Deutsches Volkstum (Bibl. Inst.) . . . . 18.—
Mogk, Germ. Mythologie (S. G.) . . . . —.80
— — Gr. Ausg. (Trübner) 5.50
Much, Deutsche Stammeskunde (S. G.) . . . . . —.80
Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder (Westd. Verl.-Anst., St.) . . . . 10.—
Negelein, Germ. Mythologie (A. N. u. G.) 1.25
Nibelungenlied, Ausgabe von Bartsch (Brockhaus) 4.50
— — von Zarncke (Niemeyer). 2.40
Paris, Litérature française (Hachette, P.) 4.50
Paul, Deutsches Wörterbuch (Niemeyer) . . . . 10.—
— Mittelhochdeutsche Grammatik (Niemeyer) . 3.70
— Prinzipien d. Sprachgeschichte . . . . 10.—

Reuschel, Volkskundl. Streifzüge (Koch, Dr.) . . 5.60
Riehl, Naturgeschichte des Volkes, 4 Bde. (Cotta) je 6.—
— Kulturstudien . . . . 5.—
Rolandslied, übers. v. Hertz (Cotta) . . . . 2.—
Ruodlieb, übers. v. Heyne (Hirzel) 1.80
Sachs, Hans, Ausgabe v. Braune, Neudrucke 9 Bde. (Niemeyer, H.) . . . . 18.—
Scherer, Geschichte d. d. Literatur (Weidmann) . 10.—
Schlegel, Vorlesungen, 3 Bde. (Henninger, H.) . . 11.—
Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, 2 Bde. (Teubner) . . . . 18.—
Schönbach, Walther v. d. Vogelweide (E. Hofmann & Co.) 3.20
Schultz, Höfisches Leben d. Minnesänger (Hirzel) I. geh. 13.—; II. geh. 2.—
Statuen dtsch. Kultur, hrsg. v. W. Vesper (Beck, M.): Hohelied 1,20; Meier Helmbrecht 1.60
Sütterlin, Deutsche Sprache der Gegenwart (Voigtländer) . . . . 8.—
Tacitus, Germania, übers. v. Seiler (Freytag) . . —.40
Textbibliothek, Altdeutsche, hrsg. v. H. Paul, bis jetzt 16 Bdchn. (Niemeyer, H.) je —.85 bis 3.50
Tylor, Anfänge der Kultur (Winter, L.). . . geh. 12.—
Uhland, Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder, 4 Bde. (Cotta) . . . . 4.—
— Zur Geschichte der Dichtung u. Sage, 8 Bde. 83.—
Vesper, Die Ernte (Langewiesche, D.). 1.80
Vogt-Koch, Geschichte der deutschen Literatur, I. (Bibl Inst.) . . . . 10.—
Wackernagel-Martin, Deutsche Literatur, 2 Bde. (Schwabe) 27.20
— Deutsches Lesebuch, 3 Bde. 6.50
Waltharilied, übers. v. Althoff (Dieterich) . . . 5.50
Walther v. d. Vogelweide, Ausw. v. Samhaber (Freytag) . . . . —.80
— Ausg. v. Paul (Niemeyer) 2.50
— — Wilmanns (Waisenh., H.) . . . . 8.—
— übers. v. Schröter (Costenoble) . . . . 4.—
Weinhold, Dtsch. Frauen im Mittelalter (Gerold) 19.—
Weise, Dtsche. Volks-Stämme (A. N. u. G. W.) . 1.25
— Muttersprache (Teubner) 2.60
Wisser, Wat Grotmoder vertellt, 2 Bde. (Diederichs) 1.50
Witkowski, Anfänge d. dtsch. Theaters (Seele & Co.) —.30
Wolfram v. Eschenbach, Ausg. v. Lachmann (G. Reimer) 9.40
— übers. v. W. Hertz (Cotta) 3.50
Wustmann, Sprachdummheiten (Grunow) . . . 2.50
Wuttke, Volks-Aberglaube (Wiegandt & Gr.) . . 14.—
Zehme, Germ. Götter- u. Heldensage (Freytag). . 2.—
Zeuss, Die Deutschen u. ihre Nachbarstämme (Vandenhoeck & R.). . . . . 18.—

Neue Erscheinungen:

Arnim-Brentano, Wunderhorn. Ausw. v. Ranke (Insel-Verl.) . . . . 2.—
Bonus, Isländerbuch III. (Callwey) . . . . 5.—
Fischer, Deutsche Altertumskunde (W. & B.) . 1.25
Leyen, Götter- u. Heldensagen (Beck, M.) . . . 2.—
Merker, Grimms deutsche Sagen. Ausw. (Insel-Verlag) . . . . 2.—
Ranke, Gisli d. Geächtete (Beck, M.) 1.60
— Des Knaben Wunderhorn (Insel-Verl.). . . . . 2.—
Rehm, Deutsche Volksfeste u. Sitten (A. N. u. G. W.) 1.25
Wolfskehl-Leyen, Älteste deutsche Gedichte (Insel-Verl.) . . . . 5.—

DEUTSGHE LITERATUR SEIT DEM XVIII. JAHRHUNDERT

Von Früheren hat vornehmlich *Luther* Anspruch auf Berücksichtigung; wer's kann, sollte sich seine „Gesamtwerke" erwerben, zumal wenn er selber gelegentlich „schreiben" muß — es ist zum Erstaunen, wie viel aus diesem ersten Klassiker deutscher Prosa zu gewinnen ist. *Hans Sachs* macht auch immer wieder Freude, Fischart dagegen erfordert schon einen besonderen Geschmack. Das poetisch beste Werk des Reformationszeitalters ist wohl der *Reineke Vos* — den haben wir bei Goethe, aber ein Niederdeutscher wird ihn auch in der Ursprache lesen wollen, etwa in den Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben oder Fr. Prien. Über die weiteren wichtigeren Bücher aus diesem Gebiet wolle man den Abschnitt „Ältere Literatur" nachlesen. Das *Kirchenlied* von Luther bis auf Paul Gerhardt und weiter hinaus bieten uns unsere Gesangbücher — leider allerdings oft nicht mehr und noch nicht wieder in der alten kernigen Form. Sonst lebt aus der Opitzischen Periode wenig mehr, einige wenige Lyrik, die man in den bessern Anthologien findet, einiges Epigrammatische. Aber der erste wirklich lesbare deutsche Roman fällt in diese Zeit; *Grimmelshausens* „Simplizissimus", ja, alle „simplizianischen Schriften", die H. Kurz herausgegeben hat, sind, obwohl manche derb im Stile der Zeit, noch durchaus genießbar und nicht bloß aus kulturhistorischem Interesse. *Johann Christian Günther* ist der erste neuere deutsche Lyriker, in dessen Gedichten eigenes volles Leben steckt, aber man dringt nicht leicht dazu durch, oder vielmehr, es fehlt noch die uns heute zum Genuß unentbehrliche lyrische Form, weswegen die neue Auswahl aus Günther von W. v. Scholz sehr richtigerweise nur „Strophen" bringt.

Aus der Zeit „vor Sonnenaufgang", vor Goethe, wird im Übrigen die Ernte für heutige Menschen kärglich sein. Gestehen wir's uns ehrlich: Die Haller, Hagedorn, Gellert, Gleim bieten den Anspruchsvolleren nicht mehr viel; die Jugend und das „Volk" wird noch zu einzelnen, besonders Gellert, einen Weg finden — wir andern ergötzen uns an ihren Gaben wohl meistens nur noch wie an Kuriositäten. *Gessners* Idyllen mögen noch das reizvollste sein; Keller liebte sie sehr. Bei *Klopstock* dann und wann einzutreten, empfiehlt sich schon, weil inhaltlich und formell vieles Spätere auf ihn zurückgeht, an einzelnen Stellen aber wird man auch heute noch bei ihm Kraft und Größe finden, am schnellsten vielleicht, wenn man von Schuberts Tönen geleitet wird. *Claudius, Hölty* und *Bürger* sind mit ihren Gedichten in manchem sogar unübertroffen geblieben — des Claudius' wundersame lyrische Innigkeit scheint neuerdings wieder willigere Hörer zu gewinnen. *Lessing* lebt mit seinen drei Meisterdramen, aber auch nur mit ihnen, in der allgemeinen deutschen Bildung, seine prosaischen Schriften sind nur noch Stoff der Gelehrten. *Wielands* „Oberon" und *Herders* „Cid" machen uns Heutigen beim Lesen Mühe, aber die „Stimmen der Völker" und auch *Herders* Prosaschriften haben auch für uns noch große anregende Kraft. Leichter genießbar als Oberon sind Wielands kleine Verserzählungen. Zu *Möser* und *Engel* greifen wir gelegentlich einmal wegen einiger prosaischer Kabinettstücke, der prachtvoll klare Kopf und feine Aphoristiker *Lichtenberg* findet mit seinem Witz und seiner Schärfe heute mehr Anhänger vielleicht als je. Die Stürmer und Dränger wird noch lesen, wer für gärende Jugend als solche Vorliebe hat — von *Lenz* scheinen uns die „Soldaten" dem „Hofmeister" vorzuziehen, von *Klinger* die Reflexionen den Romanen, (außerdem etwa das Drama „die Zwillinge") vom Maler *Müller* haben die „Idyllen", die pfälzischen wie die antiken, noch heute einen Reiz. *Goethe* und *Schiller* gehören selbstverständlich mit ihren Gesamtwerken ins deutsche Haus. *Hölderlin*, Schillers „sanfter schwärmerischer Bruder" (Dilthey), ist wohl mehr als dies, ist zum mindesten auch weit mehr als der in seiner Formbehandlung weit überschätzte Platen, ist

der größte „Eindeutscher" antiken Formgehalts und (auch in seiner Prosa und den dramatischen Fragmenten) der tiefste Lyriker tragischer, unerfüllbarer Sehnsucht nach Licht und „Griechentum". Auch *Novalis*, dessen Lyrik und Aphorismen so viel Erfühltes und Erschautes enthalten, verdient die Beachtung, die ihm neuerdings wieder in größerem Maße zuteil wird.

Von *Tieck* als dem eigentlichen Begründer der deutschen Novelle wird doch schon eine geschmackvolle Auswahl (etwa die von Klee) genügen. Das Gleiche gilt von seinen und *Brentanos* romantischen Märchen (Auswahl von Wille). *Achim von Arnim* darf trotz all seines Talents eher übergangen werden, als der phantasiereichere, feinempfindende *E. T. A. Hoffmann*. *Jean Paul* werden heute nur Liebhaber ganz lesen, aber jeder sollte wenigstens ein Werk von ihm „versuchen" — wen er überhaupt innerlich berührt, dem gibt er viel. Wenn man einem jungen Mädchen *Fouqués* „Undine" oder *Emil Schulzes* „Bezauberte Rose" schenkt, wird's ihr wahrscheinlich Vergnügen machen. *Kopisch* ist nicht nur Spaßmacher, er ist Dichter. *Heinrich von Kleist* wünschen wir mit allen seinen Werken in jede Büchersammlung, nicht nur mit den Dramen. Nicht minder *Grillparzer*, der neuerdings von der Bühne herab wieder öfter zu uns spricht. *Körner* empfiehlt man wohl nur noch der Jugend, *Schenkendorf* ist wohl in umfassenderen Anthologien genügend vertreten, aber *Arndt* dürfte vielleicht in Zukunft wieder mehr hervortreten als in der letzten Zeit. *J. P. Hebels* „Alemannische Gedichte" mit ihrer tiefen reinen Poesie werden zum mindesten in Süddeutschland noch lange lebendiges „Heimatsbuch" bleiben, während sein „Schatzkästlein" das noch heute unübertroffene Meisterbuch volkstümlicher Rede ist. *Uhlands* Lieder und Balladen sind so gut für den Kenner wie für das Volk da; sie werden wohl ebenso oft unterschätzt, wie seine Dramen überschätzt werden. Der „liebenswürdige Poet" *Eichendorff*, dessen Werke jetzt erst vollzählig bekannt werden, gibt Freunden seines Wesens viel mehr, als dies Beiwort vermuten läßt, und eine nähere Beschäftigung mit dem ebenso innigen wie kraftvollen *Chamisso* wird manchem stärkere Genüsse verschaffen, als er hier vermutet hat. Entsprechendes gilt von *Lenau*, der auch mehr ist, als der „Sänger der Melancholie", als der er in den Schulstunden oft gar zu schematisch abgetan wird. Zu *Rückert* und zu *Platen* dürfte unser Verhältnis in besonders hohem Grade durch Wesensverwandtschaft oder Nichtverwandtschaft mitbestimmt werden. Für *Heines* eigentliche Lyrik brauchten wir eine geschmackvolle Auswahl, wie R. Schaukal eine versucht hat; diese Poesie strahlt uns freilich nicht mehr in dem früheren Glanze, nachdem wir der Lyrik Mörikes, Hebbels, Kellers nachzugehen gelernt haben. Unbefangene Geister werden auch aus Heines Satiren heute noch manches so gewiß mit Vergnügen lesen, wie sie über anderes wegblättern werden. *Freiligraths* und *Herweghs* bewegte und erregte Lyrik, die vielleicht eigentlich keine Lyrik ist, lernt man wohl aus Anthologien genügend kennen. Ganz anders steht es mit *Annette von Droste*; zum mindesten ihrer herbschönen, aus ganz tiefgrabenden Wurzeln gewordenen Lyrik und ihrer wundersam gedichteten und erdichteten Dorfnovelle „Die Judenbuche" sollte jeder nahe zu kommen suchen — ganz „leicht" nämlich ist die Droste nicht. *Mörikes* Lyrik gilt vielen zum mindesten als Sprachkunst und in ihrem Naturgefühl für die bedeutendste seit Goethe; doch auch seine Prosa offenbart köstliche Tiefen. Von *Grabbe* und *Büchner* genügt, glauben wir, dem „Nichtfachmann" die Kenntnis je eines Stückes. Treffliche Romane bieten *Immermann* („Münchhausen", oder wenigstens aus ihm der „Oberhof") und *Sealsfield* („exotische" Romane), der stark realistische Schweizer *Jeremias Gotthelf* aber übertrifft an ursprünglicher Kraft als Romanschreiber vielleicht alle seine Zeitgenossen. Die brandenburgischen Romane von *W. Alexis* finden mit vollem Recht immer wieder ihre dankbaren Leser. Von *Adalbert Stifter*, dem einst modeartig gefeierten, dann lange als Quietisten und Naturschwelger verschrieenen, gilt gottlob Ähnliches. *Gutzkow* und *Auerbach* und selbst *Spielhagen* haben dagegen doch jetzt wohl nur noch geschichtliches Interesse.

Eine neue literarische Zeit mit neuem Wollen und neuem Suchen setzte mit *Friedrich Hebbel* ein, einem Dichter und einer Persönlichkeit, deren Reich noch im Wachsen ist. Der Besitz seiner Werke, vor allem der festgefügten, in den letzten Jahren überall „auferstandenen" Dramen, scheint dem Gebildeten unentbehrlich, denn auch als Lyriker und Ästhetiker ragt er hoch auf in seiner Zeit. Mit ihm ist *Otto Ludwig* in den Vordergrund geschritten, und jedenfalls seine vier Hauptwerke „Erbförster", „Makkabäer", „Heitherethei", „Zwischen Himmel und Erde" rechnen wir zu dem Wertvollsten im „silbernen Zeitalter" unseres Schrifttums. *Freytag*, lange gar zu sehr gepriesen, lebt auf unserer lustspielarmen Bühne mit seinen „Journalisten" immer noch, doch auch bei den Lesetischen mit „Soll und Haben" und der „verlorenen Handschrift". *Fritz Reuter* behält mit der „Stromtid" einen Platz als Volksdichter, anspruchsvolleren Lesern gefällt meist die „Franzosentid" oder selbst „Dorchläuchting" besser. Neben ihm übersehe man nicht seinen Landsmann *J. Brinckmann* („Kaspar Ohm un ick"). Weit bedeutender denn beide, nicht nur als Dichter überhaupt, sondern auch im besonderen als Humorist, ist freilich *Wilhelm Raabe*, der größte unsrer niederdeutschen Literatur seit lange. Für die Niederdeutschen ist auch *Klaus Groths* „Quickborn" ein klassisches Buch. *Storm* ist ausgesprochen süddeutschen Naturen oft zu weich; wer aber die Tiefe seiner Lyrik einmal erfühlt hat, wird von da auch zu seinen besten Novellen den Weg finden. *Gottfried Keller* hat Anspruch, in allen seinen Werken gekannt zu werden. Als Lyriker ganz eigenartig und an Gedanken, Gefühlen und Gesichten schier unerschöpflich reich, bietet er auch in Romanen und Novellen eine kraftvoll quellende Fülle von Anmut, Humor, Schönheit und Weisheit. Seines ganz anders gearteten Landsmannes *Conrad Ferd. Meyer* Dichtung hat er bekanntlich als „Goldbrokat" gekennzeichnet. Wer in Meyers am meisten durchgearbeitete und durchgedachte Hauptwerke („Pescara", „Hochzeit des Mönchs", „Der Heilige", „Jürg Jenatsch") erst eingedrungen ist, wird bald die minder bedeutenden ebensowenig wie die zu ruhender Harmonie ausgewogenen Gedichte missen mögen. *Scheffels* „Ekkehard" hat seinen festen Platz in der deutschen Familie, sein „Gaudeamus" noch immer in der Studentenwelt. *Vischers* Roman „Auch Einer" ist ergiebig für gereifte Naturen, seine „lyrischen

Gänge" werden vor allem denen teuer sein, die den bedeutenden Menschen in ihm lieben. *J. G. Fischers* Gedichte liegen uns in guter Auswahl vor. Wenig Freunde finden heute *Jordans* „Nibelungen", vielleicht zu wenig. An *Kurz* („Schillers Heimatjahre" und „Sonnenwirt"), *Melchior Meyr* („Erzählungen aus dem Ries"), *Pichler*, („Geschichten aus Tirol"), *Riehl*, („Kulturhistorische Novellen"), *Stern*, („Die letzten Humanisten"), *Allmers*, („Marschenbuch") und *Gilm* sei wenigstens erinnert.

Von den Münchnern aus König Maxens Tagen ist *Geibel* weit in den Hintergrund zurückgetreten. Eine Auswahl aus *Heyses* Novellen und auch seinen Gedichten wird Alten und auch rückschauenden Jungen noch lange Wesentliches geben. Als Lyriker ragen von den „Münchnern" freilich andere höher auf, so der ursprünglichere *Grosse* und der leidenschaftlichere *Lingg*, die beide, besonders Lingg, auch als Epiker ihren guten Namen zu Recht tragen. Auch *Strachwitz'* temperamentvolle Gedichte und Balladen sind nicht zu übersehen. Einer der plastischen großen historischen Romane *Jensens* (etwa „Nirwana" oder „Am Ausgang des Reichs",) verdient ebenso wie manche seiner sonstigen Prosastücke, („Eddystone", „Aus schwerer Vergangenheit", „Luv und Lee",) und seine weichen Gedichte, („Vom Morgen zum Abend",) mehr Beachtung, als das letzte Jahrzehnt ihm schenken wollte. Zu den geistreichsten Werken dieser Gruppe gehört das heiterheidnische Epos „Bruder Rausch" von *Wilh. Hertz*. *Hans Hopfens* und *Heinr. Leutholds* Gedichte, sowie das Bedeutendste von *Adolf Wilbrandt* gehören, meinen wir, wenigstens in eine größere Bibliothek. Schon die kleinere aber wird *Martin Greifs* Lyrik enthalten müssen; auffallend ungleichmäßig, ist Greif doch ein ungemein glücklicher „Finder" sogar von reinen lyrischen Kristallen. Von *Stieler* dürfte das „Winteridyll" seinen stillen Glanz nicht so bald verlieren.

In Österreich sind die Namen *Halm* und *Bauernfeld* verklungen, als das große und volkstümliche Dramatikertalent *Anzengrubers* mit seinen Bauerntragödien und Komödien die Theaterbesucher und mit seinen Romanen die ernsteren Leser gewann. Im Wesen verwandt ist ihm der überaus fruchtbare *Rosegger*, von dem wir hier nur die „Schriften des Waldschulmeisters" und „Jakob den Letzten" nennen wollen. Abseits standen der schwärmerisch-phantasievolle „romantische Klassizist" *Hamerling* („Ahasver", „Schwanenlied der Romantik") und der kulturmüde *F. von Saar*. „Österreichs größter lebender Dichter": Frau *Marie von Ebner-Eschenbach* hält mit ihren erzählenden Werken stets mehr, als Worte wie „frisch", „natürlich", „ehrlich", „liebenswert" und dergleichen versprechen, und gehört zudem ganz besonders ins deutsche Haus.

Von *Louise v. François* lohnt es sich mindestens „Die letzte Reckenburgerin" kennen zu lernen. „Für das Volk" sind *Schaumbergers* und *Maxim. Schmidts* Prosawerke schätzbar; und einzelnes von *Leander*, *Blüthgen* („Hesperiden"), *Seidel* („Leberecht Hühnchen"), *Pantenius* ist in der Familie auch nicht zu verachten, so lange wertlose und talmihafte Lektüre wie Ebers, Eckstein, Wolff, Baumbach oder gar die Ware der Eschstruth noch immer dort Raum finden. Kaum mehr nennenswert erscheint uns Adolf Hausrat, aber entschieden empfehlenswert der reine und tiefe *Heinr. Steinhausen*. *Fr. W. Weber* („Dreizehnlinden") tritt allmählich in den Hintergrund. Außer ihm braucht zumal den Katholiken der gesunde und kräftige *Hansjakob* nicht erst empfohlen zu werden. Von *Hans Hoffmann* gilt der Roman „Der eiserne Rittmeister" als Hauptwerk, doch sind manche seiner humorigen Novellen gewiß nicht schlechter. Von *Widmanns* Schriften heben wir die „Maikäfer-Komödie" hervor. Den Schwaben *Paulus*, *Weitbrecht* und *Chr. Wagner* wird der Norddeutsche am besten von ihrer Lyrik aus näher kommen.

Schon gleichzeitig mit der „Moderne", innerlich aber ihr kaum verwandt, wenn auch keineswegs feindlich gesinnt, schuf und schafft eine Reihe von in sich abgeschlossenen Dichterpersönlichkeiten, die darum noch hier genannt seien, weil von ihnen kaum noch etwas zu erwarten ist, das ihr Wesen in neuem Lichte zeigen wird. Zu ihnen gehört *E. v. Wildenbruch*, der begeisterte Preuße, der nach und nach zu den naturalistisch-sozial gesinnten Neuerern in immer bewußteren Gegensatz geraten ist. Trotz seiner theatralisch-pathetischen Ader haben einige seiner Tragödien, etwa „Vater und Söhne", „Die Quitzows", „Das neue Gebot", wenigstens als Zeit-Zeugnisse nicht geringen Wert. Auch an seine Prosa („Meister von Tanagra") und die gemütvollen Kindernovellen sei erinnert. Zu den echtesten und stärksten Dichtern des Jahrhundertendes wird man, so meinen wir, einst den Schweizer *Carl Spitteler* zählen. Er selbst bezeichnet sich als Epiker, und gewiß ist das Epos in vier Büchern, der „Olympische Frühling", sein bedeutendstes Werk. Doch zeichnet auch seine feingearbeitete, phantasiereiche Prosa (z. B. in dem ganz merkwürdigen „Imago" oder in „Gustav") und seine vielgestaltige Lyrik wesentliche Züge in sein Bild. Dann sei auch hier *Nietzsches* gedacht, der zwar nicht bei Spitteler, wie früher manche annahmen, aber bei vielen andern Poeten Epoche oder auch Mode gemacht hat. Zu den Modernen leitet als einer der wenigen Alten, die sie bei ihrem Auftreten gelten ließen, *Fontane* über, in seinen Balladen, aber auch in seinen Romanen („Effi Briest", „Jenny Treibel", „Stine", „Irrungen Wirrungen") nicht nur „Causeur", sondern auch Gestalter. Von *Avenarius*, dessen Besprechung sich an dieser Stelle verbietet, enthalten die Bände „Lebe!" und „Stimmen und Bilder" das Beste. Schließlich sei hier noch der genannt, dem die Zünftigkeit viel zu lange das Bürgerrecht auch in der Literatur verweigert hat, das ihm doch hier so gut wie in der bildenden Kunst zusteht: der Dichter-Zeichner *Wilhelm Busch*.

*Alexis, Brandenburg. Romane (Janke) je 3.— bis 5.—
Allmers, Marschenbuch (Schulze, O.) . . . . . . 7.—
Anzengruber, Ges. Werke, 10 Bde. (Cotta) . . 30.—
*Arndt, Erinnerungen.
*— Wanderungen.
Arnim, Werke, ausgew. v. Morris (Hesse) . . . . 2.—
Avenarius, Lebe (Callwey) . . . . 2.—
— Stimmen und Bilder 2.50
Blüthgen, Hesperiden (Union) . . . . 5.—
Brentano, Werke, ausgew. v. Morris (Hesse) . . . 2.—
— Gedichte, Pantheon-Ausg. (Fischer, B.) . . . 2.—
Brentano-Tieck, Romant. Märchen Ausw. v. Wille (Diederichs) 4.50
*Brinckmann, Kaspar Ohm un ick.
*Büchner, Dantons Tod.
*Bürger, Werke (Hesse) . . . . 2.—
Busch, Humorist. Hausschatz (Bassermann) . . 20.—
Teile sind auch einzeln zu haben.
— 50 Münchener Bilderbogen, 2 Bde. (Braun & Schm.) schwarz 6.60, kolor. 10.20
— Hans Huckebein (D. Verl.-Anst., St.) . . . . 3.—

Busch, Kühne Müllerstochter . . . . 2.—
— Antonius v. Padua (Schauenburg) . . . . . . 2.—
— Hernach (Joachim, M.) Faksimile-Ausg. . . 16.—
— — Bill. Ausg. . . . . 4.—
*Chamissos Werke, von 1.75 an.
*Claudius, Werke, von 2.— an.
*Droste-Hülshoff, Werke, von 1.20 an.
Ebner-Eschenbach, Ges. Schriften, 9 Bde. (Gebr. Paetel) 10.50
*Eichendorff, Werke, von 1.— an.
— Sämtl. Werke, 12 Bde. (Habbel) . . . . je 2.50
Fischart, Ausg. v. Hauffen, 3 Bde. (Union) je 3.50
Fischer, J. G., Gedichte (Cotta) 4.50
— Auf dem Heimweg . . . . 4.—
Fontane, Romane, 10 Bde. (Fontane) . . . je 5.—
— Frau Jenny Treibel . . . . 5.—
— Effi Briest . . . . 5.—
— Irrungen, Wirrungen . . . . 4.—
— Stine . . . . 3.—
— Wanderungen d. d. Mark, Ausw. (Cotta). . . 1.50
— Gedichte (Cotta) . . . . 6.—
*Fouqué, Undine.
François, Die letzte Reckenburgerin (Janke) . . 5.—
*Freiligrath, Gedichte (Reclam) . . . . —.80
Freytag, Soll u. Haben, 2 Bde. (Hirzel) 7.50
— Verlorene Handschrift, 2 Bde. 7.50
— Die Journalisten. B. A. . . . . 1.—
Gerhardt, Geistl. Lieder (Schlößmann) . . . . . 5.—
Gessner, Idyllen v. W. Vesper (Bock, M.) 1.60
*Gilm, Gedichte.
*Goethe, Sämtliche Werke, von 6.— an.
*Gotthelf, Werke, von 10.— an.
*Grabbe, Werke, von 4.20 an.
Greif, Gedichte (Amelang) . . . . 5.—
— Neue Lieder . . . . 4.—
*Grillparzer, Werke, von 3.— an.
Grimmelshausen, Simplizissimus (Niemeyer, H.) geh. 4.20
Günther, Strophen. Ausw. v. Scholz (Diederichs) 4.50
Grosse, Gedichte (Grote) . . . . 4.—
Groth, Quickborn (Lipsius & T.) . . . . 4.—
— — Illustr. von Speckter . . . . 10.—
Hamerling, Werke, 4 Bde. (Hesse) . . . . . . 20.—
Hansjakob, Aus m. Jugendzeit (Leichter) . . . . 4.—
— — V. A. 2.60
— Ausgew. Schriften, 8 Bde. (Leichter) . . . . 21.—
— Ausgew. Erzählungen, 5 Bde. (Bonz) . . je 2.40
— Wilde Kirschen (Leichter) . . . . 5.—
— Bauernblut 4.50
*Hebbel, Werke, von 5.— an.
*Hebel, Werke, von 3.— an.
*Heine, Werke, von 6.— an.
— Lyrik. Ausw. v. Schaukal (Fischer & Fr.) . 7.50
*Herder, Werke, von 6.— an.
Hertz, Ges. Dichtungen (Cotta) . . . . 7.—
Herwegh, Gedichte eines Lebendigen (Hesse) . . 1.60
Heyse, Gedichte (Cotta) 4.50
— Novellen-Auswahl, 3 Bde. . . . . 10.—
— Kinder der Welt, 2 Bde. . . . . je 3.—
*Hoffmann, E. T. A., Ausgew. Werke, 2 Bde. (Hesse) 1.—
— Hans, Gesch. a. Hinterpommern (Gebr. Paetel) 3.—
— Irrende Mutterliebe . . . . 3.—
— Eiserne Rittmeister . . . . 12.—
— Gymnasium zu Stolpenberg . . . . 5.—
— Bozener Mären (Cotta) 3.50
— Vom Lebensweg, Gedichte 3.80
*Hölderlin, Werke, 2 Bde. (Cotta) . . . . . . je 1.—
*Hölty, Gedichte.
Hopfen, Gedichte (Ver. f. d. Lit., B.) . . . . . . 6.—
Jensen, Nirwana, 2 Bde. (Elischer) . . . . . . 12.—
— Am Ausgang des Reichs . . . . 7.—
— Aus schwerer Vergangenheit (Elischer) . . . 6.—
— Luv und Lee . . . . 7.—
— Vom Morgen zum Abend (Gedichte) . . . . . . 6.—
— Eddystone (Gebr. Paetel) 5.50
*Immermann, Münchhausen
Jordan, Nibelungen, 2 Bde. (Diesterweg) . . . je 6.—
Keller, Ges. Werke, 10 Bde. (Cotta) . . . . . je 3.80
*Kleist, Sämtl. Werke, von 1.75 an.
*Klinger, Reflexionen (Cotta) . . . . 1.—
— Zwillinge (Reclam) . . . . geh. —.20
*Klopstock, Werke, 4 Bde. (Cotta) . . . . . . je 1.—
*Kopisch, Gedichte (Reclam) . . . . 1.—
*Körner, Werke, von 1.60 an.
Kurz, Sämtl. Werke, 3 Bde. (Hesse) . . . . . . 6.—
Leander, Werke (Breitk. & H.) . . . . 6.—
*Lenau, Werke, von 1.75 an.
Lenz, Ges. Schriften, hrsg. v. Tieck 1828.
*Lessing, Werke, von 4.20 an.
Leuthold, Gedichte (Huber) . . . . 4.—
*Lichtenberg, Schriften, 2 Bde. (Diederichs) . . . 8.—
Lingg, Ausgew. Gedichte (Cotta) . . . . 4.—
— Dram. Dichtungen . . . . 10.—
— Völkerwanderung . . . . 7.—
*Ludwig, Werke, von 4.— an.
Luther, Werke, hg. v. Buchwald, 8 B. (Schwetschke) je 2.50
Meyer, C. F., Ges. Schriften, 9 Bde. (Haessel) . 42.—
*Meyr, Erzählungen a. d. Ries.
*Mörike, Ges. Schriften, von 2.— an.
*Möser, Patriot. Phantasien.
*Müller, Wilh., Gedichte.
Nietzsche, Werke, 15 Bde. (Naumann) je 7.50 bis 13.—
— Gedichte (Werke, Bd. 8) . . . . 10.—
*Novalis, Werke, 4 Bde. (Diederichs) . . . . . . 16.—
Pantenius, Ges. Romane, 9 Bde. (Velh. & Kl.) je 4.—
*Paul, Jean, Werke, von 8.— an.
Paulus, Ges. Dichtungen (Frommann) . . . . . . 2.—
Pichler, Tiroler Geschichten, 5 Bde. (Müller, M.) 20.—
*Platen, Werke, von 3.— an.
Raabe, Ges. Erzählungen, 4 Bde. (Janke) . . je 5.—
— Horn v. Wanza . . . . 4.—
— Leute v. Walde . . . . 5.—
— Hungerpastor . . . . 5.—
— Alte Nester . . . . 5.—
— Akten d. Vogelsangs . . . . 4.—
— Abu Telfan . . . . 5.—
— Schüdderump . . . . 5.—
— Chronik der Sperlingsgasse (Grote) . . . . . 4.—
— Horacker . . . . 4.—
*Raimund, Dramen Reinecke Vos, hrsg. v. Prien (Niemeyer, H.) . . . . geh. 4.—
*Reuter, Franzosentid, Stromtid, Dörchläuchting
Riehl, Kulturgesch. Novellen (Cotta) . . . . . . 4.—
Rosegger, Geschichtenbuch d. Wanderers, 2 Bde. (Staackmann) . . . . je 4.—
— Waldschulmeister . . . . 4.—
— Gottsucher . . . . 4.—
— Jakob der Letzte . . . . 4.—
— Das ewige Licht . . . . 5.—
*Rückert, Werke, von 3.— an.
Saar, Gedichte (Leichter) 4.20
Sachs, Hans, Ausg. v. Braune, Neudrucke, 9 Bde. (Niemeyer) . . . . 18.—
— Novellen aus Österreich (Leichter) . . . . . 12.—
— Camera obscura . . . . 4.—
Schaumberger, Ges. Werke, 10 Bde. (Zwißler) . 20.—
Scheffel, Ekkehard (Bonz) . . . . 6.—
— Gaudeamus 4.80
*Schiller, Werke, von 4.50 an.
Schmidt, Ges. Werke, 32 Bde. (Enßlin & L.) je 2.50
*Schulze, Bezauberte Rose.
*Sealsfield, Kajütenbuch.
Seidel, Leberecht Hühnchen (Cotta) . . . . 4.—
Simplizianische Schriften, hrsg. v. H. Kurz 1861.
Spitteler, Balladen (Müller, Z.) . . . . 4.—
— Glockenlieder (Diederichs) . . . . 4.—
— Friedli der Kolderi (Müller, Z.). 3.50
— Imago (Diederichs) . . . . 4.—
— Olymp. Frühling, 2 Bde. . . . . 12.—
— Gustav (Müller, Z.) . . . . 3.—
Steinhausen, Irmela (Ungleich) 4.60
— Zwiesels Ängste (Grote) . . . . 5.—
— Entsagen u. Finden (Bonz) 4.20
Stern, Ausgew. Novellen (Koch, Dr.) . . . . . . 4.—
— Die letzten Humanisten (Ehlermann) 6.50
Stieler, Winteridyll (Bonz) . . . . 4.—
Stifter, Werke, von 4.— an.
Storm, Sämtl. Werke, 4 Bde. (Westermann) . . 24.—
*Strachwitz, Gedichte u. Balladen.
*Tieck, Werke von 2.— an.
— Die Reise ins Blaue. 6 Novellen (Wiegandt & Gr.) 6.50
*Uhland, Werke, von 1.75 an.
Vischer, Auch Einer (D. Verl.-Anst., St.) . . . . 5.—
— Lyrische Gänge . . . . 5.—
Wagner, Sonntagsgänge (Greiner & Pf.) . . geh. 3.—
Weber, Dreizehnlinden (Schöningh) 6.80
Weitbrecht, Gedichte (Bonz) 3.60
Widmann, Maikäferkomödie (Huber, Z.) 3.20
*Wieland, Werke, 3. Bde. (Insel-Verl.) . . . . . 15.—
Wildenbruch, Meister, von Tanagra (Grote) . . . 2.20
— Kindertränen 2.20
— Das neue Gebot . . . . 3.—
— Die Quitzows . . . . 4.—
— Väter und Söhne . . . . 3.—
— Lukrezia . . . . 6.—

NEUERE LYRIK

An der Spitze der im engeren Sinne „modernen" Lyrik steht ohne Zweifel *Detlev von Liliencron*, den an eigentlichem Künstler-Gefühl kein anderer dieser Gruppe übertrifft und an Naivetät in gutem Sinne wie an vollblütiger Lebensfrische kein anderer daraus erreicht. Der vielleicht zu fruchtbare *Gustav Falke* hat von seinen anmutigen Versen eine brauchbare Auswahl gegeben, ebenso wie gescheiterweise *Otto Ernst* von den seinen. *Richard Dehmel*, bei dem das Gestalten da und dort versagt, und das Denken zum Grübeln, die Kraft zum Schaustellen neigt, ist doch mit seiner Gesamtpersönlichkeit einer der Wichtigsten in der heutigen Lyrik, als ein Sucher von unbestreitbar kunsternster Energie. Zur ersten Bekanntschaft mit seiner heißen und verwickelten Dichter-Redner-Natur wird zunächst ein Band, etwa „Weib und Welt", „Ausgewählte Gedichte" oder „Zwei Menschen" genügen. Dehmel verwandt, doch minder tief bohrend sind der kosmophantastische, oft schlechtweg unverständliche *Mombert* und der ihm nur aus der Ferne gesehen ähnliche *Dauthendey*. *Arno Holz* hat so viel experimentiert, daß man beinahe von drei Holzen sprechen könnte, dem Phantasus-Holz des „Buches der Zeit", dem nüchternen seiner „neuen Form" und dem bewußt nachahmenden von Büchern wie den barocken Schäferliedern. Die zwei Bände des verstorbenen „Dichter-Bohémiens" *Peter Hille* überraschen immer wieder durch Einzelheiten. Bei *Hartleben* wird man doch auf die erste Sammlung („Meine Verse") zurückkommen müssen. *O. J. Bierbaum* hat seine überwiegend heitere Lyrik in dem recht weitläufigen „Irrgarten der Liebe" zusammengetragen. *Karl Henckells* Auswahl umfaßt leider immer noch zwei Bände.

Abseits von den „Neutönern" stand *Prinz Emil Schönaich-Carolath*, dessen „Dichtungen" oder wenigstens die „Auslese" daraus trotz eines leise amateurhaften Zuges noch eine gute Weile fortzuleben versprechen; ferner der kräftig-gesunde, aber zuweilen auch lärmend-pathetische Balladendichter *B. v. Münchhausen*, der sich leider noch nicht zu einer Auswahl entschlossen hat. Von *Polenz* gibt es nur ein schmales, aber lesenswertes Bändchen Lyrik.

Wer in den *Stefan George*schen Kreis eintreten will, greife zu den Auswahlbänden aus den „Blättern für die Kunst". George selbst gibt seit einigen Jahren seine feinest gefühlten, wir möchten sagen: fühlernden, mystisch-esoterischen, aber oft sehr naturarmen und dünngeistigen Gedichte dem früher fern gehaltenen profanen Haufen hin, wenn auch nicht ohne schmerzliche Gebärde. Ihm nahe stand der Wiener *Hofmannsthal*, als Lyriker in der Gestaltung schwächer, aber an Stoffen und Tönen reicher als jener. Zu *Rainer Maria Rilkes* sehr stimmungs- und klangfeinen Gedichten sollte man den Weg immerhin dann und wann einmal suchen (wenige werden ihn finden), ebenso zu dem begabten, nur leider zuweilen etwas ästhetenhaft koketten *Schaukal*. Natürliche Stimmungskraft und ursprüngliches Talent haben nach unserer Ansicht *Gustav Schüler*, *Gustav Gamper* und mehr noch *Hans Böhm*. *Gustav Renners* herbe Verse liegen in einer Gesamtausgabe vor.

Was sollen wir an dieser Stelle noch empfehlen? Die übrigen ehemals Modernen von der Literatur-Revolution in den achtziger Jahren? Aber *M. G. Conrad*, *Bleibtreu*, *Mackay*, *Wille*, *Conradi*, *W. Arent*, die Brüder *Hart* haben ihr bestes Leben nicht in der Lyrik betätigt. Oder den inbrünstigen *Franz Evers*, den schmächtig-zierlichen *Salus*, den flüssigen *Jacobowski*, von dem man schon kaum mehr weiß, daß man ihn eine Weile lang für einen großen Dichter hielt? Oder lieber den schwäbisch-gemütvollen Tiefe- und Gesundheitsucher *Flaischlen*, oder seinen balladendichtenden Landsmann *Vierordt*, den hochkultivierten *W. Weigand*, den Keller und Meyer mit Glück nachstrebenden Schweizer *Frey*? Den anmutigen, aber etwas dünnen *Paul Remer*, den kräftigeren *Chr. Morgenstern* und *W. Holzamer*, den für die großen Stoffe, die er liebt, leider zu schwachen *Lienhard*, den vornehmen, gehaltenen *W. v. Scholz*? Wir haben Anthologien genug, die alle diese Dichter reichlich berücksichtigen; wem ein oder das andere Gedicht dort eine Wesensverwandtschaft zeigt, der wird ihr weiter nachgehen.

Daß Lyrik nicht nur keine weibliche Kunst ist, wie manche glauben, sondern sogar in besonderem Maße eine männliche, dafür spricht der auffallend geringe Anteil, den unsere Dichterinnen gerade an den wirklichen Leistungen dieser Kunst haben — er ist weit geringer als ihr Anteil an guter Prosa. *Isolde Kurz* und *Ricarda Huch* werden noch die meisten Freunde finden. Aus dem jüngeren Geschlecht ragen hervor *Lulu von Strauß* und *Agnes Miegel*, die letztere besonders mit ein paar überraschend schönen Balladen.

Eines Spottvogels, der in dieser schalkhaft ernsten Vollendung im deutschen Dichterwalde selten ist, sei noch mit den Gesängen *H. von Gumppenbergs* gedacht: er reitet „Das teutsche Dichterroß" in allen Gangarten, manchmal schier sicherer als die betroffenen Poeten selbst.

Bierbaum, Irrgarten d. Liebe (Ins.-Verl.)		3.—
Böhm, Gedichte (Callwey)		3.—
Dauthendey, Singsangbuch (Bonsels & Co.)		3.—
— Ammenballade		3.—
Dehmel, Ges. Werke, 10 Bde. (Fischer)	je	4.—
— Zwei Menschen (Fischer, B.)		5.—
— Ausgew. Gedichte		5.—
— Weib u. Welt (Werke, Bd. III.)		4.—
Ernst, Siebzig Gedichte (Staackmann)		1.—
Evers, Deutsche Lieder (Grote)		3.—
Falke, Ausgew. Gedichte (Janssen)		1.—
Flaischlen, Lehr- u. Wanderjahre (Fontane)		4.—
— Von Alltag u. Sonne (Fleischel)		4.—
Frey, Gedichte (Haessel)		6.—
Gamper, Gedichte (Schäfer, Schk.)		4.—
George, Blätter f. d. Kunst, 2 Bde. (Bondi)	je	4.50
— Jahr der Seele		4.50
— Teppich des Lebens		4.50
— Der siebente Ring (Holten, B.)	geh.	12.—
Gumppenberg, Das teutsche Dichterroß (Callwey)		3.25
Hartleben, Meine Verse (Fischer, B.)		6.—
Henckell, Ausgew. Gedichte, 2 B. (Goldschmidt)	je	2.—
Hille, Gedichte, 2 Bde. (Schuster & L.)	je	3.—
Hofmannsthal, Die ges. Gedichte (Ins.-Verl.)		6.—
Holz, Phantasus, 2 Hfte. (Sassenbach)	je	2.—
— Buch der Zeit (Piper)		2.—
— Schäffer Dafnis (Piper)		2.—
Holzamer, Zum Licht (Schuster & L.)		3.—
Huch, Ricarda Neue Gedichte (Ins.-Verl.)		5.—
Jacobowski, Aus bewegten Stunden (Pierson)		2.50
Kurz, Gedichte (Cotta)		4.—
Lienhard, Gedichte (Greiner & Pf.)		4.—
Liliencron, Gedichte, 4 Bde. (Schuster & L.)	je	3.—
Miegel, Gedichte (Cotta)		3.—
— Balladen u. Lieder (Diederichs)		3.—
Mombert, Gedichte, 5 Bde. (Schuster & L.)	je	2.—
	bis	3.75
Morgenstern, Galgenlieder (Cassirer)	geh.	1.60
— Melancholie	geh.	2.—

AUS „HEBBELS BRIEFEN“, AUSGEW. VON K. KUECHLER (VERLAG VON H. COSTENOBLE IN JENA)

HAAS: BUESTE HEBBELS

Digitized by Google

AUS A. FREY, „DER TIERMALER RUDOLF KOLLER“ (VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BH. NACHF. IN STUTTGART)

RUDOLF KOLLER: SELBSTBILDNIS

Digitized by Google

Münchhausen, Balladen (Lattmann) . . . . . . 10.—
— Ritterl. Liederbuch . . . . 4.—
— Juda . . . . 8.—
Polenz, Erntezeit (Fontane) . . . . 3.—
Remer, Das Ährenfeld (Schuster & L.) . . . . . 5.—
— In goldener Fülle . . . . 5.—
Renner, Gedichte (Kittler) 3.50
Rilke, Buch d. Bilder (Juncker, B.) 4.50
— Neue Gedichte (Ins.-Verl.) . . . . 6.—
Salus, Gedichte, 2 Bde. (Langen) . . . . . je 3.—
Schaukal, Gedichte (Ins.-Verl.) . . . . 3.—
Scholz, Der Spiegel (Müller, M.) 4.50
Schönaich-Carolath, Fern ragt ein Land (Göschen) 2.—
Schüler, Meine grüne Erde(Reißner) . . . . . 3.—
Strauß-Torney, Balladen u. Lieder (Fleischel) . . 3.50
— Neue Balladen u. Lieder 4.50
Vierordt, Balladen (Winter, H.) . . . . 3.—
Weigand, In der Frühe (Müller, M.) . . . . . . 5.—

ANTHOLOGIEN

Anthologien von Gedichten können sehr verschiedenen Zwecken dienen, die meisten der ernsthafteren jedoch, d. h. derer, die sich an gebildete und reife Männer und Frauen wenden und demnach die Ebene der sogenannten Backfisch-Blütenlesen überragen, haben sich in Deutschland im Zuge unsrer ganzen Kultur allmählich zu literarhistorischen Arbeiten entwickelt. Sie wollen charakterisieren, bald eine Periode der Literatur, bald die einzelnen Vertreter einer Gruppe von Dichterpersönlichkeiten. Es kommt uns nicht bei, die Berechtigung auch solcher Bücher anzuzweifeln, ihre Alleinherrschaft aber hat das Ihrige dazu beigetragen, daß der Deutsche mehr und mehr vergaß, bei der Dichtung die Vermittlung des Lebens selber zu suchen, daß er, sozusagen, in den Büchern kleben blieb, ehe er zum Leben kam. Auch mußte das Bemühen, möglichst viele Dichter möglichst vielseitig zu kennzeichnen, notwendig dazu führen, daß den vielen Kleineren verhältnismäßig mehr Platz eingeräumt ward, als den wenigen Großen, so daß der ursprüngliche Lebensgehalt in den einzelnen Sammlungen leichter wog, als das sein müßte. Deshalb hat Avenarius vor einigen Jahren durch den Kunstwart zur Ergänzung der üblichen Anthologien einen neuen „Typ“ solcher Sammlungen eingeführt, der, auf alle „literaturgeschichtlichen Ambitionen“ verzichtend, die Dichtungen nicht nach den Verfassern, sondern nach den Stimmungen und Stoffen der Gedichte in Gruppen zusammenfaßte. *Avenarius*' „Hausbuch deutscher Lyrik“, dem bald *Gregoris* „Lyrische Andachten“ folgten, war die erste Anthologie dieser Art, als zweiter Band ist nun das „Balladenbuch“ erschienen. Aber auch in dem älteren, mehr literarischen „Typ“ haben die letzten Jahre unverkennbar eine Vertiefung der anthologischen Arbeit gezeitigt, die sich in mancher ernsten Leistung bezeugte. Wir führen im Folgenden eine Anzahl solcher Bände auf. Eine Besprechung im Einzelnen ist an dieser Stelle um so eher entbehrlich, als ja der Leser unter den Anthologien vor allem doch nach ihrem Inhalte, ihrem Stoffgebiete zu wählen pflegt.

Für Anthologien eigentlicher Kirchenlieder greift man wohl am besten zu den Gesangbüchern.

***Arnim-Brentano**, Des Knaben Wunderhorn v. 1.75 an
Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik (Callwey) 3.—
Balladenbuch der Dichter-Gedächtnis-Stiftung I. (Dichter-Ged.-St., H.-Gr.) . . . . 2.—
Bartels, Aus tiefster Seele (Schauenburg, L.) . . 4.—
Benzmann, Moderne deutsche Lyrik (Reclam) . . 1.50
Bethge, Deutsche Oden (Hesse) . . . . —.60
Echtermayer, Auswahl deutscher Gedichte (Waisenh., H.) . . . . 4.—
Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, 3 Bde. (Breitk. & H.) . . . . je 13.20
George-Wolfskehl, Das Jahrhundert Goethes, 2 Bde. (Blätter f. d. Kunst) . . . . je 7.50
Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, 2 Bde. (Hahn 1849)
Gregori, Lyrische Andachten (Hesse) 1.80
Günther, Aus der verlorenen Kirche (Salzer) . . 3.—
Lennarz, Lyrische u. epische Andachten (Aschendorff) 1.50
Löwenberg, Vom goldnen Überfluß (Voigtländer) 1.80
Lorenz-Raydt-Rössger, Von allen Zweigen . . . . 2.—
Meyer, Joh., Spiegel neudeutscher Dichtung (Dürr) 3.60
Oppeln-Bronikowski u. **Jacobowski**, Die blaue Blume (Diederichs) . . . . 6.—
Schiele, Sang u. Spruch d. Deutschen (Dürr) . . 1.—
Scholz, Deutsches Balladenbuch (Müller, M.) . . 5.—
Stierling, Von rosen ein krentzelein (Langewiesche) 3.—
Storm, Hausbuch 1875 (leider vergriffen).
Weber, Der Spielmann, 30 Bde. (Callwey) . je 1.—
Weicken, Dichter d. 19. Jahrhunderts (Schöningh, P.) 1.30
Wolff, Poetischer Hausschatz (O. Wigand) . . . 6.—
Wustmann, Als der Großvater (Grunow) . . . . 7.—

Neue Erscheinungen:

Alte, liebe Lieder. Auswahl aus Wustmann, s. oben (Grunow) . . . . 1.—
Avenarius, Balladenbuch (Callwey) 3.50
Balladenbuch d. Dichter-Ged.-Stiftg. II. (Dichter-Ged.-Stiftg., H.-Gr.) . . . . 2.—
Benzmann, Zeitalter d. Romantik (Müller, M.) . 7.—
Lissauer, Das Erbe, bis jetzt ersch. Bd. I. Mörike (Concordia) . . . . 1.—
Was die Zeiten reiften (Voigtländer) 1.80

NEUERE DRAMATIK

Über den Wert eines Gedichtbandes stellt sich die allgemeine Meinung langsam fest, weil das Lesen von Lyrik Versenkung im stillen Kämmerlein verlangt, eine Theateraufführung aber geschieht vor Tausenden, und zudem lenkt die Kritik die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Nur ist zu beachten, daß ein Theaterstück bei dieser Gelegenheit zweierlei ganz verschiedene Erfolge oder Nichterfolge haben kann: den beim großen Publikum, über welchen die Zuschauer nach dem Prinzip der „schlichten Majorität“ verfügen, und den bei der Kritik. Diesen aber entscheiden Männer, die, mag man gegen sie sagen was man will, doch literarisch anspruchsvoller sind, Männer also, deren Meinung alles in allem genommen, doch etwas mehr Aussicht hat, von der Literaturgeschichte bestätigt zu werden. Mögen sich die Blumenthal, Schönthan, Skowronnek bis auf weiteres im Rampenlichte sonnen, das Urteil der ernsteren Kritik hat sie abgelehnt, und so bleibt zu vermuten, daß sie still hinabgesunken sein werden, wenn eine nächste Zuschauer-Majorität ihren Zeitvertreibern huldigen wird, die sich dann gleich den Genannten für „Schaffende“ halten werden. Selbst im ernsten Drama und im ernsten Lustspiel bildet sich verhältnismäßig schnell ein Urteil der Gebildeten, das nichts mit den Bühnenerfolgen zu tun hat, nur ein Urteil erster Instanz, aber die zweite und letzte Instanz ist oft erst die Nachwelt. Auch darüber sind sich wohl alle unbefangenen Gebildeten klar, daß seit Hebbel kein dramatisches Genie in Deutschland aufgetreten ist. Unter den älteren Lebenden ist keins, trotz des ehrlichen Theatertemperamentes *Wildenbruch* und trotz *Wilbrandt* mit seinem schönen „Meister von Palmyra“. Die dramatische Kraft der „Moderne“ aber

hat im Verhältnis zu dem Geräusch, mit dem sie einsetzte, nicht sehr viel Dauerhaftes geschaffen. Ihr bester Bühnendichter *Gerhart Hauptmann* kam von einer Seitenlinie zu ihr, aber er ist ihr Haupt geworden und ist es vorläufig auch noch, trotz des so oft verkündeten „Bankrotts" seiner Kräfte. Besonderes Theaterblut hatten seine „realistischen" unter Ibsens Einfluß nach Zeit-Stoffen gestalteten Bühnenwerke nicht, („Vor Sonnenaufgang", „Friedensfest", „Fuhrmann Henschel", „Biberpelz"), aber Leben hatten sie. Und Leben haben auch die „Märchendramen" und „Legendenspiele", in denen Hauptmann nun eine sinnende und träumende, aber auch anschauungskräftige und oft ganz merkwürdig symboltiefe, an Lebenserfahrung und an Naturgefühl so feine wie reiche Kunst vor uns ausbreitet, mitunter nur mit zu flüchtiger Ausführung („Versunkene Glocke", „Hanneie", „Und Pippa tanzt", „Kaiser Karls Geisel"). Wer's kann, sollte doch seine Gesamtwerke besitzen. *Hermann Sudermann* wurde vor zehn Jahren mit ihm in einem Atem genannt; heute werden sich unsere Leser wohl begnügen, aus literarischem oder kulturgeschichtlichem Interesse zwei oder drei seiner früheren, besseren Werke kennen zu lernen (etwa „Die Ehre" und „Sodoms Ende"). Aus demselben Grunde wäre einer der Versuche zu einem „konsequent naturalistischen" Drama, etwa *Holz-Schlafs* „Familie Selicke" oder *Schlafs* „Meister Oelze" zu empfehlen. Freilich, sowohl Holz wie Schlaf stehen an Kunsternst weit über Sudermann. *Halbe* hat leider nur in zerstreuten Einzelheiten gehalten, was er mit seiner lebenswarmen, wenngleich etwas sentimentalen „Jugend" und dem kräftigen Heimatstück „Mutter Erde" versprach. *Hartleben* eroberte mit dem „Rosenmontag" die Bühne, mehr Kunst steckt aber in dem satirischen Schliff seiner kleinen Komödien. *Otto Ernst* erreichte nicht annähernd wieder die lebendige Frische und Tüchtigkeit seiner „Jugend von heute", deren Schwächen wir damals hinter ihren Stärken übersahen. Auch der Münchner *Joseph Ruederer* brachte beim ersten frischen Griff ins Menschenleben mit seiner „Fahnenweihe" sein Bestes. *Wedekind* wird man als Zeiterscheinung gelten lassen und wenigstens in einzelnem kennen lernen wollen, auch wenn man die sensationellen Erfolge seiner Theaterstücke („Frühlings Erwachen", „Erdgeist") andern Gründen zuschreibt, als seine Verehrer tun. Wenn wir nach ihm *Arthur Schnitzler* nennen, geschieht dies im Bewußtsein des weiten Abstandes, der diesen oft gar zu feinen Analytiker und zagen Former gerade von Wedekind trennt. Die Dramen „Der einsame Weg" und „Liebelei" dürften ihn am besten kennzeichnen. Verwandt mit ihm, aber ungleich wärmer im dichterischen Empfinden ist Graf *Eduard Keyserling* („Frühlingsopfer", „Benignens Erlebnis"). — Auf anderen Wegen als diese Genannten, die sich noch mehr oder minder um Ton und Gebärde des Alltags mühen, gehen die „Stil"sucher, deren äußere Erfolge freilich bisher gering genug waren. Zu ihnen dürfen wir vor allem *Carl Hauptmann* rechnen. Der schillernde, ton- und tönchenreiche *Hugo von Hofmannsthal* kam auf der Bühne, trotz seiner Erfolge auch bei Literaturleuten, über mehr sprachlich erlesene, als ursprünglich geschaffene stimmungsweiche Dialoge selten hinaus, sein Bestes ist wohl die „Hochzeit der Sobeïde". Gleich ihm war früher mit Stephan George eng verbunden *Karl Vollmoeller*, der die matte, aber feingefeilte „Katharina von Armagnac" schrieb. Um ein neues „großes" oder „historisches" Drama ringen manche, die in Vorreden und Büchern auch als Ästhetiker das Wort ergriffen haben. Zu ihnen gehört, als der bis jetzt im Erfolge glücklichste und dichterisch der bedeutendste *Wilhelm von Scholz* („Jude von Konstanz", „Meroë"), *Hans von Gumppenberg* („König Konrad I", „König Heinrich I"), *Julius Bab* („Der Andere"), *Paul Ernst* („Demetrios"), der Literaturhistoriker *Ad. Bartels* (Luthertrilogie) und sein bitterster Feind *Samuel Lublinski* („Peter von Rußland"), sowie *Otto Erler* („Zar Peter"). Der Rheinländer *Herbert Eulenberg* vermochte sich mit keinem seiner zahlreichen Werke auf der Bühne zu behaupten, ebensowenig *Leo Greiner* mit seinem „Liebeskönig". Wenigstens Aussicht dazu haben vielleicht *Ernst Hardt* („Kampf ums Rosenrote"), und *Eberhard König* („König Saul"), *Karl Rößler* („Der reiche Jüngling") und *Gimmerthal* („Aschenbachs").

In Fortsetzung der „realistischen" Linie, zum Teil mit bedenklichen Konzessionen an die Bühnenwirksamkeit, haben sich in den letzten Jahren eingeführt: *Otto Falckenberg*, *Heinrich Lilienfein*, *Hermann Stehr* (vergl. die Liste). *Erich Schlaikjer* hatte mit „Des Pastors Rieke" einen ehrlichen Erfolg. Große Hoffnungen starben mit dem jungen Hamburger *Fr. Stavenhagen* („De ruge Hoff", „Mutter Mews"). Der kräftige Österreicher *Karl Schönherr* schlägt auf Anzengrubers Bahnen auch eigene Töne an („Sonnwendtag" und „Erde"). Reich an Gestaltung, Herzenskraft und Humor ist *Emil Strauß'* „Hochzeit"; auf der Bühne wird sie freilich so wenig zu halten sein wie sein „Dom Pedro". Zum Schluß noch einen Hinweis auf zwei Märchenspiele: „Dornröschen" von *Ricarda Huch* und „Das böse Prinzeßchen" von *Gabriele Reuter*. Sie möchten helfen, die albernen „Weihnachtsmärchen" auf unseren Bühnen überflüssig zu machen.

Bab, Der Andere (Fischer, B.)		2.—
Bartels, Martin Luther (Callwey)		5.—
Erler, Zar Peter (Callwey)		3.25
Ernst, O., Jugend von heute (Staackmann)		3.—
— P., Demetrios (Insel-Verl.)		3.—
Eulenberg, Ritter Blaubart (Fleischel)		3.—
— Kassandra (Fontane)	geh.	2.—
Falckenberg, Der Sieger (Dege)	geh.	2.—
Gimmerthal, Aschenbachs (Schwetschke & S.)	geh.	2.—
Greiner, Liebeskönig (Wedekind & Co.)	geh.	2.50
Gumppenberg, Konrad I. (Callwey)	geh.	2.—
— Heinrich I.	geh.	2.—
Halbe, Jugend (Bondi)		3.—
— Mutter Erde		3.50
Hardt, Kampf ums Rosenrote (Insel-Verl.)		4.—
Hartleben, Rosenmontag (Fischer, B.)		3.50
— Kleine Komödien	je	3.—
Hauptmann, G., Ges. Werke, 6 Bde. (Fischer, B.)		30.—
— Friedensfest		3.—
— Fuhrmann Henschel		3.—
— Versunkene Glocke		4.50
— Hanneles Himmelfahrt		3.—
— Und Pippa tanzt		4.—
— Vor Sonnenaufgang		3.—
— Die Weber		3.—
— Jungfern v. Bischofsberg		4.—
— Carl, Bergschmiede (Callwey)		3.50
— Des Königs Harfe		4.—
— Ephraims Breite (Fischer, B.)		3.—
Hofmannsthal, Hochzeit der Sobeïde (Fischer, B.)		6.—
Holz-Schlaf, Familie Selicke (Ißleib, B.)	geh.	2.—
Huch, Ricarda, Dornröschen (Diederichs)	geh.	1.50
Keyserling, Frühlingsopfer (Fischer, B.)	geh.	2.—
— Benignens Erlebnis	geh.	1.50

König, König Saul (Costenoble) . . . . . . geh. 2.—
Lilienfein, Menschendämmerung (Winter, H.) geh. 2.—
Lublinski, Peter v. Rußland (Müller, M.) . geh. 3.—
Reuter, Das böse Prinzeßchen (Fischer, B.) . . 2.50
Rößler, Der reiche Jüngling (Insel-Verl.). . geh. 2.—
Rüderer, Fahnenweihe (Bondi) . . . . 3.—
Schlaf, Meister Oelze (Fischer, B.) . . . . . geh. 2.—
Schialkjer, Pastors Rieke (Callwey) . . . . 3.—
Schnitzler, Liebelei (Fischer, B.) . . . . 3.—
— Schleier der Beatrice . . . . 3.—
— Der einsame Weg . . . . 3.—
Scholz, Der Jude von Konstanz (Müller, M.) . . 4.50
— Meroë (Wedekind & Co.) 3.50
Schönherr, Sonnwendtag (Wiener Verl.) . . . . 3.—
— Erde (Fischer, B.) . . . . 3.—
Stavenhagen, Mudder Mews (Gutenberg, H.) . . 3.—
— De ruge Hoff 3.50
Stehr, Meta Konegen (Fischer, B.) . . . . 3.—
Strauß, Hochzeit (Fischer, B.) . . . . 3.—
— Dom Pedro . . . . 3.—
Sudermann, Sodoms Ende (Cotta) . . . . . . 3.—
— Die Ehre . . . . 3.—
Vollmöller, Katharina von Armagnac (Fischer, B.) 5.—
Wedekind, Frühlings Erwachen (Langen, M.) . . 3.—
— Erdgeist 3.40
Wilbrandt, Meister v. Palmyra (Cotta) . . . . . 4.—

NEUERE PROSA

Höher als bei Lyrik und Drama steht im letzten Jahrzehnt die Durchschnittsleistung der deutschen Prosa. Einer der besten unserer Erzähler, *Wilh. von Polenz*, ist zu früh von uns gegangen, sein letztes, als Fragment veröffentlichtes Buch „Glückliche Menschen" ließ ahnen, wie entwicklungsfähig seine Kraft noch war. Mindestens seinen „Büttnerbauern" und etwa noch „Wurzellocker" sollte man nicht nur lesen, sondern schon deshalb auch im Hause halten, weil darin wichtige Zeitprobleme aus miterlebendem Erfahren behandelt sind. Nicht so im Kerne gediegen wie Polenz ist *Ompteda*, der neuerdings sogar in bedenkliches Vielschreiben gerät, aber seine Romane vom deutschen Adel „Eysen" und „S. v. Geyer" sind doch nicht zu übergehen. Der gleich Polenz zu früh verstorbene *W. Kirchbach* war ein reicher und phantasievoller Geist, aber leider keiner von Selbstkritik und Schaffensdisziplin. Von dem österreichischen Novellisten *J. J. David* erscheinen jetzt die Gesammelten Werke. *Liliencrons* lebensprühende „Kriegsnovellen" sind wertvoller als seine Romane. *H. Sudermanns* frühen Roman „Frau Sorge" halten wir für besser, als seine gesamten Dramen, was freilich für uns nicht gar so viel sagen will. Von seinem Landsmann *E. Wichert* sollte man die „Litauischen Geschichten" kennen. *Carl Hauptmann* hat in dem sozialen Roman „Mathilde" ein sehr schönes Buch gegeben, aber auch seine Novellensammlungen sollte man mehr lesen, als es geschieht. *Gustav Frenssen* ist über „Jörn Uhl" nicht hinausgewachsen. Gleich ihm mit der Heimatkunst groß geworden sind *H. Sohnrey*, *Helene Voigt-Diederichs*, *Diedrich Speckmann*, ein Erzähler der Lüneburger Heide, und der jung verstorbene *Nicolaus Krauß* (vgl. Liste). Ein echter (schwäbischer) Heimatkünstler, aber freilich viel mehr als das, ist *Emil Strauß*, dessen „Freund Hein" und „Kreuzungen" zum Besten des Jahrzehntes zählen. Große Hoffnungen erweckte der „Peter Camenzind" von *Hermann Hesse*, aber durch seine späteren Bücher sind sie noch immer nicht verwirklicht worden. Dann sei der frische Grazer *Wilhelm Fischer* („Freude am Licht", „Unter altem Himmel") genannt. *Wilhelm Specks* reiches und vornehmes Talent („Zwei Seelen", „Joggeli") gewinnt nun auch im Publikum an Freunden. Von biographischen Romanen wurden schnell beliebt *Otto Ernsts* „Asmus Semper"-Bücher, man sollte neben ihnen manche verwandte nicht übersehen, wie *Weltes* „Krauskopf" und *Fedor Sommers* „Ernst Reiland". Vornehmer und kunstvoller, aber vielleicht nicht so derb-gesund wie Ernst ist sein Landsmann, der Novellist *Timm Kröger*. Gute Kleinzeichnerkunst, auch mit Humor, gab *Ottomar Enking* in dem norddeutschen Kleinstadtroman „Familie P. C. Behm", und den Beweis sehr ernster Arbeit unter großem Wollen in seinen „Darnekowern". Der verstorbene Prinz *Emil Schönaich-Carolath* hinterließ eine Reihe gehaltvoller Prosabände. Auch des reifen, warmen, kerndeutschen *Schmitthenners* Werke fanden bei seinen Lebzeiten nicht die Anerkennung, die wir ihnen jetzt nach seinem Tode wünschen. *Graf Keyserlings* abgestimmte „Schwüle Tage" geben Zeugnis von einem zurückhaltend-sinnenden, weltmännisch-geklärten Geist. Der Lyriker *G. Falke* steht auch als Erzähler („Mann im Nebel") über dem Durchschnitt. Von Schweizern sind außer *Spitteler*, der unter ein älteres Geschlecht gehört, hier Namen mit Respekt zu nennen, um die sich eine tüchtige Schweizerische Erzählerschule ordnet: *J. C. Heer*, *Ernst Zahn*, *C. A. Bernouilli*, *A. Vögtlin* und *Fritz Marti*. Ein neues starkes österreichisches Talent ist *Rudolf Hans Bartsch*.

Von den Frauen, die auf diesem Gebiete sehr wesentlich mitarbeiten, gab *Isolde Kurz* ihr Bestes wohl in den „Florentinischen Novellen" und den „Italienischen Erzählungen". Mehr noch „aus der Fülle" schöpft *Ricarda Huch* („Vita somnium breve", die „Erinnerungen von Rudolf Ursleu"). Gelassener als die leidenschaftliche Huch stellt *Clara Viebig* ihre Romane hin, die große Zeitspiegelungen sein wollen und zum mindesten sehr geschickt gestellte und fertiggemalte Zeitbilder sind. *Lou Andreas-Salomé* hat den ungewöhnlichen Vorzug, ihre „Grenzen" zu kennen und zu achten; was ihre feine Psychologie niederschreibt, hat immer inneren Wert.

Von der österreichischen Aristokratin *Enrika von Handel-Mazzetti*, deren großangelegte, warmherzige und erstaunlich durchgearbeitete historische Romane durchaus nicht nur Katholiken angehen, darf man noch viel Treffliches erwarten. An Kraft, einen historischen Stoff mit Leben zu durchdringen, kommt ihr von den Mitstrebenden (Bartels, Schmitthenner mit seinem „Deutschen Herzen", Ricarda Huch) keiner gleich. Nur etwa *August Sperls* „Kinder ihrer Zeit" sind neben ihr zu nennen. Als Humorist sei gerühmt der Münchner *Thoma* mit seinen von Gulbransson trefflich illustrierten „Lausbubengeschichten", und mit „Tante Frieda".

Wir müssen für die übrigen Autoren auf unsere Liste verweisen, die nur nennt, was uns aus irgend einem Grunde nennenswert erscheint, und begnügen uns, hier nur noch die Namen einiger aufzuführen, die mit wertvoller Prosa hervorgetreten sind. Da ist der Traumgestalter *Leopold Weber*, der sinnende *Friedrich Huch*, der außer dem derberen „Peter Michel" zwei leicht ziselierte Romane herausgab, die temperamentvolle *Helene Böhlau*, die Pfälzerin *Anna Croissant-Rust* mit guten Volkserzählungen, der derb-humoristische Musiker-Poet *Karl Söhle*, *Gabriele Reuter*, *Charlotte Niese*, *Joseph Lauff*, *R. Bredenbücker*, *W. Weigand*, *Felix Holländer*, *Jakob Wassermann*, *Thomas Mann* (der sein

erstes, „Die Buddenbrooks“ an Schönheit der Gestaltung wohl nur in der ersten Novelle der „Tristan“-Sammlung wieder erreichte), *E. G. Seeliger, Richard Schaukal, W. Hegeler, Johannes Schlaf.* „Vollständig“ soll die Liste ganz und gar nicht sein, die ja nicht im entferntesten den Anspruch macht, Literaturgeschichte zu bieten, aber wir denken: es wird jeder in ihr so viel zu finden wissen, was er nicht kennt, daß es für eine Weile ausreicht.

Andreas-Salomé, Ruth (Cotta)	4.50
— Ma	3.50
— Im Zwischenland	4.50
Bernoulli, Zum Gesundbrunnen (Diederichs)	7.—
Böhlau, Rangierbahnhof (Fleischel)	5.—
Bredenbrücker, Flucht ins Paradies (Bonz)	3.60
Croissant-Rust, Die Nann (D. Verl.-Anst., St.)	4.50
— Aus unseres Herrgotts Tiergarten	4.50
David, Ges. Werke, 6 Bde. (Piper) je	6.—
Enking, Familie P. C. Behm (Reißner)	7.50
— Die Darnekower (Cassirer)	7.50
Ernst, Kartäusergeschichten (Staackmann)	3.50
— Asmus Sempers Jugendland	4.50
Falke, Der Mann im Nebel (Janssen)	3.50
Fischer, Die Freude am Licht (Müller, M.)	5.—
— Unter altem Himmel	3.50
Frenssen, Jörn Uhl (Grote)	6.—
— Die drei Getreuen	6.—
Handel-Mazzetti, Meinrad Helmperger (Kösel)	7.50
— Jesse u. Maria	10.—
— — Bill. Ausg.	6.—
Hauptmann, Carl, Mathilde (Callwey)	6.—
— Hütten am Hange	4.50
— Miniaturen	4.—
Heer, An heiligen Wassern (Cotta)	4.50
— König d. Bernina	4.50
Hegeler, Pastor Klinghammer (Fleischel)	7.50
Hesse, Peter Camenzind (Fischer, B.)	4.—
— Diesseits (Erzählungen)	4.50
Holländer, Weg des Thomas Truck (Fischer, B.)	5.—
Huch, F., Peter Michel (Janssen)	5.—
— Geschwister (Fischer, B.)	4.50
— Ricarda, Ludolf Ursleu (Cotta)	5.—
— Triumphgasse (Diederichs)	5.—
— Vita somnium breve (Insel-Verl.)	8.—
Kellermann, Yester und Li (Rothbarth)	4.—
Keyserling, Schwüle Tage (Fischer, B.)	3.—
Kirchbach, Leiermann von Berlin (Pierson)	6.—
— Leben auf der Walze (Schall)	3.50
Krauß, Heimat, 3 Bde. (Fleischel)	10.—
Kröger, Leute eigener Art (Janssen)	3.—
— Mit dem Hammer	3.—
Kurz, Florentiner Novellen (Cotta)	4.50
— Italien. Erzählungen (Cotta)	5.60
Lauff, Kärrekiek (Grote)	5.—
Liliencron, Kriegsnovellen (Schuster & L.)	3.—
Mann, Buddenbrooks (Fischer, B.)	6.—
Mann, Tristan (Fischer, B.)	4.50
Niese, Dreigespann (Velh. & Kl.)	5.50
— Aus dänischer Zeit (Grunow)	5.50
Ompteda, Eysen (Fleischel & Co.)	12.—
— Sily. v. Geyer	12.—
Polenz, Büttnerbauer (Fontane)	5.—
— Wurzellocker	5.—
— Glückliche Menschen	4.—
Reuter, Aus guter Familie (Fischer, B.)	5.—
Schaukal, Eros Thanatos (Wiener Verl.) geh.	5.—
Schlaf, Die Suchenden (Fleischel)	6.50
Schmitthenner, Leonie (Grunow)	5.—
— Aus Geschichte u. Leben	1.50
Schönaich-Carolath, Ges. Werke, 7 Bde. (Göschen)	15.—
Söhle, Musikanten u. Sonderlinge (Behr)	3.50
— Schummerstunde	4.—
Sohnrey, Leute a. d. Lindenhütte, 2 Bde. (Warneck)	4.—
— Im grünen Klee	4.—
Sommer, Ernst Reiland (Mühlmann)	5.—
Speck, Zwei Seelen (Grunow)	5.50
— Joggeli geh.	1.—
Speckmann, Heidjers Heimkehr (Warneck)	3.—
— Heidehof Lohe	4.—
Sperl, Die Söhne d. Herrn v. Budiwoj (Beck, M.)	6.—
— Hans Georg Portner (D. Verl.-Anst., St.)	10.50
— Kinder ihrer Zeit	5.—
Strauß, Freund Hein (Fischer, B.)	5.—
— Kreuzungen	5.—
— Menschenwege	4.—
Sudermann, Frau Sorge (Cotta)	4.50
Thoma, Lausbubengeschichten (Langen)	4.—
— Tante Frieda	5.—
Viebig, Wacht am Rhein (Fleischel)	7.50
— Das schlafende Heer	7.50
Vögtlin, Meister Hansjakob (Hässel)	4.—
Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag (Diederichs)	5.—
— Aus Kinderland	3.—
— Schlesw.-holstein. Landleute	3.50
Wassermann, Der Moloch (Fischer, B.)	7.75
Weber, Traumgestalten (Diederichs)	4.—
— Vinzenz Haller (Callwey) geh.	1.50
Weigand, Schönherrs Liebesfrühling (Müller, M.)	5.—
— Messiaszüchter	5.—
Wette, Krauskopf (Grunow) I. 4.50, II. u. III. je	5.50
Wichert, Litauische Geschichten, 2 Bde. (Reissner) je	4.—
Zahn, Firnwind (D. Verl.-Anst., St.)	4.50
— Lukas Hochstraßers Haus	4.50

AUS DER LETZTEN ERNTE

Über die neuen Erscheinungen des Jahres berichten wir am Schluß des Ratgebers.

* * *

Über „Katholische Literatur“ folgt ein besonderer Bericht auf Seite 34.

FREMDE LITERATUREN

ORIENTALISCHE UND GRIECHISCH-RÖMISCHE LITERATUR

Die Literatur und Kunst des alt-arischen Orients konnte in die moderne Kultur nur durch gelehrte Vermittlung hineinwirken; ein unmittelbares Überspringen des Lebensfunkens war nicht möglich. *Herders* „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Buch XI u. XII) zeigen, wie fern damals unserm Volke diese Welt gerückt war, bezeichnen aber zugleich den Wendepunkt, von dem aus die führenden Geister ihr wieder näher kamen. Vor allem nahm hier Goethe gelehrte Anregung in eignes Leben auf und schuf so den fremdartig-reizvollen Stil des Westöstlichen Divans. Von alten indischen Dramen wirkte und wirkt am stärksten die Sakuntala des *Kalidasa*, der Goethe gleichfalls den Weg geebnet hat. In volkstümlicher Einkleidung wandeln freilich zahlreiche indische Novellen und Märchen unter uns. Die obern Zehntausend wurden dann durch die Romantik und vor allem durch ihren Philosophen *Schopenhauer* auf die Religion und Weisheit der alten Inder hingeführt; die philologisch-dichterische Vermittlerrolle übernahmen die Brüder *Schlegel* und *Fr. Rückert.* Die indische Philologie hat in den letzten Jahrzehnten die religiöse und philosophische (aber auch die erotische) Literatur der Inder durch Übersetzungen und Darstellungen auch dem ferner Stehenden erschlossen.

Zu nennen sind hier besonders die Arbeiten von *K. Geldner, H. Graßmann, P. Deussen, R. Garbes* und *R. Oldenberg.* — China und Japan spielten bei Herder und Goethe noch eine sehr untergeordnete Rolle, und auch durch die erfolgreiche Arbeit der Sinologie wurden zunächst nur gelehrte Zwecke gefördert. Die Dichtung blieb uns meistenteils fremd. Erst neuerdings beginnt man chinesische und japanische Lyrik mit Erfolg zu übertragen. Japanische Dramen und Schauspielkunst hatten sogar einen ehrlichen Erfolg in Deutschland. — Ganz anders steht uns der semitische Orient gegenüber. Das alte Testament bietet nicht nur theologische Urkunden: sein mächtiger Erzählerstil, und seine scharf umrissenen Typen, die ernste, markig ausgeprägte Lebensweisheit des Jesus Sirach und des Buches Hiob, das lyrisch-religiöse und patriotische Pathos der Propheten und selbst die schwelgende Erotik des Hohen Liedes haben seit Jahrhunderten Phantasie, Sprache und Denken unsres Volkes auch nach der künstlerischen und intellektuellen Seite hin bestimmt und befruchtet; die Bibel Luthers steht selbst in dieser Hinsicht über dem deutschen Homer und Shakespere. Das Beste, was der alte Orient geschaffen hat, ist organisch in das Deutschtum aufgenommen. Eine der jüngsten Wissenschaften, die Assyriologie, hat auf Grund neuer Monumente vielfach in zwingender Weise die geschichtliche Bedingtheit der alttestamentlichen Bücher klargelegt; so bedeutsam diese Forschungen und Funde sind: die überragende ethische und künstlerische Kraft der alttestamentlichen Schriften ist durch sie nur in ein helleres Licht gesetzt. Unmittelbar Wirksames, das sich mit den biblischen Büchern messen könnte, ist kaum zutage gekommen. Zur Orientierung über diese immer weitere Kreise ziehenden Fragen dienen die Arbeiten von *Fr. Delitzsch, A. Jeremias* u. a. — Auch das neue Testament, das in der Hellenistenzeit am Grenzsaum griechischer und orientalischer Kultur erwachsen ist, hat neben seiner religiösen Bedeutung eine unversiegbare künstlerische und ethische Kraft; es wirkt wenigstens in diesem Sinne weiter selbst beim „Antichristen". Während die Episteln vielfach Spuren hellenistischer Bildung zeigen, machen die Worte des Herrn und der schlichte Erzählungsstil der Evangelien einen durchaus urwüchsigen Eindruck. Die Antike hat den Evangelien bis jetzt ebensowenig Gleichwertiges entgegenzusetzen, wie die modernen Nationen; alle „Volksbücher", seit dem Alexanderroman, stehen auf einem künstlerisch und sittlich viel tieferen Niveau. Neuerdings erscheint bei P. Siebeck in Tübingen ein Handbuch, das auch den akademisch gebildeten Laien vorzüglich an das literarische und geschichtliche Verständnis des neuen Testaments heranleiten wird.

In ähnlichem, ja geschichtlich noch engerem Verhältnis zum Deutschtum steht die Kultur und Literatur der uns stammverwandten antiken Völker. Unsre Zivilisation, unser Schriftwesen, unsre Sprache wie unser Mythus, unsre Musik und Kunst sind seit den letzten vorchristlichen Jahrhunderten in steter Berührung mit der Antike herangewachsen. Das ganze Mittelalter hindurch dauert dieser Aneignungsprozeß. Die ersten Nachrichten über unser Land geben uns griechische Entdeckungsreisende, die besten Bilder des Germanenvolks und seiner Ursprünge zeichnen Römer: Staatsmänner, Geschichtsschreiber und Dichter. Man kann sagen, das deutsche Altertum ruht im klassischen Altertum, und unser Volk würde sich selbst verlieren, wenn es die Fühlung mit den Genien verlöre, die nicht nur an seiner Wiege gestanden haben, sondern die es auch begleiteten, als es seine Kulturhöhe erreichte.

Die Renaissance (und später der Neuhumanismus) ist insofern mit der Reformation verwandt, als sie sich, über den geschichtlich erreichten Endpunkt hinweg, unmittelbar zu dem Ausgangs- und Höhepunkt zu wenden und aus den reinsten Quellen selbst zu trinken sucht: man erkennt die unvergleichliche Bedeutung der griechischen Kunst und Weisheit. Die geschichtlichen Arbeiten der letzten Jahre, vor allem auch die überreich zuströmenden Papyrusfunde, haben das geschichtliche Bild wesentlich ergänzt, und sie schienen berufen, auch das literarisch-ästhetische Urteil umzuwandeln. Aber das Schlußergebnis war hier ähnlich wie bei den Entdeckungen der Assyriologie: die alten Sterne strahlten nur um so heller. Die Gesamtsituation wird wohl am besten beleuchtet in einer zunächst für russische Verhältnisse bestimmten, aber mit gutem Recht ins Deutsche übertragenen Schrift von *Th. Zielinski*, „Die Antike und Wir".

Was die Wirkung der antiken Meisterwerke vielfach beeinträchtigt, das ist die Tatsache, daß sie in den Schulen von Knaben und Jünglingen gelesen werden, die ihnen im Grunde nicht gewachsen sein können; mit gewohnter Schärfe hat diesen Mißstand wiederholt Fr. Nietzsche hervorgehoben. Neben das bewährte alte Gymnasium drängen sich neue Schultypen, die die sprachlichen Mittel zu selbständiger Lektüre nicht geben können. Um so bedeutsamer wird die Aufgabe, durch Übersetzungen Ersatz zu schaffen — soweit ein Ersatz bei Werken möglich ist, in denen Form und Inhalt aufs innigste verschmolzen und die gerade dadurch eine so gewaltige Bildungsarbeit geleistet haben, daß sie bei aller Verwandtschaft mit einer fremdartigen Größe und Überlegenheit an die Modernen herantraten und sie in eine wesentlich anders organisierte, reiche und schöne Welt hineinführten. Es gibt verschiedene Stufen der Übersetzungskunst, von der Interlinearübersetzung des Mönches bis zu der künstlerischen Wiedergeburt, wie sie etwa in dem Fragment der Aristophanischen „Vögel" von Goethe zu beobachten ist. Für die Zwecke, die wir im Auge haben, sind die eine Mittellinie einhaltenden Nachbildungen alter Art im Grunde geeigneter, als die geistvollsten Modernisierungen.

Die erste Urkunde der europäischen Literatur ist *Homer*; die Bekenntnisse und Schöpfungen von Künstlern wie Gottfried Keller, K. Stauffer, M. Klinger, Otto Greiner, zeigen, daß man den Dauerkern der Ilias und Odyssee erfassen und genießen kann, ohne sonderlich Griechisch zu verstehen. Die Vossische Übersetzung ist noch heute klassisch; die Übertragungen in Stanzen, ins Niederdeutsche usw. sind lediglich interessante Experimente. Die erste erkennbare Persönlichkeit auf europäischem Boden ist *Hesiod*; mit seinen Werken und Tagen hebt nicht nur alle Lyrik an, insofern sie Ausdruck der Persönlichkeit ist, sondern auch das hohe Lied von der Arbeit. Neben die aristokratische Heldenwelt Homers tritt die demokratische des böotischen Bauern. Einen erstaunlichen Reichtum von Charaktertypen wie von „Naturformen

des Menschenlebens" wird das sinnende Auge in diesen ältesten Dichtungen wiederfinden. Bei Hesiod scheint ältern Übersetzungen die von *Peppmüller* vorzuziehn. Die Befreiung und Entwicklung des Individuums spiegelte sich zuerst in der antiken Lyrik; gelungene Nachbildungen bietet *E. Mörikes* „Klassische Blumenlese" (vergriffen; Neuausgabe durch den Kunstwart steht bevor) und *E. Geibels* „Klassisches Liederbuch", das etwa durch *K. Preisendanz'* „Hellenische Sänger" und *B. Steiners* „Sappho" ergänzt werden mag. Auch unter den Gedichten von *Herder* und *Goethe, Mörike* und *Leuthold* findet der deutsche Leser feinsinnige Nachbildungen antiker Lieder. Die durch Fr. Nietzsche scharf beleuchteten „Vorsokratiker", die Ahnherren der europäischen Wissenschaft und Philosophie, werden in einem handlichen Bande von *W. Nestle* dargeboten. Dem unübertroffenen Erzähler, *Herodot*, hat die Meisterleistung von *Fr. Lange* Bürgerrecht bei unserm Volke gewonnen. Mit dem großen Begründer der geschichtlichen Wissenschaft, *Thukydides*, steht die Sache weniger günstig; die kursierenden Übersetzungen (Reclam) sind gute Durchschnittsarbeit, die den Tatsachen- und Gedankenstoff immerhin treu vermitteln.

Bei den Tragikern werden die ältern Übertragungen (von *Donner, Minckwitz* selbst die philologisch antiquierte, aber stilistisch großzügige von *Stolberg*) gerade durch das Bestreben, sich dem antiken Text möglichst anzubequemen, ihre Bedeutung behalten neben den freien Nachbildungen von *U. v. Wilamowitz*; für *Äschylos* ist noch die tüchtige, zwischen beiden Richtungen etwa in der Mitte stehende Arbeit von *B. Todt* zu nennen. Die *Aristophanische Komödie*, vielleicht das genialste, sicher das fremdartigste Erzeugnis attischen Geistes, hat *J. G. Droysen* mit wahrhaft virtuoser Kunst erneuert; doch werden auch die Arbeiten von *Minckwitz, Schnitzer* u. a. (z. T. bei Reclam) trotz einer gewissen Unfreiheit des Stils einen Begriff von diesen grandiosbizarren Schöpfungen geben können. Auch die geistvolle Nachschöpfung von *A. Wilbrandt* („Frauenherrschaft") mag erwähnt werden. — Für *Plato* ist *Schleiermachers* getreue Verdeutschung immer noch das Hauptwerk; die wichtigsten Dialoge bringt neuerdings der Diederichssche Verlag in leichter lesbaren Übertragungen von *K. Preisendanz* u. a. — Die mächtige Kunst des *Demosthenes* stellt an den Übersetzer die höchsten Anforderungen; die wackere Arbeit von *Fr. Jacobs* ist in der Neuausgabe von M. Oberbreyer vor allem durch geschmacklose Anmerkungen verunziert; besser gelungen ist die Verdeutschung einiger Reden durch *Fr. Spiro* (Reclam).

Der Vorläufer und Organisator der hellenistischen (und damit auch der modernen) Kultur, *Aristoteles*, wirkt heute noch am stärksten in seiner für die moderne Literatur so bedeutsamen Poetik; dazu kommt die vor kurzem wiedergefundene, recht lesbare Schrift vom Athenerstaat und vieles aus seiner Ethik und Politik. Als unfehlbare Autorität gilt er niemandem mehr. Aber Aristoteles und seinem Meister *Plato* verdankt die Menschheit den erhebenden Glauben an die Berechtigung und Bedeutung rein wissenschaftlicher Arbeit; und mit diesem Glauben stand und fiel die antike Kultur.

Die hellenistisch-alexandrinische Dichtung hat nur in einem Kleinmeister weitergewirkt, in *Theokrit*; der Übersetzung von *Voß* (auch bei Reclam) ist die von *Mörike* und *Notter* vorzuziehn. Neben Theokrit trat gerade während der Hochflut des Naturalismus am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Zeitgenosse, *Herondas* (Übersetzung von *Crusius*). Die Bedeutung dieses Mimendichters und seiner Vorgänger und Nachfolger wurde in ein glänzendes, aber vielfach trügerisches Licht gerückt in dem weitausholenden Buche von *Reich* über den antiken Mimus, auf den schließlich die ganze dramatische Kunst Europas zurückgehen soll.

Die Popularphilosophie der Hellenisten wirkt besonders in *Ciceros* ethisch-philosophischen Schriften, später bei *Plutarch* fort; es fehlt an Originalwerken und lesbaren Übertragungen. Zu nennen wäre hier „Die Schrift von der Welt", übertragen von *Wilhelm Capelle*.

Neben die Hellenisten gehören die Römer, deren Kultur den hellenistischen Typus trägt. Ihre dramatischen Hauptmeister, *Plautus* und *Terenz* (einige Übersetzungen bei Reclam) sind die Väter des modernen Lustspiels geworden. Als ihr größter Dichter, nach Talent und Temperament, muß der jung verstorbene *Catull* gelten (Übersetzungen von *Heyse* und von *Westphal*, Ausgewähltes in der klassischen Blumenlese von *E. Mörike*). Zu ihm treten die römischen Elegiker und Erotiker (*Properz, Tibull* bei Reclam); unsre beiden größten Lyriker, *Goethe* und *E. Mörike*, haben die feine Kunst dieser Epigonen wohl zu schätzen gewußt. Die bunte Gestaltenwelt der Ovidischen Metamorphosen spukt an allen Ecken und Enden auch in unsrer Literatur und Kunst (*Goethe*, Faust II; *Max Klinger*, Rettungen Ovidischer Opfer). *Horaz* ist bestritten als Lyriker (ausgewählte Stücke in *Geibels* Klassischem Liederbuch und bei *Mörike*, ferner zahlreiche Übersetzungen seit *J. H. Voß*, originelle Dialekt-Nachdichtung von *E. Stemplinger*); unerreicht bleibt er als geistreicher Plauderer und Satiriker (meisterhafte Verdeutschung von *Wieland*, besser als die Übersetzung von *J. H. Voß*). *Virgil*, der noch Schiller so nahe war, schien uns ferner zu rücken; doch werden Einzelheiten, wie das (von Norden fein kommentierte) Unterweltsbuch, immer wieder ihre Wirkung tun, zumal auf Leser, die Dante kennen. Bedauerlich ist, daß von dem Jugendliederbuch Virgils keine brauchbare Verdeutschung vorliegt. *Cicero* schien vor allem durch die herbe Kritik Mommsens entthront, die den römischen Kulturbringer und Sprachschöpfer aber zu einseitig als Politiker beurteilte; ein ausgezeichnetes Buch von *Th. Zielinski* weist nicht nur die gewaltige geschichtliche Bedeutung dieses großen Führers der Menschheit nach, sondern zeigt auch, wie seine Persönlichkeit (und damit seine Schriftstellerei) mit Goethischer Universalität alle Anregungen, die das Leben und die Studien brachten, aufzufassen und zu einem harmonischen Ganzen umzugestalten wußte. Weil Cicero ein echter Selbstbildner war, war er zum Lehrer und Bildner berufen: noch heute kann man von ihm lernen, ja, mit ihm leben. Von besonderm Interesse sind seine Briefe, weil wir in ihnen zum erstenmal eine Persönlichkeit in allen Schwankungen und Stimmungswechseln von Tag zu Tag, ja von Minute zu Minute begleiten können; verdeutscht und erklärt sind sie in vortrefflicher Weise von *Wieland* (leider fehlt ein neuerer Abdruck). Die Reden stellen der Über-

setzungskunst eine ungemein schwierige Aufgabe; eher sind die philosophischen Schriften zu bewältigen (einiges bei Reclam).

Cäsars Memoiren sind eine Lektüre für reife Männer; leider geben die Übersetzungen (Reclam) kaum eine Vorstellung von dem sprachlichen Adel des Originals. Der große Stilkünstler *Sallust* hat noch keinen der Aufgabe künstlerisch gewachsenen Vermittler gefunden, und auch von *Tacitus* wird man, abgesehen von der Germania, dasselbe sagen müssen (Übersetzungen z. B. bei Reclam). Aus dem großen Roman *Petrons* hat man das Gastmahl des Trimalchio mit Recht herausgehoben (Ausgabe von *Friedländer* mit Übersetzung, auch bei Reclam); hier kann man die wahrhaft geniale Gestaltungskraft des Meisters bewundern, ohne durch die Widrigkeit des Stoffes zu sehr abgestoßen zu werden. Der virtuoseste Schriftsteller der Kaiserzeit, *Seneca*, der Philosoph, einst überschätzt, jetzt mit Unrecht fast vergessen, wurde jüngst von *K. Preisendanz* bei den deutschen Lesern wieder eingeführt. Unmittelbar neben diese Römer gehören einige griechische Literaten und Popularphilosophen der Kaiserzeit. Der liebenswürdige, nur etwas bildungsphilisterhafte *Plutarch* wird die Bekanntschaft lohnen; in seinen Lebensbeschreibungen, wie in den sogenannten moralischen Abhandlungen, steckt eine unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Gestalten. Sittlich tiefer, aber literarisch höher steht *Lucian*, der Typus des Journalisten und Feuilletonisten; die meisterhafte Verdeutschung *Wielands* wirkt fast wie ein Original. Der edle *Dio Chrysostomos*, aus dessen Schriften schon *Otto Jahn* reizvolle Partien herausgehoben hat, ist im ganzen wohl zu wortreich, um einen modernen Leser fesseln zu können. An derselben Schwäche leidet die Schriftstellerei der Neuplatoniker, insbesondere ihres von Goethe bewunderten Meisters *Plotin* (geschickte Bearbeitung bei Diederichs). Um so lakonischer ist das kleine, seit Jahrhunderten in allen Kultursprachen verbreitete moralische Handbüchlein *Epiktets* (Reclam, übersetzt von *Stich*, dem das Lieblingsbuch Friedrichs des Großen, *Mark Aurels* Bekenntnisse, an die Seite tritt (gut bearbeitet von *Stich*). Wer es mit ethisch-religiösen Fragen ernst meint, wird von der Beschäftigung mit diesen Schriften nicht leer zurückkommen. Er lernt in den antiken Popularphilosophen, zumal stoisch-kynischer Richtung, die Vorläufer und Genossen der christlichen Prediger und Asketen kennen, in den Neuplatonikern (und Aristotelikern) Mitbegründer christlich-theologischer Spekulation.

Die Poesie des spätern Altertums hat nur in kleinstem Rahmen noch Erfreuliches geleistet; aber es hat seinen Reiz, die Urform unserer Kinderfabeln bei *Phädrus* und *Babrius* kennen zu lernen, oder auf Lessings und Herders Spuren einen Gang durch *Martial* und die *griechische Anthologie* zu machen.

Der antike Roman steht ästhetisch betrachtet ziemlich tief, so mächtig er in die Literatur des Mittelalters und der Neuzeit hinübergewirkt hat. Eine gewisse Anmut hat immerhin der Hirtenroman des *Longos*, dem selbst Goethe hohes Lob spendet.

Aus der Sphäre älterer hellenistischer Erzählungskunst stammt das erste europäische Märchen, die Geschichte von Amor und Psyche (Einlage in den barocken Abenteuerroman des *Apulejus*); die Phantasie unserer größten Künstler, von Raffael bis Klinger, hat sich mit diesen anmutigen Szenen und Gestalten gern beschäftigt. (Deutsch von *Jachmann*, besser von *E. Norden*, nachgedichtet von *R. Hamerling*).

Als die einzige lesbare Gesamtdarstellung der griechischen Literatur ist immer noch das geniale Werk *Otfried Müllers* zu nennen; eine auch dem Laien zugängliche Meisterleistung, die weite Gebiete der antiken und mittelalterlichen Literatur beleuchtet, ist die „Geschichte des griechischen Romans" von *Erwin Rohde*. Ein praktisches, aber rein gelehrtes Handbuch schuf *W. Christ* (neu bearbeitet von *W. Schmid*). Die antiken Philosophen (gelehrtes Hauptwerk von *E. Zeller*) versuchte *Fr. Nietzsche* (Werke, Taschenausg. Bd. I) im Kern ihrer Persönlichkeit zu fassen; *Th. Gomperz* („Griechische Denker") zeichnet sie vor einem reichen kultur- und literargeschichtlichen Hintergrunde. Die römische Dichtung schildert anmutig und anschaulich *Otto Ribbeck*; philologischen Zwecken dienen die Handbücher von *W. S. Teuffel* und *Schanz*. Eine gelehrte Arbeit über den antiken Mimus schrieb *H. Reich*, eine feinsinnige, auch die moderne Literatur heranziehende Geschichte des Dialogs *R. Hirzel*, eine durchs Mittelalter bis in die neuere Zeit fortgeführte Geschichte der antiken Kunstprosa *E. Norden*. Die „Charakterköpfe aus der antiken Literatur" von *E. Schwartz* stellen ziemlich hohe Anforderungen an den Leser, gehören aber einer Gattung wissenschaftlicher Essais an, die in Deutschland mehr gepflegt werden sollte. Einen Überblick über die antike Literatur und Kultur geben *Wilamowitz*, *Krumbacher*, *Leo* und *Norden* in Bd. VIII der „Kultur der Gegenwart".

Schließlich sei daran erinnert, daß die älteste und bedeutsamste dichterisch-philosophische Schöpfung der Alten ihre Religion und Mythologie ist. Eine lesbare geschichtliche Gesamtdarstellung dieses Stoffes gibt es nicht. Einen wichtigen Ausschnitt behandelt *Erwin Rhodes* Meisterwerk Psyche, vielleicht die reifste und reichste philologische Arbeit des vorigen Jahrhunderts. Durch Anschaulichkeit und Frische zeichnet sich aus das lange unterschätzte Werk über „Antike Wald- und Feldkulte", von *W. Mannhardt*, das zugleich in überzeugender Weise die enge Verwandtschaft der antiken mit den nordeuropäischen, insbesondere germanischen Vorstellungen und Bräuchen darlegt. Die bekannten Handbücher (vor allem *Preller*, *Robert* und *Gilbert*) wie *Otfried Müllers* „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (die mit Unrecht fast vergessen sind) sind vor allem Arbeitswerkzeuge für den Gelehrten. Als weitester Rahmen ist eine antike Volkskunst zu fordern; wir besitzen aber bis jetzt nur eine im einzelnen veraltete, als Ganzes genial entworfene und auch dem Laien verständliche Schilderung des dorischen Lebens von *Otfried Müller*, das erste soziologisch gerichtete Geschichtswerk unsrer Literatur.

Hauptwerke:

***Aristophanes**, Werke (Vögel, Wolken), übers. v. Droysen (Veit & Co.) 13.60
***Aeschylus**, Tragödien (Orestie), übers. v. Donner (Langensch.) . . . . 4.—
Aristoteles, Poetik (Reclam) . . . . —.60
***Caesar**, Memoiren, 2 Bde. (Reclam) 1.80
— — Langensch.) . . . . 4.—

•Catull, Buch d. Lieder, v. Westphal (Leuckart) . 3.—
— — Übers. v. Heyse (Cotta) . . . . 5.—
•Epiktet, (Langensch.) . . . . 4.—
Geibel, Klassisches Liederbuch (Cotta) . . . . . 4.—
Herodot, übers. v. Lange, 2 Bde. (Reclam) . . 2.—
•Homer, übers. v. Voß (Hesse) 1.75
•Horaz, Satiren u. Episteln, übers. v. Wieland (Reclam) . . . . —.80
•Kalidasa, Sakuntala, übers. v. Rückert (Hirzel) 3.—
Luther, Das alte u. neue Testament, von 1.— an
•Petron, Gastmahl d. Trimalchio (Hirzel) . . . 6.—
•Phaedrus, übers. v. Rückert (Reclam) . geh. —.20
•Plato, Gastmahl (Reclam) Gorgias, Phädon geb. je —.20
•Plautus, Lustspiele, 4 Bde. (Langensch.) . . je 4.—
•Rückert, Weisheit des Brahmanen (Reclam) . . 1.50
Schi-king, übers. v. Rückert (i. Rückerts Werken)
•Sophokles, übers. v. Wendt (Gutsch, K.) . . . 10.—
•Tacitus, Germania . . . . 1.—
•Terenz, Lustspiele (Langensch.) . . . . 4.—

Neue Erscheinungen:

Capelle, Schrift von der Welt (Diederichs) . . . 4.50
Platon, Dialoge, ausgew. v. Preisendanz (Diederichs) 3.50

Seneca, Sentenzen, übers. v. Preisendanz (Diederichs) 6.50
Sophokles, übers. v. Donner (Hesse) 1.75
Vorsokratiker, übers. v. Nestle (Diederichs) . . 6.50

FRANZÖSISCHE LITERATUR

ITALIENISCHE UND SPANISCHE LITERATUR

ENGLISCHE LITERATUR

SKANDINAVISCHE LITERATUR

RUSSISCHE LITERATUR

Über diese Gebiete finden sich ausführliche Berichte im „Literarischen Ratgeber", Große Ausgabe.

LITERATURGESCHICHTE UND ESSAIS

(Über Geschichte der älteren Literatur bitten wir die Abteilung „Älteres Schrifttum etc." (S. 8.) zu vergleichen.)

Über die Weltliteratur orientiert uns Deutsche am schnellsten *Sterns* kleine „Allgemeine Literaturgeschichte". Von Werken, die als Darstellungen etwas bedeuten, sei *Hettner*, dann auch *Brandes* mit seinen „Hauptströmungen" genannt — ist auch besonders Brandes' Buch nur cum grano salis zu lesen. Eine vergleichende Geschichte des Dramas besitzen wir von *Klein*. Auch sei hier als Werk eines katholischen Historikers hervorgehoben des Jesuitenpaters *Baumgartner* „Geschichte der Weltliteratur", die mit fünf starken Bänden erst die größere Hälfte des Stoffes bewältigt hat. Von gelehrten deutschen Werken über fremde Literaturen seien als brauchbare Spezialwerke erwähnt *Schacks* großes Werk über das spanische Theater, dann die Geschichte der französischen Literatur von *Suchier* und *Hirschfeld*, die der englischen von *Wülker*, die der italienischen von *Wiese* und *Percopo*, die, sämtlich illustriert, mehr gewissenhafte Analyse einzelner Dichter und ihrer Werke als zusammenfassende historische Darstellung geben. Von der „Geschichte der Literaturen des Ostens" sind zu nennen: der hierher gehörige Band der „Kultur der Gegenwart" (s. Liste unter *Wesselowski*), ferner *Alexander Brückners* Polnische und russische Literaturgeschichten, sowie sein kleines Werk über Rußlands geistige Entwicklung im Spiegel seiner Literatur, dazu persische und arabische Literatur von *Horn* und *Brockelmann*, chinesische Literatur von *Grube*. Endlich sollte man an *Taines* Geschichte der englischen Literatur sehen, was überhaupt anschauliche Literaturdarstellung ist.

Es gibt keine bis ins einzelne gehende Geschichte unserer Literatur, die ihre Entwicklung im Rahmen der Gesamtkultur zeigte, dabei gleichzeitig künstlerisch anschaulich in der Darstellung und auch noch im ästhetischen Urteil überall reif und vorurteilslos wäre — vielleicht ginge eine solche Leistung überhaupt über Menschenfähigkeit hinaus. Die umfassende Materialsammlung haben wir in *Goedekes* „Grundriß". Die Literatur seit Goethe haben, allerdings nicht in gesonderten Büchern, sondern im Rahmen einer umfassenden Literaturgeschichte unter Anderen die Folgenden behandelt: *Vilmar, Ad. Bartels* (2. Bd.), *Otto v. Leixner, Ed. Engel, Max Koch*. Außer ihnen in besonderen Werken *R. M. Meyer, R. Weitbrecht* und — ganz neuerdings — *Friedrich Kummer*.

Vilmar war eine starke Persönlichkeit und wußte, soweit ihn seine besondere Weltanschauung nicht beirrte, Dichtung als solche zu erkennen; ausdrücklich und dringlich gewarnt sei aber vor dem neuen „bearbeiteten und ergänzten" billigen Vilmar; man muß die Originalausgabe (fortgeführt von Ad. Stern) kaufen. — Bartels hat sich trotz leidenschaftlicher Bekämpfung erstaunlich rasch durchgesetzt; wir meinen, auch wer seine subjektive und apodiktische, durch das, was ihm als „nationale" Forderung erscheint, überall mitbestimmte Art nicht mag, und wer seine Urteile oft nicht „unterschreiben" kann, wird für manche ausgezeichnete Analyse und für die Klarlegung mancher Zusammenhänge dankbar sein. Leixner ist im allgemeinen wenig kritisch, Engel hat sich die Aufgabe wohl zu leicht gemacht, und auch Koch könnten wir nur empfehlen, wenn wir zugleich zur größten Vorsicht gegenüber den Urteilen eines Mannes rieten, der z. B. Sudermann über Hauptmann stellen konnte. R. M. Meyer hat in der neuen Auflage auf Wunsch von Lesern und Kritikern die unglückliche Einteilung in Jahrzehnte gescheiterweise durch eine nach Gruppen und Richtungen ersetzt; leider fehlt ihm für die große Aufgabe nach unserer Meinung doch zu sehr der Blick für das Wesentliche, für das im Tiefsten Eigene und Lebensstarke. Weitbrechts freilich nicht ins Einzelne gehende drei Bändchen zeugen bei etwas einseitigem Anschauen der Dinge aus dem schwäbischen Bewußtsein her doch sehr erquicklich von der ästhetischen Erziehung eben in der schwäbischen Schule. Kummers starker Band, „Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts" versucht teilweise neue Prinzipien anzuwenden: er führt an Stelle der „künstlichen" Periodenteilung die „natürliche" nach Generationen durch, deren er fünf annimmt; er versucht

AUS DEM KÜNSTLERISCHEN WANDSCHMUCK
DES VERLAGES B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

W. STRICH-CHAPELL
MONDNACHT :: :: ::

Digitized by Google

die Literatur im Rahmen einer allgemeinen Kulturbetrachtung zu behandeln; er vermeidet den „überlebten“ Begriff der Dekadenz und schließt zahlreiche minder Bedeutende von der Erwähnung aus. Eines abschließenden Urteils müssen wir uns enthalten, da das Werk eben erst, kurz vor Schluß der Redaktion vorgelegt wird. Ein vorzügliches Handbuch zum Lernen ist das von Bartels, das eben in zweiter Auflage erscheint.

Werke über Einzelperioden: Das grundlegende Werk für die gesamte Kultur des 18. Jahrhunderts ist *Justi*: Winckelmann und seine Zeitgenossen. Eine Geschichte der romantischen Schule, wenn auch nur der älteren, die beinahe abschließend ist, hat *Rud. Haym* gegeben. Dieselbe Zeit behandelt meisterhaft *Wilh. Dilthey* im ersten Bande seiner Biographie über Schleiermacher. Eine psychologisch lebendige, farbenreiche Darstellung der romantischen Welt besitzen wir von *Ricarda Huch*. Von *Jakob Bächtold*, dem Keller-Biographen, stammt eine lesenswerte „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“. Über die „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ schrieb im Charakter seiner großen Literaturgeschichte *Ad. Bartels*. Die Enttäuschung über den geringen Ertrag der lauten Literaturrevolution der achtziger Jahre setzte früh ein, und man wurde besonders skeptisch der Bühnenliteratur gegenüber. *Paul Goldmanns* kritische Bücher verweisen besonders nachdrücklich auf den Mangel an Gesamtertrag der „Neuen Richtung“, *Alfred Kerr* zerpflückt das meiste vom „Neuen Drama“, teils recht amüsant, teils ermüdend geistreich, steht aber als begeisterter Knappe zu Ibsen und Gerhart Hauptmann. Der Literarhistoriker *Adolf Bartels* glossiert in dem kunstvollen satirischen Epos „Der dumme Teufel“ nicht ohne Geist und Temperament die „Moderne“. *Samuel Lublinski* versucht mit soziologischem Scharfblick die „Bilanz der Moderne“ als geistig-künstlerischer Gesamterscheinung zu ziehen. Neuerdings konstatiert er bereits in einem „Buche der Opposition“ den „Ausgang der Moderne“, worin er scharfe Kritik an Hofmannsthal, Shaw und der „Neuromantik“ übt.

Von Essais sei zuerst *Wilhelm Diltheys* meisterhafter Band „Erlebnis und Dichtung“ empfohlen, der Lessing, Goethe in der Weltliteratur, Novalis und Hölderlin betrachtet. Er ist nicht leicht lesbar und setzt eine gute Kenntnis der Dichter voraus, gibt aber dafür tiefe, reife und bedeutende Gedanken und erstaunliche Darstellung in wundervoller Form. Ferner seien die inhaltreichen Sammlungen von *Herman Grimm, Treitschke, Stern, Frenzel, Erich Schmidt* genannt. *Tiecks* „Kritische Schriften“ und *F. Th. Vischers* „Kritische Gänge“ gehören auch noch in die moderne Bibliothek. Kürnbergers vergriffene „Literarische Herzenssachen“ sollten einmal wieder neu gedruckt werden. (Der Verlag Georg Müller, München, plant eine neue Ausgabe.) Als Essai-Sammlung kann man auch die von *Paul Remer* herausgegebene „Dichtung“ bezeichnen, in der Dichter über Dichter oft recht interessant schreiben. Ein sehr erfreuliches Bilderwerk für jeden, der sich näher mit Literaturgeschichte befaßt, ist *Gustav Könneckes* „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“; er trägt das meiste Anschauungsmaterial, das auf diesem Gebiete von Wert ist, nicht bloß Bildnisse, sondern auch Büchertitel usw., zusammen und liegt jetzt in einer billigen Volksausgabe vor.

Arnold, Das moderne Drama (Trübner) . . . . 7.—
Baechtold, Gesch. d. dtschn. Lit. i. d. Schweiz (Huber) . . . . 20.—
Bartels, Gesch. d. deutschen Literatur, 2 Bde. (Avenarius) . . . . 12.—
— Handbuch zur dtschn. Literaturgeschichte . . 6.—
— Deutsche Dichtung der Gegenwart . . . . 5.—
— Der dumme Teufel, ill. (Diederichs) . . . . 4.—
Baumgartner, Gesch. d. Weltliteratur, 5 Bde. (Herder) . . . . je 12.— bis 15.—
Brandes, Hauptströmungen, 6 Bde. (Barsdorf) . 30.—
— — Wohlf. Ausg., 2 Bde. . . . . 20.—
Biese, Dtsch. Literaturgesch., I. Bd. (Beck) . . 5.50
Brückner, Gesch. d. poln. Lit. (Amelang) 8.50
— Geschichte d. russ. Literatur 8.50
— Rußlands geistige Entwicklung im Spiegel s. Literatur (Mohr) . . . . geh. 2.50
Dichtung, 45 Bde. (Schuster & L.) . . . . je 1.50
Dilthey, Erlebnis u. Dichtung (Teubner) 5.60
— Schleiermacher I (G. Reimer) . . . . geh. 3.—
Engel, Gesch. d. dtschn. Lit., 2 Bde. (Freytag) 12.—
Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dtschn. Dichtung, 7 Bde. (Ehlermann) 137.10
Goldmann, Aus d. dram. Irrgarten (Lit. Anst., Fr.) 4.—
— Die neue Richtung (Stern, W.) 3.30
Grimm, Fragmente, 3 Bde. (Spemann) . . . . 19.—
Grube, Gesch. d. chines. Literatur (Amelang) . . 8.50
Haym, Die romant. Schule (Weidmann) 18.50
Hettner, Literaturgesch. d. 18. Jahrh., 3 Bde. (Vieweg & S.) . . . . 62.—
Jeder Band auch einzeln.
Horn-Brockelmann, Pers. u. arab. Lit. (Amelang) 8.50
Huch, Blütezeit d. Romantik (Haessel) . . . . 6.—
— Ausbreitung u. Verfall der Romantik . . . . 6.—
Jörgensen, Gesch. d. dän. Literatur (Kösel) . . 1.—
Justi, Winckelmann u. s. Zeitgenossen, 3 Bde. (Vogel, L.) . . . . je 14.50
Kerr, Das neue Drama (Fischer, B.) . . . . 6.—
Klein, Gesch. d. Dramas, 2 Bd. m. Reg. (Weigel, L.) 199.20
Könnecke, Bilderatlas (Elwert) . . . . 28.—
— — Volksausgabe . . . . 6.—
Kummer, Literatur-Geschichte d. 19. Jahrhunderts (Reißner) . . . . 12.—
Kürnberger, Literar. Herzenssachen 1877.
Leixner, Geschichte d. dtschn. Literatur, 2 Bde. (Spamer) . . . . je 10.—
Lublinski, Die Bilanz der Moderne (Cronbach) . 6.—
— Ausgang der Moderne (Reißner) . . . . geh. 5.—
Meyer, R. M., Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts (Bondi) 12.50
Salzer, Geschichte d. dtsch. Nationalliteratur, bis jetzt 26 Lfgn. (Allg. Verl.-Ges., M.) geh. je 1.—
Schack, Geschichte d. span. Theaters 1854.
Schmidt, Charakteristiken, 2 Bde. (Weidmann) geh. 14.—
Stern, Allgem. Literaturgeschichte (Weber, L.) . 4.—
— Studien z. Literatur d. Gegenwart, 2 Bde. (Koch, Dr.) . . . . je 12.50
Suchier-Hirschfeld, Gesch. d. franz. Literatur (Bibl. Inst.) . . . . 16.—
Taine, Gesch. d. engl. Literatur, 3 Bde. (Abel & M.) . . . . 42.—
Tieck, Krit. Schriften s. Werke, Bd. IV. (Hesse).
Treitschke, Aufsätze I. (Hirzel) . . . . 8.—
Vilmar, Literaturgeschichte (Elwert) 6.75
Vischer, Kritische Gänge, 6 Hfte. (Cotta) . geh. 18.75
Vogt-Koch, Literaturgeschichte, 2 B. (Bibl. Inst.) je 10.—
Weitbrecht, Literaturgesch. d. 19. Jahrhunderts, 2 Bde. (S. G.) . . . . je —.80
— — d. Klassikerzeit . . . . —.80
Wesselowski, Brückner, Máchal, Murko. Die osteuropäischen Literaturen in: Kultur der Gegenwart (Teubner) . . . . 12.—
Wiese-Percopo, Gesch. d. italien. Literatur (Bibl. Inst.) . . . . 16.—
Wülker, Gesch. d. engl. Literatur, 2 Bde. (Bibl. Inst.) . . . . je 10.—

BIOGRAPHIEN UND SELBSTZEUGNISSE

Anzengruber, von Bettelheim (E. Hofm. & Co.) . 3.20
— von Friedmann (H. Seemann) 6.50
***Arndt**, Erinnerungen (Reclam) . . . . 1.—
Bodenstedt, Erinnerungen (Ver. f. d. Liter.) . . . 7.—

Brentano, Briefwechsel m. Arnim v. Steig (Cotta). 9.—
Dahn, Erinnerungen, 4 Bde. (Breitk. & H.) geh. 37.—
Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten, 2 Tle. (Zeitler) 11.—
(Eine überaus reizvolle Sammlung)
Dingelstedt, Münchener Bilderbogen (Gebr. Paetel) geh. 4.—
Droste-Hülshoff, Briefe (Schöningh, P.) 4.50
— u. **Schücking**, Briefwechsel (Grunow) 5.—
— von Kreiten (Schöningh, P.) 6.—
Ebner-Eschenbach von Bettelheim (Gebr. Paetel) 6.—
— von Necker (Müller, M.) 4.—
Eichendorff, Der junge, von Krüger (Haessel) geh. 3.—
Fontane, Kinderjahre (Fontane) 5.—
— Von Zwanzig bis Dreißig 9.—
(Überaus lebendige Sitten- u. Charakterschilderungen aus früheren Jahren Berlins.)
— Briefe an seine Familie, 2 Bde. 12.—
Freytag, Erinnerungen (Hirzel) 6.—
— von Seiler (Voigtländer) 2.25
Geibel, von Litzmann (Cotta) 5.—
***Goethe**, Aus meinem Leben.
— Über seine Dichtungen, 5 Bde., hrsg. v. Graef (Liter. Anst., Fr.) geh. 49.—
— Briefe (Böhlau, W.) bis j. 42 Bde. je 7.— bis 9.—
— — hrsg. v. E. v. d. Hellen, 6 Bde. (Cotta) je 1.—
— — hrsg. v. Ph. Stein, 8 Bde. (Elsner) je 4.—
(Eine vornehme, den Bedürfnissen des Gebildeten in jeder Weise angemessene Ausgabe)
— — an Frau v. Stein, hrsg. v. Heinemann, 4 Bde. (Cotta) je 1.—
— — — hrsg. v. Petersen, 3 Bde. (Insel-Verl.) 10.—
— — an Marianne v. Willemer (Cotta) 7.—
*— Briefwechsel mit Schiller (Diederichs) 6.—
*— — mit Zelter, 3 Bde. (Reclam) je 1.—
— — mit e. Kinde, v. B. v. Arnim (Cotta) 1.—
— — — — (Diederichs) 10.—
— Gespräche mit Kanzler Müller (Cotta) geh. 1.—
(Bedeutender und geistvoller, aber sehr viel weniger inhaltreich, als der weltbekannte Eckermann.)
*— — mit Eckermann, hrsg. von Bartels, 2 Bde. (Diederichs) 8.—
— Gespräche (ohne Eckermann) v. Deibel und Gundelfinger (Insel-Verl.) 8.—
— von Bielschowsky (Beck, M.) I. 6.—, II. 8.—
(Trotz seiner Unzulänglichkeit infolge guter u. warmherziger Darstellung „die" Goethebiographie des heutigen deutschen Hauses)
— von Grimm, 2 Bde. (Cotta) 11.—
(Geistvoll und in Einzelbetrachtungen reich und anschaulich, aber an biograph. Tatsachen arm.)
— von Haarhaus (Reclam) 1.—
— von Heinemann (E. A. Seemann) 12.—
(Nicht viel mehr als ein von Text begleitetes Bilderbuch)
— von Witkowski (E. A. Seemann) 5.—
— von R. M. Meyer, 3 Bde. (Hofmann & Co.) 11.20
— Lebensanschauung, v. Schrempf, 2 Bde. (Frommann) 8.50
— Gedanken über G. v Hehn (Bornträger) 9.—
(Vgl. Abschnitt: Älteres Schrifttum)
— Stunden mit G., v. W. Bode, 3 Bde. (Mittler & S.) je 5.—
— -Brevier, (G.'s Leben i. seinen Gedichten, hrsg. v. Otto E. Hartleben) (A. Ackermann, M.) 5.—
(Die einzige geschmackvolle und gut geordnete Ausgabe der Gedichte.)
— Briefe der Frau Rat, 2 Bde. (Ins.-Verl.) 14.—
— — Auswahl 2.—
Gottschall, Aus m. Jugend (Gebr. Paetel) 9.50
Gottsched u. seine Zeit v. Danzel, Leipzig 1855
Greif, v. Lyon (Teubner) geh. —.75
Grillparzer, Briefe u. Tagebücher. Ausw. von Glossy u. Sauer, 2 Bde. (Cotta) 2.—
— v. Ehrhard (Beck, M.) 7.50
— v. Sittenberger (E. Hofmann & Co.) 3.20
— u. d. neue Drama v. O. E. Lessing (Piper) geh. 4.—
(Eine literarisch-kritische Untersuchung.)
Große, Ursachen u. Wirkungen (Westermann) 11.—
Groth, v. Bartels (Avenarius) 2.50
Hackländer, Roman m. Lebens, 2 Bde. (Krabbe) geh. 10.50
Hansjakob, v. Bischoff (Leichter) 2.20
Hauptmann, v. Bartels (Felber) 5.—
— v. Schlenther (Fischer, B.) 5.—
Hebbel, Jugendidyll Werke, Bd. IV (Bibl. Inst.)
*— Tagebücher, 4 Bde. (Behr) 16.—
— — (Hesse) 3.50
— Sämtl. Briefe, 8 Bde. (Behr) 32.—
— v. Kuh, 2 Bde. (Braumüller) 12.—
(Eine der vorzüglichsten Dichterbiographien überhaupt.)
Heine, Memoiren (Curtius) 6.—
— Briefe, 2 Bde. (Pan-Verl.) 8.—
— v. Strodtmann, 2 Bde. (Hoffmann & Co.) 7.50
Herder, Briefe, 3 Bde. 1856
— Briefwechsel m. s. Braut 1858
— v. Haym, 2 Bde. (Gaertner) geh. 35.—
— Persönlichkeit, v. Kühnemann (Dümmler) 5.60
— Leben, v. Kühnemann (Beck, M.) 7.50
Hertz, v. Weltrich (Cotta) 3.—
Heyse, Jugenderinnerungen (Cotta) 7.—
Hoffmann, E. T. A., v. Ellinger (Voß) 6.—
Hölderlin, Briefe, hrsg. v. Th. Litzmann (Cotta). 11.—
Holtei, Vierzig Jahre. 1843
Jensen, v. Erdmann (Elischer) 4.—
(Das einzige über Jensen.)
Immermann, Memorabilien (Hesse) geh. —.75
***Jung-Stilling**, Lebensgeschichte (Reclam) 1.50
Keller u. **Storm**, Briefwechsel (Gebr. Paetel) 6.—
— v. Baechtold, 3 Bde. (Cotta) 26.—
(Abschließende Biographie, mit zahlreichen Briefen)
Kerner als Romantiker, v. Heinzmann (Laupp, T.) geh. 3.60
Kleist, Briefe an s. Braut (Wiener Verl.) 2.—
— — an Schwester Ulrike (Behr) 3.—
(Diese die wichtigsten, inhaltreicheren)
— Sämtl. Briefe (Bibl. Inst.) 2.—
(Neue Ausgabe von E. Schmidt.)
— v. Brahm (Fontane) 4.50
— v. Wilbrandt (1863
— Neue Kunde zu H. v. Kl., v. Steig (G. Reimer) geh. 3.—
— von Servaes (E. A. Seemann) 5.—
Klopstock, v. Muncker (Behr). 9.—
***Kügelgen**, Jugenderinnerungen (Cotta) 2.10
Laube, Erinnerungen (Braumüller) 4.—
Lenau, Briefe an Sophie Löwenthal (Wiener Verl.) 2.—
— — an Emilie u. Gg. v. Reinbeck (Bonz & Co.) 4.—
Lessing, Briefe von u. an L., 5 Bde. (Göschen) je 6.50
— v. Danzel u. Guhrauer (Hofmann, G.) geh. 15.—
— v. E. Schmidt, 2 Bde. (Weidmann) 20.—
— v. Stahr (Schulze, O.) 7.50
— v. Werner (W. u. B.) 1.25
Lingg, Lebensreise (Schuster & L.) 6.50
Ludwig, v. Stern (Grunow) 5.—
Meyer, C. F., Briefwechsel m. L. v. François (G. Reimer) 6.—
(Mehr für die François, als für Meyer bedeutsam.)
— Erinnerungen, v. Betsy Meyer (Gebr. Paetel) 5.—
(Eine liebevolle, psychologisch tiefe, aber nicht biographische Darstellung)
— v. Frey (Cotta) 7.—
(Das einzige empfehlenswerte Meyerwerk; ausdrücklich zu warnen ist vor Langmesser.)
Luther, Leben, Taten u. Meinungen v. Kade, 3 Bde. (Mohr, T.) 12.50
Mörike, Briefe, 2 Bde. (Elsner) je 5.—
— v. Eggert-Windegg (Kielmann) 2.60
— v. Fischer (Behr) 6.25
— v. Mayne (Cotta) 7.50
Nietzsche, Ges. Briefe, 4 Bde. (Insel-Verl.) 48.—
— Leben v. E. Foerster-Nietzsche, 3 Bde. (Naumann) 33.—
(Verfasserin ist dem Geist ihres Bruders nicht gewachsen, aber mit allem Material gründlich versehen und vertraut.)
— — v. Lichtenberger (Reißner) geh. —.60
Paul, Jean, v. Nerrlich (Weidmann) geh. 10.—
Pichler, Zu meiner Zeit (Müller, M.) 6.—
Putlitz, Mein Heim (Gebr. Paetel) 4.50
Raabe, v. Gerber (W. Friedrich, L.) geh. 6.—
Recke, Elise v. d., Tagebücher u. Briefe, 2 Bde. (Weicher, L.) je 10.—
Reuter, v. Wilbrandt (E. Hofmann & Co.) 3.20
Rodenberg, Erinnerungen (Gebr. Paetel) 10.—
Romantiker-Briefe v. Gundelfinger (Diederichs) 8.—
(Reichhaltig und sorgfältig.)

Rosegger, Waldheimat, 2 Bde. (Staackmann) je 4.—
— Mein Weltleben . . . . 5.—
— Gute Kameraden . . . . 4.—
— v. Möbius (Staackmann) . . . . geh. 3.50
— v. Seillière (Staackmann) 2.50
Schack, Ein halbes Jahrhundert (D. Verl.-Anst., St.) 18.—
Scheffel, v. Proelß (Bonz) . . . . geh. 2.—
Schiller, Briefe, 7 Bde (D. Verl.-Anst., St.) je 2.50
— u. Goethe, Briefwechsel (Diederichs) . . . . 6.—
— u. Humboldt, Briefwechsel (Cotta). . . . . . 1.—
— u. Lotte, 3 Bde. (Cotta). . . . . je 1.—
— v. Berger I. (Beck, M.) . . . . 6.—
— v. Harnack, 2 Bde. (E. Hofmann & Co.) . . 6.40
— v. Kühnemann (Beck, M.) 6.50
(Jetzt wohl die lebendigste Biographie, rhetorisch ausgezeichnet.)
— v. Minor, 2 Bde. (Weidmann) . . . . 20.—
(Unvollendet.)
— v. Weltrich I. (Cotta) . . . . 12.—
Schücking, Lebenserinnerungen, 2 Bde. (Schottlaender) . . . . 10.—
*Seume, Mein Leben
Spielhagen, Finder u. Erfinder, 2 Bde. (Staackmann) . . . . 12.—
Storm, Briefe in die Heimat (Curtius, B.) . . . 6.—
— u. Keller, Briefwechsel (Gebr. Paetel) . . . . 6.—
— v. Schütze (Gebr. Paetel) . . . . 7.—
Wagner, v. Weltrich (Strecker & Schr.) . . . . 7.—
Wichert, Richter u. Dichter (Schuster & L.) . . 7.50
Wilbrandt, Erinnerungen (Cotta) . . . . 4.—

Neue Erscheinungen:

Berger, Schiller II (Beck, M.) . . . . 8.—
Bernoulli, Overbeck u. Nietzsche, 2 Bde. (Diederichs) . . . . je 9.—
Bode, Amalie, Herzogin von Weimar, 3 Bde. (Mittler & S.) . . . . einz. je 3.50
zus. 10.—
Brentano, Frühlingskranz (Aderjahn) 9.50
— Briefe an Sophie Mereau (Insel-V.) . . . . . 8.—
Busch, 70 Briefe an Frau Andersen (Volckmann, R.) . . . . 3.—
(Das Einzige, was von B. bisher erschien, ein Büchlein von viel Geist, Tiefe und echt „Busch“-haft)
Eckermann, Gespräche m. Goethe, nach d. Orig.-Manuskript neuhrsg. (Brockhaus) . . . . . 8.—
Fränkel, Aus d. Frühzeit d. Romantik (Behr) . . 3.—
(Eine gut orientierende Briefsammlung.)
Hebbels Briefe. Eine Auswahl als Lebensbild (Costenoble) 3.50
Heinzmann, Just. Kerner (Laupp, T.) . . geh. 3.60
Hoffmann v. Fallersleben, An meine Freunde (Concordia) 7.20
Hoffmann, Hans, von Ladendorf (Gebr. Paetel) . 5.—
Meyer, Conr. Ferd., Briefe, 2 Bde. (Haessel) . . 20.—
(Ohne Familienbriefe, die noch nicht erschienen sind, abschließend)
Mörikes Brautbriefe (Beck, M.) 3.50
Nietzsche, Briefe an P. Gast (Insel-Verl.). . . . 10.—
Novalis, Briefe (Diederichs).
Sakheim, E. T. A. Hoffmann (Haessel) . . . . 7.—
Schiller u. Lotte, Briefwechsel, 2 Bde. (Diederichs) 9.—
Steffens, Lebenserinnerungen a. d. Kreis d. Romantik (Diederichs) 7.50
(Für die Romantik unschätzbar.)
Storms Briefe in die Heimat (Curtius, B.) . . . 6.—
Vischer, Briefe aus Italien (Südd. Monatshefte) 3.50
Werner, Lessing (Quelle & M.) 1.25

KATHOLISCHE LITERATUR

vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

VOLKSBÜCHER

Wohlfeile Bücherreihen haben wir in Deutschland ja schon seit Jahrzehnten: Reclam, Meyer, Hendel; und auch wohlfeile gute Volksschriften in Reihen herauszugeben, wurde schon früher der Versuch gemacht: so von Fritz Jonas im Berliner Verlage von L. Oehmigke. Aber entweder machte die Masse der erschienenen Nummern wiederum die Auswahl schwer, oder die Auswahl war nach veralteten Gesichtspunkten geschehen, oder auch die Ausstattung entsprach nicht dem besonderen volkserzieherischen Zwecke: möglichst viel Text sollte auf möglichst wenig Seiten gebracht werden, und so war ein eng zusammengedrängtes Satzbild auf schlechtem, schnell zerfallendem Papier die Folge, während es doch darauf ankam, Leuten, die das Lesen und den Umgang mit Büchern wenig gewohnt sind, recht große Lettern und ein dauerhaftes, festes Papier zu geben. Das „Viel“ bedeutet dabei eher eine Gefahr als eine Sicherung, es gilt ans langsame, sich vertiefende Lesen zu gewöhnen. Man kann ja nicht ohne weiteres alles früher an Volksschriften Geschaffene verwerfen, aber sicherer geht man, wenn man bei den ersten Bücherkäufen vor allem die neueren Unternehmer berücksichtigt.

Da sind zunächst die schweizerischen Volksschriften, kleine Hefte, die der Verein zur Verbreitung guter Schriften in Zürich, Basel und Bern, mit dem Bureau und der Hauptniederlage in Zürich, Pfalzgasse 6, herausgibt. Bei der Auswahl der Schriften hat von vornherein das ethische Moment in erster, das ästhetische erst in zweiter Linie gewirkt, weshalb die Zahl der vornehmen Dichtungen in den Schweizerschriften, wie sie kurz genannt werden, weniger groß ist als in den jüngeren reichsdeutschen Volksschriften-Unternehmen. Mitglied des genannten Vereins kann man durch einen Jahresbeitrag von zwei Franken oder durch einmalige Zuwendung von 30 Franken werden. An 10 kleine Hefte sind bisher erschienen, 50—150 Seiten stark, zu 10—30 Pf. käuflich, mit besonderen Preisen für den Massenbezug, in Druck, Heftung und Papier gut. Alljährlich etwa 12 Hefte, von Autoren wie Stifter, Riehl, Tieck, E. Th. A. Hoffmann, Ludwig, Kleist, Schiller, Hauff, Eichendorff, Rosegger, Hansjakob, Grillparzer, Gerstäcker, Grosse, Gotthelf u. a. m. Die Hefte finden wirklich eine Massenverbreitung: 1905 vertrieb man 375 769 und 1906 wiederum 353 755 Nummern. Seit anderthalb Jahrzehnten erscheinen diese schweizerischen Volksschriften, und sie haben in Deutschland Schule gemacht. Sie führten zur Gründung der Wiesbadener Volksbücher, der bekanntesten Sammlung ihrer Art in Deutschland. Eins über das andere Hunderttausend der Hefte geht ins Volk, im ganzen bisher über dritthalb Millionen, im Jahr

1906—1907 allein fast 470 Tausend Hefte, im Jahr zuvor sogar 514 693 Hefte. Über hundert Hefte wurden bisher ausgegeben, einzeln käuflich zu meist 10, 15 und 20 Pf.; nur einige kosten bis zu 40 Pf. Die Hefte sind gruppenweise zu Sammelbänden vereinigt, die gebunden 1.60 Mk. kosten. Die Volksbücher bieten ausgezeichnete ältere und vor allem auch neuere und neueste Literatur mit sachkundigen Einleitungen in fast überreicher Auswahl. Die Verzeichnisse versendet die Buchhandlung von Heinrich Staadt in Wiesbaden. Die Hefte sind in der ganzen Ausführung mustergültig; nur die biographischen Einführungen könnten oft anders gehalten sein.

An äußerer Vortrefflichkeit läßt auch die Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung nichts vermissen, deren Sitz in Hamburg-Großborstel ist. Auch dieses schon gekennzeichnete Unternehmen wird sehr bestritten, will eine gemeinnützige Organisation sein, zu der jedermann die Mitgliedschaft durch einen Jahresbeitrag von mindestens 2 Mk. erwerben kann. Im ersten Jahr (1902—1903) gab es 17 000, im zweiten 38 000, im dritten 53 000 Mk. aus. Die Bände der Hausbücherei sind auf holzfreiem Papier schön und groß gedruckt, handlich und dabei abwaschbar gebunden. Sie fordern natürlich höhere Preise und sind doch wieder wohlfeil: Werke von etwa 200 bis 300 Seiten Umfang kosten 80 Pf. bis 1 Mk.; ein Werk von 500 Seiten kostet 2 Mk. Neben Klassikern stehen Sammelbücher: mehrere Bände „Deutscher Humoristen", mehrere Bände „Novellenbuch" (Dorfgeschichten, Seegeschichten und aus deutscher Vorzeit), zwei Bände „Balladenbuch". Neben dieser Hausbücherei werden auch Volksbücher herausgegeben.

Diesen drei Unternehmen, die den Bedarf kleiner Bibliotheksgründungen wohl schon allein decken können, schließen sich andere jüngere an. Die Rheinische Hausbücherei, die mit Hornschen und Pfarriusschen Erzählungen unter Erich Liesegangs Leitung auf dem Plan erschien, dann Jakob Frey, Hermann Kurz, Bernhard Scholz, Heinrich König, Wolfgang Müller von Königswinter heranführte, will namentlich, aber nicht ausschließlich, unter den Werken der älteren, ehedem beliebten Volksschriftsteller Umschau halten. Die Bände kosten ungebunden 50 Pf., in Ganzleinen gebunden 75 Pf. (Verlag von Emil Behrend in Wiesbaden). Das Unternehmen hat dem Stoff und den Schriftstellern nach stark rheinisch-heimatlichen Charakter und läßt besonders die geschichtliche Erzählung zur Geltung kommen. Einen Ansatz zur Pflege von Heimatliteratur im engeren Sinne konnte man auch in einigen Veröffentlichungen der Hamburgischen Hausbibliothek sehen, die, von einer Gemeinschaft von Hamburger Vereinigungen ins Leben gerufen wurde. Rudolf Presber leitet seit 1907 eine wohlfeile Büchersammlung unter dem Namen Die Bücher des deutschen Hauses (Buchverlag fürs deutsche Haus, Berlin). Mit Goethes Werther begann diese Sammlung — jeder Band kostet gebunden 75 Pf. —, dann folgten Ludwig, E. Th. A. Hoffmann, Kleist, Grimm, Kretzer, Bittrich und vor allem auch namhafte ausländische Romandichter. In 24 Seiten starken Wochenheften zum Zehnpfennigpreise erscheint — als Kampfmittel gegen die Kolportage-Schundromane in Arbeiterkreisen gedacht — die Sammlung In freien Stunden (Buchhandlung Vorwärts, Berlin), die namentlich aus den Schätzen älterer Romanliteratur spannend Unterhaltendes, das meist guten Ruf hat, herausholt.

Wichtig sind auch die Volksbücher für die Jugend, die der Schaffsteinsche Verlag in Köln herausgibt. In der Abteilung „Jugendbücher" näheres über sie.

Nicht vergessen darf man natürlich die Unternehmen der Reclamschen Universalbibliothek, des Max Hesseschen, Hendelschen und Meyerschen Verlages und der Cottaschen Handbibliothek. Nur hat eben namentlich der Reclamsche Verlag die Gesichtspunkte der modernen Volksbücherei-Bewegung, die sich an die breiteste Masse wendet, seiner Arbeit noch nicht einverleibt. Die Ausstattung hält an der alten Form fest, der Katalog berücksichtigt den Nichtkenner der Literatur leider gar nicht; es ließen sich sehr leicht aus der Masse der Hefte Gruppen von etwa zehn zu zehn Nummern geeigneter guter unterhaltender Literatur auslesen, zusammenstellen, auf besseres Papier drucken und so den Zwecken der Volksbücherei-Bewegung anschließen. Ganz ähnlich ließen sich die Büchersammlungen Max Hesses, Meyers und Hendels für die breite Masse der Leser viel besser fruchtbar machen, als das jetzt möglich ist. Auf die Veröffentlichung des Witkowskischen Vortrages: „Was sollen wir lesen?" (Max Hesses Verlag, Leipzig) sei noch besonders verwiesen; das kleine Heft bringt eine Bücherliste, wie wir sie auch von Reclam kennen, aber sie ist noch nicht so massig überfüllt und ist namentlich frei von Sachen, die für die Volksbücherei unbrauchbar sind. Brauchbar ist auch Theodor Herolds Schriftchen „Moderne Literatur und Schule", das mit einem Verzeichnis literarisch wertvoller Prosabücher versehen ist (Max Hesses Verlag, Leipzig, 20 Pfg.). Das Schriftchen „Die Volksbibliothek", das der Hendelsche Verlag als Handbuch für Leiter von Volks-, Vereins- und Fabriksbibliotheken veröffentlichte, stellt kurze Biographien vieler bedeutender Schriftsteller zusammen, aus deren Werken in die Hendelsche Bibliothek der Gesamtliteratur Wichtiges eingereiht wurde. Der Verlag Cotta in Stuttgart gibt seit einigen Jahren in kleinen, hübsch ausgestatteten billigen Heften Werke unserer Klassiker — Goethe, Schiller, Grillparzer, Lessing, Uhland, Lenau, Rückert u. a. — in Einzelbänden zu je 50 Pf. heraus und hat seither auch Anzengruber, Gottfried Keller, Riehl u. a. im Cottaschen Verlage schon früher erschienene Meister hinzugefügt. Diese Cottasche Handbibliothek enthält Hefte von 20 Pf. an aufwärts. Endlich dann noch die verschiedenen wohlfeilen Heftreihen, die Leo von Egloffstein als Schatzgräber-Schriften (jetzt im Verlag Callwey, München) zusammengestellt hat, Schriften für Erwachsene und Kinder. Der Dürerbund hat jetzt ihre Mitherausgeberschaft übernommen; ohne Verantwortlichkeit für das hier schon Erschienene, will er also die weitere Auswahl mitbestimmen. Nicht zu übersehen sind hier auch die „Bücher der Weisheit und Schönheit", die der Türmer herausgibt: Auswahlbände aus der Weltliteratur, bevorzugen sie zumeist Denker (Plato; Kant; Schopenhauer; Montesquieu) suchen von bedeutenden Dichtungen oder Dichtern ein Bild zu geben (Die Bibel; Latein. Mären; Was sagt Goethe?; Dante; Lucian) oder sie bringen Auslesen auch der Wissenschaft (Darwin; Humboldt;

K. E. von Baer). Jeder der stattlichen Bände (Greiner & Pfeiffer), kostet 2,50 Mk. Die Sammlung bietet demnach schon Material für Leute, die lesen können.

Da das Beschaffen guter Bücher auch zum „kleinen" Mann und zur „unbemittelten" Jugend eine der Hauptaufgaben der „Erziehung zur Freude" ist, so sei auch an dieser Stelle an das Büchlein „Heb mich auf!g des Dürerbundes erinnert, das, zur Massenverbreitun" an die Schulentlassenen bestimmt, dem erwachsenden Menschen ein Führer zu edeln Freuden werden soll, den dann als zweiter Führer der Gesundbrunnen-Kalender des Dürerbundes (Callwey, München, Jahrgang 1908, Preis 20 Pf., Jahrgang 1909, Preis 40 Pf.) ablöst. Bücher des Dichtens und Bücher des Wissens sind da übersichtlich gruppiert vorgetragen, und für erste Käufe mag das Pfennigblatt des Dürerbundes genügen, das eine ganz beschränkte Buchauswahl nicht nur für Kinder, sondern auch für Heranwachsende und Erwachsene trifft. Hinweisen möchten wir auch auf die Auslese aus etwa 40 Sammelbüchereien, die in dem Hefte „Volksbibliotheken" der Schriftenvertriebsanstalt (Berlin SW 13), Seite 4—19, gegeben ist.

Man vergleiche zu diesem Abschnitt besonders „Jugendschriften", sowie die siebente Flugschrift des Dürerbundes „Wie gewöhnt man an guten Lesestoff?" (40 Pf.), eine Abhandlung, der auch die vorstehenden Ratschläge im Auszuge entnommen sind. Eine Liste zu geben, erübrigt sich. Wer den Inhalt der Sammlungen genauer kennen lernen will, wende sich um Verzeichnisse an seinen Buchhändler oder im Notfalle an die Verleger.

BÜHNENWESEN

Ein gutes Theater-Lexikon, wie es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Herloßsohn, Marggraff u. a. ins Leben gerufen wurde, täte uns heute not und ersparte das lästige Durchstöbern antiquarischer Kataloge. Vor kurzem ergingen auch Einladungen zur Mitarbeit an einem neuen, aber der Mangel an Abnehmern erstickte den Plan im Keime. Nach Dutzenden sind die Gründungen „dramaturgischer Blätter" zu zählen, von denen nicht eines sich hat halten können. An ihre Stelle treten Zeitschriften gemischten Inhalts: *„Bühne und Welt"*, *„Die Schaubühne"*, die mit ziemlich entgegengesetzt gerichteten Kräften die Bühnenereignisse beurteilen. Mit bescheideneren Mitteln entwickelt sich die „Dramaturgische Beilage" zur *„Deutschen Bühnen-Genossenschaft"*; ihr Vorzug liegt in den Beiträgen der Schauspieler und Regisseure, die zwar oftmals ungeschickt schreiben, aber doch in einer dem Praktiker verständlichen Sprache.

Die trefflichsten Bemerkungen über die Bühnenkunst liegen zweifellos in vielen Tages- und periodisch erscheinenden Blättern versteckt, wo sich ausgezeichnete Köpfe mit Theateraufführungen auseinandersetzen. Ließe sich daraus auch manch umfangreiches Buch formen, das darstellerische Probleme lösen hälfe, so soll doch den zahlreichen Kritiken-Sammlungen einzelner Referenten nicht das Wort geredet werden. Nur wenige, wie *Rötscher, Bulthaupt, Fontane, Herm. Kienzl, R. Hamel* gehen normale Wege, auf denen die Bühnenleute vorwärts kommen, die meisten stehen an einem äußersten nebelhaften Ende, verachten das organisch Gewordene, verlangen Unmögliches und prasseln ein verwirrendes Feuilleton-Feuerwerk ab. Dramaturgien im tieferen Sinne, die mehr der Erziehung des Dichters als des Schauspielers dienen, sind *Lessings* Hamburgische, *Otto Ludwigs* „Shakespeare-Studien" und der köstliche, unfaßbar reiche Auszug aus *Hebbels* Schriften, den Wilh. v. Scholz besorgt hat und der der Anfang einer großen „Deutschen Dramaturgie" sein soll; wir sehen ihr mit Ungeduld entgegen. *H. Dinger* hat durch eine zweibändige Werbeschrift der Dramaturgie eine Lehrkanzel in Jena erobert. *C. Werders* Vorlesungen wie auch *Gregoris* Hamlet-Analyse (im „Schaffen des Schauspielers") wenden sich an den Darsteller. *Kilians* „Dramaturgische Blätter" dürfen wir auch nicht übergehen.

Die Geschichte des deutschen Theaters und der Schauspielkunst gipfelt noch immer in *Ed. Devrients* grundlegendem Werke, das neuerdings wieder zu einem erschwinglichen Preise zu haben ist; wissenschaftliche Unantastbarkeit freilich kann man ihm nicht mehr zusprechen. Kurz und nüchtern umschreibt auch *Proelß* das Gebiet; beide fußen auf *Prutzens* bahnbrechenden Vorlesungen. *J. Hart* greift mit Geschick in fremdländische Theaterverhältnisse hinein. Das 19. Jahrhundert hat *Martersteig* in rationalistischer Art behandelt; er wies das Theater in die von der Allgemeinkultur gezogenen Grenzen, die es sonst gern einmal durchbricht. Schon 1858 hat *Hase* über das Geistliche Schauspiel Studien gemacht, die erst jetzt durch den Franzosen *Cohen* ergänzt und korrigiert worden sind; dem deutschen Singspiel ist frühzeitig in *Schletterer* sein Historiker und Anthologe geworden, dem englischen neuerdings in *Bolte*. Der vornehmste Anteil an der Aufhellung der alten Theaterzustände gebührt *B. Litzmann*, der uns nicht nur den großen Schröder biographisch nahegebracht (Lebensgeschichte, noch unvollendet; ferner Briefe an Gotter), sondern vor allem eine Schar junger Gelehrter zu seinen „theatergeschichtlichen Forschungen" (seit 1891) herangezogen hat. Diese Sammlung, deren Einzeltitel aus der Liste zu ersehen sind, hat zwar kaum ihresgleichen in der Welt, kann sich aber doch nicht durchsetzen, weil Publikum und Schauspieler jedem ernsteren Rückblicke abhold sind. Die ersten sieben Jahre des Erscheinens haben uns sechzehn Bände geschenkt, die letzten zehn Jahre nur drei. Angesichts des vielfältigen, unbearbeiteten, überall verstreuten Stoffes für die Theatergeschichte kann nicht laut und dringend genug zur Unterstützung des Litzmannschen Unternehmens aufgerufen werden. An gleicher Teilnahmslosigkeit leidet auch *Hagemanns* bequeme und billige Monographiensammlung „Theater", die gar nicht mehr vom Fleck will; und nur die „Gesellschaft für Theatergeschichte", die sich einer keck auffordernden Propaganda erfreut,

fristet ein erträgliches Leben, an dem manch fruchtbares Zweiglein sprießt. Noch gehört *Genées* sachliches Buch über die „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels" hierher und *Eisenbergs* — leider unzuverlässiges — „Lexikon der deutschen Bühne", das hoffentlich bald einmal mit den Ergebnissen der Wissenschaft verglichen wird.

Wertvolle Lebensdarstellungen einzelner Bühnenkünstler sind nicht häufig da: außer Litzmanns *„Schröder"* muß Meyers zeitgenössische Arbeit über den größten deutschen Schauspieler genannt werden; Reden-Esbeck hat uns die *Neuberin*, Gaehde den *Garrick*, Stümcke die *Corona Schröter* geschildert, Rötscher gab Aufschluß über *Seydelmann*, Houben über *Emil Devrient*, Therese Devrient über ihren Gatten *Eduard* und seinen Kreis; unsre Liste nennt noch die Monographien über *Uhlich, Schönemann, Klingemann*, die *Schröder-Devrient, Niemann, Mitterwurzer, Malkowsky* und *Kainz*; *Iffland, Schreyvogel, Anschütz* und *Laube* haben eigene Erinnerungen hinterlassen.

Fast jede Stadt und jedes Städtchen haben ihre Theatergeschichte aufgezeichnet; *R. F. Arnold* hat diese Bibliothek in einer Broschüre dankenswert geordnet; er geht bis aufs Jahr 1830 zurück. Darüber hinaus unterweisen uns Notizen im *„Neuen Deutschen Theater-Almanach"* von 1893, *Weddigens* „Geschichte der Theater Deutschlands" (nicht einwandfrei!), *Büchtings* „Bibliotheca theatralis" (1867) und *Spemanns* „Goldenes Buch des Theaters". Wenn wir unten ein paar lokalgeschichtliche Theaterbücher einzeln anführen (*Berlin, Wien, Hamburg, München, Braunschweig, Weimar, Düsseldorf, Prag, Meiningen, Gotha, Danzig, Oberammergau*), so liegt der Grund bald in dem ungewöhnlich sachlichen, bald in dem besonderen kulturgeschichtlichen Werte der Bücher. Auch sind darin die Lebensläufe der bedeutenden Bühnenkünstler eingewoben, die ihrer Sonderbiographie noch harren. — Wie es im griechischen und römischen Theater aussah, lehrt *Körting* am besten, in welcher Umgebung *Shakespere* spielte, schildert *Wegener*; durch *Creizenachs* „Geschichte des modernen Dramas" erfahren wir Sicheres über theatralische Dinge, die vor der Reformation liegen. Sonst sind noch die „Shakespere-Jahrbücher" nachzuschlagen und die zahlreichen biographischen Werke über *Shakespere, Calderon* und *Lope, Molière*.

Als Jurist ist *Opet* den Theaterverhältnissen zu Leibe gegangen, als guten Kenner der Trachten heben wir *Hottenroth* heraus; doch genügen einfacheren Ansprüchen schon *Quinckes* oder *Bruno Köhlers* wohlfeile Kostümkunden.

Das gegenwärtige Tun und Lassen an der Bühne wird in Aufsätzen und Büchern fleißig besprochen. Rein statistisch arbeitet der *„Deutsche Bühnen-Spielplan"*, der Opern, Operetten, Singspiele, Ballette, Pantomimen, Schauspiele, Lustspiele usw. alljährlich nach Städten, Tonsetzern und Dichtern zusammenstellt; ästhetische Werte walten vor in den Arbeiten von *J. Bab, Czerwinka, Gregori, Hagemann, Kilian* und *Th. Lessing*, psychologische in *Martersteigs* Problemstudie, doch findet auch die Technik der Bühne und des Schauspielers darin ihren Niederschlag; über die Beleuchtung kann man *H. Hannsen* hören, über die Drehbühne ihren Erfinder *Lautenschläger*.

Die Vorbildung des Darstellers geschieht am besten unter den Augen eines Schauspielers, der pädagogische Begabung hat. Die vielen Lehrbücher von *Rötscher, Hey, Hermann, Oberländer, Winds, Possart* versagen beim Selbstunterricht. Die Einheitlichkeit der Bühnenaussprache ist auf dem Wege zur Regelung, die verheißungsvollsten Schritte dazu hat *Siebs* getan. Dem *Liebhabertheater* dient die 37. Flugschrift des *Dürerbundes*; sie bringt eine Auslese von 200 würdigen Stücken nnd die freundlichste Anleitung, die denkbar ist.

Bücher über das Opernwesen werden im „Ratgeber" unter „Musik" angeführt.

Hauptwerke:

Creizenach, Gesch. d. mod. Dramas, 3 Bde. m. Reg. (Niemeyer) . . . 45.60
Devrient, Gesch. d. dtsch. Schauspielkunst, 2 Bde. (Elsner) . . . 25.—
Fontane, Causerien üb. Theater (Fontane & Co.) 6.—
Gregori, Schauspieler-Sehnsucht (Callwey) . geh. 3.50
Hebbel, Dramaturgie, ausgew. von Scholz (Müller, M.) . . . 6.—
Kilian, Dramat. Blätter (Müller, M.) 8.50
Martersteig, Theater im 19. Jahrh. (Breitk. & H.) . . . 16.50
Theaterstücke für Dilettantenbühnen, hrsg. vom Dürerbund (Callwey) . . . geh. —.50

Neue Erscheinungen:

Arnold, Bibliographie d. d. Bühnenwesens (Stern, W.) . . . geh. 1.—
Bab, Kritik der Bühne (Oesterheld) . . . geh. 3.—
Hannsen, Technik d. Bühnenkunst (Xenien) . . 3.—
Lessing, Theater-Seele (Priber & L.) 3.50
Possart, Kunst d. Sprechens (Mittler & S.) . . . 4.75

MUSIK

Schwieriger als auf den meisten anderen ist das Ratgeben auf musikalischem Gebiete. Nirgends sind Ordnungen und Urteile so sehr von subjektivem Fühlen und Ermessen abhängig wie hier, und nirgends ist das apodiktische Urteil auch bei Laien so ausgebreitet, wie in musikalischen Fragen.

Wir begnügen uns im wesentlichen mit Listen. Aber unsere Listen sind keine bloße Zusammenstellung dessen, was uns zufällig bekannt geworden ist. Schon die Listen stellen eine Auswahl dar aus dem Überreichtum an Notenwerken, den es gibt. Über die Gesichtspunkte, nach denen die Auswahl getroffen ist, findet man vor einzelnen Abteilungen noch besondere Bemerkungen. Nicht immer können wir die wohlfeilsten, nicht immer die wissenschaftlich besten, d. h. die horrend teuern Gesamtausgaben oder Teile davon empfehlen; wer das Musikleben verfolgt, weiß, wie viel verschiedene Ansprüche an die Ausgaben der Meisterwerke gestellt und von wie verschiedenen Gesichtspunkten aus sie unternommen werden. Nicht allein *Riemann*, der große Neuerer der Notenschreibweise, sondern noch viele andere haben sich theoretisch und praktisch betätigt. Im allgemeinen darf man denen, die sich eine leidliche Technik und sicheres musika

lisches Empfinden erworben haben, jede Ausgabe in die Hand geben, wenn sie gut gedruckt ist. Wer aber noch der Leitung bedarf, der nehme die Ausgaben von *Bülow, Liszt, Riemann* und ähnliche in die Hand.

Daß wir in der Auswahl der Komponisten, deren Werke wir „empfehlen", nicht eine Parteimeinung vertreten, erscheint selbstverständlich. Man findet Brahms und Hugo Wolf, Mendelssohn und Wagner. Wir versuchen nur, aus ihren Gesamtwerken hier und da Unwichtiges auszuscheiden. Damit kann nicht gesagt sein sollen, daß die etwa nicht angeführten Werke eines Bach, Mozart, Beethoven, Haydn, Schumann wertlos seien. Unser Ratgeber ist aber nicht für Liebhaber, die ja ohnehin durch jeden Händler Prospekte der Gesamtausgaben bekommen können; er soll nur hinführen zu den bedeutendsten Schätzen der Literatur, zu den charakteristischsten Werken der Meister.

Sehr schwierig ist diese Auswahl aus den Werken der Lebenden. Von vielen haben wir nicht den Abstand, der allein ein sicheres Urteilen erlaubt. So führen wir lieber zu wenige als zu viele auf. Urteile finden Musikfreunde ja in Zeitungen und Zeitschriften genug. Hören (in Konzerten) kann wenigstens der Großstädter oft mehr von jenen, als er erfährt, und so wird er im allgemeinen die Möglichkeit haben, sich zu entscheiden, was ihm zusagt, was nicht. Einige Hinweise geben unsere besonderen Einleitungen. Noch einmal wie in früheren Ausgaben ist das ganze große Gebiet nach Instrumenten eingeteilt. Wir hoffen, bei der nächsten Ausgabe andere Gesichtspunkte durchführen zu können und die Schwierigkeiten zu überwinden, die darin liegen, daß unmöglich ein Bearbeiter alle Unterabteilungen gleichmäßig beherrschen kann. Auch unsere Listen sind nicht in allen Einzelheiten vollständig — bei dem Mangel eines großen Musikkataloges ein wohl verständlicher und schwer zu bessernder Fehler. Für jede Unterstützung in der Besserung werden wir unseren Lesern dankbar sein.

* * *

Wo kein Verlag angegeben erscheint, gehört das Werk dem in der Liste zuletzt genannten Verlag an. Bearbeitungen sind durch einen * kenntlich gemacht. Besondere Abkürzungen: B. B. = Bote & Bock in Berlin. — M. Co. = Marquardt & Co. — Br. = Breitkopf & Härtel in Leipzig. — E. R. = Eisoldt & Rohkrämer in Berlin. — Hausmusik = Hausmusik des Kunstwarts (München, Callwey). — L. K. = Lauterbach & Kuhn in Leipzig. — P. = Peters in Leipzig. — P. M. = Präger & Meier, Bremen. — R. B. = Rieter-Biedermann in Leipzig. — R. E. = Ries & Erler in Berlin. — Sch. L. = Schuster & Löffler in Berlin. — St. = Edition Steingräber in Leipzig. — U. = Universaledition in Wien.

KLAVIERMUSIK

Die Kunst des Klavierspiels ist heute bei weitem die verbreitetste musikalische Fertigkeit. Lassen wir die besonderen Zweige der Salon- und Virtuosenmusik beiseite, so scheiden sich die Pianisten in eine große Mehrheit, der die melodisch akkordische Schreibweise der Klassiker und Romantiker am besten liegt, und eine bedauerlich kleine Minderheit, welche auch den polyphonen Stil beherrscht. Das Klavierspiel zu vier Händen verdient nicht nur als die einfachste Form geselligen Musizierens und um seiner großen erzieherischen Werte willen eine ausgedehntere Pflege, als ihm gemeinhin zuteil wird, sondern auch darum, weil es den Genuß komplizierter Orchesterwerke leichter erschließt. Reich und vielgestaltig ist aber auch die eigens für das Klavierspiel geschriebene Literatur. Aus der vor Bach liegenden Zeit wird dem Liebhaber von heute eine Auswahl des Besten genügen, sowohl von den Deutschen *(Frohberger, Krebs, Kuhnau, Kerll)*, wie von den Romanen *(Couperin, Rameau, Scarlatti)*. Doch sind ihre Werke auch meist einzeln gesammelt und herausgegeben worden. Von den großen Meistern wird wohl *Beethoven* heute ungebührlich vorgezogen und vergöttert, — ungebührlich, d. h. auf Kosten *Händels, Haydns* und *Mozarts*. Neben *Bach*, über dessen überragende, zeitlose Bedeutung eine unter Musikern sonst seltene Einigkeit herrscht, sollte man seine talentvollen Söhne *Philipp Emanuel* und *W. Friedemann Bach* wenigstens nicht ganz übersehen. Von Beethovens Zeitgenossen möge man nicht vergessen *Muzio Clementi*, der außer der reizvollsten Lehr- und Übungsmusik auch tiefgefühlte und feingeformte Sonaten geschrieben hat. Auch *Schubert* — bedauerlich, daß man's heute noch betonen muß! — hinterließ fünf über die Maßen herrliche und reiche Bände Klaviermusik. Hört man einmal *Webers* Klaviermusik (nicht nur die „Aufforderung zum Tanz") gut gespielt, so erstaunt man wohl, wieviel Schätze auch in ihr verborgen sind. *Schumann* und *Chopin* sind hinlänglich bekannt. *Mendelssohn* hatte lange unter dem Überdruß einer älteren und dem Vorurteil einer jüngeren Generation zu leiden. Es ist an der Zeit, seiner großen Kunst, seiner ehrlichen Liebenswürdigkeit und männlichen Schönheit wieder zu gedenken. Nicht nur „Schumannianer", sondern eigene, reiche, phantasievolle Naturen waren *Volkmann, Jensen*, der geistreiche *Stephen Heller* und der melancholische, kunstreiche, im Kleinen große *Kirchner*, auch *Karl Reinecke*, der liebenswerteste Musiker für Kinder, sollte nicht übersehen werden. Mit wenigen Proben wird man feststellen können, ob man ein Verhältnis zu *Brahmsens* technisch meist ziemlich schwierigen Werken finden kann. Nicht anders steht es mit *Liszt*, der wegen der Schwierigkeit seines Klaviersatzes in Konzerten häufiger, im Hause noch weniger gespielt wird als Brahms. — Von Lebenden haben nur wenige für Klavier Bedeutendes geschrieben. Bleibendes wohl nur *Felix Draesecke*. Es seien ferner *Heinrich Schulz-Beuthen* (Alhambra-Sonate), der feinsinnige *Thuille* und auch *Richard Strauß* genannt, obgleich seine Hauptbedeutung zweifellos nicht auf dem Gebiete der Klavierliteratur liegt. *Max Reger* beginnt nach und nach sich durchzusetzen und abermals wiederholt sich das alte Parteienspiel. Eins ist als sicher anzunehmen: an Kunst des Satzes, an Kühnheit der harmonischen Umdeutung, an Fertigkeit in Variation, Fugierung usw. hat dieser Bach-Brahms-Fortsetzer nicht seinesgleichen. Ob der seelische Gehalt seiner meist eminent schwierigen Werke diesem Können entspricht, wird erst die Nachwelt entscheiden. Von Ausländern haben uns wohl außer *Edvard Grieg* nur die Slawen und Romanen dauernden Gewinn gebracht, voran der Russe *Tschaikowsky*, neben dem etwa noch *Rebikoff*

zu nennen ist. Viel zu wenig gekannt sind in Deutschland aber die Böhmen *Smetana, Dvořak* und vor allem *Zdenko Fibich*, deren leidenschaftlich heiße und andererseits träumerisch weiche, stets nationalstarke Musik unserer besten gleichzeitigen ebenbürtig ist. Von den Romanen sollte man wohl *Enrico Bossi, Martucci, Sgambati* hier nicht vergessen, ebenso *César Franck, Saint-Saëns* und den jungen Neuerer *Claude Debussy*. Von Büchern über Klaviermusik sei *Bies* Buch trotz seines prickelnden Geistreichtums und *Eschmann-Ruthardts* kleiner aber inhaltreicher und zuverlässiger Führer genannt.

Klaviermusik zu zwei Händen

Alte Meister, hrsg. v. Günther, 2 Hfte. (Hausmusik) je 1.50
— hrsg. von E. Pauer, 3 Bde. (Br.) je 6.50
Bach, Gesamtausg., 7 Bde. (Steingräber) je 2.— b. 3.—
— Das wohltemperierte Klavier (St.) I. 2.—, II. 3.—
— Klavierwerke, Bd. I (P.) 2.—
— Französ. Suiten (Litolff) 1.—
— Supplementband (P.) 3.—
*— D-moll-Konzert 1.20
*— Orgelkompositionen. Einger. v. Liszt, 2 Bde. je 1.50
*— Choralgesänge, 2 Bde. je 3.—
Bach, W. Fr., Zwölf Polonaisen (U.) 1.20
*— Orgelkonzert, D-moll, bearb. v. Stradal (Br.) 3.—
Beethoven, Sämtl. Klavierwerke, 5 Bde., hrsg. v. Bülow, Liszt, Lebert (Cotta) I, II. u. IV. je 7.— III. 5.—, V. 9.—
— Sonaten, 5 Bde. (St.) je 1.20 zus. 6.—
— Variationen, 2 Bde. je 1.20
— Leichteste Kompositionen (P.) 1.—
— Bagatellen op. 119, 126 (Br.) je 1.—
*— Neun Symphonien, bearb. v. Liszt, 2 Bde. je 4.50
Auch einzeln: Nr. I-VIII je 1.50, Nr. IX 2.—
*— Sämtl. Ouvertüren (P.) 1.50
*— Streichquartette, 4 Bde. (Litolff) je 3.—
Bossi, Verschiedene Klavierwerke (bei Rieter-Biedermann u. Carisch & Jänichen).
Brahms, Sonate op. 1 (Simrock) 5.—
— — op. 2 Fis-moll 5.—
— Sonate op. 5 (Senff) 4.50
— Scherzo op. 4 (Simrock) 3.—
— Balladen op. 10 4.—
— Variationen über ein Thema von Schumann 3.50
— — über ein Thema von Händel op. 24 4.50
— Rhapsodien op. 79 4.—
— Klavierstücke op. 116 I. II, 117—119 je 4.—
***Bruckner,** Adagio a. d. Quintett (Gutmann) 1.50
*— Symphonie III (Doblinger) 12.50
*— Symphonie IV 8.—
*— Adagio a. d. VII. Symphonie (Gutmann) 3.—
Chopin, Sämtl. Klavierwerke, 3 Bde. (P.) je 4.—
— Ausgew. Kompositionen (St.) 1.10
Clementi, Ausgew. Klavierwerke, 2 Bde. (Cotta) je 6.—
— Gradus ad Parnassum, hrsg. v. Tausig (Heinrichshofen) 2.—
— Sonatinen (P.) 1.—
Couperin-Album (Br.) 1.50
Debussy, Estampes (Durand) 4.—
Draeseke, Sonate op. 6 (Rozsavölgyi) 6.—, op. 9 2.—
— Dämmerungsträume (B. B.) 1.50
— Was die Schwalbe sang (Kistner) 3.—
Dvořak-Album (U.) 4.50
Fibich, Stimmungen (F. A. Urbanek) 22 Hefte je 3.— bis 7.—
Fischer, J. C., Ausgew. Klavierstücke (Hausmusik) —.60
Frobergeriana (Senff) 2.—
Grädener, H., Stimmungen, 3 Hfte. (Doblinger) je 1.50
Grieg, Lyrische Stücke op. 12 (P.) 1.—
— Sämtl. lyrische Stücke 10.—
— Sechs poet. Tonbilder op. 3 1.—
— Tänze u. Volksweisen op. 17 1.50
— Sonate op. 7 2.—
— Nordische Weisen op. 63 1.50
— Norwegische Volksweisen op. 66 2.—
Händel, Klavierwerke, 2 Bde. (Cotta) je 3.—
— Suiten, 2 Hfte. (Litolff) je 1.20
— Die ersten Studien (P.) 1.50
Hasse, Ausgew. Werke (Br.) 3.—
Haydn, Die zehn beliebtesten Sonaten (Litolff) 1.50
*— Zwölf Symphonien, 2 Bde. (Br.) je 2.—
*— Fünfzehn Streichquartette, 3 Bde. (Litolff) je 2.—
Heller, Stephen, op. 77 Saltarello (Br.) 2.—
— Pianofortewerke, Bd. II op. 86, 126, 136 6.—
— Präludien op. 81, 3 Hfte. je 2.—
— Präludien op. 119 3.—
— Fliegende Blätter op. 123 3.—
— Tarantella op. 137 Nr. 2 2.—
— Ständchen op. 131 Nr. 1 1.—
— Lieder op. 120 Nr. 4 —.60
Horn, Camillo, Sonate (Rörich) 3.60
Jensen, Wanderbilder, 2 Hfte. (P.) je 1.50
— Erinnerungen 2.—
— Erotikon (R.) 8.—
Kienzl, Dichterreise, 2 Hfte. (B. B.) je 4.—
Kirchner, Aquarellen, I. Hft. (P.) 1.50
— Albumblätter op. 7 (R. B.) 2.50
— Präludien op. 9 3.50
— Lieder ohne Worte op. 13 4.—
— Album (Hofmeister) 6.50
Kjerulf, Klavierwerke (P.) 1.50
Lanner, Walzeralbum (U.) 1.—
Liszt, H-moll-Sonate (Br.) 4.—
— Années de pélérinage (Schott) I. 12.50, II. 10.50, III. 10.—
— Weihnachtsbaum, 3 Hfte. (Fürstner) 5.—
— Album (Schlesinger) 3.—
— Consolations (Br.) 4.—
*— Symphonische Dichtungen, 2 Bde. je 7.50
*— Faust-Symphonie, bearb. v. Stradal (Schuberth) 12.—
*— Dante-Symphonie (Br.) 6.—
*— 42 Lieder von Beethoven, Franz, Mendelssohn, Schumann, 2 Bde. (Br.) 5.—
*— Transkriptionen aus R. Wagners Opern 5.—
Mac Dowell, Waldidyllen (Schmidt) 4.—
— Seebilder 5.—
— Neu England, Idyllen 4.—
Mendelssohn, Ges.-Ausg. (Cotta) 5 Bde. je 3.40 bis 4.—
— Album (St.) 1.40
— Lieder ohne Worte 1.—
— Präludien u. Fugen op. 35 Nr. 1, 3, 5 (Br.) je —.60
— Variations sérieuses op. 54 1.—
*— Ouvertüren 1.50
Moscheles, Charakt.-Studien op. 95 (Br.) 1.50
— Sonaten u. Phantasien (Br. & H.) Urtext-Ausg., 2 Bde. je 3.—
Mozart, Sonaten (U.) 2.50
*— Ber. Symphonien (P.) 2.50
*— Haffner-Serenade (Br.) 1.—
Mozartbrevier (Hausmusik) —.60
P., J. v., Ländler (Hausmusik) —.60
Raff, Suite op. 72 (Sulzer) 4.—
— Suite op. 91 (P.) 3.—
Rameau, Suiten (St.) 1.60
— Le petit sourire (Hausmusik) —.30
Reger, M., Sieben Charakterstücke op. 32, 2. Hft. (U.) 3.—
— Aus meinem Tagebuche (L. K.) 2 Bde. je 2.—
— Zwei Sonatinen 2.—
— Zehn kleine Stücke op. 44 (Br.) 3.—
— Silhouetten op. 53 3.—
Riemann, Wie unsere Urgroßväter tanzten (Beyer) 1.50
Scarlatti, Achtzehn Klavierstücke. Ausw. v. Bülow (P.) 2.—
— Katzenfuge, bearb. v. Liszt (Schlesinger) —.80
Schubert, Pianofortewerke, 5 Bde. (Cotta) I/III. je 6.—, IV./V. je 7.—
— Sonaten (P.) 3.—
— Ausgew. Klavierwerke, 2 Bde. (St.) je 2.60
*— Symphonie C-dur (P.) 1.—
*— Symphonie H-moll (P.) 1.—
*— Soirées de Vienne. Bearb. v. Liszt, 2 Hfte. (P.) je 3.—
Schumann, Sämtl. Klavierwerke, 11 Bde. (St.) je 1.30
— Davidsbündler, Karneval, Jugendalbum, Albumblätter (P.) je 1.—
— Ausgew. Klavierstücke (St.) 1.50
— Waldszenen —.60
***Sibelius,** Finlandia (Br.) 3.—
Sinding, König Kristian-Suite, 3 Hfte. je 2.50
— Klavierstücke op. 24, 25, 31—39 (P.) je 1.— bis 2.—
Smetana, Skizzen op. 4 u. 5 (Hoffmanns Wwe.) je 2.50
— Polkas op. 7 u. 8 je 1.50

AUS „MATTHIAS GRUENEWALDS GEMAELDE UND ZEICHNUNGEN“, HRSG. V. HEINR. ALFR. SCHMID (VERLAG VON W. HEINRICH IN STRASSBURG I. E.)

MATTHIAS GRUENEWALD: DIE HEILIGE MAGDALENA

Digitized by Google

AUS H. WOELFFLIN, „DIE KUNST ALBRECHT DUERERS“ (VERLAG VON F. BRUCKMANN IN MUENCHEN) ◻ ◻ ◻ ◻

ALBRECHT DUERER: BILDNIS SEINER MUTTER ◻◻◻

Digitized by Google

Smetana Tänze, 5 Hfte. (F. A. Urbanek) . je 3.—
Strauß, Joh., (Vater), Auswahl d. beliebtesten Tänze (U.) . . . 1.—
— **Josef,** Album, 2 Hfte. (U.) . . . je 1.50
Svendsen, Vier norwegische Rhapsodien (Hansen) je 3.—
Tschaikowski, op. 37 Jahreszeiten (Hug) . . . 2.—
— Siebenundzwanzig Kompositionen (St.) . . . 2.50
— Six morceaux op. 19 (Rahter) . . . 5.—
— Kinderalbum op. 39 . . . 1.50
Volkmann, op. 27 (Schott) . . . 4.—
— Blumenstück op. 21 Nr. 5 (Rozsavölgyi) . . . 1.20
— Variationen über ein Thema von Händel op. 26 3.—
— Deutsche Tanzweisen (Rozsavölgyi) . . . 2.10
•— Serenaden op. 62, 63, 69 (Schott) . . je 1.75
•— Symphonie . . . I. 5.—, II. 5.25
— Lieder der Großmutter . . . 3.—
— Vier Märsche (Kistner) . . . 1.75
— Visegrád (Rozsavölgyi) . . . 6.—
Weber, Sämtl. Klavierwerke (P.) . . . 3.—
— Sonate C u. As (Litolff) . . . je —.80
— Aufforderung zum Tanz . . . —.30
•— Sämtl. Ouvertüren (P.) . . . 1.20

Klaviermusik zu vier Händen

Vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

ORGEL

Vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

STREICHMUSIK

(Wo nichts anderes bemerkt: mit Klavierbegleitung.)

Das Überwuchern des Klavierspiels bei den Musikliebhabern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat einen Rückgang der Pflege der Streichinstrumente nach sich gezogen, der im Interesse der musikalischen Kultur sehr zu bedauern ist. Besonders macht sich der Mangel an Cellisten geltend, was mit Unrecht auf den Mangel einer die Erlernung lohnenden Literatur zurückgeführt wird. Denn diese Literatur ist reich genug, ganz abgesehen von den Bearbeitungen von Geigen- und Hornmusik. Über die Geschichte der Violine und des Cellos unterrichten die Bücher von *Wasielewski.*

Für Violine

Abaco, Zwölf Solosonaten (Br.) . . . 6.—
Albumblätter, Melodien alter Meister (Sulzer) . 1.— bis 1.30
Andreae, Sonate op. 4 (Schott) . . . 7.50
Aus alten Zeiten. Sammlung kl. Stücke alter Meister (Br.) . . . 3.—
Bach, J. S., Sechs Sonaten f. V. allein (Br.) . . 1.50
— Sechs Suiten f. V. allein . . . 2.—
•— Sechs Sonaten, bearb. v. Schumann . . je 1.—
— Konzerte A- u. E-moll . . . je 1.50
— Chaconne . . . 1.—
— Air aus der D-dur-Suite (Weinberger) . . . 1.50
— Invention in D (Hausmusik) . . . —.90
— Sonaten u. Partiten f. V. allein (B. B.) 2 Hefte je 3.—
Bach, P. E., Zwei Sonaten (R. B.) . . . je 4.—
Beethoven, Sonaten, 2 Bde. (Br.) . . . je 2.50
— Konzert . . . 1.—
— Zwei Romanzen op. 40 u. 50 . . . 1.—
Bendel, Fr., Op. posth. Nr. 1 (Challier) . . . 9.—
Bossi, Sonate (Br.) E-moll . . . 6.90
— Sonate op. 117 (Kistner) . . . 7.50
Brahms, Sonaten op. 100, 108 (Simrock) . . je 8.—
•— Konzert op. 77 . . . 10.—
•— Sonaten op. 78 u. 120 (Orig. f. Klarinette) je 8.—
Bruch, op. 26. Concert (Gmoll) (P.) . . . 4.—
Brüll, Sonate op. 78 (Wetzler) . . . 5.50
— Sonate op. 81 (Simrock) . . . 6.—
Corelli-Album (Litolff) . . . 1.50
Classische Violinmusik ber. Meister d. 17. u. 18. Jahrh. Hrsg. v. G. Jensen (Augener) je 1.— bis 1.50
David, Hohe Schule des Violinspiels, 2 Bde. (Br.) je 2.90
Draeseke, Szene f. V. u. Kl. (Forberg) . . . 3.—
Dvořak, Sonate F, op. 57 (Simrock) . . . 7.50
— Sonatine op. 100 . . . 6.—
— Romanze op. 11 . . . 3.—
— Ballade op. 15 . . . 3.—
— Romant. Stücke op. 74 . . . 2.50
•— Konzert op. 53 . . . 10.—
Fuchs, Alb., Drei Sonaten op. 36 (Simon) je 2.— bis 2.50
Gade, Sonaten A u. Dmoll (Br.) . . . je 4.—
Goldmark, Suite op. 11 Edur (Schott) . . . 6.25
— 2. Suite in Es, op. 43 (Simrock) . . . 5.—
Gouvy, Sonate (Br.) . . . 6.90
Grieg, Sonate op. 8 (P.) . . . 2.—
— Sonate op. 13 (Br.) . . . 3.—
— — op. 45 (P.) . . . 3.—
Händel, Sonaten, 2 Bde. (P.) . . . je 1.50
— Kammersonaten, hrsg. v. Seiffert (Br.) . je 1.80
— Sonate A (Br.) . . . 1.30
Hauptmann, op. 5 u. op. 23, Sonaten, 2 Hfte. (P.) je 2.—
Haydn, Sonaten (Br.) . . . 2.50
Huber, Sonate op. 18 (R. E.) . . . 9.—
— Sonate op. 67 (Siegel) . . . 6.—
Klassische Stücke aus Werken ber. Meister, 4 Bde. (P.) . . . je 2.—
Klassische Vortragsstücke, hrsg. v. Kross (Forberg) . . . je 1.—
Kiel, Sonate op. 51 (Simrock) . . . 8.—
Kleine Studien. Zwölf Sätze aus kl. Violinsonaten, hrsg. v. Moffat (Simrock) . . . —.80 bis 1.—
•**Lotti,** Aria (Hofmeister) . . . 1.25
Malling, Bilder a. d. Jahreszeiten op. 68 (Rahter) 5.—
Meisterschule der alten Zeit, hrsg. v. Moffat. 30 Stücke (Simrock) . . . je —.80 bis 2.—
Mendelssohn, Arnold, Drei Tonsätze op. 24 (Dreililien) . . . je 1.20 bis 2.25
•**Mendelssohn,** Konzert (Br.) . . . 1.—
Mozart, Achtzehn Sonaten (Br.) . . . 4.50
•— Konzerte in A u. Es (St.) . . . je 1.50
•— Konzert Nr. 7 (Br.) . . . geb. 4.—
Nardini, Sonaten (P.) . . . 1.50
— Adagio cantabile (Schuberth) . . . 1.—
Novak, V., Serenade (Hoffmanns Wwe.) . . . 2.40
Reger, Sonate op. 72 (L. K.) . . . 6.—
— Vier Sonaten f. V. allein op. 42, 2 Hfte. (U.) je 2.50
Rubinstein, Sonate op. 19 (Br.) . . . 5.—
— Sonate op. 13 (P.) . . . 2.—
Saint-Saëns, Sonate op. 102, Es (Durand) . . . 4.80
Scheinpflug, Sonate op. 13 (Heinrichshofen) . . . 6.—
Schubert, Sonatinen (St.) . . . 1.—
— Wildbacher Ländler (Hausmusik) . . . —.30
Schumann, Sonaten op. 105, 121 (Br.) . . je 1.—
Senaillé, Sonate (Schott) . . . 2.25
Sinding, Chr., Suite A-moll (P.) . . . 2.—
Sjögren, Sonate H-moll (Br.) . . . 5.—
Smetana, Aus d. Heimat, 2 Hfte. (P.) . . je 1.50
Spohr, Salonstücke op. 145 Nr. 5 (P. Nr. 1097) 1.—
•— Konzerte (P.) . . . je 1.50
Strauß, Rich., Sonate op. 18 (U.) . . . 6.—
•— Konzert op. 8 (U.) . . . 6.—
Tartini, Sonaten, 3 Bde. (P.) . . . je 1.50
— Sonate G-moll (Leuckart) . . . 1.50
•**Tenaglia,** Aria (Sulzer) . . . 1.30
•**Tschaikowsky,** Konzert op. 35 (P.) . . . 1.50
Veracini, Sonate E-moll (Hausmusik) . . . 1.20
Vorstudien z. hohen Schule d. Violinspiels. Leichte Stücke aus Werken ber. alter Meister (Br.) 4.—
Weber, C. M., Sechs Sonaten (Schuberth) . . . 1.50
•**Wagner, Rich.,** Albumblatt (Siegel) . . . 2.—
Wolff-Ferrari, Sonate op. 1 (Rahter) . . . 6.—

Für Viola (Bratsche)

•**Bach,** Gavotte u. Rondo (Simon) . . . 1.30
•**Beethoven,** Romanzen op. 40, 50 (P.) . . . 1.50
•— Hornsonate (Br.) . . . 1.—
Bossi, Romanze op. 89 (Br.) . . . 1.30
Bowen, Sonate C-moll (Schott) . . . 7.—
Grützmacher, Drei Romanzen op. 19 (Kahnt) . . 1.50
Kirchner, Acht Stücke op. 79, 4 Hfte. (Hofmeister) je 2.50

Rubinstein, Sonate op. 49 (Br.)		5.—
Schumann, Märchenbilder op. 113 (Br.)		1.—
*Spohr, Adagios Nr. 1—6 (Kahnt)	je	1.50
*Volkmann, Romanze op. 7 (Br.)		1.30

Für Violoncell

*d'Albert, Konzert op. 20 (Forberg)		6.—
Asioli, Sonate C (Senff)		6.—
Bach, J. S., Drei Sonaten (U.)		1.50
— Sechs Suiten (P.)		1.50
— Sechs Sonaten f. V. allein (Br.)		1.50
*— Air (Leuckart)		1.—
Bach, Ph. E., Sonate G-moll (P.)		1.50
— Konzert (Br.)		4.50
Beethoven, Sonate op. 69 (Br.)		2.60
— Zwei Sonaten op. 102	je	1.30
— Variationen		1.20
Birkenstock, Sonate E-moll (Simrock)		1.80
Blumer, Th., Sonate op. 23 (Kistner)		6.—
Boccherini, Sechs Sonaten (Senff)	je	3.—
*— Konzert (Br.)		4.50
Bossi, Romanze op. 89 (Br.)		1.30
Brahms, Sonaten op. 38 (Simrock) 5.—, op. 99		8.—
Buononcini, Sonate A (Schott)		2.—
Chopin, Sonate op. 65 (Br.)		1.—
*Corelli, Ber. Stücke (Litolff)		1.50
Cui, Cantabile u. Scherzando op. 36 (Rahter)	1.80 u.	2.30
*Dvořák, Konzert op. 104 (Simrock)		12.—
Draeseke, Sonate op. 51 (Forberg)		6.—
Dohnanyi, Sonate op. 8 (Schott)		5.—
Fitzenhagen, Suite op. 62		5.50
Forqueray, Zwei Sonaten (Augener)		1.—
Fuchs, R., Sonate op. 29 (Kistner)		6.—
Galliard, Sonate F (Simrock)		1.80
Galuppi, Sonate D (Augener)		1.—
Gasparino, Sonate B (Augener)		1.—
Geminiani, Sonate C-moll (Br.)		4.50
Grieg, Sonate op. 36 (P.)		3.—
Grützmacher, Hohe Schule des Violoncellspiels (Br.)		3.—
Händel, Sonate C (Senff)		2.50
Händel, Sonate B (Br.)		2.60
Haydn, Konzert D (St.)		1.80
Huber, Sonate op. 115 (Kistner)		7.50
— Romanzen op. 30		2.—
Jensen, Gustav, Sonate op. 12 (Augener)		3.—
Kiel, Sonaten op. 52 u. 67	je	7.—
Klassische Stücke, 4 Hfte. (P.)	je	2.—
Kuehnel, Zwei Sonaten (Dreililien)		3.—
*Lotti, Aria (Rahter)		1.50
Marais, Sonate C (Augener)		1.—
Marcello, Sonaten A, C, G, E-moll (Schott)	je 1.75 bis	2.—
— Sonaten G-moll, F (Augener)		1.—
Martini, Sonate A-moll (Augener)		1.—
Mendelssohn, Kompositionen f. V. (P.)		2.—
Negri, G., Sechs Originalkompositionen (Hug)	je 1.20 bis	3.—
Nicodé, Sonate op. 23 (Br.)		6.90
Pasqualini, Sonate A (Augener)		1.—
Pfitzner, Sonate op. 1 (Br.)		6.90
Pianelli, Zwei Sonaten D, F (Augener)	je	1.—
Porpora, Sonate F (Schott)		2.—
Reinecke, Sonaten op. 42 M. 4.50, op. 89		3.90
Rheinberger, Sonate op. 92		7.20
Romberg, Ber. Vortragstücke, 2 Hfte. (St.)	je	1.80
— Concertino op. 51 (P.)		2.—
Rubinstein, Sonate op. 18 (Br.)		5.—
Saint-Saëns, Sonate op. 32		5.60
Schenck, Suite D-moll (Br.)		4.50
Schubert, Sonate A-moll		3.—
Schumann, Phantasiestücke op. 73 (Br.)		1.—
— Stücke im Volkston op. 102		1.—
Simpson, Divisions C (Augener)		1.—
Strauß, Rich., Sonate op. 6 (U.)		4.—
Sulzer, Sarabande (Rahter)		1.—
Tartini, Konzert (Br.)		4.50
Tilliere, Sonate B (Augener)		1.—
Thuille, Sonate op. 22		8.—
Tricklir, Drei Sonaten (Schott) (Auch einzeln.)		3.25
Valentini, Sonate E (Schott)		3.25
Vandini, Zwei Sonaten (Augener)		1.—
Veracini, Sonate D-moll (Schott)		3.—
Volkmann, Romanze op. 7 (Br.)		1.50
Weber, Konzertstück		2.50
Wolfrum, Ph., Sonate op. 7 (U.)		3.—
Zipoli, Suite G-moll (Schuberth)		2.—

ENSEMBLE-MUSIK

Vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

GESANG

In Deutschland wurde im 17. und 18. Jahrhundert von Dilettanten sehr viel gesungen, besonders in akademischen Kreisen. *Heinrich Albert* als Schöpfer des deutschen Liedes und seine bedeutendsten Nachfolger (*Johann Adam Krieger*) haben eine sehr große, noch heute ernst zu nehmende Literatur hinterlassen. Leider ist nur weniges davon durch ausgewählte Neuausgaben weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

„Das deutsche Lied" unserer Zeit beginnt im Grunde mit *Schubert*. Mit der Kraft des geborenen Liedsängers faßt er genial alles zusammen und führt das Lied in allen Formen von vereinzelten Anfängen zur Höhe der Vollendung. Unermeßliche Schätze liegen in den zwölf Bänden noch verborgen. Auch von den großen Meistern, die ihm vorausgingen, von *Bach, Beethoven, Mozart* ist noch vieles natürlich lebendig, ist noch vieles unserem Fühlen und Leben eine wirkliche Bereicherung. — Die Ballade als unvergängliche Stilform hat *Löwe* geschaffen. Er, *Schumann, Mendelssohn* sind so weithin populär geworden, daß es wohl kaum der Worte über sie bedarf. Doch sollte man neben ihnen die schwächeren Persönlichkeiten *Jensen* und *Franz* nicht übersehen. Franz hat wirklich nicht nur „Die Heide ist braun" geschrieben. *Brahms'* tiefe Töne der Leidenschaft und breit geschwungene Melodien der Ruhe, seine kunstvollen und seine einfach schlichten Lieder finden von Jahr zu Jahr mehr begeisterte Anhänger. Viel zu wenig geschätzt und bekannt ist *Plüddemann*, der neben überlangen, langatmigen auch meisterhaft konzentrierte, in ihrer reinen, allem Konventionellen fernbleibenden melodischen Kraft fast über Löwe hinausweisende Balladen schrieb. Von *Hugo Wolf*, dem ersten Liedgenie seit Schubert, kennt man noch immer zu wenig. Die reine Fröhlichkeit der schalkhaften Hatemlieder, die melodische Süße und unbekümmerte Liebes-Eigenbrödelei seiner „Italienischen" — da ist noch manches zu „entdecken".

Von Lebenden verdient wohl nach Tiefe des Fühlens und Kraft des Ausdrucks *Hans Pfitzner* die erste Stelle. Wir haben an ihm zum mindesten einen, der nicht grübelt. Das tut auch *Schulz-Beuthen* nicht, dessen Lieder leider zu wenig bekannt sind; er hat die Kraft und Innigkeit der Beethovenschen Sprache auf das moderne Lied übertragen. Von Meister *Draeseke* nennt unsere Liste eine Reihe von Liederwerken, die wir um ihrer tiefgefühlten und kunstreich geformten Melodik alle empfehlen können. *Streicher* ist nach dem Erfolg seiner Wunderhornlieder etwas zurückgetreten. Mit Unrecht, dünkt uns, denn zum mindesten seine Hafislieder enthalten ebenso viel des Schönen und charakteristisch Wertvollen wie jene. *Reger* komponiert zumeist die dichterisch denkbar minderwertigsten Texte, und das wird einem andauerndem Erfolge seiner Lieder wohl am meisten im Wege stehen. *Richard*

Strauß schrieb neben dankbaren und feingefühlten auch effekthaschend-kokette Lieder; ob überhaupt wahrhaft Bedeutendes darunter ist, wie seine Freunde behaupten, kann erst eine spätere Zeit entscheiden. — Unsere Liste gibt übersichtshalber Volkslieder und Kinderlieder in besonderen Abschnitten.

Volkslieder

Altdeutsches Liederbuch. Bearb. v. Plüddemann (Hausmusik) . . . 1.50
Altfranzösische Chansons, 2 Hfte. (Hausmusik) je 1.50
Altniederländische Volkslieder, bearb. v. Röntgen (Br.) . . . 3.—
Aus den Alpen. Volkslieder, bearb. v. Kremser (U.) . . . 1.50
Böhme, Altdeutsches Liederbuch aus dem 12. bis 17. Jahrh. (Nur Melodien u. wissensch. Nachweise) (Br.) . . . geh. 20.—
Brahms, Deutsche Volkslieder, 7 Hfte. (Simrock) . . . je 4.—
Commersbuch, hrsg. v. Friedländer (P.) . . . 1.—
Dänische Volkslieder. Bearb. v. Boruttau (Hausmusik) . . . 1.50
Finnische Volkslieder. Bearb. v. Boruttau (Hausmusik) . . . 1.50
Friedrichs, Weltl. Gesangbuch (Br.) . . . 4.—
Lied, Das deutsche, hrsg. v. Reimann, 4 Bde. (Simrock) . . . je 3.—
Lied, Das deutsche geistliche, hrsg. v. Reimann, 6 Bde. . . . je 3.—
Liederschatz, Deutscher, hrsg. v. Erk, 3 Bde. (P.) je 3.—
Mandyczewski, Rumän. Lieder (U.) . . . 3.—
Neapolitan. Volkslieder, hrsg. v. Freytag (Br.) . 2.—
Norwegische Volkslieder, bearb. v. Boruttau (Hausmusik) . . . 1.50
Prochazka, Ludwig, Völkerstimmen, 5 Hfte. (Simrock) . . . je 4.—
Schwedische Volkslieder, bearb. v. Boruttau (Hausmusik) . . . 1.50
Ungarische Liebeslieder, (Rozsavölgyi) . . . 4.—
Ungarische Volkslieder, hrsg. v. Langer . . . 4.—
Volksliederbuch, Internationales, hrsg. v. Reimann, 3 Bde. (Simrock) . . . je 3.—

Kinderlieder

Dalcroze, Jaques, Volkskinderlieder u. Reigen, 3 Hfte. (Verl. d. südd. Monatsh.) . . je 3.—
Frey, M., Fünf Kinderlieder op. 15 (Hug) . . . 1.50
Friedrichs, Fünfzig deutsche Volkskinderlieder (Br.) . . . 2.—
Grünberger, Zwölf Kinderlieder (Br.) . . . 2.—
Hartmann, A., Kinderlieder (Leuckart) . . . 2.25
Höhne, Die Lieblingslieder unserer Kleinen, 2 Bde. (Kahnt) . . . je 4.—
Kienzl, Aus Onkels Liedermappe (Kahnt) . . . 5.—
Reineke, Kinderlieder. Gesamtausgabe, 2 Hfte. (Br.) . . . je 2.—
Taubert, Vierunddreißig Kinderlieder (P.) . . . 3.—
Volbach, Unser Liederbuch, ill. v. Zumbusch, 2 Bde. je 5.—

Kunstlieder

Ansorge, Sieben Gesänge (Dreililien) . . . 1.—
— Urworte op. 19 . . . 4.50
— Lieder op. 14 (Dencke) . . . 2.50
Anton, Dorflieder (Junne) . . . 2.—
Bach, Zwanzig geistliche Lieder, bearb. v. Franz (Leuckart) . . . 2.—
— Geistl. Arien und Lieder (Br.) . . . 4.—
Beethoven, Lieder u. Gesänge (U.) . . . 3.—
Berger, Wilh., Eiland f. Bariton (Forberg) . . 4.—
Brahms, Sechs Gesänge (Senff) . . . 3.—
— op. 3, 14, 19 (Simrock) . . . je 3.—
— op. 48, 85, 86, 96, 97, 105—107, 121 . je 4.—
— Vier Gesänge op. 43 (R. B.) . . . 3.—
— Magelonenromanzen op. 33 h. t. . . . je 6.—
— Lieder u. Gesänge, 2 Hfte., op. 59 4.50 u. 3.60
— Vier ernste Gesänge f. Baß op. 121 (Simrock) 4.—
Brückler, Sieben Gesänge (St.) . . . 1.—
Brüll, Lieder op. 87 (Doblinger) . . . 1.80

Bull, Der Sennerin Sonntag (Hausmusik) . . . —.60
Chopin, Lieder (Br.) . . . 1.—
Cornelius, Peter, Album (Br.) . . . 1.—
— Sämtl. Lieder, 2 Bde. . . . je 3.—
Courvoisier, Drei Gedichte op. 15 (Ries) . . . 2.—
Draeseke, Buch d. Frohmuts (Hoffarth. Dr.) . . 4.—
— Bergidylle (von Heine) . . . 2.—
— Ritter Olaf (von Heine) . . . 2.—
— Landschaftsbilder . . . 3.—
— Traum und Trost . . . 3.—
— Sechs vermischte Lieder, op. 28 . . . 3.—
— Zwei Balladen, 34 . . . 2.70
— Drei Gesänge von C. F. Meyer . . . 2.80
— Die traurige Krönung (Mörike) . . . 1.50
Fibich, Fünf Lieder (M. Urbanek) . . . 1.60
Franz, Rob., Liederalbum, 4 Bde. (P.) . . je 3.—
— Zwei Liederalbums (Leuckart) . . . je 3.—
— Fünfunddreißig Lieder (Br.) . . . 3.—
Grädener, Laß scharren deiner Rosse Huf (Hausmusik) . . . 1.20
— Vier Lieder op. 8 (Doblinger) . . . 1.50
Grieg, Album, 5 Hfte. (P.) . . . je 1.50
Hausegger, 32 Lieder (R. E.) . . . je —.80 bis 2.—
Horn, op. 8 (Kahnt) . . . 1.20
Jensen, Album (P.) . . . 3.—
— Album (Leuckart) . . . 3.—
— Span. Liederbuch, (Fr. Schuberth) h. t. . je 2.—
Liszt, Lieder, Gesamtausgabe (Kahnt) . . . 12.—
— Drei Sonette von Petrarca (Schott) . . . 2.50
Mahler, Lieder u. Gesänge, 2. u. 3. Hft. (Schott) 2.50
Mendelssohn, Felix, Ausgew. Lieder (Br.) . . . 1.—
— Arnold, op. 1, 5, 13, 15, 27, 28 (R. E.) je 1.— b. 2.—
Mikorey, Vier Lieder op. 10 (Alfr. Schmid) . . . 3.—
Mozart, Lieder (U.) . . . 1.—
Othegraven, Sechs Gedichte v. M. Greif, op. 27, Nr. 3 (Leuckart) . . . 1.20
Pfitzner, Gesänge op. 7 (R. E.) . . . je 1.— b. 1.50
— Drei Lieder op. 10 (Brockhaus) . . . 2.75
— Fünf Lieder op. 11 . . . je 1.20 b. 1.50
— Heinzelmännchen . . . 4.—
— Lieder op. 15, 1 u. 4 . . . je 1.50
— An den Mond op. 18 . . . 2.—
— Zwei Lieder op. 19 . . . 2.10
Reger, Schlichte Weisen op. 76, 2 Hfte. (L. K.) je 3.—
— Engelwacht op. 68, Nr. 4 . . . 1.20
Reichardt, Goethelieder (Eisoldt & Rohkrämer) . 2.—
Ritter, Alex., Schlichte Weisen (C. F. W. Siegel) 1.25
— Fünf Lieder op. 26 . . . 2.40
— Drei Gedichte (Kistner) . . . je 1.—
Rückauf, Lenz und Liebe op. 22 (Kistner) . . . 4.—
— Hinterm Zaun op. 15, Nr. 5 (Kistner) . . . 1.—
Schillings, Vier Lieder op. 2 (B. B.) . . . 2.50
— Glockenlieder (Forberg) Nr. 1—4 . . . je 1.50
Schindler, Lieder op. 3 u. 4 (Eisold & Rohkrämer) jede Nr. 1.— bis 1.50
Schubert, Vollst. Ausg. in 12 Bdn. (Br.) . je 3.—
— Lieder in 7 Albums (vom ersten Album nicht die Volksausgabe (P.) . . . je 3.—
Schumann, Lieder, 4 Bde. (Br.) . . . je 2.—
Sekles, Aus dem Schi-king (Rahter) . . . 3.—
Sinding, Lieder op. 55 (Hansen) . . . 5.—
Strauß, Richard, Lieder op. 19, Nr. 1, 2, 4 (U.) je 1.20
— Vier Lieder op. 27 . . . je 1.20 bis 1.50
— Lieder op. 29, Nr. 1, 2 . . . je 1.20
— Lieder op. 46, Nr. 1 (Fürstner) . . . 2.—
— Fünf Lieder op. 48 . . . je 1.60 bis 2.—
Streicher, Hafislieder, 6 Hfte. (Br.) . . . je 1.50
— Das Röschen (Hausmusik) . . . —.80
— 30 Lieder a. d. Knaben Wunderhorn (Br.) . . 6.—
— 6 Lieder a. d. Knaben Wunderhorn . . . 3.—
— 20 Lieder . . . 4.—
Umlauft, Vier Gesänge n. C. F. Meyer (Hausmusik) . . . 1.50
Volkmann, Sechs Lieder a. d. Wunderhorn (Schott) 2.—
— Lieder op. 52, Nr. 3 . . . 1.—
Vrieslander, Zweiundzwanzig Wunderhornlieder (Levy, auch einzeln) . . . 8.—
Wagner, Fünf Gedichte f. eine Frauenstimme (Schott) . . . 3.25
Weber, Lieder (U.) . . . 1.—
Werner, Th. W., Sechs Gesänge f. e. mittl. St. (E. R.) je —.80 bis 1.50
Wie die Alten sungen. Ein Liederbuch aus dem 18. Jahrh., hrsg. v. E. Günther (Hausmusik) . . . 2.40

Wolf, Hugo, Mörikelieder (P.) 15.—, kl. Ausg., 4 Bde. je 3.—
— Goethelieder 15.—, kl. Ausg. 4 Bde. je 3.—
— Italien. Liederbuch, 3 Bde. je 3.—
— Michelangelolieder 3.—
— Eichendorfflieder, 2 Bde. je 3.—
— Lieder nach versch. Dichtern, 2 Bde. je 3.—
— Span. Liederbuch, 4 Bde. je 3.—
— Aus der Jugendzeit (L. K.) 3.—

Balladen

Balladen aus keltischen Bergen, 3 Hfte. (R. B.) je 1.50
Kaun, Der Sieger, op. 37, Nr. 1 (Rahter) 1.—
Konta, Die Monduhr (Hausmusik) 1.20
Loewe, Carl, Gesamtausgabe, 17 Bde. (Br.) je 3.—
— Album (Schlesinger) 6 Bde. je 1.—
Pfohl, Ferd., Turmballaden (Seemann) 6.—
Plüddemann, Balladen, 5 Bde. (Schmid) je 4.—
— Jung Dietrich 1.50
Reiter, Josef, Balladen Nr. 1—21 (Bosw.) je 1.20 bis 2.—
Streicher, Nächtliche Jagd (Br.) 1.20
— Liebesdienst 1.20
— Große Wäsche 1.20

Gesänge mit obligatem Streichinstrument

Bach, Schlummert nun, ihr matten Augen, mit Violine (Hausmusik) —.90
Beethoven, Schottische Lieder mit V. u. Cello (L.) 2.50
Brahms, Zwei Gesänge f. Alt u. Viola op. 91 (Simrock) 4.50
Platte, Duett f. S. u. T. m. Violine (Schuberth) 1.25
Reineke, Zwei Lieder m. Violine op. 222 (A. P. Schmidt) 1.80
Selmer, Duett f. S. u. A. mit Cello, op. 46, Nr. 3 (C. F. W. Siegel) 1.—
Spohr, Sechs Gesänge f. e. mittl. St. mit Violine op. 154 (P.) 2—

LIEDER ZUR LAUTE (GITARRE)

Das lang verachtete volkstümliche Begleitinstrument der Gitarre bzw. der auf Gitarrenart bezogenen Laute gewinnt dank den theoretischen Bemühungen *Heinrich Scherrers* und dem praktischen Beispiel *Scholanders, Kothes, L. v. Wolzogens* u. a. wieder Boden in den gebildeten Kreisen, und man erkennt es als dasjenige an, das dem Volksgesang das natürlichste ist. Scherers Ausgaben alter deutscher Volkslieder (Callwey) erfordern fertige Spieler. Auch die von *Funk* gesetzten (Br.) tun das. Die Gitarrenlieder der Hausmusik sind meist einfacher gehalten. Nicht zu empfehlen sind die Liederbücher von *Schick*. Eingehende Verzeichnisse bekommt man von den genannten Verlegern kostenlos.

Kothe-Liederbuch (Hofmeister) 2.—
Ruch, H., Zwölf Lieder, 2 H. (Hofmeister) je 2.—

GESANGSDUETTE (MIT BEGLEITUNG)

Sopran und Alt

Brahms, Duette op. 20 (Simrock) 3.—
— Duette op. 61 u. op. 66 je 4.—
— Ballade op. 75, Nr. 2 1.50
Dvořak, Klänge aus Mähren op. 32 (Simrock) 4.50
— Vier Duette op. 20 u. op. 38 je 3.—
Frank, Kinderduette op. 14, 16 (Kistner) je 3.—
Grädener, Sechs Lieder op. 45 (Schuberth) 3.—
Händel, Duette Nr. 3, 5—11, hrsg. v. Franz (Leuckart) je 1.50 bis 2.—
— Sechs Duette (P.) 3.—
Hiller, Volkstüml. Lieder (Br.) 1.50
Jomelli, Geistl. Duett a. d. Miserere (Beyer) —.50
Kniese, Duette op. 6 (Hainauer) 2 Hefte je 2.50 u. 2.—
Krug, A., Vier Duette op. 45 (Forberg) je 1.—
Mendelssohn, Sechs Lieder op. 63 (Br.) 1.—
Prochazka, Duette (Feuchtinger) 1.80
Rückauf, Duette op. 11, Nr. 1, 3 (Kistner) je 1.—
Scarlatti, O soave consorto (Kistner) 1.—
Schumann, Mädchenlieder op. 103, 104 (Br.) je 1.—
Winterberger, Sechs slaw. Volkspoesien, 2 Hfte. (Kistner) 1.50 u. 1.—
Zenger, Fünf Duette op. 29 (Kistner) 3.—

Zwei Soprane

Brahms, Duett op. 75, Nr. 4 (Simrock) 1.50
Cherubini, Duette (P.) 1.50
Clari, Duett (Leuckart) —.75
Cornelius, Neun Lieder u. Duette, Hft. 3, Nr. 1, 2 (Br.) je 3.—
Gade, Die Nachtigall (Kahnt) 1.—
— Neun Lieder im Volkston (Br.) 1.50
Händel, Duette Nr. 1, 12 (Leuckart) 1.50 u. 2.50
Jomelli, Duett (Leuckart) 1.25
Pergolesi, L'estremo gagno (Kistner) 1.50
Porpora, Duett 1.50
Tschaikowsky, Duette op. 46, Nr. 1, 3, 4, 6 (Rahter) je 1.50 bis 2.25

Mezzosopran und Alt

Schmidt, H., Vier Duette op. 6 (Br.) 1.—
Schumann, Drei Duette op. 43 1.—
Selmer, Duette op. 45, Nr. 3, 4 (Siegel) zus. 1.75
— Duette op. 46, Nr. 2, 3. 1.— u. —.75

Sopran und Tenor

Brahms, Ballade op. 75, Nr. 3 (Simrock) 1.50
Dvořak, Duette op. 20, Nr. 1—3 3.—
Händel, Duette Nr. 2 (Leuckart) 1.50
Herzogenberg, Rispetti, 2 Bde. (B. B.) je 3.—
— Duette, 2 Hfte. (R. B.) je 4.—
Horn, Kamillo, Zwei Duette (Rörich) je —.65
Rückauf, op. 11, Nr. 2 (Kistner) 1.—
Schumann, Vier Duette op. 34 (Br.) 1.—
Tschaikowsky, Duette op. 46, Nr. 5 (Rahter) 3.—
Volkmann, Sechs Duette op. 67 (Schott) 2.—
Volkslieder, ges. v. W. Berger, 3 Hfte. (A. Stahl) je 3.—
Wilm, N. v., Drei Duette op. 101 (Leuckart) je 1.—
— Zwei Duette op. 106 je 1.—

Sopran und Bariton (Baß)

Cornelius, Neue Lieder u. Duette, Hft. 3, Nr. 3 (Br.) 3.—
— Duette op. 16 (Siegel) 3.—
— Drei Lieder op. 6 (Schott) 1.75
Händel, Duette Nr. 4 (Leuckart) 2.
Henschel, Gondoliera op. 38 (Rahter) 2.50
Mendelssohn, A., Zwei Duette (R. E.) 2.50
Krug, A., Zwei Duette op. 33 (Forberg) 2.—
— Vier Duette op. 28 (Kistner) je —.75 bis 1.—
Ritter, Liebesnächte (Schott) 6.—
Selmer, Duette op. 47 (Siegel) 2.—
Tschaikowsky, Duett op. 46, Nr. 2 (Rahter) 2.—
Umlauft, Fünf Duette op. 27 (Klemm) 4.—
Volkslieder, ges. v. W. Berger, 3 Hfte. (A. Stahl) je 3.—
Wilm, Drei Duette op. 101 (Leuckart) je 1.—

LIEDERSPIELE

Vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

OPERN

Schwer geschädigt wird das heutige Musikleben durch die künstlerisch in keiner Weise begründete Bevorzugung der Oper, und ganz besonders muß man es beklagen, daß diese Bevorzugung zum weitaus größten Teil ausschließlich *Richard Wagner* und gar so selten den Meisterwerken der Älteren: *Beethovens, Mozarts, Webers* und *Marschners* zugute kommt. Wir begnügen uns hier mit einer kleinen Liste, ohne weitere Hinweise auf einem Gebiet zu geben, wo vom persönlichen Geschmack das meiste abhängt, der nirgends verschiedener ist als hier.

Adam, Postillon (Senff) 5.—
d'Albert, Die Abreise (Brockhaus) 8.—
— Flauto solo (B. B.) 10.—
— Tiefland (B. B.) 20.—

Auber, Stumme v. Portici (P.) . . . . 6.—
— **Fra Diavolo** . . . . 5.—
— **Maurer u. Schlosser** . . . . 3.—
Beethoven, Fidelio (U.) 1.50
— **Egmont** (Br.) 1.50
— **Leonore** 7.50
Bellini, Norma (U.) . . . . 3.—
Berlioz, Die Trojaner, 2 Bde. (Br.) . . . . je 10.—
— **Benvenuto Cellini** . . . . 6.—
Bizet, Carmen (P.) . . . . 9.—
Blech, Das war ich (B. B.) . . . . 10.—
Boieldieu, Weiße Dame (P.) 2.50
— **Johann von Paris** . . . . 3.—
Cherubini, Wasserträger (P.) . . . . 3.—
Cimarosa, Heimliche Ehe (Senff) . . . . . . 6.—
Cornelius, Barbier von Bagdad (Br.) . . . . 5.—
— — — (Mottlsche Bühnenbearbeitung) (Kahnt) 8.—
— **Cid** (Br.) 7.50
Donizetti, Don Pasquale (Schlesinger) . . . . 10.—
Gluck, Orpheus (P.) . . . . 2.—
— **Alceste** . . . . 3.—
— **Iphigenie in Aulis**. Wagnersche Bearbeitung (Br.) . . . . 5.—
— **Iphigenie auf Tauris**. Rich. Straußsche Bearbeitung (Fürstner) . . . . 5.—
Götz, Der Widerspenstigen Zähmung (P.) . . 7.50
Gounod, Margarethe (B. B.) . . . . 12.—
Halévy, Jüdin (P.) . . . . 5.—
Heuberger, Opernball (Bosworth) . . . . . . 10.—
— **Barfüßele** (Brockhaus) . . . . 12.—
Lortzing, Wildschütz (Br.) . . . . 4.—
— **Zar, Waffenschmied** (P.) . . . . je 3.—
— **Undine** (U.) 4.80
Marschner, Heiling, Templer, Vampyr (P.) je 6.—
Méhul, Josef in Ägypten (P.) 1.50
Mendelssohn, Sommernachtstraum (Br.) . . . 1.50
Meyerbeer, Hugenotten (Br.) . . . . 6.—
— **Afrikanerin** . . . . 6.—
Mozart, Entführung (Br.) . . . . 2.—
— **Figaro** (mit Rezit.) (P.) . . . . 5.—
— **Cosi fan tutte** (mit Rezit.) (P.) . . . . . 4.—
— **Don Juan** (mit Rezit.) (U.) . . . . 4.—
— **Zauberflöte** (Litolff) 3.50
— **Titus** (Br.) . . . . 2.—
— **Idomeneus** 2.50
Nicolai, Lust. Weiber v. Windsor (U.) . . . . 4.—
Offenbach, Verlobung b. d. Laterne (B.) . . . 2.50
— **Hoffmanns Erzählungen** . . . . 16.—
— **Orpheus in der Unterwelt** . . . . 6.—
Pfitzner, Rose v. Liebesgarten (Brockhaus) . . 16.—
Puccini, Manon (Br.) . . . . 12.—
— **Bohême** (Ricordi) . . . . 12.—
Ritter, Der faule Hans (Kistner) . . . . 9.—
Rossini, Barbier von Sevilla (P.) 2.50
— **Tell** (Litolff) . . . . 6.—
Schillings, Ingwelde (Schuberth) . . . . . . 12.—
Schubert, Rosamunde (P.) . . . . 2.—
Schumann, Manfred (Br.) 1.50
— **Genoveva** . . . . 4.—
Smetana, Verkaufte Braut (B. B.) . . . . . . 15.—
— **Geheimnis, Kuß, Dalibor** (U.) . . . . . je 10.—
Spohr, Jessonda (P.) . . . . 4.—
Strauß, Joh., Fledermaus (Cranz) . . . . . . 12.—
— **Zigeunerbaron** . . . . 12.—
Strauß, Rich., Feuersnot (Fürstner) . . . . . 12.—
Urspruch, Das Unmöglichste von Allem (Cranz). 10.—
Verdi, Rigoletto (P.) . . . . 5.—
— **Troubadour** (P.) . . . . 5.—
— **Aida** (B. B.) . . . . 12.—
— **Falstaff** (Br.) . . . . 16.—
— **La Traviata** (P.) . . . . 5.—
Wagner, Holländer (Fürstner) 10.—, Tannhäuser 12.—
— **Lohengrin** (Br.) 15.—, Tristan . . . . 15.—
— **Rheingold** 10.—, Walküre 12.—, Siegfried, Götterdämmerung. (Erl. Ausg. v. Klindworth), Meistersinger, Parsifal (Schott) . je 15.—
Weber, Der Freischütz (Litolff) . . . . 2.—
— **Euryanthe** (Br.) . . . . 2.—
— **Oberon** 1.50
— **Preciosa** . . . . 1.—
Wolf, Hugo, Der Corregidor (Heckel) . . . . . 20.—

CHORMUSIK

Vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

ORATORIEN, KANTATEN

Chorwerke mit Instrumentalbegleitung (Klavierauszüge)

Bach, J. S., Matthäuspassion (P.) . . . . 3.—
— **Weihnachtsoratorium, H-moll-Messe** . . . je 3.—
— **Johannespassion** (Br.) 2.50
— **Kantaten** (P. od. Br.) . . . . je 1.50
(Darüber gibt es besondere Verzeichnisse)
— **Kantaten mit ausges. Accompagnement von Robert Franz** (Leuckart) . . . . je 1.50
Becker, B-moll-Messe (Br.) . . . . 8.—
Beethoven, Missa solemnis (Br.) 1.50
— **Messe in C** . . . . 2.—
Berlioz, Requiem (Br.) . . . . 3.—
— **Tedeum** . . . . 3.—
— **Fausts Verdammung** . . . . 5.—
— **Des Heilands Kindheit** . . . . 6.—
Bossi, Hohes Lied (Rieter-Biedermann) 7.50
— **Das verlorene Paradies** . . . . 8.—
Brahms, Deutsches Requiem (Rieter-Biedermann) 6.—
— **Schicksalslied** op. 54 (Simrock) 3.20
— **Gesang d. Parzen** op. 89 . . . . 3.—
— **Nänie** op. 82 . . . . 3.—
— **Triumphlied** op. 55 (Simrock) 4.50
Bruckner, Messen in E-moll (Doblinger) 7.—, in F-moll 12.—, 150. Psalm 4.—, (J. Groß) 5.—
— **Tedeum** (U.) . . . . 4.—
Cherubini, Requiem in D (M. Ch.) u. C (gem. Ch., P.) . . . . je 3.—
Draeseke, Requiem (Kistner) . . . . 10.—
— **Fis-moll-Messe** (Junne) . . . . 8.—
Dvořak, Requiem (Novello) . . . . 5.—
— **Stabat mater** op. 58 (Simrock) . . . . . . 6.—
Franck, César, Seligpreisungen (Brandus) . . 20.—
Händel, Messias, hrsg. v. Chrysander (Br.) . . . 3.—
— **Israel in Ägypten** (P.) . . . . 2.—
— **Josua** . . . . 2.—
— **Judas Makkabäus** . . . . 2.—
Haydn, Die Schöpfung (P.) 1.50
— **Die Jahreszeiten** 2.50
Hegar, Manasse op. 16 (Hug) . . . . 8.—
Henschel, Requiem op. 59 (Br.) . . . . 6.—
Herzogenberg, Erntefeier (Rieter-B.) . . . . 9.—
Köhler-Wümbach, Mädchen v. Kola op. 32 (Vieweg) 2.—
Liszt, Heilige Elisabeth (Kahnt) . . . . 6.—
— **Christus** (Kahnt) . . . . 8.—
— **Graner Messe** (Schuberth) . . . . 6.—
— **Psalm 13 u. 137** (Kahnt) . . . . 3.—
— **Missa choralis** . . . . 10.—
— **Prometheus** . . . . 6.—
Mendelssohn, Paulus, Elias (P.) . . . . . . je 2.—
— **Walpurgisnacht** . . . . 2.—
Mendelssohn, Arnold, Paria (R. & E.) . . . . 10.—
Mozart, Requiem (P.) . . . . 1.—
— **C-moll-Messe** (Br.) . . . . 6.—
Neff, Weihe der Nacht (Leuckart) Part. 2.—, St. je —.30
Pierné, Kinderkreuzzug (Kahnt) . . . . 6.—
Schubert, Messen in As u. Es (Br.) . . . . . je 3.—
Schumann, Requiem f. Mignon . . . . 1.—
— **Paradies u. Peri** (Br.) . . . . 3.—
— **Faustszenen** . . . . 3.—
— **Adventlied** . . . . 1.—
Sgambati, Requiem (Schott) . . . . 6.—
Taubmann, Deutsche Messe (Br.) . . . . 10.—
Tinel, Franziskus op. 36 (Br.) . . . . 16.—
Tuma, Passionsgesänge (Br.) . . . . Part. 3.—
Urspruch, Frühlingsfeier (Cranz) . . . . . . 6.—
Verdi, Requiem, Pezzi sacri (Ric.) . . . . . je 6.—
Wolf-Ferrari, Vita nuova (Rahter) . . . . . . 10.—
Wolfrum, Weihnachtsmysterium . . . . 8.—

SCHRIFTEN ÜBER MUSIK

Die früher kaum beachtete und beachtenswerte Buchliteratur über musikalische Fragen ist im letzten Jahrhundert Gegenstand einer umfassenden wissenschaftlichen Arbeit geworden. Über das Gebiet der Musikwissenschaft, über seine Teile und die wichtigen Streitfragen und Prinzipien orientiert fürs erste nur, aber trotzdem allseitig und gründlich *Hugo Riemanns* kleiner Grundriß, der auch eine historische

und eine Literaturübersicht gibt. Auskunft über alle erforderlichen Einzelfragen gibt vorzüglich *Groves* (englisch, 5 Bde.) und über die wichtigeren *Riemanns* „Musiklexikon". Die Grundlagen der Musikwissenschaft bilden Tonpsychologie (vgl. Abteilung Philosophie III) und physikalische Untersuchungen über Tonerzeugung, Instrumentenherstellung usf. Man kann für das letztere Gebiet die Bücher von *L. Riemann, Starke, Jonquière, Tyndall* empfehlen. In der Musikästhetik stehen sich, wie in aller Ästhetik, die ins Blaue hineinspekulierende und normierende Gefühlsästhetik und die empirisch feststellende psychologische Ästhetik gegenüber. In Gegensatz zu beiden — rückwärts zu jener, vorwärts zu dieser — stand der sogenannte Formalismus (Kant, Herbert, Hanslick), der den ästhetischen Wert wesentlich in einer — systematisch durchgeführten — Gesetzen entsprechenden Formbildung suchte. Im wesentlichen lebt und wird weiter leben die psychologische Ästhetik, obgleich sie bisher weniger bedeutende Vertreter hatte als die normative. Ein vielseitig unterrichtendes Werk über den heutigen Stand schrieb *Paul Moos*. Die psychologischen Ästhetiker erörtern die Musik meist im Rahmen größerer Werke (so *Fechner, Lange, Dessoir, Volkelt* und andere, vgl. Abteilung Philosophie).

Von Einzelwerken seien die von *Riemann, R. Hennig, Wallaschek* und *Engel* empfehlend genannt. Menschlich bedeutend und historisch interessant sind natürlich stets auch Männer wie *Hanslick, Herbert, Schopenhauer, Lotze, Hegel* usw. —

Älter als die meisten musikwissenschaftlichen Disziplinen ist die theoretische Musiklehre (Harmonielehre, Kompositionslehre, Kontrapunkt usw.). Nachdrücklich weisen wir hier auf die grundlegenden Werke *Hugo Riemanns* hin, die nicht immer populär, aber stets gediegen und zuverlässig, dabei wissenschaftlich exakt und logisch begründet aufgebaut sind. Von ihm datiert eine ganz neue Art und Form der Musiklehre; auch eine Geschichte der Musiktheorie hat er geschrieben. Aus den auf ihm basierenden Werken nennen wir noch die Harmonielehre von *Louis Thuille* und das geistvolle Buch von *Johannes Schreyer*. Historische Hinweise, für die uns der Raum mangelt, finden sich bei *Riemann* a. a. O., ebenso Werke über Gesang, Instrumentation usw. Vielleicht der wichtigste Teil der Musikwissenschaft ist die Musikgeschichte. Auch hier geben wir nur Hauptwerke, die einen allgemeinen Wert besitzen. Über Biographien und Monographien bitten wir die Liste zu vergleichen.

Ausgezeichnete Charakteristiken, Übersichten und biographische Abrisse findet man in den beiden Musiklexiken. Von umfassenden Musikgeschichten können wir *Ambros*' leider nicht vollendetes Werk und *Riemanns* eingehendes, sorgfältig und mit sicherem Urteil geschriebenes Handbuch empfehlen, von dem er selbst auch eine kleine Ausgabe veranstaltet hat. Das große Handbuch genügt auch zur Einführung in die spezielleren Gebiete (griechische, römische, mittelalterliche Musik usf.); es reicht zur Zeit bis 1600. Über das Generalbaßzeitalter schrieb *Wilhelm Langhans*, über die Anfänge der Oper unterrichten gut *Kretzschmar* und *Riemann*. Das klassische Werk der musikalischen Erläuterungsliteratur ist *Hermann Kretzschmars* „Führer durch den Konzertsaal", der auch in Einzelausgaben als „Kleiner Konzertführer" erschienen ist.

E. Naumanns reich illustriertes Werk fand früher in Dilettantenkreisen viel Freunde, wurde aber neuerdings von einem streng wissenschaftlich gerichteten jungen Musiker neu bearbeitet. Über neuere Musikgeschichte schrieb wiederum *Riemann*; auch wer ihm im ästhetischen Urteil hier nicht überall folgen kann, wird sein Buch niemals ohne gründliche Belehrung und Anregung aus der Hand legen. Von sonstigen Werken über Spezialthemen nennen wir als besonders empfehlenswert *Friedländers* „Deutsches Lied im 18. Jahrhundert" und *Rietschs* „Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts". Über Biographien, Briefe usw. vergleiche man unsere Liste.

Hauptwerke:

Ambros, Bunte Blätter (Leuckart) . . . . geh. 3.—
— Musikgeschichte. . . . I bis IV je 14.—, V 17.—
(Unvollendet, mehr für Fachleute.)
Beethoven, Sämtl. Briefe, 5 Bde. (Asch & L.) je 5.50
Berlioz, Literar. Werke, 10 Bde. (Breitk. & H.) je 6.—
Böhme, Altdeutsches Liederbuch (Breitk. & H.) geh. —.20
Bülow, Briefe u. Schriften, 7 Bde. (Breitk. & H.) je 6.— bis 8.—
— Ausgew. Schriften (Breitk. & H.) . . . . 7.—
Eschmann-Ruthardt, Wegweiser durch die Klavierliteratur (Hug) 3.50
Friedländer, D. dtsch. Lied d. 18. Jahrh., 3 Bde. (Cotta) . . . . 38.—
Frimmel, Beethoven (Harmonie) . . . . 6.—
Glasenapp, Leben R. Wagners, 5 Bde. (Breitk. & H.) . . . . je 9.—
Jahn, Mozart, 2 Bde. (Breitk. & H.) . . . . . je 17.—
Kretzschmar, Führer d. d. Konzertsaal (Breitk. & H.)
I. Symphonie u. Suite, 2 Bde. . . . . . 11.—
II. Kirchliche Werke . . . . 11.—
III. Oratorien u. weltl. Chorwerke . . . 10.—
Liszt, Ges. Schriften, 6 Bde. (Breitk. & H.) je 7.50
Louis, A. Bruckner (Müller, M.) . . . . 7.—
(Bis jetzt das Einzige über Bruckner.)
Marx, Beethoven, 2 Bde. (Janke) 18.20
— Glucks Leben u. Schaffen, 2 Bde., 1866.
Mozart, Briefe, hrsg. v. Nohl (Breitk. & H.) . . . 7.50
Riemann, Harmonielehre (Breitk. & H.) 5.50
— Handbuch d. Musikgeschichte (Breitk. & H.) I. 6.50, II. 10.50, III. 12.50
— Opernhandbuch (Harmonie) 14.50
— Elemente der musikal. Ästhetik (Spemann) . 6.—
— Gesch. d. Musik seit Beethoven . . . . 10.—
Schreyer, Harmonielehre (Holzer & P.) . . . . . . 6.—
Schumann, Jugendbriefe (Breitk. & H.) . . . . . 7.—
— Briefe. N. F. . . . . 9.—
— Schriften über Musik u. Musiker (Reclam) . . 1.75
Schweitzer, J. S. Bach (Breitk. & H.) . . . . . . 9.—
Spitta, J. S. Bach, 2 Bde. (Breitk. &. H.) 29.75
(Erscheint eben in neuer Auflage.)
Thayer, L. van Beethovens Leben, 2. Aufl., bis jetzt I. (Breitk. & H.) . . . . 15.—
Wagner, Ges. Schriften, 5 Bde. (Siegel) . . . . . 26.—
— Nachgel. Schriften u. Dichtungen (Breitk. &. H.) 5.80
— Briefwechsel mit Liszt, 2 Bde. (Breitk. & H.) 14.—
— Briefe an Math. Wesendonck (A. Duncker) . 6.—
Wallaschek, Anfänge d. Tonkunst (Barth) . . . 10.—
Wasielewski, Violine u. ihre Meister (Breitk. & H.) 10.50
— Violoncell u. seine Geschichte . . . . 7.—
Wolf, Briefe an Faißt (D. Verl.-Anst., St.) . . . 4.50
— Briefe an Grohe (Fischer, B.) . . . . 6.—
Wolff, Mendelssohn-Bartholdy (Harmonie) . . . 4.—

Neue Erscheinungen:

Beyschlag, Ornamentik d. Musik, 2 Bde. (Breitk. & H.) . . . . geh. 18.—
Finck, Edv. Grieg (Grüninger) . . . . 4.—
Hoffmann, Kunst u. Vogelgesang (Quelle & M.) geh. 3.60

Pfordten, Beethoven (W. & B.) 1.25
— Mozart 1.25
Riemann, Grundriß d. Musikwissensch. (W. & B.) 1.25
— Kl. Handbuch der Musikgeschichte (Br. & H.) 4.50
Starke, Physikal. Musiklehre (Quelle & M.) . . . 4.20
Weber (C. M. v.) Ges. Schriften (Schuster & L.) 14.—
Wagner, Briefe an Minna W., 2 Bde. (Schuster & L.) . . . . geb. 8.—
Weißmann, G. Liszt (Marqu. & Co.) . . . . . . 3.—
Wolzogen, Aus R. Wagners Geisteswelt (Schuster & L.) . . . . 5.—

BILDENDE UND ANGEWENDETE KÜNSTE

Die späteste Frucht des historisch empfindenden 19. Jahrhunderts war die Kunstgeschichte. Als wissenschaftliche Disziplin ist sie seit kaum mehr als einem Menschenalter selbständig. Aber heute ist sie schon geradezu eine Modesache, ja eine Modekrankheit. Denn sehr viele Menschen sehen in ihr nur Katalogarbeit, Zusammenschleppen von Abbildungen, bestenfalls Künstlerbiographie oder kritisches Feuilleton. Daß einige der feinsten literarischen Köpfe der neueren Zeit in ihr gewirkt haben, wissen nur wenige. Man mag wohl zugeben, daß das Literarische in ihr heute einigermaßen zurücksteht. Die Einzelforschung hat das Ruder; als Reaktion auf sie und ihre Abkehr vom Lesbaren ist die Überflut dilettantischer Leistungen aufzufassen, die den Markt mit billigen, aber reich illustrierten Heften versorgt. Namen wie Rumohr und Kugler, Schnaase und Passavant haben kaum mehr als bibliographischen Wert; nur Grimm, der glänzende Epigone der Goethezeit, genießt noch gewisses Ansehen. Unsre Übersicht, die ja dem Laien dienen soll, enthält diese Namen nicht, ebensowenig wie die Winckelmanns, Quatremère de Quincys, Zoëgas, oder gar Vasaris, Karel van Manders und Sandrarts.

Die eigentliche Forschung ist weit über sie hinausgeschritten; aber in der Geschichte ihrer Wissenschaft glänzen sie heller als die meisten neueren Sterne.

Eine Systematik der Kunstgeschichte gibt es noch nicht — fast möchte man sagen: glücklicherweise. Ebenso brauchen wir für unsere Zwecke keine Schulen oder Methoden der Forschung abzugrenzen. Ein „Deutscher Verein für Kunstwissenschaft", der jüngst mit hallenden Schritten ins Leben getreten ist, der wachsende Anteil an Kongressen und andern verwandten Organisationen werden hierin vielleicht bald Wandel bringen. Wir konnten darum für unsere Zwecke ganz unbefangen einen eigenen Rahmen schaffen. Er enthält fünf Abschnitte: Allgemeine Kunstgeschichte, Geschichte einzelner Kunstarten, Geschichte einzelner Künstler, Sammelbände und Künstlerschriften, schließlich, weil eignen Maßstab fordernd, alles auf die moderne Bewegung Bezügliche. Nicht oder nur im Notfall erwähnt wurden teure Abbildungswerke, Tafelbände und dergleichen, ferner Kataloge, Zeitschriften, Broschüren. Daß der Suchende auch oder gerade in solchen Erscheinungen manches Wertvolle, ja sonst nirgends Vorhandene finden wird, braucht nicht gesagt zu werden: er muß dann aber ohnehin in öffentlichen Büchereien oder Kupferstich-Kabinetten Rat holen, wenn er vor Irrgängen sicher sein will. Dasselbe gilt von der für den engeren Kreis der Forscher bestimmten Fachliteratur und von fremdsprachigen Werken.

Hauptwerke:

Borrmann-Neuwirth, Baukunst, 2 Bde. (E. A. Seemann) . . . . je 10.—
Brinckmann, Das hamb. Museum (E. A. Seemann) . . . . 15.—
Burckhardt, Cicerone, 4 Bde. (E. A. Seemann) . 16.50
Collignon, Geschichte d. griech. Plastik (Trübner) I. 25.—, II. 30.—
Fiedler, Schriften über Kunst (Hirzel) . . geh. 6.—
Grimm, Leben Michelangelos, 2 Bde. (Spemann) 11.60
Gurlitt, Kunst d. 19. Jahrhunderts (Bondi) . . 12.50
Janitschek, Gesch. d. dtschn. Malerei (Baumgärtel) . . . . 34.—
(Jetzt auch antiquarisch.)
Justi, Winckelmann u. seine Zeitgenossen, 3 Bde. (Vogel, L.) 43.50
— Velazquez (Cohen), 2 Bde. . . . . 41.—
Kraus, Gesch. d. christl. Kunst, 2 Bde. (Herder) 72.—
Lichtwark, Palastfenster u. Flügeltür (Cassirer) . 4.—
Muthesius, Stilarchitektur u. Baukunst (Schimmelpfeng) 4.50
Neumann, Rembrandt, 2 Bde. (Spemann) . . . 46.—
Schmid, Böcklin (Fontane) . . . . 4.—
Semper, Der Stil (Bruckmann) . . . . 23.—
Springer, Handbuch der Kunstgeschichte, 4 Bde. (E. A. Seemann) . . . . 42.—
Wölfflin, Die klass. Kunst (Bruckmann) . . . . 10.—
Wörmann, Gesch. d. Kunst, 2 Bde. (Bibl. Inst.) je 17.—

KUNSTGESCHICHTEN

ALLE ZEITEN

Anton Springers 1855 in einem Bande zuerst erschienenes „Handbuch" liegt heute in fünf stattlichen, glänzend illustrierten Bänden vor. Vorzüge: klare und großzügige Einteilung des Stoffes, wissenschaftliche Gründlichkeit, durch die Namen der neueren Bearbeiter verbürgt, guter Stil. Nur der fünfte Band, die Kunst des 19. Jahrhunderts, ist nicht so einheitlich und zuverlässig, wie die übrigen. — Durch *Semrau* ist der nach Umfang und Preis diesem Werk ähnliche, an Zahl der Abbildungen ihm noch nachstehende sog. „Grundriß" *Lübkes* wieder auf höchst achtenswerte Höhe gehoben worden. Doch genügt hier der letzte Band noch weniger wie bei Springer. *Woermann* bearbeitet den gewaltigen Stoff in drei Bänden (zwei sind erschienen) mit höchster wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und größter Objektivität. Wichtig die Literaturangaben und das Hineinziehen der Ur- und Vorgeschichte. Das zweibändige Werk *Gurlitts*, voll neuer Ideen und Anregungen ist schwierig disponiert, und so gut wie nicht illustriert, als Ganzes mehr für die schon in den Stoff Eingeführten. Dies gilt noch mehr von der als Gelehrtenarbeit großartigen Geschichte der christlichen Kunst von *Fr. X. Kraus*, die dem Forscher unentbehrlich ist. *A. Kuhns* „Allgemeine Kunstgeschichte" ist für den, der den katholischen Standpunkt nicht aufgeben will; wem besonders an Abbildungen liegt, der mag das wissenschaftlich ausgezeichnet fundierte und äußerst umfangreiche Werk benutzen. *Bürkners* pro-

testantische „Geschichte der kirchlichen Kunst“ ist knapp, gut geschrieben und zuverlässig. — Für die Urgeschichte der Künste ist *Hoernes* Autorität. Die beste Bildersammlung: *Dehio und Winter*, „Kunstgeschichte in Bildern“.

EINZELNE PERIODEN

Für das Altertum: *Perrot* und *Chipiez*, „Histoire de l'art dans l'antiquité“, gediegenes, breit angelegtes Werk. *Sybel*, „Weltgeschichte der Kunst“ (bis ins 4. Jahrhundert n. Chr.), in einem Bande vorzüglich zusammengefaßt. Von demselben Verfasser: „Christliche Antike“ (1. Band), eine zuverlässige Einführung in die altchristliche Kunst, aber nicht gerade für Laien. Die wichtigste Stilgruppe des Mittelalters wird lebendig in *Gonses* wirklichem Prachtwerk: L'art gothique. Die Renaissance und das 17. Jahrhundert schildert sachkundig und fesselnd *Philippi* in „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen“, die große Zeit in Italien mit unübertrefflichem Feinsinn *Wölfflins* „Klassische Kunst“. Das Einfühlen in Werk und Persönlichkeit kann man nirgends besser lernen. — Das gesamte 19. Jahrhundert sucht *Max Schmid* zu bewältigen, nicht ohne beträchtliches literarisches Geschick. Auf die Entwicklung dieser Zeit in Deutschland beschränkt sich *C. Gurlitt*; seine Darstellung ist interessant, weil er alle geistigen Bewegungen berücksichtigt; er schreibt auch geistvoll und lebendig, setzt aber eine sachliche Vorbereitung des Lesers voraus. Dies tut noch weit mehr *J. Meier-Gräfe* in seiner „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“, keinem Handbuch, sondern einer Sammlung von Einzelstudien in programmatischer Gruppierung, gewollt einseitig, oft auch von absichtlicher „Originalität“ in Stil und Urteil, aber gerade als Partei-Dokument dem Kundigen wichtig. Ruhige, wenn auch nicht immer sehr in die Tiefe gehende pragmatische Schilderung in der „Geschichte der modernen Kunst in Einzeldarstellungen“ von *Hevesi, K. E. Schmidt* u. a.

EINZELNE LÄNDER

In der bei Grote erschienenen älteren und jetzt „verramschten“ und billigen „Geschichte der deutschen Kunst“ steckt ungemein viel, was auch heute noch sehr wertvoll ist, besonders auch in Rücksicht auf den jetzt sehr niedrigen Preis. So ist der Band von *Janitschek* über Malerei als Ganzes noch nicht übertroffen, auch *Dohmes* Baukunst bleibt als Darstellung und Einführung in die für die Entwicklung maßgebenden Kulturzusammenhänge bestehen. Von den übrigen Bänden ist der von *Falke* (Kunstgewerbe) der nützlichste. — In kürzeren Darstellungen der Gesamtentwicklung der deutschen Kunst versuchen sich *Schweitzer* und, noch populärer, *B. Daun*. — Das Wesen der italienischen Kunst begreift und ihre Geschichte lernt man am besten aus *Burckhardts* „Cicerone“: geistvoll, klar und tief vom ersten bis zum letzten Wort. *Knapps* „Kunst in Italien“, warm und doch sachlich, ist mehr für weitere Kreise bestimmt. Für Frankreich fehlt ein ähnliches Werk auch in französischer Sprache; die englische Kunst stellt der bekannte Forscher *Armstrong* in einem zuverlässigen Bändchen dar. Eine japanische Kunstgeschichte schrieb *O. Münsterberg*; glänzend illustriert, aber im einzelnen schon jetzt sehr revisionsbedürftig. Als Abriß zusammengefaßt von demselben in einem immerhin recht instruktiven Bande „Japans Kunst“. *Brinckmanns* „Kunst und Handwerk in Japan“ (erster Band erschienen) zeichnet dies immer bedeutsamer hervortretende Reich weit gehaltvoller.

GESCHICHTE EINZELNER KUNSTARTEN

MALEREI UND GRAPHIK

Woltmann-Woermanns „Allgemeine Geschichte der Malerei“, im einzelnen veraltet, muß noch immer als „das“ Handbuch gelten. Kritisches Material haben für Italien *Crowe* und *Cavalcaselle* aufgehäuft, deren Werk sich aber mehr zum Studium als zum Lesen eignet. Eine neue Methode stellte *Morelli* (Lermolieff) in seinen Galeriestudien auf, die jeder Kunsthistoriker verarbeitet haben muß, deren Polemik der Laie aber kaum verfolgen kann. Für Katholiken käme *Frantz* „Geschichte der christlichen Malerei“ in Frage. Die niederländische Malerei unter den frühen Meistern hat *Voll* gründlich durchgearbeitet; sein Buch steht im Mittelpunkt aller Studien auf diesem Gebiet. *Muthers* auf gewisse Schlagwörter gebrachte „Geschichte der Malerei“ in Taschenformat hat keinen irgendwie dauernden Wert. Doch überwiegen in desselben Verfassers leider vergriffener und nicht wieder gedruckter „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“, alles in allem, die Vorzüge die Fehler, zu denen auch das ziemlich weitherzige Verzichten auf ‚Gänsefüßchen‘ bei Zitaten gehört. Die moderne Kunstkritik sollte dieses Werk nicht verleugnen, das ihr die Hauptwaffen lieferte. Ergänzt und zum Teil revidiert werden seine Ergebnisse in *Muthers* Geschichten der englischen, französischen und belgischen Malerei im 19. Jahrhundert. Für England bringt *R. de la Sizeranne* mehr Ruhe, Feingefühl und Einzelkenntnis mit. *J. Meyers* Buch über die französische Malerei seit 1789 möge, nach Inhalt und Stil, zum Vergleich mit solchen Werken herangezogen werden. Einzelne französische Meister (Impressionisten) und englische (die großen Engländer) stellt *Meier-Gräfe* zusammen, in Werken, die reifer, ruhiger und natürlicher sind als sein großes „sensationelles“ Buch. Die modernen Franzosen kennt er jedenfalls vorzüglich. Die holländische Malerei im 19. Jahrhundert wird von *Marius* durch Wort und Bild gut veranschaulicht. Das reichhaltigste Bildermaterial über die neuere deutsche Malerei bietet das zweibändige Werk über die *Jahrhundert-Ausstellung* in Berlin 1906.

Graphik. *Paul Kristellers* Werk steht auf der Höhe der Forschung, nur ist das gewaltige Material vielfach zu sehr zusammengedrängt, als daß das Buch literarisch noch anziehen könnte. *Lippmanns* „Kupferstich“ ist zur Einführung und, was die Gruppierung anlangt, unentbehrlich. Den Holzschnitt allein behandelt *M. Osborn*, ohne als Autorität gelten zu können oder zu wollen. Das große Werk der Wiener graphischen Gesellschaft „Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart“ reicht bis in die neunziger Jahre. *Fischer* und *Frankes* „Kupferstichkabinett“ hat als solches, die große *Diederichs*sche Sammlung „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern“ hat auch als reichhaltige Kulturgeschichte wesentlichen Wert. — Eine „Ge-

AUS „MATTHIAS GRUENEWALDS GEMAELDE U. ZEICHNUNGEN, HRSG. VON HEINR. ALFR. SCHMID“ (VERLAG VON W. HEINRICH IN STRASSBURG)

MATTHIAS GRUENEWALD:
MADONNA MIT KIND □□

Digitized by Google

schichte des japanischen Farbenholzschnittes", der ja für die Bildung des Geschmacks in der Flächenkunst seit zwei Jahrzehnten auch bei uns nicht zu unterschätzende Bedeutung erlangt hat, verdanken wir *W. v. Seidlitz*. Eine Geschichte der Karikatur, wie sie in weitem Rahmen *Ed. Fuchs*, auf Deutschland und das 19. Jahrhundert beschränkt, als kleine Monographie *G. Hermann* gegeben hat, ergänzt das Bild der Graphik als Ausdruck kultureller Vorgänge und Stimmungen.

PLASTIK

Für die Antike, die natürlich hier die Hauptrolle spielen muß, da eine „Weltgeschichte der Plastik" fehlt, geht ein Franzose voran: *M. Collignon*. Seine Geschichte der griechischen Plastik ist von glücklichster Einheit im Erfassen der Tatsachen, der bleibenden Werte und in der sprachlichen Form, dabei vorzüglich illustriert, übrigens auch ausgezeichnet übersetzt. In kleinem Handbuche hat *Kekule* denselben Stoff meisterhaft zusammengefaßt, und *Furtwängler* und *Urlichs* haben, bei unantastbarer wissenschaftlicher Gediegenheit den Ton des populären Vortrags vorzüglich getroffen. *Dehio* und *Bezold*, „Denkmäler der deutschen Bildhauerkunst", erschließen das Reich der germanischen Plastik. Das ungemein reizvolle Gebiet der italienischen Plastik des Mittelalters und der Renaissance schildert sein hervorragendster Kenner, *Wilhelm Bode*, in einem köstlichen Bändchen. Weit anspruchsvoller ist *Gonses* Werk über die französische Plastik; doch nimmt es als Forschung keinen geringeren Rang ein. — Die jüngste Gegenwart in Deutschland charakterisiert kurz *A. Heilmeyer*, der sich hier fleißig umgetan hat.

BAUKUNST
KUNSTGEWERBE

Vgl. Literar. Ratgeber Große Ausgabe

Neue Erscheinnngen:

Brüning, Porzellan (G. Reimer) 2.50
Dönges, Meißner Porzellan (Marquardt & Co.) . 15.—
Falke, Majolika (G. Reimer) 2.50
Knapp, Kunst in Italien (Stoedtner, B.) . . . . 9.—
Leben, Deutsches, d. Vergang. 2 Bde. (Diederichs) 47.—
Lehnert, Geschichte d. Kunstgewerbes I. (Oldenbourg, B.) . . . . 20.—
Lessing, Gold u. Silber (G. Reimer) 2.50
Mebes, „Um 1800" Bd. I. (F. Bruckmann) . . . 20.—
Münsterberg, Japans Kunstgeschichte III. (Westermann) . . . . 28.—
Schubert, Barock in Spanien (Neff, E.) . . . . 28.—

KÜNSTLERGESCHICHTE

Die kunstgeschichtliche Literatur in biographischer Form schwillt nachgerade ins Unabsehbare. Zahlreichen Untersuchungen dient die Persönlichkeit nur eben zur Anknüpfung; manche Biographien wachsen sich wieder zu kulturgeschichtlichen Monumentalgemälden aus. Die größte Sammlung: *„Künstlermonographien"* (Velhagen & Klasing), jetzt 93 Bände, meist fast erschöpfend illustriert, nach den verschiedenen Bearbeitern sehr verschieden an Wert, aber doch zum größten Teil, besonders in den letzten Jahren, zuverlässig und literarisch würdig. Das Gesamtwerk je eines Meisters in den *„Klassikern der Kunst"* (Deutsche Verlagsanstalt), jetzt 12 Bände, mit je mehreren hundert Abbildungen, einer biographischen Einleitung und kritischen Notizen zu den Bildern: eine preis- und kennenswerte Sammlung zur Vermittlung kunstgeschichtlichen Wissens. Dem reinen ästhetischen Genuß zu dienen, sind die meist mit Texten von Avenarius eingeleiteten *„Künstler-Mappen" des Kunstwarts* da, die das Hervorragende auslesen und ihre Reproduktionen auch in der Technik individualisieren. Zahlreiche kleinere und ungleichwertige biographische Einzelstudien in der Serie *„Die Kunst"*, herausgegeben von Richard Muther. Diese Folgen mag jeder zu Rate ziehen, der eine bestimmte Künstlermonographie sucht; es ist daher im folgenden Texte auf sie nicht noch besonders verwiesen, in der Liste sind aber die wichtigeren dieser Veröffentlichungen genannt.

DEUTSCHE

1. Ältere: *Dürer* von Wölfflin, in der ganzen Fülle und Tiefe seiner Kunst erfaßt. Ältere Biographien von Thausing, in weitem kulturgeschichtlichen Rahmen, und Springer. Fein und warm das Bändchen von Wustmann, auch bei Servaes viel Ansprechendes. Dürers sehr kennenswerte Schriften jetzt am besten in der hübschen Ausgabe von Heidrich. *Holbein*, da Woltmann veraltet, am besten von Holmes; der *ältere Holbein* von C. Glaser. *Cranach*: die „klassische" Biographie von Schuchhardt, eine neue und anregende Monographie von Worringer. Der gewaltige *Grünewald* in der monumentalen Publikation von H. A. Schmid. Der Bildschnitzer *Veit Stoß* in Nürnberg von Daun. *Peter Flötner*, Architekt und Bildhauer, in einem prächtigen Werke von Konrad Lange; im Zusammenhang mit der Heidelberger Schloß-Frage von A. Haupt. — Im 17. Jahrhundert fehlen bei uns die ganz großen Meister; das 18. bringt u. a. *Schlüter*, von C. Gurlitt, den Wiener Baumeister *Fischer von Erlach*, v. a. Ilg; weiter den feinen Radierer *Chodowiecki*, sehr intim geschildert von W. von Öttingen, den Maler *Anton Graff*, den Muther und Vogel behandelt haben, *Tischbein*, der Freund Goethes, wird von Landsberger gut gewürdigt. — 2. Im 19. Jahrhundert hat fast jeder führende Meister seinen Biographen gefunden, der besonders in der ersten Hälfte nicht gründlich genug vorgehen kann. So: *Carstens* von Fernow, *Cornelius* von Förster, Riegel, in neuerer Zeit auch von D. Koch, *Rauch* von Fr. u. K. Eggers, *Kaulbach* von Hans Müller, *Rietschel* von Oppermann (ein harmonisches Buch), *Fr. Preller d. Ä.* von Roquette und Jordan. Einzig in ihrer Art die wunderbar stimmungsvolle Selbstbiographie von *Ludwig Richter*. Über *Menzel* ist Jordan am besten orientiert; seine jetzt viel beachtete frühe Periode bei Tschudi und Meier-Gräfe. Über *Böcklin* eine ganze Literatur: vor allem H. A. Schmid, als Text zu Bruckmanns Böcklinwerk, und Flörkes Eckermannbuch: dann A. Frey, sowie H. Mendelssohn; B. als Maler und besonders Maltechniker in Schicks Tagebüchern. *Feuerbach* in dem treuen, aber sehr subjektiven Buch seines Freundes Allgeyer; seine erste Zeit beachtenswert bei Öchelhäuser. Über *Stuck* hat mehrfach O. J. Bierbaum, über *Lenbach* H. Wyl geschrieben. *Klinger*: das Werk noch nicht vorhanden, ein Versuch von Paul Kühn; ferner Fr. H. Meißner in dem großen Klassikerwerk, das aber

nur wegen seiner Bilder Wert hat. *Leibl* wird in dem anspruchslosen, aber ungemein inhaltreichen und herzlichen Buche von J. Mayr höchst lebendig; *Trübner* behandelt G. Fuchs mit allen Mitteln moderner, weitausholender Analyse. Über *Liebermann* eine umfängliche Abhandlung von Karl Scheffler, über *Uhde* eine von H. Rosenhagen. Das Schicksal *Stauffer-Berns* entrollt Brahm; *Greiner* wird in kürzeren Essais von Guthmann und Vogel besprochen. Dem feinen, seit kurzer Zeit neuentdeckten Österreicher *Waldmüller* ist ein prächtig ausgestattetes Werk von A. Rößler gewidmet.

ITALIENER

Donatello, auf dessen Schultern das Quattrocento steht, von Fr. Schottmüller, knapper noch von Pastor und Schmarsow. Der letztere führt mit einem gelehrten Werk über *Melozzo da Forli* tiefer in die Renaissance hinein, für die auch *Mantegna*, den Kristeller erschöpfend behandelt hat, so viel bedeutet. *Botticelli* ist von Ullmann fein gezeichnet. Da das großartige Werk Müller-Waldes über *Lionardo* leider ein Torso ist, nimmt man am besten noch das französische, reich ausgestattete von Müntz. Für *Raffael* wurde H. Grimm der beste Biograph, ebenso für *Michelangelo*, wenn man dessen geistige Atmosphäre als Ganzes mit einbegreifen will. Auf der Höhe der Forschung steht Freys großangelegte Arbeit über diesen Meister (1. Band erschienen), auch Makowsky weiß viel Geschmackvolles über ihn zu sagen. *Tizian* von Gronau, *Correggio* von dem hervorragenden italienischen Kunstgelehrten Corrado Ricci, gut übersetzt; über *Tiepolo* ein Prachtwerk von dem Wiener H. Modern. Von Modernen sei *Segantini* genannt; die schöne Biographie von Franz Servaes ist nun auch in einer billigen Ausgabe ohne farbige Bilder erschienen. — Die noch immer klassischen Lebensbeschreibungen berühmter italienischer Künstler von *Giorgio Vasari* geben Jäschke, Gronau und Gottschewski in guter Übersetzung heraus.

NIEDERLÄNDER
FRANZOSEN
ENGLÄNDER
SPANIER UND ANDRE

Über diese Gebiete vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

Neue Erscheinungen:

Ille, Somoff (Bard)		15.—
Borkowsky, Watteau (Neff)	geh.	1.—
Frey, Michelangelo I. (Curtius, B.)		23.—
Fuchs, W. Trübner (Müller, M.)		23.—
Glaser, Holbein d. Ä. (Hiersemann)		20.—
Heidrich, Dürers schriftl. Nachlaß (Bard)		6.—
Klossowski, H. Daumier (Piper)		30.—
Kurth, Utamaro (Brockhaus)		30.—
Landsberger, Tischbein, der Freund Goethes (Klinkhardt & B.)		5.—
Makowsky, Michelagniolo (Marquardt & Co.)		22.—
Mayer, J. de Ribera (Hiersemann)		24.—
Mayr, W. Leibl (Cassirer)		22.—
Meissner, Max Klinger (Hanfstaengl)	geh.	4.—
Rosenhagen, Uhde (D. Verl.-Anst.)		10.—
Rößler-Pisko, Waldmüller (Graeser, W.)		136.—
Schmid, H. A. Grünewald Bd. I. (Heinrich, St.)		60.—
Servaes, Segantini (Klinkhardt & B.)		8.—
Veth, Rembrandt (E. A. Seemann)		3.—

ESSAIS, AUFSÄTZE, KÜNSTLERSCHRIFTEN

Die Kunst des Essais ist heute ziemlich selten; noch seltner bergen die in den Zeitschriften niedergelegten Studien und Abhandlungen auch wissenschaftliche Werte genug, um ihren Abdruck in Sammelbänden zu rechtfertigen. Aus den Schriften von *Springer, Woltmann, Janitschek*, dann besonders *Grimm* wird man stets nährenden Genuß schöpfen. *Burckhardts* „Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens“ ergänzen wundervoll den Cicerone, wie *Justis* Miscellaneen seine Werke über Velasquez und Murillo. Die Renaissance in Florenz und Rom zeichnet mit sicheren Strichen *C. Brandi*. Von *Bayersdorfer*, dem hochbedeutenden Kenner und Anreger, gibt es überhaupt nur einen Band Aufsätze. Auch *Woermanns* verständige Aufsätze „Was uns die Kunstgeschichte lehrt“ gehören mit hierher, ebenso *Carl Neumanns*, „Kampf um die neue Kunst“, und *Volls* feinsinnige „Vergleichende Gemäldestudien“. Zur Physiologie des künstlerischen Aufnehmens und Schaffens lieferten *Helmholtz, Brücke* und *G. Hirth* die wertvollsten Beiträge; *Konrad Lange* stellt auf ähnlichen Studien eine ausgearbeitete Theorie über „Das Wesen der Kunst“ auf. Die Brücke zum Leben schlagen dann die zahlreichen Schriften von *Ruskin*, manche von *W. Morris* und von *Taine*. Zu den Feinsten, was über das Mysterium der künstlerischen Tätigkeit gesagt ist, zählen wir *Konrad Fiedlers* „Schriften über Kunst“. — Künstlerschriften: Sammlungen bei *Guhl-Rosenberg*, „Künstlerbriefe“; *Popp*, „Maler-Ästhetik“; *K. E. Schmidt*, „Künstlerworte“; *A. Feuerbachs* eindrucksvolles „Vermächtnis“; *Trübners* Programm- und Kampfschriften „Personalien und Prinzipien“; *Delacroix'* „Tagebuch“; dann von besonderer prinzipieller Bedeutung *Hildebrands* „Problem der Form“ und *Klingers* „Malerei und Zeichnung“. Auch der Engländer *Walter Crane* hat sich verschiedentlich mit der Theorie und Geschichte der zeichnenden und dekorativen Künste beschäftigt. — Zahlreiche Anregungen bietet auch besonders dem unbefangenen Kunstfreund *Rosen*, „Die Natur in der Kunst“ und der feinsinnige Geograph *Ratzel* „Über Naturschilderung“. Über Bildnisse: *Waetzoldt*, „Die Kunst des Porträts“.

ZUR MODERNE

Alfred Lichtwark ist leider jetzt so gut wie verstummt. Von *Muthesius* ist eine neue Sammlung von Aufsätzen über „Kunstgewerbe und Architektur“ erschienen, die alle Vorzüge seiner früheren Schriften hat. Sie berührt sich in vielem mit *Schumachers* kleinen „Streifzügen eines Architekten“. *Schultze-Naumburg* hat seiner Folge „Kulturarbeiten“ einen überzeugenden Band „Städtebau“ angefügt, der *Sittes* grundlegendes Werk und *Henricis* gehaltvolle Aufsätze über dasselbe Gebiet kunsterzieherisch ergänzt. Noch nicht veraltet sind *Schliepmanns* kernige „Betrachtungen über Baukunst“, noch weniger *R. Streiters* „Architektonische Streitfragen“, mit das Klarste und Feinste, was über das Wesen und die Ziele der neueren Architektur geschrieben ist. *Schefflers* „Moderne Baukunst“ zieht die Leistungen selbst heran. Von *Obrist* wird man mancherlei lernen können; *Van de Veldes* neueste

Schrift „Vom neuen Stil" wird nur dem nützen, der das Ganze der neuen Bewegung und die besondere Stellung dieses Künstlers in ihr kritisch überschauen kann. — Das „Einzelwohnhaus der Neuzeit" behandeln *Haenel* und *Tscharmann* an der Hand zahlreicher Beispiele, in ähnlicher Weise „Die Wohnung der Neuzeit", die auch *W. Fred*, *Klopfer* in kleineren Anleitungen, *Warlich* mit reichem Bildmaterial erläutert; *Muthesius* geht analog auf „Landhaus und Garten" ein. — Über Garten und Gartengestaltung plaudert *V. Zobel*; demselben Thema widmen *Lange* und *Stahn* ein im Ästhetischen vielfach anfechtbares, aber durch seine praktischen Angaben nützliches Werk. In die hier notwendigen geschmacklichen Forderungen führt neben Schultze-Naumburg am besten *Encke* ein, „Der Hausgarten". Für eine Reform der Friedhofskunst schrieben *Grolmann* und *Hannig*. — *A. L. Meyers* nachgelassenes Werk „Eisenbauten" schafft die Grundlagen für eine Beurteilung von deren künstlerischer Eigenart. — Eine Geschichte des modernen Kunstgewerbes entwirft *J. A. Lux*, der auch dem „Geschmack im Alltag" geschickt die Wege bahnt. Den Geist des neuen künstlerischen Stils sucht *R. Hamann* in dem Buche „Der Impressionismus in Leben und Kunst" zu fassen, das auch Musik, Literatur und anderes heranzieht. *Strzygowski*, „Die bildende Kunst der Gegenwart" setzt sich mit den Grundtendenzen der Moderne geistvoll auseinander.

Allgemeines. Das neue, denkbarst zuverlässige Künstlerlexikon von *Thieme* und *Becker* (zwei Bände erschienen) macht alle ähnlichen älteren Werke überflüssig. *W. Pastors* „Jahrbuch der bildenden Kunst" versucht eine sachliche Kritik der wirklichen Ereignisse, während *Dreßlers* Kunstjahrbuch den Nachdruck auf lexikalische Registrierung der lebenden Künstler legt.

Das lang ersehnte Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler", als Gegenstück zu Burckhardts Cicerone, schafft uns der vor allen dazu berufene *Dehio*. Ähnliche Ziele verfolgt mit Glück *A. von Hofmann*, „Historischer Reisebegleiter durch Deutschland", dessen Gebrauch durch *Bergners* „Handbuch der bürgerlichen Altertümer in Deutschland" vorbereitet werden möge.

Der gebildete Reisende nehme für einzelne Städte die sehr empfehlenswerten „Berühmten Kunststätten" des Seemannschen Verlages und die dem Titel nach andere Ziele verfolgenden, ebenfalls gut redigierten *Biermann*schen „Stätten der Kultur" vor. Als Gallerieführer stehen die geschmackvollen Bändchen des „*Modernen Cicerone*" (mit Ausnahme des Bandes über Dresden) an erster Stelle.

Zeitschriften nennen wir aus wohlerwogenen Gründen diesmal nicht. Die bekanntesten Blätter unseres Gebietes gerecht zu bewerten oder auch nur zu kennzeichnen, ist schwer und auch unnötig, da jeder durch ein paar Probehefte sich selber leicht belehren lassen kann über das, was die Zeitschrift erstrebt.

Neue Erscheinungen:

Biermann, Stätten der Kultur: (Klinkhardt & B.) je 3.—
Leipzig v. Kroker; Danzig v. Grisebach; Luzern v. Kesser; Wien v. Servaes; Lübeck v. Grautoff; Altholland v. Lux.
Cohn, Stilanalysen als Einführung i. d. japan. Malerei (Oesterheld) . . . 8.—
Cornelius, Elementargesetze d. bild. Kunst (Teubner) 8.—
Dreßler, Kunstjahrbuch (Kühtmann) . . . 7.—
Grolmann, Das moderne Grabmal (Baumgärtel) . 15.—
Haenel-Tscharmann, Wohnung d. Neuzeit (Weber, L.) . . . 7.50
Hamann, Impressionismus (Du Mont-Sch.) . . . 8.50
Hannig, Der Friedhof u. s. Kunst (Bornträger) . 14.—
Hofmann, Histor. Reisebegleiter IV. Bayern (Spemann) . . . 3.—
Justi, Miszellaneen 2 Bde. (Grote) . . . je 12.—
Lux, Geschmack im Alltag (Kühtmann) . . . 6.—
— Das neue Kunstgewerbe in Deutschland (Klinkhardt & B.) . . . geb. 7.—
Pastor, Jahrbuch der bild. Kunst 1907/08 (Fischer & Fr.) . . . 6.—
Sauerlandt, Der stille Garten (Langewiesche, D.) 1.80
Schlosser, Kunst- u. Wunderkammern d. Spätrenaissance (Klinkhardt & B.) . . . 5.—
Sombart, Kunstgewerbe u. Kultur (Marquardt & Co.) . . . 5.—
Thieme-Becker, Lexikon d. bildenden Künstler 2 Bde. (Engelmann, L.) . . . je 35.—
Trübner, Personalien u. Prinzipien (Cassirer) . . 4.—
Warlich, Wohnung u. Hausrat (F. Bruckmann) . 10.—
Waetzoldt, Kunst d. Porträts (Hirt & S.) . . . 14.50
Weizsäcker-Dessoff, Kunst u. Künstler in Frankfurt a. M. (Baer & Co.) . . . 21.—

RELIGION

Ausführlichere Berichte im Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

RELIGIÖSES SCHRIFTTUM AUS PROTESTANTISCHER AUFFASSUNG

Wir wollen mit einer Warnung vor Kompendien beginnen. Wer im Interesse ästhetischer Kultur — und hier haben wir ja nur ein solches Interesse zu beraten — sich in eine Wissenschaft vertieft, kann sich nicht heilloser gleich zu Anfang aufs Trockene setzen, als wenn er sich auf Kompendien einläßt; er müßte denn von Natur ein merkwürdig trockener Geist sein. Es handelt sich für uns nicht um die „Ergebnisse" der theologischen oder religiösen Arbeit, sondern um sie selbst. Die für uns wertvollen Werke hier wie auf den anderen Gebieten sind solche, die ein bestimmtes Problem mit Energie und allerdings auch weitem Blick anfassen und durchführen. Ist das Problem derart, daß zu seiner siegreichen Lösung eine größere Menge des Gesamtstoffes umgegraben werden muß, so entstehen jene gesetzgeberischen Werke, die eine ganze Dogmatik, eine ganze Dogmengeschichte zu behandeln scheinen und in ihrer Art auch wirklich behandeln, während sich alles in ihnen um ein bestimmtes, freilich um das zurzeit entscheidende Problem dreht.

So hat *Schleiermacher* nachweisen wollen, daß die christliche Frömmigkeit ganz unabhängig von jeder Philosophie sich nach Art einer Erfahrungswissenschaft einfach beschreibend vortragen lasse, nämlich als Selbstbewußtsein der christlichen Frömmigkeit. *Ritschl* hat die christliche Frömmigkeit aus ihrer pietistischen Hypnose auf die Sünde herausreißen und sie als das

Losgebundensein zu positiven Aufgaben aufzeigen wollen. Schade, daß sein Werk nur für gutgeübte Kenner des Kantschen Kanzleistils verständlich ist, während Schleiermachers schwer schreitender Stil doch auch für uns noch eine ganz starke innere Schönheit enthält. Auch *Harnacks* schöne große Dogmengeschichte ist keineswegs ein Kompendium, sondern der ausführliche Beweis für seine These, daß das christliche Dogma „ein Werk des griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums", daß die dogmatische Zentralidee von Christus als der zweiten Person der Gottheit im wesentlichen eine hellenische Spekulation sei. Ein Gegenstück zu Harnack ist die Dogmengeschichte des hervorragendsten positiven Theologen der Gegenwart *R. Seeberg*, deren erster Band in erweiterter Auflage erschienen ist. Er formuliert seinen Gegensatz zu Harnack dahin: die Dogmen sind nicht wahr, weil sie vom Luthertum akzeptiert wurden, aber sie sind noch nicht unwahr, weil sie in hellenischen Gedankenformen gedacht wurden. Ebenso dreht es sich in *Wellhausens* glänzenden Arbeiten um das Problem, ob wirklich die Propheten nur die schließlich erfolglosen Verteidiger des mosaischen Gesetzes gewesen sind, oder ob nicht vielmehr die Hauptmasse des Gesetzes ein ganz spätes Erzeugnis der Verfallzeit ist, eine kleinliche Anwendung des Prophetismus, während die Propheten selbst die Schöpfer der noch nicht gesetzlich verdorbenen, sondern großen, freien und starken alten Religion Israels sind, mit ihrem Anfänger Moses in die Helden- und Sagenzeit und das alte vielgöttrige Heidentum ragend, gegen das sie ankämpfen.

Für uns besonders interessant sind zwei Werke, die ästhetische Gesichtspunkte kritisch anwenden. *Jülichers* zu umfangreiches und in der zweiten Hälfte auch mit Gelehrsamkeit etwas belastetes Werk über die Gleichnisreden Jesu ist auf einem ästhetischen Grundsatz direkt aufgebaut: Jesus hat in Gleichnissen und Gnomen gesprochen. Schon die Evangelisten haben diese Kunstformen nicht mehr beherrscht, sondern alles allegorisierend aufgelöst; durch eine strenge Abhebung dieses allegorischen Rankenwerkes läßt sich der ursprüngliche Sinn der Verkündigung Jesu vielfach noch klar unter der Übermalung herstellen. *Gunkel* macht das erste Buch Moses — die „Genesis" — als eine Sagen- und Mythensammlung verständlich. Eine künstlerisch abgestimmte Geschichte der althebräischen Literatur bietet *Budde*. Ein wertvoller Beitrag zur ästhetischen Würdigung des Evangeliums Jesu ist uns von *O. Frommel*, „Die Poesie des Evangeliums Jesu", geschenkt worden, während *Daab* Jesus schildert, wie wir ihn heute sehen.

Mit diesen Büchern kommen wir zu einer weiteren Aufgabe im Sinne ästhetischer Kultur: Sind die dichterisch zumeist sehr bedeutenden klassischen Urkunden unsrer Religion für uns noch zu retten? Wenn nicht, so würde das einen unersetzlichen Verlust bedeuten. Diese Papiere aus zehn entwicklungsreichen Jahrhunderten, deren jüngstes immer noch 1700—1800 Jahre von uns entfernt ist, dazu aus einem uns völlig fremdartigen Volke, sind uns vorgestellt worden als ein zusammenhängendes, höchst einfach verständliches Lehrbuch. Für eine solche Entfremdung kommen unter den bisher Genannten besonders *Wellhausen*, *Baldensperger*, *Gunkel* und außerdem *Weizsäcker* in Betracht. Neben ihnen ist *Bousset* und *Wernle* hervorzuheben. Ferner gibt es zwei Literaturgeschichten über jenen Ausschnitt der Weltliteratur, für das „Alte Testament" von *Reuß*, dem Vater der modernen Kritik an diesem Teil der Bibel, von dem also auch Wellhausen ausgegangen ist, für das „Neue Testament" von *Jülicher* („Einleitung"), beide die Entstehungsgeschichte der einzelnen Schriften und ihrer Sammlung behandelnd. Das neueste Werk über die Entstehung des Neuen Testaments stammt von *Barth*. Auch *Schlatters* einführende Bücher zu den einzelnen biblischen Schriften werden gelobt. Neben Wellhausen sei die breitangelegte illustrierte Geschichte Israels von *Stade* genannt. Sehr anschaulich läßt *Paul Rohrbach* die ganze biblische Entwicklung von den Zeiten des ursemitischen Heidentums bis auf Christi Tod in ihren Hauptwendepunkten aufleben, mit starker persönlicher Beteiligung, an Reiseeindrücke anknüpfend.

Statt der an künstlerischer Kraft unübertroffenen Lutherschen Nachdichtung der Bibel eine der modernen Übersetzungen zu gebrauchen, halte ich für eine ästhetische Selbstmißhandlung. Dagegen ist es zu empfehlen, eine die neuere Forschung berücksichtigende wörtliche Übersetzung als Erklärung neben der Lutherschen zu verwenden. Nur bei den durch den Schulunterricht gar zu ausgeleierten Stellen ist es gut, die Luthersche Bibel ganz wegzustellen, so also für fast das ganze Neue Testament. Man nehme die *Kautzsch-Weizsäckersche* Übersetzung, die erfreulicherweise von allen ästhetischen Prätensionen absieht, oder nur den neutestamentlichen Teil von Weizsäcker, für das Alte Testament aber das Bibelwerk von *Reuß*. Es bietet außer einer Übersetzung gut und leicht geschriebene Einführungen zu den einzelnen Büchern und fortlaufende erklärende Anmerkungen. Etwas Entsprechendes, jedoch auf den Stand der neuesten Forschung gebracht, liegt in den Schriften des Neuen Testaments, herausgegeben von *J. Weiß*, vor.

Und dann sollte man sich — was bei den Theologen leider selten ist — um eine ungehässige Kenntnis der fremden Religionsweisen bemühen. Für die alten Religionen kommen da *Eduard Meyers* energischer Versuch, durch die Tradition zum Ursprünglichen hindurchzudringen und die gründlichen und — obwohl von einem Holländer stammend — doch nicht breiten *Tieleschen* Arbeiten in Betracht, auch die kürzer gehaltene Arbeit *Kuenens*, ebenfalls eines Holländers. Mittelbar wichtig sind *Ermans* und *Friedländers* Bücher über Ägypten und Rom, auch die *Cumonts* über die Mysterien des Mithras. Für das buddhistische Religionsgebiet gibt es die vorzüglichen Bücher *Oldenbergs* über die Veden und Buddha. Die geniale Übersetzung und Modernisierung ist das *Schopenhauersche* System. Zwei hervorragende Arbeiten zur vergleichenden Religionsgeschichte, die für die Entstehung des Christentums von großer Bedeutung sind, sind in den beiden letzten Jahren veröffentlicht: das Buch eines Philologen *P. Wendland*, „Die hellenistisch-römische Kultur, ihre Beziehung zu Judentum und Christentum", und das Buch eines Theologen *A. Deißmann*, „Licht aus dem Osten", das die Inschriften, Papyri und Ostraka zur Erklärung des Neuen Testaments heranzuziehen sucht. Auch das instruktive Buch des verstorbenen Berliner Theologen *Pfleiderer* über die Entstehung des Christentums ist in zweiter Auflage erschienen. Nicht entgehen lasse man sich *Harnacks*

„Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten".

Eine Geschichte Jesu selbst, die einigermaßen ästhetisch und wissenschaftlich auf der Höhe stünde, ist mir nicht bekannt. Immerhin sind *Stalkers* und *Schmidts* Bücher über das Leben Jesu, sowie *Boussets* Jesus zu nennen, zur Einführung in die entscheidenden Fragen auch die hübschen kleinen Hefte von *Otto* und *O. Holtzmann*.

Die nächste für uns beachtenswerte religiöse Gestalt ist Martin Luther. Um ihn zu verstehen, soll man seine Vorgeschichte kennen, die religiöse Geschichte der sterbenden Antike und der aufwachsenden germanischen Völker. Ein vorzügliches Hilfsmittel zum Verständnis der Geschichte des Christentums und seines Wesens bietet die von den ersten Fachmännern der beiden christlichen Konfessionen, Katholiken und Protestanten, innerhalb der Protestanten von liberalen und positiven Theologen verfaßte großzügige Geschichte des Christentums, die in der Kultur der Gegenwart, Teil I, Band 4, vorliegt. Die Beiträge sind natürlich nicht alle gleichwertig, besonders gegen *Tröltschs* „Schilderung des Protestantismus" sind scharfe Einwände erhoben, aber im ganzen ist dieses Werk wohl die epochemachendste Publikation der letzten Jahre auf religiösem Gebiet, der vielleicht nur noch die „Kirchengeschichte Deutschands" von *A. Hauck*, die jetzt bis zum Untergang der Hohenstaufen reicht, gleichzustellen ist.

Das Wichtigste sind auf dem Gebiete der Kirchengeschichte wie immer die Quellenschriften. Man lese für das alte Christentum *Augustins* „Konfessionen"; für das Mittelalter *Abälards* und *Heloisens* „Briefwechsel".

Sehr anschaulich wird die Zeit der vor dem Christentum zurückweichenden Antike in *Kingsleys* historischem Roman „Hypatia" geschildert. Über die christliche Liebestätigkeit gibt *Uhlhorn* eine wertvolle geschichtliche Darstellung.

Luther selbst zu empfehlen, können wir uns nicht überwinden. Er ist uns — zu schade dazu. Es geht hier wie bei der Bibel. Wir halten Luther für die größte künstlerische Kraft, über die unser Schrifttum verfügt. Schon allein der Umfang seiner Stimme! Er kann alles sagen, von einer fast burlesken Drastik über die höchstgeschwungene erschütterndste Tragik bis zur innigsten Stimme der Liebe und von dem wildesten Trotz bis zur gesetztesten Hausvaterweisheit. Und doch glauben wir, daß unsre Zeit noch ganz fern von der Möglichkeit steht, ihn wirklich unbefangen würdigen zu können. Seine Sprache ist Kirchensprache geworden, zwölf lange Schuljahre sind für jeden von uns über sie weggetreten. Unzählige Male auswendig gelernt, abgehört und — was das Schlimmste ist — „für ein kindliches Verständnis erklärt" d. h. trivial gemacht, ist sie für uns ein Jargon geworden, von dem fast jedes Wort belastet ist mit einer Fülle der unangenehmsten Nebenwerte. Nur wer sich sicher glaubt, diesem Jargon innerlich entfernt zu wohnen, mag ihn lesen. Die billige Schwetschkesche Ausgabe ist sehr empfehlenswert. Denn die Vollausgaben sind gar zu umfangreich. Man fange mit der Schrift vom Dolmetschen an.

Von den unzähligen Lebensgeschichten Luthers gibt es eine von *Martin Rade* für die Massenverbreitung geschriebene, die mit ihren umfangreichen Auszügen aus Luther zugleich eine kleine Auswahl seiner Werke fürs Volk darstellt. Glänzend ist die (noch unvollständige) große *Bergersche* Biographie und die feinsinnige *Hausrathsche* Lutherbiographie. Die religiös-heroische Stimme der ersten Zeit Luthers kommt gut in der *Lenzschen* Festschrift zum Ausdruck, während die kleine aus den *Freytagschen* „Bildern" herausgehobene Lutherbiographie — ein künstlerisch vollendetes Meisterstück! — das im besonderen Sinne Deutsche in Luthers Charakter sprechen läßt. Zu diesen Darstellungen dient als Ergänzung die *Bezoldsche* Reformationsgeschichte. Ein wertvolles Charakterbild des herben *Johannes Calvin* hat *A. Bossert* auf Grund der Quellen gezeichnet.

Eine neue Epoche unsres religiösen Lebens beginnt mit unsern Klassikern und wird fortgeführt durch den Romantiker *Schleiermacher*, der mit seinen wunderbaren Reden über die Religion das neunzehnte Jahrhundert einläutet. Doch sind auch auf praktischem Gebiete sehr zukunftvolle Stimmen laut geworden. Hier möchten wir vor allem *Ernst Moritz Arndt* mit Nachdruck nennen. Erbauungsschriftsteller, die bedeutendere Wirkungen ausgeübt haben, sind: *Schleiermacher, Klaus Harms, Tholuck, Ahlfeld, Zündel, Hülsmann, Bitzius* (der Sohn Jeremias Gotthelfs), *Frenssen*, auch *Julius Smend* und *Dryander* und nicht zuletzt die großen Engländer *Kingsley* und *Robertson*.

Lebens- und Zeitbilder des neueren Protestantismus gibt es von *Dilthey* über *Schleiermacher*, von *Eck* über *D. F. Strauß*, die künstlerisch bedeutende Selbstbiographie *Karl Hases*, die Briefe *Richard Rothes*, in ihrer Art ein Seitenstück zu denen Schleiermachers, das Leben *K. J. Nitzschs* von *Beyschlag*, *Kingsleys* von seiner Witwe, *Robertsons* von *Charlotte Broicher*, dazu *Sells* Darstellung der Religion unserer Klassiker, sowie den originellen Gedanken *Försters*, das Christentum der Zeitgenossen festzustellen, d. h. was die bedeutenderen Männer unserer Zeit im Christentum sahen und schätzten; auch *Rittelmeyer*, „*Fr. Nietzsche* und die Religion" und das Heftchen von *Kaftan*. Neue Wege suchen zu gehen *Wimmer* im „Kampf um die Weltanschauung", *Oeser* im „Archemoros", *Naumann* in seinen Hilfeandachten, *Bonus* im „Langen Tag" *König* im „Kampf um Gott", *Joh. Müller* in seinen „Hemmungen des Lebens" und „Vom Leben und Sterben". Die religiösen Sehnsuchtslaute moderner Dichter hat *Günther* in seiner Anthologie „Aus der verlorenen Kirche" gesammelt.

Über die religiöse Lage gibt es eine Reihe von zum Teil sehr bedeutungsvollen philosophischen Stimmen. Wir verzeichnen *Natorp, Paulsen, Eucken, Tröltsch*. Einen wichtigen Beitrag zur Religionspsychologie hat der Amerikaner *James* geliefert, allerdings nicht ohne mit seinen Schlüssen bereits über das Gebiet der Erfahrung hinauszugreifen.

Von den Kritikern des Christentums, soweit sie selbst auf religiösem Boden stehen, möchten wir empfehlen *Schrempf*, einen Meister in der Darstellung intimer religiöser Entwicklung, nicht selten quälerisch, fast krankhaft, immer bedeutend; den Verehrern Egidys zur Vertiefung besonders empfohlen. Schrempf ist ausgegangen von dem großen nordischen Pietisten und Asketen *Sören Kierkegaard*, der durch Ibsens

Vermittlung einen ungeheuren Einfluß auf die gesamte Moderne gewonnen hat. *Lagarde*, vielfach kleinlich, lenkt doch immer wieder auf sehr große, ernste, wirklich religiöse Probleme zurück und ist immer original. Er weist in seiner besten Art auf den Schotten *Carlyle*, der eine merkwürdig einschneidende Art hat, Echtes von Unechtem zu unterscheiden und überall das Heroische zu erkennen. Der *Nietzsche* der Zarathustrazeit bleibt von denen, welche das Christentum als Ganzes in Frage stellen, leider der einzige, der ernst zu nehmen ist. Im äußersten Gegensatz zu Nietzsche versucht *Tolstoi* die asketische Gnosis der alten griechisch-katholischen Kirche, die er naiv ins Evangelium zurückträgt, von neuem zu beleben.

Der Auseinandersetzung des Christentums mit den anderen Anschauungen dient als ständiges Organ *Rades* „Christliche Welt", während *Bousseds* „Theologische Rundschau" über die literarische Arbeit auf theologisch-wissenschaftlichem und religiös-praktischem Gebiet fortlaufend Bericht erstattet, übersichtlich und zuverlässig; dazu sind etwa noch die beiden Broschürensammlungen „Hefte zur christlichen Welt" und „Gemeinverständliche Vorträge" zu erwähnen.

Unter den Büchern, die sich mit dem religiösen Leben in der kirchlichen Praxis beschäftigen, empfehlen wir besonders die Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen, dem späteren Berliner Original *Büchsel*.

Hauptwerke:

Büchsel, Erinnerungen e. Landgeistlichen (Warneck) . . . . 6.—
Harnack, Dogmengeschichte, 5 Bde. (Mohr, T.) 52.50
Hase, Kirchengesch. Vorlesgn., 3 Bde. (Breitk. & H.) . . . . je 7.50 bis 13.50 . .
Hausrath, Luthers Leben, 2 Bde. (Grote) I. 11.—, II. 9.—
Herrmann, Verkehr der Christen mit Gott (Cotta) 6.—
Sabatier, Leben d. hl. Franz v. Assissi, m. Nachtr. (G. Reimer) . . . . geh. 7.—
Uhlhorn, Geschichte d. christl. Liebestätigkeit, 3 Bde. (Gundert) . . . . 23.—
Weiss-Baumgarten, Schriften d. N. Test., 2 Bde. (Vandenhoeck & R.) . . . . 17.—
Wernle, Anfänge unserer Religion (Mohr, T.) . . 8.—

Neue Erscheinungen:

Barth, Einleitung ins Neue Testament (Bertelsmann) . . . . 8.—
Bossert, Johann Calvin (Töpelmann) 4.50
Baab, Jesus von Nazareth (Langewiesche, D.) geh. 1.80
Deißmann, Licht vom Osten (Mohr, T.) . . . . . 15.—
Eucken, Sinn u. Wert d. Lebens (Quelle & M.) 2.80
Grützmacher, Hieronymus, 3 Bde. (Trowitzsch & S.) 24.50
— Sieg d. Christentums über d. Antike geh. —.70
Hashagen, Aus d. Studentenzeit eines alten Pastors (Bartholdi, W.) . . . . 5.—
Hesselbacher, Seelsorge a. d. Dorfe (Vandenh. & R.) 3.60
Köberle, Der Prophet Jeremia (Vereinsbuchh, C.) 3.75
Loofs, Akadem. Predigten (Ungelenk) 1.50
Pfannmüller, Jesus i. Urteil d. Jahrhunderte (Teubner) . . . . 5.—
Sell, Katholizismus u. Protestantismus (Quelle & M.) 4.8
Wernle, Einführung in das theolog. Studium (Mohr, T.) 8.60
Wurster-Henning, Was jederm. von d. inneren Mission wissen muß (Kielmann) . . . . 2.—
Zurhellen, Lebensziele (Quelle & M.) 4.80

RELIGIÖSE LITERATUR DER KATHOLIKEN

Das Buch der Bücher, die **Bibel**, darf der Katholik, sofern er nicht den Urtext versteht, nur in einer mit Anmerkungen versehenen Übersetzung lesen. Trotz ihrer etwas ungelenken Übersetzung empfiehlt sich immer noch als die beste Ausgabe jene von *Loch* und *Reischl*. Wissenschaftlich gediegen im Apparat, ist sie tiefsinnig und erbaulich in der Exegese. Die vielverbreitete Übersetzung von *Allioli* ist knapp und trocken in ihren Erläuterungen. Eine gute Handausgabe des neuen Testaments stammt von *Weinhart*; eine sehr gute Taschenausgabe besorgte *Grundl*. Von den Einzelausgaben erwähnen wir vor allem die „Reden und Briefe der Apostel" von *Tenvelp*, empfehlenswert durch das gute Deutsch, die Psalmen von *Storck* oder *Grundl*, die Apostelgeschichte von *Hückelheim*. Eine vorzügliche „Evangelienharmonie" gab *Lohmann*. Ein wissenschaftlich populärer Apparat für das Verständnis der biblischen Schriften ist der große Kommentar von *Schuster* und *Holzamer* in der Neubearbeitung *Selbst-Schäfer*. Die „Schönheit der Bibel" schildert in einer sehr verdienstlichen Arbeit *Wünsche* (1. Bd. Altes Testament). Ergänzt wird dies Werk durch „Die Bildersprache des A. T.".

Für den gebildeten Katholiken ist das geistvollste und religiös tiefste Lebensbild des Heilands der „Christus" von *Schell*, der auf alle modernen Probleme Rücksicht nimmt. Das „Leben Jesu" von *Grimm* ist viel zu weit und breit angelegt, um für einen Laien in Betracht zu kommen. Eine poetische Bearbeitung bietet „Jesus Messias", eine christologische Epopoe von *Fr. Wilh. Helle*. Trotz stellenweise zu starker Reflexion, die den unmittelbaren lebensvollen Eindruck hemmt, im Wurf ein hervorragendes und in vielen Einzelheiten packendes Buch. Ein liebenswürdiges Werk, in dem Wort und Schrift glücklich zusammenwirken, ist das „Leben Jesu" von *Schumacher* und *Schlecht*.

Wenden wir uns der **apologetischen Literatur** zu, so empfiehlt sich für Freunde einer edlen Sprache und überhaupt für ästhetisch Gerichtete die „Apologie des Christentums" von *Hettinger*, die sich vor allem der philosophischen Begründung der Dogmen widmet und ihren Lebensgehalt vermitteln will. Ungleich tiefer, aber auch viel schwerer verständlich leistet das Gleiche *Schell* in seinen Werken „Religion und Offenbarung" und „Jahwe und Christus". Die „Apologie" von *Schanz* empfiehlt sich vor allem wegen ihrer Rücksichtnahme auf die Naturwissenschaften und der ungeheuren Fülle des Wissens. Leichter verständlich geben sich die „Antworten der Natur", worin *Hasert* in frischer, farbenprächtiger Weise die Grundbegriffe der Offenbarung und des menschlischen Wesens behandelt.

Eine „christliche Lebensphilosophie" gibt in einem Taschenbuche der Jesuit *Pesch*, das der philosophisch-dogmatischen und ethischen Seite gerecht zu werden versucht, um dem Gebildeten ein Religions- und Lebensführer zu sein. Mehr nach der moralischen Seite hin vermittelt eine „Lebensweisheit in der Tasche" der schon genannte *P. Weiß*. Trotz einer bewußt ästhetischen Absicht wird das Buch weniger befriedigen, da die Auswahl zu einseitig ist. „Gelegenheit" nennt der amerikanische Bischof *Spalding* eine Reihe vor-

trefflicher Reden, in denen er zu modernen Problemen, Ideen oder Persönlichkeiten eine weltmännisch unabhängige und religiös vertiefte Stellung einnimmt.

Von einzelnen Werken über grundlegende dogmatische und Moralfragen kann nur das Charakteristischste ausgewählt werden. Ganz vorzüglich wegen ihres weitschauenden Standpunktes sind die „Apologetischen Vorträge“ und noch mehr die „Apologetischen Tagesfragen“, die der Volksverein für das katholische Deutschland herausgibt. Wir nennen vor allem von *Mausbach*, „Einige Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung“, ferner „Weltgrund und Ewigkeitsziele“. Wichtige Beiträge sind auch des gleichen Verfassers anderwärts erschienene Schriften: „Christentum und Moral“ und „Die katholische Moral“. *Meffert* behandelt die „Geschichtliche Existenz Christi“. Eine Reihe von Schwierigkeiten behebt geistreich *Peters* Broschüre „Glaube und Wissen im ersten biblischen Schöpfungsbericht“. Von dem gleichen Verfasser ist bedeutungsvoll „Die grundsätzliche Stellung der katholischen Kirche zur Bibelforschung“, ferner „Bibel und Naturwissenschaft“. Sämtliche religionslosen Moralsysteme der Neuzeit kritisiert Bischof *Schneider* in seinem bedeutenden Werke über „Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit“. „Das Ideal der katholischen Sittlichkeit“ schildert anziehend *Strehler*; in Briefform und gedrängter das gleiche in den „Gängen durch die katholische Moral“. „Kultur und Katholizismus“ würdigt der Straßburger Forscher *Ehrhard* geistvoll und allseitig.

Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte gibt es eine Reihe bedeutsamer Arbeiten. Vor allem kommt in Betracht *Ehrhards* „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert“, ein Gang durch die christliche Kirchengeschichte, unter großen zusammenfassenden und erklärenden Gesichtspunkten. Für die früheste Zeit empfehlen wir *Grupps* „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit“, in der auf das Urchristentum vielfach Rücksicht genommen wird. Daran schließt sich die großangelegte „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter“ von *Grisar*, die besonders auch Kultur und Kunst berücksichtigt. Leider warten wir schon seit Jahren auf den zweiten Band des gründlichen und vielseitigen Werkes. „Das Mittelalter“ in all seinen kirchlichen, wissenschaftlichen und Lebensproblemen sucht *Ehrhard* in einem geistvollen, größeren Essai herauszukristallisieren. „Die Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters bis in die Hochrenaissance“ gibt in vier Bänden *Pastor*, er bringt viel neues Material rückhaltslos offen, geht aber zu wenig in die Tiefe bei Beurteilung der Renaissancekunst und -kultur. Der Essai von *Krüger* über „Das Papsttum“ mag den Katholiken interessieren, als die Darstellung eines möglichst objektiven Protestanten. Ein stark persönliches Gepräge hat die „Kirchengeschichte“ von *Kraus*.

Aus der Zahl der kirchengeschichtlichen Biographien seien folgende empfohlen: Augustinus behandelt geistreich *Hertling*. Kritisch wird Heinrich II. von *Finke* dargestellt. *Günters* „Legendenstudien“ sollte sich kein gebildeter Katholik entgehen lassen. Über Franz v. Assisi, der auch unter den „Modernen“ eines besonderen Kultus sich erfreut, hat *Schnürer* eine wissenschaftlich ernste, mitschwingende, wohlabgewogene Lebensbeschreibung gegeben. Mehr dichterisch empfunden und legendarisch geschildert ist der „Hl. Franz v. Assisi“ von *Jörgensen*. Unter den bedeutenden Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts nennen wir vor allem die Biographie Leo XIII. von *Spahn*, eine intuitive Kombination und Darstellung. *De Waal* behandelt Pius X. Wohl etwas einseitig, aber doch im wesentlichen getreue Bilder von Persönlichkeit und Zeit entwickelnd, schildert *Pfülf* Bischof Ketteler und Kardinal Geissel. Ähnliches gilt von *Pastors* Joh. Janssen und Aug. Reichensperger. Über Döllinger ergänzen sich die beiderseits extremen Werke des Altkatholiken *Friedrich* und des Jesuiten *Michael*.

Die erbauliche Literatur liegt, allgemein gesprochen, im Argen. Vor allem fehlt es an Schriften, die die Frömmigkeit und christliche Tugendlehre auf dem Evangelium aufbauen. Mit am empfehlenswertesten ist „Das geistliche Jahr“ von *Droste-Hülshoff*, das sich eng an die Bibel anschließt. Sehr empfehlenswert ist *Denifles* Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhundert: „Das geistliche Leben“.

Aus des kräftigen *Alban Stolz* oft etwas zu weitläufigen und barocken Werken gibt es eine kleine Auswahl „Edelsteine aus reicher Schatzkammer“; außerdem empfehlen wir: „Witterungen der Seele“ und „Wilder Honig“. Auf die „Predigten“ von *Hansjakob*, dem bekannten badischen Dichter, verweisen wir besonders nachdrücklich. Noch tiefer und spiritueller sind jene des Kard. *Newman*. Ganz aus dem Geist der Bibel schöpfen *Rottmanners* „Predigten und Ansprachen“, wohl die innerlich vornehmste und ausgereifteste Erbauungslektüre des modernen gebildeten Katholiken. Ihnen dürfen auch die Werke von *Hilty* wärmstens empfohlen werden.

Zum Verständnis der kirchlichen Liturgie, der vielgepriesenen (Goethe!), aber wenig gekannten und noch weniger begriffenen, bietet ein herrliches Hilfsmittel *Guéranger* in seinem freilich etwas umfangreichen und teuren „Kirchenjahr“; ganz knapp, aber vorzüglich ist *Soengen*.

Eine ganz vortreffliche, religiöse Zeitschrift sind „Die Friedensblätter“ von *Hofmann* und *Strehler*. Vielseitig interessant, anregend und wirklich gut geleitet sind „Die katholischen Missionen“, ein Blatt, das auch viel Völkerkundliches und Geographisches enthält.

Hauptwerke:

Denifle, Das geistl. Leben (Moser, Gr.-L.) . . . 4.—
Droste-Hülshoff, Das geistl. Jahr (Schöningh) . . 2.20
Ehrhard, Kathol. Christentum u. Kultur (Kirchheim) 1.50
Günter, Legendenstudien (Bachem) . . . . geb. 3.60
Kraus, Kirchengeschichte (Lintz) 12.60
Newman, Predigten (Kösel) 5.20
Rottmanner, Predigten u. Ansprachen, 2 Bde. (Lentner) . . . . je 5.50
Sailer, Kleine Bibel für Kranke u. Sterbende (Lit. Inst., A.) 1.20
Schell, Religion u. Offenbarung (Schöningh) . . 8.60
— Christus (Kirchheim) 2.60
Schott, Meßbuch (Herder) 3.50
Spahn, Leo XIII. (Kirchheim) . . . . 5.—

Neue Erscheinungen:

Ehrhard, Das Mittelalter und seine kirchl. Entwicklung (Kirchheim) 2.50
Heinen, Moderne Ideen i. Licht d. Vater-Unser (Kösel) . . . . geh. 1.50
Peters, Glauben u. Wissen (Schöningh) . . geh. 1.40
Schell, Kleinere Schriften (Schöningh) . . geh. 12.—
Strehler, Ideale d. kathol. Sittlichkeit (Aderholz) geh. 1.20

PHILOSOPHIE UND PSYCHOLOGIE

ERKENNTNISTHEORIE UND METAPHYSIK

NATURPHILOSOPHIE UND PSYCHOLOGIE

ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

SAMMELWERKE, GESCHICHTSWERKE, BIOGRAPHIEN

(Vgl. Literar. Ratgeber, Große Ausgabe)

SOZIOLOGIE

Die Soziologie ist eine junge Disziplin, deren Gegenstand und Hilfsmittel vielumstritten sind. Da sich selbst in den grundlegenden Werken zahlreiche Unklarheiten finden, muß man von einer nur gelegentlichen Lektüre abraten. Am besten ist es, sich zunächst auf jenen Gebieten eine gute Vorbildung zu verschaffen, von denen viele Soziologen ausgehen, etwa auf dem der Wirtschaft, des Rechts und der Geschichte, weil hier bei einiger Bemühung ein selbständiges Urteil in gewissem Ausmaß erreichbar ist, während sich der Laie durch ethnologische und biologische Studien nur allzu leicht ein Halbwissen aneignet, da ihm die Kontrolle fehlt. Die ausführlicher besprochenen Werke, die vorangestellt sind, wurden nach ihrer Bedeutung oder praktischen Brauchbarkeit ausgewählt.

F. Tönnies, „Gemeinschaft und Gesellschaft". Wohl das bedeutendste deutsche soziologische Werk, nicht sehr umfangreich (an 300 S.); bildend, weil mit wenig Grundbegriffen gearbeitet wird, Behandlung allgemein interessanter Probleme, so z. B. des Gegensatzes zwischen Stadt und Land. Die Entwicklung verschiedener Institutionen anschaulich skizziert, Darstellung vielfach schwer verständlich. Am besten beginnt man mit der Lektüre der konkreten Abschnitte I., § 1—40. II., § 33—42. III., § 22—31, dann lese man das Ganze im Zusammenhang, zuletzt die Vorrede. *A. Comte*, „Soziologie". Comte ist in gewissem Sinne einer der Begründer der modernen Soziologie. Seine Darlegungen machen manchen Gedankengang der Neueren verständlich. Er knüpft an die politischen Verhältnisse an, deren rationelle Behandlung er fordert. Die Behandlung der Kulturentwicklung, der besonders der zweite Band gewidmet ist, enthält sehr viel Unzulängliches, daher vielen der erste Band genügen wird (jeder der beiden Bände an 500 S.). Breit aber fesselnd geschrieben. Die Stellung der „Soziologie" im System der „positiven Philosophie" Comtes lernt man am raschesten aus dem mit den Worten des Originals verfertigten Auszug *Jules Rigs* (deutsch von Kirchmann) kennen; Umfang des ganzen Auszugs an 1000 S., davon „Soziologie" in Band II S. 3—308. *H. Spencer*, „Einleitung in das Studium der Soziologie". Spencer hat nach Comte wohl am stärksten die Entwicklung der Soziologie beeinflußt. Da sein Hauptwerk ein umfangreiches anthropologisches und biologisches Tatsachenmaterial behandelt, das zum Teil auch schon veraltet ist, sei hier diese Sammlung von Essais empfohlen, die in vielem eine Art Ergänzung des Hauptwerkes darstellen. Fast alle 16 Kapitel, die sehr anziehend geschrieben sind, können unabhängig voneinander gelesen werden; mehr als sonst berücksichtigt hier Spencer Staat und Wirtschaft (an 550 S.). *R. Stammler*, „Wirtschaft und Recht". Führt ernste Leser trefflich in die wichtigsten Streitfragen der Soziologie ein. Darstellung und Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung ist ein Hauptzweck des Buches. Wirtschaft, Staat, Recht, Geschichte werden in erster Reihe behandelt, ethnologische und biologische Materialien werden nicht verwendet. Neben einigen mehr abstrakteren Erörterungen finden sich genügend viele leichtere, mehr konkrete Abschnitte, die selbst den weniger Vorgebildeten weiterleiten (an 700 S.). Einige der leichteren Kapitel können auch selbständig gelesen werden. *R. v. Ihering*, „Der Zweck im Recht". Flüssig geschrieben und voll anziehender Betrachtungen hat sich dies Buch in die weitesten Kreise Eingang verschafft; viel Anregendes über Sitte, Sittlichkeit, Recht, auch einiges, das auf die Wirtschaft Bezug nimmt, die Darstellung derartig, daß der Leser jeweils seine abweichende Meinung leicht festlegen kann (an 1000 S.). *G. Simmel*, „Soziologie". Der Berühmtheit und Bedeutung wegen hier angeführt, nicht klärend, viele eher verwirrend. Das Geistreiche überwuchert oft. Über mitgeteilte Tatsachen und Meinungen Orientierung nicht möglich, da Simmel, wie dies seine Art ist, in dem gegen 750 Seiten starken Bande keine Literaturnachweise gibt. Von den zehn Abhandlungen und den dreizehn Exkursen, die unabhängig voneinander gelesen werden können, seien hervorgehoben: „Über das Erbamt; Über den Adel; Die Kreuzung sozialer Kreise". Vor erkünstelten Reflexionen, wie z. B. jenen über das Rendez-vous muß gewarnt werden. Nur wer andere soziologische Werke bereits kennt, sollte auch dieses lesen. *A. Schäffle*, „Abriß der Soziologie". Der als praktischer Politiker bekannte Verfasser hatte durch sein Hauptwerk „Bau und Leben des sozialen Körpers" den Eindruck erweckt, als ob er den Staat völlig als Organismus aufgefaßt wissen wollte; er sucht in diesem kleineren Werke zu zeigen, daß er der biologischen Analogie in der Darstellung entbehren könne. (250 S.) Wirtschaft und Politik, auch die internationale werden berücksichtigt. *P. Barth*, „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie". Die eigenen Anschauungen des Verfassers über den geschichtlichen Verlauf weisen arge Irrtümer auf, treten aber in diesem ersten Bande (an 400 S.) in den Hintergrund. Sehr gute Einführung in die Geschichte der Soziologie und der Geschichtsphilosophie. In erster Reihe werden die Autoren der

AUS „KUNST UND KUENSTLER IN FRANKFURT A. M.“
(VERLAG VON JOSEPH BAER & CO. IN FRANKFURT A. M.)

WILHELM STEINHAUSEN: SELBSTBILDNIS MIT SEINER GATTIN □□

Digitized by Google

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts berücksichtigt, besonders Comte und Spencer. Leicht lesbar. *E. Bernheim*, „Lehrbuch der historischen Methode und Geschichtsphilosophie". Allen zu empfehlen, die sich der Soziologie von der Geschichte aus nähern wollen. Von jedermann mit größtem Nutzen zu lesen, leicht, in gewissem Sinne sogar unterhaltend geschrieben. Die Kontroversen über soziologische und geschichtsphilosophische Fragen mit reichen Literaturangaben dargestellt. In den Abschnitten über „Methodologie", „Kritik" und „Auffassung" vieles über historische Skepsis (an 800 S.). *Philosophisch-soziologische Bücherei*. In einer Disziplin, die wie die Soziologie noch wenige gesicherte Resultate aufweist, lese man die wichtigsten Autoren selbst und nicht eklektische Darstellungen. Da viele Soziologen Ausländer sind, ist die vorliegende Sammlung vor allem ihrer Übersetzungen wegen zu empfehlen. *James*, „Der Pragmatismus", hat nur indirekt für die Soziologie Bedeutung. Die systematische Anwendung des Satzes: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" auf alle Gebiete (an 200 S.). *Le Bon*, „Die Psychologie der Massen". Das populäre Thema auf ca. 150 S. im Plauderton behandelt, anregend durch historische Beispiele, besonders aus der Revolutionszeit. Religion, Erziehung und vieles andere wird berührt, die Wählermassen, die Parlamentsversammlungen u. a. werden breiter behandelt. *Fouillée* „Der Evolutionismus der Kraftideen". Behandelt den für die Soziologie oft wichtigen Zusammenhang zwischen Leib und Seele. Orientiert über die bestehenden Theorien und Kontroversen aufs trefflichste. Vererbung und Anpassung eingehend behandelt, etwas umfangreich (an 400 S.). Viele Abschnitte abgesondert lesbar. *Tarde*, „Die sozialen Gesetze". Der Autor berühmt durch seine Theorie von der Bedeutung der Erfindung und Nachahmung für die Gesellschaft. Leicht verständliches Buch (an 100 S.), nicht hervorragend, des Autors wegen lesenswert. *Durkheim*, „Die Methode der Soziologie" (an 180 S.). Stellt den Versuch dar, die Methode der Soziologie theoretisch zu behandeln. Der Verfasser gilt als einer der bedeutendsten Soziologen. Die eigenen Theorien über das Verbrechen, über die Differenzierung der Individuen usw. gelegentlich herangezogen. Nicht allzu leicht geschrieben, wenig informierend. *Eisler*, „Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens". Von den 300 S. hat etwa ein Drittel Bezug auf Soziologie im weitesten Sinne, auf Kulturphilosophie, Geschichtsphilosophie usw. Zusammenfassendes Referat über die betreffenden Materien, durch zahlreiche Literaturangaben wohl vielen erwünscht. — *W. Wundt*, „Völkerpsychologie". Von Werken mit ethnologischem Material vielleicht am empfehlenswertesten, mit ausgezeichnetem pädagogischem Takt geschrieben, nicht mehr Material, als gerade zur Argumentation nötig ist. Der Leser kann leicht folgen, die sonstige Literatur wird, soweit nötig, erwähnt. Zwar umfangreich (an 2500 S.), aber viele Partien selbständig lesbar. Sprache und Schrift eingehend behandelt, ebenso die Entstehung mythologischer Vorstellungen; die Prinzipien der Kunstentwicklung dienen zur Ergänzung. *P. Natorp*, „Sozialpädagogik". Behandelt die Stellung der Gesellschaft zur Willenserziehung. Die etwas umfangreiche, nicht immer leicht verständliche philosophische Einleitung, die aber zum Verständnis des übrigen notwendig ist, kann nicht gut überschlagen werden. Eine gewisse Kenntnis von Kant erleichtert die Lektüre, auch ist Stammler zur Einführung in die Gedankengänge des Verfassers zu empfehlen. Ethik und Pädagogik werden in ihren Grundzügen dargestellt. (an 400 S.).

Zur Einführung in die Soziologie lese man vor allem leichtere Originalarbeiten, Kompendien sollten nur zur Orientierung dienen, da in eklektischen Darstellungen oft das Beste verloren geht. Spencers „Einleitung" sei hier nochmals genannt. Das häufig empfohlene Werk von *L. Stein*, „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie" behandelt die Soziologie nur nebenbei, ist unzuverlässig und überdies umfangreich. Das oberflächliche Bändchen von *Achelis* in der Sammlung Göschen kann nicht empfohlen werden. Am verläßlichsten ist wohl *R. Eisler*: etwas trocken, aber über viele wichtige Werke und Theorien orientierend, die volkswirtschaftlichen Abschnitte am wenigsten gelungen. *A. Lorias* Vorträge zeichnen sich durch Kürze aus, die ersten teilen dem anspruchslosen Leser manches Wissenswerte mit, die letzten viele Irrtümer. *Tönnies*, „Das Wesen der Soziologie" ist ganz kurz, gibt daher nur einen allgemeinen Überblick.

Das Wesen der Soziologie wird bereits von vielen Autoren behandelt, u. a. seien genannt: *Stammler* s. o., *Simmel*, s. o., (vgl. auch sein Buch „Über soziale Differenzierung"), *Durkheim*, s. o., *Tarde*, s. o., *Bernheim*, s. o., *Spencer*, s. o. Eine ins Einzelne gehende dogmenkritische Untersuchung ist *O. Spanns* „Wirtschaft und Gesellschaft", in der u. a. besprochen werden: Dilthey, Schäffle, Wundt, Stammler, Natorp, Jhering, Simmel, Tarde. Schwer lesbar, die einschlägige Literatur wird eingehend behandelt, die biologischen und ethnologischen Theorien werden wenig berührt. Zur Orientierung für ernste Leser geeignet. Auch *Kistiakowskis* „Gesellschaft und Einzelwesen" wäre zu nennen, das sich an Simmel stark anschließt, abstrakt geschrieben, geht auf die Literatur ein.

Systematische Werke auf dem Gebiete der Soziologie können bis jetzt nur als Versuche angesehen werden. Außer den schon genannten von *Comte*, *Tönnies*, *Schäffle*, wäre hier auf *Spencer*, „Prinzipien" hinzuweisen. Starke Berücksichtigung der primitiven Zustände der menschlichen Gesellschaft; wer sich eingehender mit dem ganzen Gebiet beschäftigt, muß das Buch lesen, schon um die Stellung Spencers zum Organischen kennen zu lernen. Über den Umfang der Soziologie handeln § 208-211. Die erste Hälfte des zweiten Bandes enthält allgemeinere Ausführungen, die gesondert gelesen werden können; leicht geschrieben. *Eleutheropulos* „Soziologie" Polemik gegen die, welche die menschlichen Gesellschaftsformen aus den tierischen ableiten wollen. Kritisch manches Lehrreiche, vieles völlig verfehlt, so besonders die wirtschaftlichen Darlegungen. *L. Gumplowicz*, „Grundriß". Stark das politische Moment betonend, voll Unklarheiten. Das Gleiche gilt von *G. Ratzenhofers* sämtlichen Werken, die viel Anregendes über Politik und Staatsordnung bringen, aber auf dem Gebiete der Biologie und Charakterologie überaus verschwommen sind. *L. F. Wards* „Reine Soziologie" ist nicht leicht lesbar; für solche, die sich eingehender mit Soziologie befassen wollen, trotz sehr vieler Unklarheiten, der Systematik wegen zu empfehlen. Auch *Schäffles* „Bau und Leben usw."

wäre unter die systematischen Werke zu zählen. Sehr weitgehende Analogien aus dem Organischen verwirren den Leser, im einzelnen vieles überaus Interessante und Anregende, einiges davon unabhängig lesbar, nur Vorgeschritteneren zu empfehlen. Verwandt mit den Ideen von Gumplowicz sind jene *Oppenheimers*, der in einem kleinen Bändchen „Der Staat" sehr anschaulich die Bedeutung der Unterjochung für die Staatenbildung schildert. Das Tatsachenmaterial wird rein illustrativ verwendet; angenehme Lektüre.

Die organische Richtung in der Soziologie und Staatslehre ist alt, *Krieken* gibt in seinem Buch „Über die sogenannte organische Staatstheorie" einen trefflichen Überblick über die Entwicklung der Lehre, die den Staat oder die Gesellschaft als eine Art Organismus erklärt. Der Darstellung der wichtigsten Lehren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein — die nicht im vollen Sinne soziologische genannt werden können — folgt eine anregende Kritik. Für die organische Auffassung setzt sich in gewissem Ausmaße *Gierke* in seiner Rektoratsrede „Über die menschlichen Verbände" ein, doch warnt er vor Übertreibungen. Ganz kurz und populär. Manches über diese Frage findet man in dem Vortrage *Hertwigs*, „Die Lehre vom Organismus und ihre Beziehung zur Sozialwissenschaft".

Den Zusammenhang zwischen tierischen und menschlichen Gesellschaften behandelt das berühmte Buch von *Espinas*, „Die tierischen Gesellschaften"; obzwar es vor mehreren Jahrzehnten erschien, zur Einführung sehr zu empfehlen. Etwa der vierte Teil des Buches dient einem historischen Überblick. Im übrigen werden niedere und höhere Tiere behandelt. Auch für die organische Analogie findet sich manches Interessante.

Die biologische Behandlung soziologischer Probleme, die sich mit der eben erwähnten Frage oft verbindet, ist dem Laien, wie wir schon mehrfach betonten, nicht zu empfehlen. Es handelt sich da bis jetzt nur um Versuche, die meist unter voreiligen Verallgemeinerungen leiden. Doch ist eine Reihe bemerkenswerter Problemstellungen wohl wert, daß vorsichtige Leser sich mit ihnen bekannt machen. Es existiert eine ganze Sammlung von Schriften, die mit Ausnahme jener von Eleutheropulos (s. o.) die biologisch-physiologische Behandlung besonders betont: „Natur und Staat", sie entstand als Antwort auf die Preisaufgabe: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" Dieser Sammlung gehören die unten genannten neun Bände an (vgl. Liste). Ebenfalls preisgekrönt, aber außerhalb der Sammlung abgedruckt wurde *Woltmanns* „Politische Anthropologie". Diese ganze Literatur ist zum Teil durch *Ammons* „Gesellschaftsordnung" angeregt worden, die den Typus gut repräsentiert, aber voll grober Irrtümer ist.

Die Probleme der Vererbung und Rasse sind in den Werken der genannten Richtung vielfach berührt. Ein älteres Buch auf dem Gebiete der Vererbung, das die bis dahin erschienene Literatur benutzte, ist dasjenige von *Ribot*, das die Vererbung auf allen möglichen Gebieten verfolgt. Von neueren Werken dieser Richtung wäre *A. Reibmayrs* „Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies" zu nennen. Vieles ungenügend motiviert, aber geeignet, viele Vorurteils durch die entgegengesetzten paralysieren zu helfen. Von größtem Einfluß ist auf diesem Gebiete noch immer *Gobineaus* Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Neben scharfsinnigen und geistreichen Darlegungen viel verfehltes, willkürliche Etymologien, so daß manche Teile den Gegensatz zu einer wissenschaftlichen Arbeit darstellen. Mit Vorsicht zu lesen. Ein gut gearbeitetes Namens- und Sachregister von *Kleineke* erleichtert die Benutzung des umfangreichen Werkes. Das Zitatenverzeichnis wird vielen willkommen sein. Mit der Rassenfrage hängt eng das jetzt viel behandelte Nationalitätenproblem zusammen. *Neumanns* „Volk und Nation" enthält manche grundlegende Anregung. Leicht geschrieben, anregend, aber nicht zuverlässig ist *Bagehot*, „Der Ursprung der Nationen". Die politischen Verhältnisse berücksichtigt, besonders der Krieg; nimmt auf darwinistische Gedanken Rücksicht, in vielem veraltet. Für solche, die von modernen Fragen aus zu diesem Problem kommen, sei *Meineckes* „Weltbürgertum und Nationalstaat" empfohlen. Begriff der Nationalität in prinzipieller Weise behandelt, treffliche Übersicht über die Entwicklung des deutschen Nationalgedankens seit dem 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Daran anknüpfend die Darstellung konkreter politischer Entwicklung; schließt mit dem preußisch-deutschen Problem; gut geschrieben, über die Literatur informierend. Auch *Otto Bauers* „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie" schließt mit sehr konkreten Problemen, nachdem eine umfangreiche prinzipielle Behandlung der Grundbegriffe vorangegangen ist, leicht lesbar, nicht frei von Übertreibungen. *Schücking*, „Das Nationalitätenproblem", behandelt vor allem die konkreten Verhältnisse in Deutschland und Österreich, doch streift er auch in anregender Weise Grundsätzliches.

Die Ethik wird von vielen Autoren mit der Soziologie im Zusammenhang gebracht. Über Ethik selbst vergleiche man den Abschnitt Philosophie. An dieser Stelle sei nur auf *Simmels* Einleitung in die Moralwissenschaft hingewiesen. Keine systematische Darstellung, sondern Erörterungen prinzipieller Art über einige Grundbegriffe. Weit bildender als die Soziologie desselben Autors. Leider fehlen die Literaturnachweise. Der Zusammenhang der Moralforderungen mit der gesellschaftlichen Überlieferung stark betont. Zur Einführung in die sozialethischen Probleme sehr geeignet. Soziologische Betrachtungen mit ethischen und anderen verbunden finden sich in den Schriften *Goldscheids*: „Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie" und „Zur Ethik des Gesamtwillens". Die soziologischen Fragen treten aber meist hinter anderen, so hinter rein ethischen und nationalökonomischen zurück. Manche anregende Problemstellung, leicht zu lesen, viel Irriges. *Westermarks* „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe" enthält viel Material und beseitigt durch die Zusammenstellung der verschiedensten Moralanschauungen Vorurteile. Unter einer ähnlichen Überfülle an Stoff leidet seine „Geschichte der menschlichen Ehe".

Die Beziehungen der Soziologie zur Geschichtsphilosophie vertritt in prinzipieller Weise *P. Barth* (s. o.). Vieles über die einschlägige Literatur bietet *Bernheim* (s. o.). *Simmel*, „Die Probleme der Geschichtsphilosophie", behandelt vor allem die Frage des Skeptizismus auf historischem Gebiet im Zusam-

menhang mit den allgemeinsten Fragen der Psychologie und Philosophie; vieles über geschichtliche Gesetze, ziemlich abstrakt, aber lesbar. *Grotenfeldt*, „Geschichtliche Wertmaßstäbe", gibt einen skizzenhaften Überblick über die geschichtsphilosophischen Anschauungen verschiedener Historiker und Philosophen, besonders wird der Begriff des Fortschritts behandelt. Leicht lesbar. *Rocholl*, „Die Philosophie der Geschichte", gibt im ersten Bande eine kursorische Übersicht über die geschichtsphilosophischen Anschauungen des Altertums und des Mittelalters, woran sich eine eingehendere Behandlung der Renaissance und der Neuzeit schließt. Umfangreiches Material nützlich verarbeitet, ermüdende Lektüre. Der zweite Band enthält die eigenen geschichtsphilosophischen Konstruktionen des Verfassers.

Die Kulturentwicklung haben viele Autoren in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung gerückt, doch kann man schwer die Werke noch als soziologische bezeichnen, selbst wenn man den Begriff sehr weit nimmt, so z. B. *Buckles* anregende und überaus flüssig geschriebene „Geschichte der Zivilisation in England", oder *Leckys* „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa" und seine „Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen". Diese Werke enthalten viele Betrachtungen, die man heute als soziologische bezeichnet, ebenso *Drapers* „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas" — freilich ist manches daran schon veraltet. Von neueren Werken, die sich zum Teil auf darwinistische Anschauungen beziehen, sei u. a. *Kidds* „Soziale Evolution" genannt, gut geschrieben, geistvoll, vieles willkürlich behandelt. Zu diesen kulturgeschichtlichen Arbeiten, die zum Teil in ethnographische übergehen, gehören z. B. *Taylors* „Anfänge der Kulturgeschichte", Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte, und *Casparis* „Urgeschichte der Menschheit". Neben vielen interessanten und prinzipiellen Betrachtungen wird in den Werken *Bastians* der Leser durch Stoffmassen erstickt. Man kann daher wohl kaum sein Werk „Der Mensch in der Geschichte" jedem empfehlen. Auch ist vieles schon veraltet. Von neueren Werken, die sich mit der Entstehung der Kultur beschäftigen, möchten wir *Wundts* „Völkerpsychologie" empfehlen. Am meisten dürfte der Durchschnittsleser von der Lektüre mehr prinzipieller Werke haben, zu denen z. B. *Vierkandts* gar nicht umfangreiche Schrift „Die Stetigkeit im Kulturwandel" gehört, leicht lesbar, viele anregende Betrachtungen und nur so viele Beispiele, als gerade nötig sind; des gleichen Verfassers „Naturvölker und Kulturvölker" ist schon etwas umfangreich. Jene Leser, die sich nicht eingehend mit diesen Fragen beschäftigen wollen, seien ausdrücklich vor den bekannten Schriften: *Bachofen*, „Mutterrecht" und *Morgan*, „Die Urgesellschaft" gewarnt. Diese Schriften haben in der Geschichte der Soziologie eine große Bedeutung, dürfen aber nur mit größter Vorsicht gelesen werden. Nach einer andern Seite hin behandelt kulturelle Fragen *Natorp* (s. o.). Zur Einführung in die Geisteswelt des Verfassers kann manchen Lesern ein Buch dienen, das zwar nicht bedeutend, doch in manchem vielleicht Interesse für Natorp, Eucken u. a. erregt, es ist *Kästner*, „Sozialpädagogik und Neuidealismus". *Tönnies*, „Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht". Bildet eine Ergänzung zum Hauptwerk des Verfassers. Die gesellschaftliche Bedeutung der Sprache wird eingehend behandelt. Das Problem der Weltsprache wird prinzipiell erörtert. Leichter lesbar als das Hauptwerk, kann manchem zur Einführung dienen.

Werke, die Soziologisches enthalten, finden sich auch in den Abschnitten: Philosophie und Psychologie, Erd- und Völkerkunde, Geschichte und Kulturgeschichte, auch Rechts- und Staatslehre und Volkswirtschaftslehre enthalten vieles. Es kann sich bei einem so unbestimmten Gegenstande nur um eine ganz ungefähre Orientierung handeln, eine gewisse Zufälligkeit der Auswahl konnte dabei nicht ganz beseitigt werden. Aber dem, der sich auf dem Gebiete orientieren will, dürfte das Gebotene jedenfalls genügen, und den weiteren Weg muß ja doch jeder selber finden.

Hauptwerke:

Barth, Philos. d. Gesch. als Soziologie, I. (Reisland) . . . . 8.—
Ihering, Zweck im Recht (Breitk. & H.) . . . . . 7.—
Natorp, Sozialpädagogik I. (Fromann) 9.70
Schäffle, Abriß der Soziologie . . . . 5.—
Spencer, Studium der Soziologie (Brockhaus) . . 7.—
Stammler, Wirtschaft u. Recht (Veit & Co.) . . 17.50
Tönnies, Gemeinschaft u. Gesellschaft (Reisland) geh. 6.—
Wundt, Völkerpsychologie, 4 Bde. (Engelmann) I. bis III. je 17.—, IV. 14.—

Neue Erscheinungen:

Bauer, Nationalitätenfrage (Wien. Volksbuchh.) geh. 5.—
Bücherei, philosophisch-soziologische (Klinkhardt):
Durkheim, Methode der Soziologie . . . . 4.—
Eisler, Philosophie des Geisteslebens . . . . . . 9.—
Fouillée, Evolutionismus der Kraftideen . . . . 10.—
James, Pragmatismus . . . . 6.—
Le Bon, Psychologie der Massen . . . . 4.—
Tarde, Die sozialen Gesetze . . . . 4.—
Comte, Soziologie, 2 Bde. (Fischer, J.) . . . . je 6.75
Goldscheid, Entwicklungswerttheorien (Klinkh.) . 6.—
Kleinecke, Namen- u. Sachregister zu Gobineaus Menschenrassen (Frommann) . . . . geh. 2.—
Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (Oldenbourg, M.) . . . . 12.—
Oppenheimer, Der Staat (Lit.-Anst., Fr.) . . . . . 2.—
Reibmayer, Entwicklungsgesch. d. Genies (Lehmann, M.) . . . . I. 12.—, II. 10—
Schücking, Nationalitätenproblem (v. Zahn & J.) geh. 1.50
Simmel, Soziologie (Duncker & H.) . . . . 15.—
Spann, Wirtschaft u. Gesellschaft (Böhmert, Dr.) geh. 4.40
Vierkandt, Stetigkeit im Kulturwandel (Duncker & H.) . . . . geh. 5.—
Ward, Reine Soziologie, I. (Wagner, J.) . geh. 7.20

ZUR FRAUENFRAGE

In der Entwicklung und dem Charakter der Frauenfrage liegt es begründet, daß es lange Zeit hindurch auf ihrem Gebiete nur „Propagandaliteratur" gab. Die Frauenfrage kam ihrer Zeit zum Bewußtsein nicht als ein akademisches Problem, sondern als eine tausend einzelne Lebensschicksale bedrängende Not. Daher geht die praktische Arbeit zur Beseitigung dieser Not der theoretischen Behandlung des Problems voraus.

Was an Literatur geschaffen worden ist, diente unmittelbar der Agitation und hatte deshalb seine Bedeutung lediglich für den Augenblick. Es hat ziemlich lange gedauert, bis sich wissenschaftliches Interesse an der Frauenfrage regte, und noch länger, bis sich über dem heftig und leidenschaftlich umstrittenen Gebiet die Ruhe soweit herstellte, daß objektive Darstellungen der hierher gehörigen Probleme aus den beteiligten Kreisen selbst hervorgehen konnten. Erst im letzten Jahrzehnt bekam die Frauenfrage eine solche Literatur, aber sie ist trotzdem nicht ganz leicht zu übersehen. Die Vielgestaltigkeit des Problems bringt es mit sich, daß immer mehr Wissenschaften an seiner Lösung beteiligt werden, die Frauenfrage ist eine Frage der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Nationalökonomie, der Pädagogik, der Politik, sie zerfällt, sowie man ihr näher tritt, in tausend praktische Einzelfragen, deren jede wiederum ein Studium für sich verlangt. Es kommt ferner hinzu, daß die Stellung zur Frauenfrage durch allgemeine Welt- und Lebensanschauungen so sehr beeinflußt wird, daß die gleichen Probleme in andere Beleuchtung rücken von katholischem oder protestantischem, von sozialistischem oder bürgerlichem Standpunkt. So entsteht eine vielfach gegliederte spezifische Parteiliteratur, die zu der gleichen Frage eine Reihe inhaltlich paralleler Werke aufweist.

Unsere Übersicht beginnt mit den Werken, die eine allgemeine Einführung in das ganze in Betracht kommende Gebiet zu geben versuchen, geht dann zunächst zu denen über, die den Ideengehalt der Frage erörtern, weiterhin zu denen, die vorzugsweise die wirtschaftliche Seite behandeln, und verbreitet sich schließlich über die Einzelgebiete des Rechts, der Berufe, der Bildung usw.

Als erster Versuch einer theoretischen Konstruktion der Frauenfrage in Deutschland muß *Bebels* Buch „Die Frau und der Sozialismus" bezeichnet werden. Es ist in bezug auf seine kulturgeschichtlichen Grundlagen und auch in mancher anderen Beziehung (z. B. in der Art der Verwertung der Statistik) überholt, aber immer noch wichtig, als die Schrift, die den Zusammenhang zwischen der sozialistischen Doktrin und der Frauenfrage zum erstenmal hergestellt hat und die seitherige Stellung der solzialdemokratischen Partei zur Frauenbewegung begründet und erklärt. Von ganz anderen, d. h. wissenschaftlichen Gesichtspunkten tritt sehr viel später (1896) *Gustav Cohn* an die Frauenbewegung heran. Sein Buch „Die deutsche Frauenbewegung, eine Betrachtung über deren Entwicklung und Ziele" ist trotzdem zu früh geschrieben, d. h. in einer Zeit, da es besonders für einen Außenstehenden noch schlechthin unmöglich war, die Bewegung in ihrer ganzen Breite zu übersehen, da sie selbst ihre Arbeitsgebiete noch gar nicht alle gefunden, sich der Tragweite der eigenen Tendenzen noch nicht klar bewußt geworden war. Darum ist das Buch als Geschichte der deutschen Frauenbewegung unzureichend, während sein zweiter Teil, „Die Elemente der deutschen Frauenbewegung" eine heute noch wertvolle Beleuchtung der Frauenfrage bietet. Mit stärkerer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Seite der Frauenfrage hat etwa gleichzeitig *Pierstorff* im Handwörterbuch der Staatswissenschaften eine erste national-ökonomische Darstellung des Gebietes gegeben. Dem immer fühlbarer werdenden Mangel an einer Übersicht über das gesamte historische, volkswirtschaftliche, stastische Material, das den Begriffen „Frauenfrage", „Frauenbewegung" ihren Inhalt gibt, versucht dann das „Handbuch der Frauenbewegung" abzuhelfen, das in fünf Bänden von 1901—1907 von *Helene Lange* und *Gertrud Bäumer* herausgegeben wurde. Der erste Band gibt eine Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern, fast durchweg von den Vertreterinnen dieser Länder selbst dargestellt, der zweite schildert im einzelnen die Arbeitsgebiete der Frauenbewegung und sozialen Frauentätigkeit in Deutschland, der dritte — nach dem Schema der ersten eingeteilt — behandelt den Stand der Frauenbildung, d. h. des gesamten Mädchenschulwesens in den Kulturländern, der vierte, von Dr. *Robert Wilbrandt* bearbeitet, gibt eine erste umfassende volkswirtschaftliche Darstelllung der Frauenberufsfrage in Deutschland und der fünfte, der eine Ergänzung des vierten ist, enthält „Praktische Ratschläge zur Berufswahl", d. h. das gesamte Material an Adressen, Daten, Auskünften, das für das Feld der weiblichen Erwerbsarbeit vorliegt. Eine populäre Zusammenfassung dessen, was der erste und zweite Band dieses großen Handbuchs enthält, eine Zusammenfassung, die sich indessen auf Deutschland beschränkt, gibt *Elsbeth Krukenberg* in dem Buch „Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung". Wissenschaftlichen Charakter trägt die Untersuchung von *Waldemar Mitscherlich* über die „Entstehung der deutschen Frauenbewegung", eine soziologische Betrachtung, der es weniger auf die Feststellung historischer Tatsachenreihen als auf den Nachweis gewisser soziologischer Gesetze ankommt und die das Problem vor allem zu einer Auseinandersetzung mit der materialistischen Geschichtsauffassung benutzt. Neben den bisher genannten, die Frauenfrage rein sozialwissenschaftlich erfassenden Darstellungen gibt es nun noch eine Reihe, die spezifisch konfessionell gefärbt sind. Eigenartig und prinzipiell bedeutsam ist da die katholische Literatur, während auf protestantischer Seite nur ein, in der Grundanschauung des Problems von der bürgerlichen Frauenbewegung wenig abweichendes Buch „Handbuch zur Frauenfrage" zu nennen ist, das die Stellung des Deutsch-evangelischen Frauenbundes zu den Fragen der Frauenbewegung eingehend darstelllt und wie das schon genannte Krukenbergsche nicht Vermehrung, sondern Verbreitung der Kenntnis über die Frauenbewegung zum Zweck hat. Auf katholischer Seite ist vor allem das umfassende Werk des Redemptoristen *A. Roesler* zu nennen: „Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung". Ein sehr interessanter Versuch, die Probleme der Frauenbewegung in die Lebensanschauung des Katholizismus einzugliedern, besonders interessant, wenn man die erste mit der sehr erweiterten, gerade eben erschienenen zweiten Auflage vergleicht, und sieht, wie wandlungsfähig trotz dogmatischer Gebundenheit die sozialen Anschauungen des Verfassers sind. Minder umfangreich, aber in seinen soziologischen Gesichtspunkten vielseitiger und weniger eng in katholischen Dogmatismus gefesselt ist eine Schrift von *Joseph Mausbach* „Die Stellung der Frau im Menschheitsleben". Wenn auch die Beleuchtung der Frauenfrage von den Voraussetzungen der katholischen Weltanschauung aus der eigentliche Zweck des Buches

ist, so trifft es doch in der Beurteilung der sozialen Faktoren, der wirtschaftlichen Not, und in manchen positiven Vorschlägen mit den im bürgerlich-liberalen Sinne die Frage behandelnden Werken vielfach zusammen.

Von den Büchern, die es lediglich mit dem Ideengehalt der Frauenbewegung zu tun haben, sei vorweg eines genannt, das in knapper Form den gegenwärtigen Stand der Diskussion über die theoretischen Grundlagen der Frauenbewegung gibt: *Helene Langes* sehr bestimmt, klar und objektiv abgefaßte Darstellung „Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen". Als gemeinverständliche Einführung in die Fragen, um die heute vor allem gestritten wird, käme diese wenig umfangreiche Schrift in erster Reihe in Betracht. Im übrigen scheiden sich auch die Bücher zur Theorie der Frauenfrage in Untergruppen, je nachdem sie die philosophische, biologische oder ethische Seite in den Vordergrund stellen. Das umfangreiche Werk von *Otto Weininger* „Geschlecht und Charakter" hat seiner Zeit durch seine glänzende Dialektik sowohl wie durch die Rüchsicktslosigkeit seiner Sprache ein Aufsehen erregt, das über seine sachliche Bedeutung weit hinausging. Es hat in seiner philosophischen Konstruktion des Geschlechtsgegensatzes eine sehr scharfe und treffende Kritik erfahren durch *Rosa Mayreder* in ihrer Aufsatz-Sammlung „Zur Kritik der Weiblichkeit". Sie stellt der Behauptung Weiningers (und vieler anderer) von der durchgehenden, essentiellen Verschiedenheit der Geschlechter den Gedanken gegenüber, daß die geschlechtliche Differenzierung im Gesamtleben der Gattung einen ganz bestimmten Zweck habe und nur soweit entwickelt werde, als es dieser Zweck erfordere. Ihrer Meinung nach liegt aber dieser Zweck im Gebiet der primitiven Geschlechtsnatur, während das Individuum durch alles das, was wir höhere Natur nennen, dieses Gebiet der geschlechtlichen Differenzierung überschreitet, nach Schleiermachers Wort „von den Schranken des Geschlechtes unabhängig wird". Damit hat Rosa Mayreder auch sozusagen pränumerando ein kürzlich erschienenes Buch von *Karl Scheffler* widerlegt, das unter dem Titel „Die Frau und die Kunst" eine der Weiningerschen verwandte Metaphysik des Geschlechtsgegensatzes gibt. Rosa Mayreders Aufsätze sind nicht nur für die Fortentwicklung der Frauenbewegung bedeutsam, sondern auch durch die Schönheit ihrer Sprache literarisch wertvoll. Ein verwandtes Problem — genauer gesagt das gleiche nach seiner konkreten, praktischen Seite — beleuchtet das Buch von *Adele Gerhard* u. *Helene Simon*: „Mutterschaft und geistige Arbeit". Auf Grund einer umfänglichen Umfrage bei einer Reihe hervorragender geistig arbeitender Frauen untersucht diese gründliche und feinsinnige Arbeit den Zusammenhang zwischen geistiger Produktivität und weiblicher Bestimmung, die innere Abhängigkeit der Schaffenskraft von dem weiblichen Geschlechtsleben und die äußere Abhängigkeit der Fähigkeit zu geistigen Berufen von der Mutterschaft. Die gleiche Frage wird vielfach gestreift in den Büchern von *Ellen Key* — allerdings hier mehr als ein Problem individueller Lebensgestaltung denn als Teil der sozialen Frauenfrage, und viel subjektiver, unbestimmter und zusammenhangsloser. In gewisser Hinsicht sind ihre Bücher auch deshalb zur Frauenfrage-Literatur zu rechnen, weil sie zu dem aus der Frauenfrage herausgewachsenen Problem der sexuellen Ethik das Wort nehmen. In dem gleichen Sinne wie *Ellen Key*, d. h. mehr gefühlsmäßig parteiisch, als philosophisch scharfsinnig, redet *Helene Stoecker* in einer Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen „Die Liebe und die Frauen" einer Befreiung der Erotik aus angeblich überflüssig gewordener sozialer Gebundenheit das Wort. Die Sammlung sei hier lediglich deshalb genannt, weil sie eine bestimmte weniger durch die Zahl als durch die Rührigkeit ihrer Vertreter ausgezeichnete Strömung in der modernen Frauenbewegung und außerhalb ihrer kennzeichnet, also um ihres dokumentarischen, nicht um ihres sachlichen Wertes willen. Eine feinsinnige, in den Kernpunkten treffende Widerlegung dieser Theorien gibt *Fr. W. Förster* in einer Schrift: „Sexualethik und Sexualpädagogik, eine Auseinandersetzung mit den Modernen". Allerdings schränkt der entschieden katholische Standpunkt des Verfassers die Überzeugungskraft seiner Ausführungen für Andersgläubige ein.

Neben der geistigen Seite der Frauenfrage bietet auch die wirtschaftliche ein literarisches Sondergebiet. Freilich ist hier die Grenze zwischen Werken allgemeinen und solchen rein wirtschaftlichen Inhalts nicht scharf zu ziehen. Selbst wo die Beleuchtung der wirtschaftlichen Zusammenhänge letzter Zweck ist, kann man die andern Faktoren nicht durchaus ausschalten, weil gerade auf dem Gebiete der Frauenfrage die Wechselwirkung von geistigen und wirtschaftlichen Triebkräften vielfältig ist. So ist das große Buch von *Lily Braun* „Die Frauenfrage" mehr als eine rein nationalökonomische Darstellung der Frauenfrage. Die Verfasserin zieht vielmehr, von den Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsauffassung ausgehend, auch die geistigen Inhalte der Frauenbewegung in den Kreis ihrer Betrachtung mit dem Ziel, sie aus den wirtschaftlichen Tatsachen abzuleiten und zu erklären. Das Buch, das weder in seinem historischen Teil, noch in der Verwendung statistischen Materials durchweg zuverlässig ist, gibt eine als Ganzes doch beachtenswerte Darstellung der Entwicklungstendenzen auf dem Gebiet der Frauenarbeit. Lily Braun vermutet als das Ende dieser Entwicklung die Auflösung der Familie als wirtschaftlicher Gemeinschaft, die unterschiedslose Einstellung der Frau in die berufsmäßige Güterproduktion, genossenschaftliche Haushaltführung und Kinderpflege, kurz, eine sozialistische Struktur des Gemeinschaftslebens. Eine objektivere, zuverlässigere Arbeit ist die von *Elisabeth Gnauck-Kühne*: „Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende." Sie gibt im Anschluß an die in großen Zügen gezeichnete historische Entwicklung der Frauenbewegung die beste und sorgfältigste statistische Darstellung der Frauenberufstätigkeit, die unsere Literatur aufweist, und berücksichtigt dabei vor allem die Frage nach der Inanspruchnahme der Frauen durch Beruf und Ehe. Sie zieht im Gegensatz zu Lily Braun keine weiteren Folgerungen, als die Natur des statistischen Materials zuläßt, und entfernt sich von dem Boden rein objektiver Würdigung der Tatsachen nur insofern, als sie dem Kloster eine größere Bedeutung für die Lösung der Frauenfrage zuschreibt, als es der Lage der Dinge nach haben kann. Aus einem Kursus populär-wissenschaftlicher Vorträge ist das kleine Buch von *Robert Wilbrandt*

entstanden, „Die Frauenfrage, ein Problem des Kapitalismus“, das eine leicht verständliche Zusammenfassung des reichen Materials gibt, das der Verfasser im vierten Bande des Handbuchs der Frauenbewegung verarbeitet hat.

Eine Unterfrage — die wichtigste — das Problem der Frauenarbeit behandelt *Alice Salomon* in einer Studie über „Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit“. Die Untersuchung erstreckt sich über alle Schichten berufstätiger Frauen und gibt vom Gesichtspunkt des Lohnproblems aus eine auf sorgfältig verwertetem Material beruhende Darstellung der Schwierigkeiten, mit denen die Berufsarbeiterin durchweg zu kämpfen hat. Wenn auch auf ein kleines Untersuchungsgebiet beschränkt, so doch in ihren Ergebnissen von weitergreifender Bedeutung ist die Untersuchung der ehemaligen badischen Fabrikinspektorin Dr. *Marie Baum* „Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe“. Eine Einführung in die Arbeiterinnenfrage, die hauptsächlich als Anleitung für soziale Hilfsarbeit unter den Arbeiterinnen gedacht ist, gibt *Elisabeth Gnauck-Kühne* in einem klar und warm geschriebenen kleinen Buch „Die Arbeiterinnenfrage“. Über ein noch bisher wenig bearbeitetes Gebiet der Frauenarbeit und der sozialen Frauenaufgaben unterrichtet „Die Frau auf dem Lande“, ein Wegweiser für Haus-, Guts- und Gemeindepflege von *Frieda zur Lippe Oberschönfeld*, weniger zu wissenschaftlichen als zu praktischen Zwecken.

Die im Augenblick so viel erörterten Fragen der Frauenbildung haben schon wegen ihrer Aktualität ihre literarische Vertretung mehr in Broschüren und Flugschriften, als in umfassenderen Büchern gefunden. Erwähnung verdient die Darstellung des Mädchenschulwesens in dem großen Werk über das deutsche Erziehungswesen, das von *Lexis* für die Ausstellung von St. Louis herausgegeben ist, wie verschiedene Sammlungen von Vorträgen über höhere Mädchenbildung, die in der Liste angeführt sind, und schließlich ein kleines Buch „Soziale Frauenbildung“ von *Alice Salomon*, das eine neue und methodisch wie praktisch noch wenig bearbeitete Aufgabe in Angriff nimmt.

Zum Schluß sei das einzige bedeutende juristische Buch zur Frauenfrage genannt, zugleich eines der hervorragendsten wissenschaftlichen Bücher aus weiblicher Feder: *Marianne Webers* Studie „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung“. Die lebendige und exakte Darstellung der historischen Entwicklung ist daran ebenso hervorzuheben wie die Schärfe, mit der die prinzipiellen Gesichtspunkte gewählt und für die Beleuchtung des ganzen umfangreichen Materials festgehalten sind.

Baum, Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen (Braun, K.) . . . . . geh. 1.80
Bebel, Frau u. Sozialismus (Dietz) 2.50
Braun, Frauenfrage (Hirzel) . . . . 12.—
Cohn, Deutsche Frauenbewegung (Gebr. Paetel) 5.50
Förster, Sexualethik (Neufeld & H.) . . . . . . 1.—
Gerhard-Simon, Mutterschaft u. geistige Arbeit (G. Reimer) . . . . 6.—
Gnauck-Kühne, Die dtsch. Frau a. d. Jahrhundertwende (Liebmann) 4.25
— Arbeiterinnenfrage (Volksverein, M.-Gl.) geh. 1.—
Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 7 Bde. (Fischer, J.) erscheint eben in neuer Auflage.
Key, Jahrhundert d. Kindes (Fischer, B.) . . . 5.—
— Liebe und Ehe . . . . 5.—
— Die Wenigen und die Vielen . . . . 5.—
Krukenberg, Frauenbewegung (Mohr, T.) . . . . 4.—
Lange-Bäumer, Handbuch der Frauenbewegung, 5 Bde. (Möser, B.) . . . . . je 5.50 bis 11.—
Lexis, Unterrichtswesen im dtsch. Reich, 6 Tle. (Behrend & Co.) 46.60
Mausbach, Stellung der Frau im Menschheitsleben (Volksverein, M.-Gl.). . . . . geh. 1.—
Mayreder, Zur Kritik der Weiblichkeit (Diederichs, J.) . . . . 6.—
Mitscherlich, Entstehung der Frauenbewegung (Puttk. & M.) . . . . geh. 1.—
Roesler, Die Frauenfrage (Herder) 9.40
Salomon, Ungl. Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit (Duncker & H.) . . . geh. 3.20
Scheffler, Frau in der Kunst (Bard) . . . . . . 4.—
Stöcker, Die Liebe u. d. Frauen (Bruns, M.) 2.50
Weber, Ehefrau u. Mutter i. d. Rechtsentwicklung (Mohr, T.) . . . . 12.—
Weininger, Geschlecht u. Charakter (Braumüller, W.) 6.40
Wilbrandt, Frauenarbeit (A. N. u. G. W.) 1.25

Neue Erscheinungen:

Handbuch zur Frauenfrage, hrsg. v. dtsch.-ev. Frauenbund (Runge, Gr.-L.) 3.50
Lange, Die Frauenbewegung (Quelle & M.) . geh. 1.—
Lippe-Oberschönfeld, Die Frau auf dem Lande (D. Landbuchh., B.) . . . . 4.—
Mädchenbildung, Die höhere, Vorträge (Teubner) 2.40
Salomon, Soziale Frauenbildung (Teubner) geh. 1.20

RECHTS- UND STAATSLEHRE

Ausführlicher Bericht im Liter. Ratgeber, Große Ausgabe

Die Nachfrage nach Rat hinsichtlich juristischer Literatur mag im „Laienpublikum“ noch sehr gering sein. Doch liegt es im Interesse der nationalen Entwicklung, daß Nachfrage entsteht, denn ein Bedürfnis ist vorhanden. Das Emporringen weiterer Volkskreise zu politischer Mündigkeit fordert vor allem ein Emporsteigen aus der juristischen Unmündigkeit, die dem komplizierten Rechtsorganismus modernen Staatslebens verständnislos gegenübersteht. Durch Beteiligung an der Selbstverwaltung oder Selbstrechtsprechung wird bereits dieser und jener zur Beschäftigung mit Rechtsfragen gedrängt und erfährt, daß es nicht um ein Wissen geht, daß man als „trockensten, langweiligsten Stoff“ nach Möglichkeit von sich abzuweisen befugt ist, sondern daß der größte, wichtigste Teil der nationalen Ethik es ist, der in dem Rechte eines Volkes gebunden liegt. Daß es aber Ehrenpflicht des Volkes ist, seiner geltenden Ethik selbst Meister zu sein, dürfte schließlich doch gemeine Überzeugung werden, wie gut es auch die Zunft von der Rezeption des römischen Rechtes an bis auf den heutigen Tag verstanden hat, sie als unnahbare Geheimwissenschaft auszugeben. Die höchst wirksame Abschreckung von gediegener rechtswissenschaftlicher Lektüre, die man so ausübte, hat auf juristischem Gebiet in den „populären“ Rechtsnachschlage- und -belehrungsbüchern

einen eigenen Zweig der Schundliteratur hervorgebracht; selbstverständlich sind Schriften solcher Art von der Empfehlung ausgeschlossen. Der Stoff gliedert sich nach den Lehrfächern: 1. Zivilistisches Fach (bürgerliches Recht, Handels-, Wechsel- und Versicherungsrecht, Zivilprozeß, Konkurs); 2. Kriminalistisches Fach (Strafrecht, Strafprozeß, Strafvollzugsrecht, strafrechtliche Hilfswissenschaften); 3. Publizistisches Fach (Allgemeine Staatslehre, Staats-, Verwaltungs-, Völkerrecht); 4. Kanonistisches Fach (Kirchenrecht).

Übersichten über Aufgabe und Methode liefern im kleinen die Einführung in die Pechtswissenschaft von *Kohler*, die „Allgemeine Rechtslehre" von *Sternberg*, von größeren Werken ist einem weiteren Leserkreise bestimmt der rechtswissenschaftliche Band der modernen Enzyklopädie: „Die Kultur der Gegenwart". Hier ist jedes Einzelfach selbständig bearbeitet, ziemlich gleichmäßig in Leistungen höchsten Ranges. Von besonderen Wesensseiten des Rechtes aus leitet *R. v. Jhering* zum Verständnis des Ganzen hin: von der ethisch-idealen im vielfach übersetzten „Kampf ums Recht", dem beredten Bekenntnis hochgemuten Individualismus; von der utilitaristisch-realistischen im „Zweck im Recht") der, wie *Felix Dahn* („Die Vernunft im Recht") bezeugt, zur Erweckung des Interesses an der rechtlich-sozialen Kultur am meisten von allen Büchern geeignet ist. Da das Recht wie jeder Inhalt geistigen Lebens wesentlich in der Geschichte sein Dasein hat, mithin aus Entwicklungsgestzen verstanden werden muß, so ist außer dem enzyklopädistisch-rechtsphilosophischen rechtshistorisches Wissen um so mehr zu empfehlen, als das letzte Jahrhundert auf diesem Felde seine beste Arbeit verrichtet hat. Des antiken Roms noch heute weltbeherrschende Normen lehrt *Schulins* anregende, viel zu wenig gewürdigte römische Rechtsgeschichte, die leider nun veraltet. Doch die Scheu, umfassende Darstellungen neu zu errichten, wird sie noch lange unersetzt lassen, da die reichen Funde von juristischen Papyrusurkunden der Wissenschaft des alten römischen Rechts eine grundstürzende Umwälzung bereitet haben. Ferner *Mommsens* „Römisches Staatsrecht", von dem eine kleinere Ausführung zur Verfügung steht, und sein „Römisches Strafrecht", des Greisen letztes Vermächtnis, voll tiefer, allgültiger politischer Weisheit hinausragend über das bloß historische, ein Wegzeiger zur Beurteilung der Staats- und Volksmoral für jedes kommende Zeitalter. *Sohms* „Institutionen, ein Lehrbuch des römischen Privatrechts"; die Arbeit eines reichen und bewegten Geistes voll tiefen Sinnes und reifer Formenschönheit. In *Jherings* „Geist des römischen Rechts" leuchtet wie in allen seinen Arbeiten die glänzende Phantasie. Von den Darstellungen des gemeinen Rechts römischer Herkunft, das in großen Teilen Deutschlands bis 1900 galt, ist die *Dernburgs* beeinflußt vom wirtschaftswissenschaftlichen Gedanken, modern und außerordentlich lesbar. *Dernburgs* großer Bearbeitung des Preußischen Privatrechts steht mit den gleichen Vorzügen diejenige von *Förster-Eccius* gegenüber. *Fischers* kürzeres Lehrbuch führt die Sprache des klaren Kopfes, der zu gewissenhaften Lesern redet. Die Deutsche Rechtsgeschichte ist vollständig am besten von *Schröder* geschrieben; wie er, unendliches Material zusammenfassend, sein Buch zu straffster Prägnanz treibt, in jeder Auflage die neuesten Resultate der Forschung lückenlos mitteilt und zu eigenen Schlüssen umsichtig Kritik verwertet, das ist Kunst. Viel kürzer als dieser starke Band ist der Grundriß der Deutschen Rechtsgeschichte *Brunners*, ein meisterhafter Essai. Über *Heuslers* „Institutionen des deutschen Rechts" läßt sich nichts Treffenderes vorbringen als die Kritik Otto Gierkes: „Tief im Gedanken, geistvoll in der Auffassung, bestrickend in der Form!" *Gierkes* eigene Schriften zeichnen sich durch die gleichen Vorzüge aus; der Humor im deutschen „Recht", der *Jherings* „Kampf" an Gemeinverständlichkeit erreicht, an Geschmack übertrifft; die zwei ersten Bände eines „Deutschen Privatrechts". Gierke erfüllt wie kein anderer die Forderung der historischen Schule, das Recht zu sehen nicht als erklügelte Polizeivorschrift äußerer Zwangsmächte, sondern als Erzeugnis des Volksgeistes, ihm eignet die Gabe wundersamer Versenkung in die Tiefen des Nationalbewußtseins. Eine Darstellung des deutschen Privatrechts im vollständigen System gibt das Buch von *Hübner*, „Grundzüge des deutschen Privatrechts", die durch wirtschaftliche und rechtsvergleichende Beobachtungen das deutsche Recht als Teil der nationalen und internationalen Lebensgestaltung erkennen läßt. Den Plan einer universalhistorischen (vergleichenden) Rechtswissenschaft entwickelt *Kohlers* „Recht als Kulturerscheinung" in anregender Skizze, sein „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz" in künstlerisch empfundener Ausführung. Dem griechischen Recht, der Verbindung von Morgen- und Abendland gewinnt *Hirzel* in „Themis und Dike" überraschende Aufschlüsse ab. Wie *Rohdes* „Psyche" es wurde, so muß auch *Hirzels* „Themis" populär werden können. Von einer Geschichte der (deutschen) Rechtswissenschaft hat *Stintzing* zwei Bände geliefert: den dritten Band (Neuzeit bis zur Schwelle des 18. Jahrhunderts) schrieb *Landsberg*; ein klassisches Werk historischer Kritik, vornehm im Stil, bahnbrechend in der Methode.

Eine Bewegung ist in der Rechtswissenschaft aufgestanden, die die Parole „Los vom Wort" und „Erziehung wie Erhöhung der Richterpersönlichkeit" ausgibt. Ihr dienen die temperamentvollen Broschüren von *Ehrlich*: „Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft", *Enaeus Flavius*, „Der Kampf um die Rechtswissenschaft"; in biographischer Studie zur Psychologie des Juristen: *Sternberg*, „J. H. v. Kirchmann und seine Kritik der Rechtswissenschaft".

Innerhalb des geltenden bürgerlichen Rechts sei von kürzeren Darstellungen die *Landsbergs* hervorgehoben. So mundgerecht als möglich möchte ein 1. Band *Biermanns* den gewaltigen Stoff machen. Das Lehrbuch *Kohlers* (bisher 2 Bde.), ist breit angelegt und will allenthalben die soziale Funktion der Rechtsnorm, ihr Eingreifen ins Leben deutlich machen. *Cosack* trägt den Stoff in verzwicktem Systeme vor, doch bewirkt er durch treffliche, oft humoristische Beispiele leichtes Verständnis auch schwieriger Dinge und redet eine flüssige Sprache. Aus der Flut der Einzelschriften seien nur etliche genannt, die den brennenden Fragen modernen Gesellschaftslebens nahetreten: *Karl Mengers* temperamentvolle Studie „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen", *Isays* „Rechtsgeschäft und wirtschaftliche Machtverschiedenheit", die Schriften über Miete von *Fuld* und *Mittelstein*,

vor allem das gewichtige Buch über den „Arbeitsvertrag" von *Lotmar*. Wer sich über das juristisch-ethische Grundprinzip modernen Privatrechts unterrichten will, mag des Oberlandesgerichtsrats *Schneider* Werk über Treu und Arbeit studieren. *Feder* hat feinsinnig und human „Die Haftung für fremdes Verschulden" behandelt, die neue, mit wirtschaftlichen und psychologischen Gesichtspunkten freier schaltende Art ist vertreten durch *Petracyckis* Arbeiten: Lehre vom Einkommen; Lehre von der Fruchtverteilung; Aktienwesen und Spekulation. Unter den Kommentaren ist für Nichtjuristen nur ein „kleinerer" benutzbar, hier nimmt das dreibändige Werk *Hugo Neumanns* die erste Stelle ein.

Handelsrecht lehrt neben *Cosack*, dessen Lehrbuch nicht anders als sein bürgerliches Recht zu charakterisieren ist, *Lehmann*; er zeichnet sich durch juristische Schärfe aus. Der kleine Kommentar von *Littauer-Mosse* zum Handelsgesetzbuch bedarf keiner empfehlenden Worte. Das Wechselrecht behandelt in gesonderter Darstellung *Grünhut*, dessen grundgelehrtes Werk der Benutzung des Nichtjuristen durch eine vom Apparat der Anmerkungen befreite Ausgabe zugänglicher gemacht ist. Von den Darstellungen des Scheckrechts empfiehlt sich das Handbuch des Scheckrechtsspezialisten *Conrad* durch gleich souveräne Beherrschung der Handelspraxis, die der Verfasser als Reichsbankbeamter ausübt, wie des Juristischen. Patentrecht trägt *Kohler* vor in einem epochemachenden Werke.

Im Zivilprozeß entspricht einzig das Lehrbuch von *Richard Schmidt* allen modernen Anforderungen. Das Buch *Weißmanns* bietet solide, einfache Kost für den, den etwa Schmidts glänzende Vielseitigkeit blendet.

Lothar Seuffert hat dem Konkursprozeßrecht ein kurzes, das Wesentliche klar und sicher treffendes Buch gewidmet. *Kohler* behandelt das Konkursrecht in einem Leitfaden.

Eine Gesamtdarstellung des kriminalistischen Fachs, d. h. ein Handbuch der gesamten Strafrechtswissenschaft, enthaltend außer dem Strafrecht, dem Strafprozeßrecht und dem Strafvollzugsrecht auch die kriminalistischen Hilfswissenschaften, fehlt. Das einzige Lehrbuch des Strafrechts, das einigermaßen die kriminalpolitischen Aufgaben, kriminalsoziologische, kriminalpsychologische, kriminalistischtechnische und kriminalstatistische Forschungen berücksichtigt, ist das Werk *v. Liszts*. Es wird dadurch zum Repräsentanten der „modernen Richtung", die dem sozialpolitischen Zweckgedanken die Führung im künftigen Strafrecht eingeräumt wissen will. Daneben zweckmäßig zu benutzen das „Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich", erläutert von *Reinhard Frank*; die Mitte haltend zwischen Kommentar und Lehrbuch, bildet es eine Literaturgattung für sich — nur *M. v. Seydels* „Reichsverfassung" bietet ähnliches. Kurz, ganz und gar gemeinverständlich, zeigt *Hermann Seuffert* unter geschickter Benutzung statistischen Materials die soziale Funktion des Strafrechts in seiner Bewegung im „Strafrechte in den letzten 30 Jahren". Im Strafprozesse am interessantesten bleibt das Lehrbuch von *Geyer*, mit schönen historischen und reformatorischen Ausführungen den Geist des Prozeßrechts beschwörend. Da das Buch im Dogmatischen zu veralten droht, sei *Rosenfelds* moderne Darstellung neben ihm empfohlen. Was die kriminalistischen Hilfswissenschaften angeht, so gibt die Kriminaltaktik von *Weingart* höchst anregende Darstellungen des Weges, auf dem Polizei und Justiz dem Verbrechen in seine Schlupfwinkel folgen; die prächtige „Gefängniskunde" *Krohnes* beleuchtet nicht nur Wesen und Zweck der Strafanstalten, ideale Gesinnung und praktische Tüchtigkeit im Verein wecken hier ein innerliches Verständnis für den Strafvollzug als soziale Heilungstätigkeit. Ihr gesellt sich *Aschaffenburgs* Buch „Das Verbrechen und seine Bekämpfung", der erfolggekrönte Versuch einer vollständigen Darstellung des Verbrechens als individual- und sozialpathologische Naturerscheinung.

Von politisch einführenden Werken der Staatslehre nennen wir: „Politik", als eine geschichtliche Naturlehre des Staates, von *Wilhelm Roscher*, eine Theorie von dem „natürlichen" Entwicklungsgange der als Monarchie, Aristokratie und Demokratie unterschiedenen Staatsformen in feiner Charakteristik. Die berühmte „Politik", nach Vorlesungen *Treitschkes*, ist in den historischen Partien und praktischen Urteilen glänzend, impulsiv. Reichtum an Material und Originalität der Einteilung in der (von der Rassenspekulation beeinflußten) „Politik" auf der Grundlage der Soziologie von *Ratzenhofer*. Übrigens sind *Robert von Mohls* politische Aufsätze von bleibendem Wert. — Kurz vermitteln die Grundansichten allgemeinen Staatsrechts *Heinrich Rosin* und *Hübler*, dieser nach den politischen Reden und Schriftstücken Bismarcks, jener im Anschluß an die Verfassung und Verwaltung Preußens und des Reichs. Unter den Darstellungen des deutschen Reichs- und Landesstaatsrechts thront auf einsamer Höhe das gewaltige Werk *Paul Labands*. Kürzer, in einem starken Bande abgeschlossen ist das „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" von *Georg Meyer*, voll Tüchtigkeit und redlichen Fleißes steht es in seinem Charakter der deutschen Rechtsgeschichte Schröders nahe. Zur Hilfe beim Studium der preußischen Verfassung dient bestens die Ausgabe von *Arndt*, der Reichsverfassung vor allem *Seydels* Kommentar. Deutsches Verwaltungsrecht lehrt *Otto Mayer* und, in der kürzeren Form eines Grundrisses, *v. Kirchenheim*.

Von den Darstellungen des Völkerrechts erreicht keine das prachtvolle übersichtliche Lehrbuch *v. Liszts*. Unter den publizistischen Einzelstudien tritt schon durch sein Thema *Georg Meyers* „Parlamentarisches Wahlrecht" in den Vordergrund. Die gediegene Gründlichkeit spricht hier das erste und letzte Wort im Munde eines Mannes, der ein Leben hindurch mit dem Gegenstande theoretisch und praktisch vertraut geworden ist. *Jellineks* kristallklares „System der subjektiven öffentlichen Rechte" ist eine allgemeine Staatslehre vom Standpunkte des subjektiven Rechts, staatsrechtliches Denken lehrt es wie kein zweites Buch. Man lese es in Verbindung mit *Jellineks* formvollendeter „Allgemeiner Staatslehre".

Das kanonische Fach, soweit es sich um vollständige Darstellungen handelt, wird immer noch am besten repräsentiert durch *Richter-Dove-Kahl*, wo die Erörterung wenigstens nicht ganz so trocken ist wie bei *Friedberg*, der mehr als durch den Text durch das beigegebene Urkundenmaterial wirkt. Doch gibt es im geschichtlichen Gebiet ein herrliches Buch: der erste Band eines Kirchenrechts von *Sohm*. Theologische,

Digitized by Google

juristische, historische, philosophische Bildung, Geist und Herz in schönster Entfaltung wetteifern hier.

Hauptwerke:

Birkmeyer, Deutsches Strafprozeßrecht (H. W. Müller) . . . . 20.—
Dernburg, Das bürgerl. Recht d. dtschn. Reichs mit 6 Ergzgsbdn. 183.85
Holtzendorff-Kohler, Enzyklopädie der Rechtswissenschaft (Duncker & H.) . . . . . . 55.—
Jellinek, Allg. Staatslehre (Häring) . . . . . . 18.—
Kahl, Lehrsystem des Kirchenrechts und der Kirchenpolitik I (Mohr) 10.50
Kohler, Patentrecht (Bensheimer) m. Reg. . . . 46.—
Liszt, Lehrbuch des Strafrechts (Guttentag) . . 12.—
— Völkerrecht (Häring) . . . . 13.—
Meyer, Lehrbuch d. dtschn. Staatsrechts (Duncker & H.) . . . . 19.—
— Verwaltungsrecht . . . . 26.—
Schmidt, Lehrbuch d. Zivilprozeßrechts . . . . 25.—
Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte (Veit & Co.) 26.50
Sohm, Institutionen (Duncker & H.) . . . . . . 12.—
Stintzing-Landsberg, Gesch. d. Rechtswissenschaft (Oldenbourg, M.) . . . . 24.—
Windscheid-Kopp, Pandekten (Lit. Anst., Fr.) geh. 45.—
Zitelmann, Intern. Privatrecht (Duncker & H.) I. geh. 9.—, II. geh. 6.40, III. geh. 6.40

Neue Erscheinungen:

Biermann, Bürgerl. Recht I. (H. W. Müller) . 12.—
(Leichte Lektüre.)
Conrad, Handbuch d. Scheckrechts (Enke) . . . 7.60
(Rechtsvergleichend mit vorzüglicher Kenntnis der Handelspraxis.)
Darstellung, Vergleichende, d. dtsch. u. d. ausl. Strafrechts, 3 Bde. (Liebmann) . . geh. 124.90
(Monumentale Gesamtansicht für den Fachmann.)
Erman, Erbbaurecht (Obertüschen, M.) . . geh. 1.65
Goldschmidt-Kohler, Rechtswissenschaftl. Sektion des Talmud (Rosenthal & Co.) . . . . . 200.—
(Text und zuverlässige, kritisch-objektive Verdeutschung mit dem nötigsten wissenschaftl. Apparat.)
Hellfron, Handelsrecht I. (Speyer & P., B.) . . 6.—
(Anschaulich-belehrende Einführung.)
Hellmann, Konkursrecht (Häring) . . . . 17.—
(Für das heutige deutsche Recht wissenschaftlich abschließend. Scharf und klar.)
Hirzel, Themis, Dike u. Verwandtes (Hirzel) . . 11.50
(Die Rechtsidee i. Verh. zu Religion, Sitte, Dichtung, Kunst usw. der Hellenen.)
Hübner, Grundzüge d. dtsch. Privatrechts (Deichert) . . . . 11.—
(Anregend und faßlich unter Berücksichtigung des Wirtschaftlich-Sozialen und der Rechtsvergleichung.)
Kaufmann, Auswärtige Gewalt u. Kolonialgewalt in den Ver. Staaten (Duncker & H.). geh. 5.60
(Breite, anregende Entwicklung der Rechtsgedanken moderner Weltpolitik.)
Lehmann, Lehrbuch d. Handelsrechts (Veit & Co.) 21.—
(Klar. Wissenschaftlich abschließend für das heutige deutsche Recht. Etwas Geschichte.)
Mittels, Röm. Privatrecht bis auf Diokletian (Duncker & H.) 12.50
(Forschung nach moderner Methode in Erfassung der antiken Gesamtkultur.)
Petrazyki, Aktienwesen u. Spekulation (H. W. Müller) 4.50
(Sarkastische Beleuchtung der Grundlagen des Aktienrechts. Psychologie des Gründers, des Aktionärs usw.)
Rechtswissenschaft, Systematische, aus: Kultur der Gegenwart (Teubner) . . . . 16.—
(Enzyklopädie für Gebildete.)
Sternberg, Kirchmann u. s. Kritik d. Rechtswissenschaft (Rotschild, B.) . . . . 7.—
(Psychologie und Ethik des juristischen Berufs und Standes, sowie der juristischen Methode. Biographie.)

VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Es ist keine leichte Aufgabe, durch das Labyrinth der nationalökonomischen Literatur rasch einen sicheren Pfad zu führen, der an keinem wichtigen Punkt vorübergeht und das Bleibende in der wissenschaftlichen Erscheinungen Flucht aufzeigt. Wir kommen wohl am schnellsten und sichersten zum Ziel, wenn wir nach der heutigen wissenschaftlichen Arbeitsweise vom Konkreten, Bekannten ausgehen und beim abstrakten System endigen. Wir wollen uns also zuerst mit den bestehenden volkswirtschaftlichen Zuständen unserer deutschen Heimat vertraut machen. Dazu helfen uns in kurz orientierender Weise drei kleine populäre Schriften: *Tröltsch*, „Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben“, *Pohle*, „Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert“ (A. N. u. G.) und *Wygodzinski*, „Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 20. Jahrhundert“; in ausführlicherer und fesselnder Weise *Sombart*, „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“, ferner der zweite Ergänzungsband zu *Lamprechts* „Deutscher Geschichte“, das originelle Buch von *Losch*, „Nationale Produktion und Berufsgliederung“, *May*, „Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, endlich das „Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands“ und *Grubers* kleines „Deutsches Wirtschaftsleben“.

Die Darstellung der heutigen Volkswirtschaft mündet von selbst in die aktuellen Fragen der Wirtschaftspolitik, in die sogenannte praktische Nationalökonomie aus, über welche die meisten jener Werke schon zusammenfassend handeln. Ein gleiches tut kurz in der Göschenschen Sammlung *van der Borghts* „Volkswirtschaftspolitik“, ausführlicher *G. von Mayrs* „Grundriß zu Vorlesungen über praktische Nationalökonomie“, und der zweite Band des „Grundrisses zum Studium der Politischen Ökonomie“ von *Conrad* „Volkswirtschaftspolitik“, und originell und tieferdringend der zweite Teil des „Grundrisses der Politischen Ökonomie“ von *Philippovich*. Für die neuere Wirtschaftsgeschichte haben wir jetzt den „Grundriß“ von *Sieveking*, die brennendsten Fragen der heutigen deutschen Wirtschaftspolitik aber behandelt ganz selbständig und packend *Naumanns* „Neudeutsche Wirtschaftspolitik“.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Hauptgebieten, so können wir hier die geschichtliche Entwicklung nicht von den aktuellen Problemen trennen, für deren Verständnis ihre Kenntnis nötig ist. Über die deutsche Agrargeschichte orientieren die Freiburger Antrittsrede von *Fuchs*, „Die Epochen der deutschen Agrargeschichte“, sowie seine Artikel „Bauer“ und „Bauernbefreiung“ in *Elsters* „Wörterbuch der Volkswirtschaft“, das jetzt in zweiter erweiterter Auflage vorliegt und für alle Gebiete der praktischen wie der

theoretischen Nationalökonomie eine wahre Fundgrube ist; es wird von dem großen „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", das jetzt schon in dritter Auflage zu erscheinen beginnt, wohl an Ausführlichkeit, aber keineswegs an Gehalt und Darstellung übertroffen. Wer tiefer dringen will, muß für das Preußen alten Bestandes das klassische Werk *G. F. Knapps* „Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens" oder wenigstens seine beiden Vortragssammlungen: „Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit" und „Grundherrschaft und Rittergut" zur Hand nehmen, die zugleich Perlen der neueren deutschen Prosa sind. Für Nordwestdeutschland vergleiche man *Wittichs* „Grundherrschaft in Nordwestdeutschland", für Süddeutschland *Ludwig*, „Der badische Bauer im 18. Jahrhundert", und *Theodor Knapp*, „Gesammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte vornehmlich des deutschen Bauernstandes" und „Abriß der Geschichte der Bauernentlastung in Württemberg", für Österreich *Grünberg*, „Die Bauernbefreiung in Böhmen, Mähren und Schlesien". Auch *Belows* „Territorium und Stadt" gehört in seinem ersten Teile hierher. Die in Wittichs genanntem Werke außerdem aufgeworfene Frage der ältesten deutschen Agrargeschichte nach dem Alter der Grundherrschaft findet auch in *Richard Hildebrands* geistreichem und vielangefochtenem Buche „Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen" eine eigenartige Behandlung; es ist jetzt in zweiter Auflage erschienen, in welcher der Verfasser in einigen der wichtigsten Punkte zu einem ganz anderen Standpunkt gekommen ist als in der ersten. Die „Geschichte der deutschen Landwirtschaft" endlich hat uns *von der Goltz* in einem zweibändigen Werke gegeben.

Auch in das Gebiet der Agrarpolitik führt rasch ein Vortrag von *Fuchs* in den Schriften der Gehe-Stiftung über „Die Grundprobleme der deutschen Agrarpolitik in der Gegenwart" ein. Ausführlicher handeln davon *von der Goltz*, „Agrarwesen und Agrarpolitik", und *Buchenberger*, „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik unter besonderer Würdigung der kleinen Mittel". Die liberale Richtung in der Agrarpolitik vertritt *Brentanos* „Erbrechtspolitik, alte und neue Feudalität", die sozialistische im Sinne Bernsteins das lehrreiche Werk von *David*, „Sozialismus und Landwirtschaft". Es zeigt vor allem in erschöpfender Weise, daß und warum in der Landwirtschaft das sog. „Konzentrationsgesetz des Kapitals", die Überlegenheit des Großbetriebs über den Kleinbetrieb, nicht gilt. Den entgegengesetzten Standpunkt des orthodoxen Marxismus vertritt die „Agrarfrage" von *Kautsky*. Über innere Kolonisation und ländliche Arbeiterfrage unterrichten uns *Sering*, „Die innere Kolonisation im nordöstlichen Deutschland" und wieder *von der Goltz*, „Die ländliche Arbeiterfrage und der preußische Staat"; über ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege der bekannte „Wegweiser" von *Sohnrey*.

Die Gewerbegeschichte behandelt neben *Ottos* Bändchen über das deutsche Handwerk ebenfalls populär das Doppelbändchen von *Sombart*, „Gewerbewesen", weit eingehender sein „Moderner Kapitalismus". Daneben ist hinzuweisen auf *Belows* „Städtewesen und Bürgertum" in den „Monographien zur Weltgeschichte" und seine schon erwähnte Sammlung von Abhandlungen unter dem Titel „Territorium und Stadt"; weiterhin *Gotheins* „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes" und das schön ausgestattete, von Sattlers Meisterhand illustrierte Werk von *Boos*, „Geschichte der rheinischen Städtekultur". Aber auch die älteren Werke von *Roscher*, „Ansichten der Volkswirtschaft" und *Schmoller*, „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe" werden immer ihren grundlegenden Wert behalten. Dazu kommt dann noch *Büchers* Artikel „Gewerbe" im „Wörterbuch der Volkswirtschaft" und seine „Entstehung der Volkswirtschaft". Für die Geschichte der Großindustrie fehlt uns leider für Deutschland noch immer ein umfassendes Werk, wie es die „Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands" von *Adolf Held* sind.

In die Gewerbepolitik führen ebenfalls *Sombarts* Bändchen „Gewerbewesen" ein, sowie *Büchers* und *Biermers* einschlägige Artikel im Elsterschen Wörterbuch, in die Handwerkerfrage speziell *Adlers* „Epochen der deutschen Handwerkerpolitik". Die ausführlichste Behandlung ist dieser Frage jetzt zuteil geworden durch *Waentigs* „Mittelstandspolitik" und *Sombarts* „Kapitalismus". Man vergleiche auch hierzu *Büchers* „Entstehung der Volkswirtschaft". Die Frage der Hausindustrie behandelt morphologisch *Liefmann*, „Über Wesen und Formen des Verlags (der Hausindustrie)" in den „Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der Badischen Hochschulen", praktisch *Schwiedland*, „Ziele und Wege einer Heimarbeitsgesetzgebung" und *Wilbrandt*, „Die Weber", „Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit" und „Die Frauenarbeit". Kartelle und Trusts bespricht ebenfalls *Liefmann* in den Schriften „Die Unternehmerverbände" in den Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der Badischen Hochschulen, ferner in „Schutzzoll und Kartelle" und gemeinverständlich in dem Büchlein „Kartelle und Trusts".

Die gewerbliche Arbeiterfrage ist jetzt auch von *Sombart* in der Sammlung Göschen ganz kurz, aber vorzüglich orientierend dargestellt, ähnlich von demselben Verfasser in „Dennoch", ausführlicher in der „Arbeiterfrage" von *Herkner*, die jetzt in fünfter erweiterter Auflage vorliegt, und dem alten klassischen Werk gleichen Titels von *F. A. Lange*. Die im Mittelpunkt von ihr stehende Gewerkschaftsbewegung hat umfassend *Kulemann* dargestellt, speziell ihren sozialdemokratischen Teil *Schmöle*, „Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland", die „christlichen Gewerkschaften" Kaplan Dr. *Müller* in den Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der Badischen Hochschulen. Die älteren Darstellungen der Arbeiterfrage in England in dem genannten Werke von *Held* und in *Schulze-Gävernitz'* Buch „Zum sozialen Frieden" sind heute überholt durch das große Werk von *Nostitz*, „Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England". Die mit der gewerblichen Arbeiterfrage so eng verbundene Bewegung des Sozialismus hat in *Sombarts* „Sozialismus und soziale Bewegung" eine manchmal einseitige, aber geistreiche und glänzende Darstellung erhalten, die dank dem außergewöhnlich billigen Preise des Buches große Verbreitung und viele Übersetzungen gefunden hat. Eine neuere populäre Darstellung gibt *Diehl* in den Vorträgen „Sozialismus und Kommunismus", eine streng wissenschaftliche Dogmengeschichte *Grünberg* in den ausgezeichneten Artikeln „Sozialis-

mus", „Kommunismus", „Anarchismus" im Wörterbuch der Volkswirtschaft.

Die immer mehr als Kern der sozialen Frage erkannte Wohnungsfrage hat namentlich in den jüngsten Zeiten eine außerordentlich große Literatur erhalten, aus der hier zunächst zur Orientierung das Büchlein von *Singheimer*, „Die Arbeiterwohnungsfrage", der gute „Grundriß des Wohnungswesens" von *Eberstadt* und die gesammelten Vorträge und Aufsätze von *Fuchs*, „Zur Wohnungsfrage", sowie für eingehenderes Studium das zweibändige Werk von *Jäger* „Die Wohnungsfrage" hervorgehoben werden sollen.

Wer hier tiefer eindringen will, sei auf die verschiedenen Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Wohnungsfrage sowie die Sammlung des Deutschen Vereins für Wohnungsreform „Die Wohnungsfrage und das Reich" verwiesen: während die ersten sieben Abhandlungen der letzteren kürzerer Art sind, behandelt die achte, „Die städtische Bodenfrage" von *Mangoldt*, das zentrale Problem der Wohnungsfrage, die Bodenfrage, und zwar speziell unter dem Gesichtspunkt der Stadterweiterung und ihrer richtigen Gestaltung in umfassender Weise. Das inhaltsreiche Buch leidet nur daran, daß es langsam und stückweise entstanden ist und daher die neuesten Streitfragen nicht mehr hinreichend berücksichtigt. Diese drehen sich vor allem um das alte, schon die Wohnungsliteratur der sechziger und siebziger Jahre durchziehende Problem „Kleinhaus" oder „Mietskaserne"? Es ist aufs neue in den Vordergrund gerückt worden durch das unter diesem Titel erschienene Buch von *A. Voigt* und *Geldner*, dem in gewisser Weise sekundiert wird von *Adolf Weber* in den Schriften: „Bodenrente und Bodenspekulation" und „Boden und Wohnung", während der Hauptvertreter der entgegenstehenden Auffassung *Rudolf Eberstadt* in seinen älteren und neueren Schriften ist. (Vgl. Liste.)

Der heftige und bedauerlicherweise sehr persönlich geführte Kampf hat sachlich wenig Neues gebracht, insbesondere ist die leidenschaftliche Verteidigung der Mietskaserne durch Voigt in der Hauptsache mißlungen: es ist ihm nicht gelungen zu beweisen — und er hat dies auch nicht einmal versucht —, daß die Mietskaserne eine Verbilligung der Mieten herbeigeführt habe. Er verteidigt sie nur gegen den Vorwurf, an deren Steigen schuld zu sein — und auch das nicht mit Erfolg, denn die von ihm behauptete Verbilligung der Baukosten durch größere Stockwerkszahl, die übrigens von Technikern, wie Fabarius, vom vierten Stockwerk ab bestritten wird, hätte nur praktische Bedeutung bei gleicher Bauausführung, wovon aber tatsächlich, wie jedermann weiß, nicht die Rede ist. Denn gerade die Mietskaserne hat uns in erster Linie den wertlosen und unkünstlerischen äußerlichen Wohnungsluxus gebracht, den die neue künstlerische Kultur solche Mühe hat zu überwinden. Nur eine starke wirtschaftliche Überlegenheit aber, die also nicht bewiesen werden kann, vermöchte diese Wohnform gegenüber den schwerwiegenden sozialen, hygienischen, sittlichen und ästhetischen Nachteilen zu rechtfertigen, mit denen sie verbunden ist, und die Voigt in sehr unglücklicher Weise zu bestreiten versucht. Wem Gesundheit und Sittlichkeit unseres Volkes auf der einen Seite und wem die künstlerische Kultur auf der anderen am Herzen liegt, der kann nur mit allen Mitteln den Siegeslauf der Mietskaserne, der sie schon auf das Land hinausgeführt hat, zu hemmen suchen.

Als Idealbild wird ihm dabei vorschweben, was in den berühmten englischen sogenannten Gartenstädten schon vorbildlich verwirklicht ist, und was die „Deutsche Gartenstadtgesellschaft" seit einigen Jahren auch bei uns einzuführen bestrebt ist. Wer sich darüber unterrichten will, sei auf die Flugschriften der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, insbesondere auf die deutsche Ausgabe des englischen Werkes von *Ebenezer Howard*: „Gartenstädte in Sicht", verwiesen. Wird auch eine richtige „Gartenstadt" im englischen Sinne, d. h. eine ganz neue Städtegründung, die Wohn- und Arbeitsstätte zugleich ist, in Deutschland nur ausnahmsweise — so vielleicht namentlich im Anschluß an die bevorstehende systematische Erschließung der Wasserkräfte — in Frage kommen, so ist die Gartenstadtbewegung in dem Sinne, in dem sie mit Recht in Deutschland betrieben wird, daß sie auch Gartenvorstädte und Arbeiterdörfer, kurz, die gartenmäßig weiträumige Bebauung der Außenquartiere unserer Städte und des industrialisierten platten Landes in sich schließt, von größter Bedeutung, und — so hoffen wir — von einer aussichtsreichen Zukunft.

Die damit zusammenhängende Bodenreform hat in den letzten Jahren auch ihre erste zusammenfassende Darstellung erhalten. Der Vorsitzende des Bundes Deutscher Bodenreformer *A. Damaschke* hat in seiner „Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not" die Grenzen der neuen Bewegung dem Kapitalismus und dem Kommunismus gegenüber gezogen und die einzelnen Reformvorschläge für die Städte und das Land zusammenhängend dargestellt. Eine wesentliche Vermehrung haben auch die „Sozialen Streitfragen" der deutschen Bodenreform erfahren. Von seiten der Hausbesitzer ist gegen die steigende bodenreformerische Flut eine kleine, aber instruktive Schrift erschienen von dem Verbandssekretär der preußischen Hausbesitzervereine, *D. Pabst*, „Damaschke und die Hausagrarier". Diese Schrift hat bereits zu sehr lehrreichen Auseinandersetzungen, namentlich in der bodenreformerischen „Deutschen Volksstimme" geführt. Praktische Kommunalpolitik vom sozialdemokratischen Standpunkt aus behandelt *Lindemann* in seinem großangelegten Werke über „Städteverwaltung", von dem bisher zwei Bände erschienen sind. Das verbreitetste Werk hat *Damaschke* in seinen „Aufgaben der Gemeindepolitik" gegeben. Es bespricht die Fragen der Bildung, der Arbeit, des Mittelstandes, des Gemeindegrundeigentums, der Wohnungsverhältnisse, der Zuwachsrente, der Besteuerung und der Gemeindebetriebe und legt besonderen Wert darauf, solche praktischen Versuche darzustellen, die sich im vielgestaltigen deutschen Städteleben schon bewährt haben.

Für die Handelsgeschichte sind wir, soweit eine zusammenfassende Darstellung in Frage kommt — neben dem kurzen Artikel „Handel" von *Rathgen* im Wörterbuch der Volkswirtschaft — noch auf ältere Werke angewiesen, wie *Scherer*, „Geschichte des Welthandels" und *Falke*, „Geschichte des deutschen Handels", vor allem auf das ungemein geistreiche und anregende wenn auch in den Einzelheiten längst überholte Buch von *Kiesselbach*, „Der Gang des Welt-

handels im Mittelalter", während von den zahlreichen modernen Einzeluntersuchungen hier nur *Schultes* großes Werk „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien" genannt werden soll. Die Kolonialgeschichte dagegen hat ein Meister wie *Dietrich Schäfer* in der Sammlung Göschen neuerdings gemeinverständlich dargestellt.

Über die Handelspolitik im allgemeinen orientieren *Sievekings* „Auswärtige Handelspolitik", der Artikel „Handelspolitik" von *Rathgen* im „Wörterbuch der Volkswirtschaft" und die Werke von *Ehrenberg, Helfferich* und *Grunzel*; ferner *Pohle*, „Deutschland am Scheidewege", sowie der dritte Band von *Cohns* ‚System der Nationalökonomie', über „Handels- und Verkehrswesen"; über die deutsche Handelspolitik *Lotz*, „Die Ideen der deutschen Handelspolitik" und *Zimmermann*, „Die Handelspolitik des Deutschen Reiches", über die englische mit ihren jetzt so aktuellen Problemen der Imperial Federation und der Zolleinigung *Fuchs*, „Die Handelspolitik Englands und seiner Kolonien", *Rathgen* in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, und jetzt auch noch das großangelegte Buch von *Schulze-Gävernitz*, „Der britische Imperialismus". Über Verkehrswesen allein: *Lotz*, „Verkehrsentwicklung in Deutschland"; Bankwesen: *Obst*, „Geld-, Bank- und Börsenwesen", *Scharling*, „Bankpolitik" und *Adolf Weber*, „Depositenbanken und Spekulationsbanken, ein Vergleich deutschen und englischen Bankwesens"; über die Börse allein: *Max Weber* in der Göttinger Arbeiterbibliothek. Wer tiefer in die Probleme des Geldwesens eindringen will, sei auf *Richard Hildebrands* „Theorie des Geldes", *Simmels* geistreiche „Philosophie des Geldes" und *Helfferichs* Werk über „Das Geld" hingewiesen, vor allem aber jetzt auf das außerordentlich scharfsinnige Buch von G. *F. Knapp*, „Die staatliche Theorie des Geldes". Es hat durch seine ganz neue, rein juristische oder vielmehr politische, „chartale" Auffassung des Geldes das größte Aufsehen erregt, aber allerdings auch viel Widerspruch hervorgerufen. Und in der Tat wird man wohl doch nicht ohne einen wirtschaftlichen, vom staatlichen verschiedenen Begriff des Geldes auskommen. — Vgl. hierzu die Abteilung „Handel und Gewerbe".

Für die hier ungezwungen sich anschließende Finanzwissenschaft haben wir jetzt auch in der Sammlung Göschen einen populären Grundriß von *van der Borght*, einen ausführlicheren in *Ehebergs* „Finanzwissenschaft" und dem entsprechenden Teil des *Conrad*schen Grundrisses („Finanzwissenschaft"), endlich die geschmackvolle und fesselnde Darstellung in *Cohns* „Finanzwissenschaft", und neuerdings auch die „Finanzwissenschaft" *Heckels*.

Wenn wir nun von den einzelnen Zweigen der modernen Volkswirtschaft und ihrer Geschichte — über die alle auch das schon mehrfach erwähnte zweibändige „Wörterbuch der Volkswirtschaft" reiche Belehrung enthält — uns zur Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung im ganzen wenden, so bleibt die wieder in neuer Auflage vorliegende „Entstehung der Volkswirtschaft" von *Bücher* noch immer das klassische Buch, das in die weitesten Kreise schon das Verständnis für den geschichtlichen Werdegang unserer Volkswirtschaft getragen hat, so sehr es auch namentlich in bezug auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Altertums — hauptsächlich von *Eduard Meyer*, „Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums" — angefochten worden ist. Diese Frage der „Wirtschaftsstufen" behandelt auch in neuer Weise die Einleitung zu *Sombarts* „Kapitalismus" und eine besonders lehrreiche Abhandlung von *Below*, „Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker" (in der Historischen Zeitschrift, neue Folge, Band 15). Auch das schon erwähnte Buch von *Hildebrand*, „Recht und Sitte" gehört hierher, sowie das des früh verstorbenen *Schurtz*, „Urgeschichte der Kultur" und sein letztes Werk „Altersklassen und Männerbünde", endlich *Grosses* grundlegendes Buch „Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft".

Die Lehre von den Wirtschaftsstufen bildet heute in der Regel ein Kapitel der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre und wird daher auch in den meisten Grundrissen und Lehrbüchern der Nationalökonomie behandelt. Am ausführlichsten in *Schmollers* jetzt vollendet vorliegendem „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre", dessen Stärke überhaupt besonders die universalhistorischen Perspektiven sind, und in dem die Wirtschaftsgeschichte zu einer Kulturgeschichte ausgeweitet ist. Neben ihm ist demjenigen, der sich nun einen systematischen Überblick über die ganze Wissenschaft verschaffen will, vor allem noch *Cohns* „Nationalökonomie" zu nennen, die sich selbst als ein „Lesebuch für Geschäftsleute, Studierende und Beamte" bezeichnet, ferner *Conrads* Grundriß Teil I „Nationalökonomie". Wer auch härtere Nüsse zu knacken bereit ist, greife zum ersten Bande von *Philippovichs* Grundriß der „Allgemeinen Volkswirtschaftslehre" und zu *Ad. Wagners* „Grundlegung". Eine kurze und populäre Darstellung geben *Karl Jentsch*, „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft" und besonders knapp, aber doch wissenschaftlich *Fuchs*, „Volkswirtschaftslehre".

Die hier das Schlußkapitel bildende Bevölkerungsfrage wird, ebenfalls in anti-Malthusianischem Sinne eingehend behandelt in *Frank Fetters* „Versuch einer Bevölkerungslehre" und neuerdings auch in *Oppenheimers* „Bevölkerungsgesetz des Malthus und der neueren Nationalökonomie". Er faßt klar und scharf zusammen, was gegen jene verhängnisvolle Bevölkerungslehre vorgebracht werden kann, die im Grunde jede soziale Weiterentwicklung mit dem Stempel des Utopischen versieht, weil „die Bevölkerung nun einmal die Tendenz habe, sich stärker zu vermehren als die Nahrungsmittel". Eine lehrreiche, jüngst erschienene Studie von *Mombert* über die Bevölkerungsbewegung in Deutschland zeigt in bemerkenswerter, ja fast schon alarmierender Weise die Abnahme der Geburtenfrequenz in Deutschland in der neuesten Zeit.

Wer endlich die Geschichte unserer Wissenschaft selbst kennen lernen will, ohne sich in das große Werk von *Roscher*, „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" zu vertiefen, dem stehen neben der Darstellung dieser Geschichte in den genannten Lehrbüchern und Grundrissen (besonders bei Conrad) *Eisenharts* „Geschichte der Nationalökonomie" und *Ingrams* „Geschichte der Volkswirtschaftslehre" zur Verfügung, sowie jetzt auch *Damaschkes* populäre „Geschichte der Nationalökonomie"; ferner *Adlers* „Geschichte des Sozialismus und Kommunismus",

Mehrings „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" und *Bernsteins* „Geschichte und Theorie des Sozialismus", dann *Friedländer*, „Die vier Hauptrichtungen der modernen sozialen Bewegung" (Marxismus, Anarchismus, Eugen Dühring und Henry George) und *Oppenheimer*, „Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre"; endlich zwei neue Sammlungen, die Gelegenheit geben, die älteren Autoren selbst in deutscher Sprache zu lesen: *Adler*, „Hauptwerke des Sozialismus" und die „Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister", herausgegeben von *Waentig*. In der ersteren sind bis jetzt 9 Hefte erschienen, in denen *Enfantin, Godwin, Hull, Lamennais, Spence, Considérant-Fourier, Ogilvie, Gray* und *Ferri* zu Wort gekommen sind; in der zweiten *Turgots* „Betrachtungen über die Bildung und die Verteilung des Reichstums", *Fergusons* „Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft", *Friedrich Lists* „Nationales System der politischen Ökonomie" — der erste Höhepunkt, den die deutsche Volkswirtschaftslehre erreicht hat —, *Malthus'* berühmtes Werk über die Bevölkerung, *Ricardos* wichtigste Schriften und *Comtes* Soziologie. Besonders diese billige und handliche Sammlung ist sehr zu empfehlen —

„es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, was vor uns ein weiser Mann gedacht
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht."

Ein Standardwerk für die Entwicklung unserer Wissenschaft in den letzten hundert Jahren aber, das ihre großen Wandlungen und Fortschritte deutlich widerspiegelt, wird die in diesem Herbst erscheinende Festgabe für Gustav Schmoller: „Geschichte der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert" (Duncker & Humblot) sein. Das Buch ist selbst das deutlichste Zeichen für die neueste Wandlung in unserer Wissenschaft — die theoretische Reaktion gegen die historische Periode: überall wächst wieder das Interesse für theoretische Untersuchungen und begriffliche Formulierungen. Dabei treten naturgemäß auch die methodologischen Probleme wieder in den Vordergrund, und sie haben auf dem Boden der Rickertschen Methodenlehre eine ganz neue, tiefgreifende Darstellung gefunden in den geistvollen Abhandlungen *Max Webers* über „Roscher und Knies" in Schmollers Jahrbuch und in der Schrift von *Stephinger*, „Zur Methode der Volkswirtschaftslehre".

In diesem Zusammenhang soll endlich noch eines eigenartigen Buches gedacht werden, das sein Titel in unsere Übersicht verweist, wenn es auch auf der Grenzlinie zweier Wissenschaften steht: „Volkswirtschaft des Talents" von *Jos. Aug. Lux*. Es ist freilich, wie er selbst sagt, „keine Volkswirtschaft im herkömmlichen Sinn", sondern beabsichtigt, „die Kunst als organische Funktion des Volkes darzustellen und in ihrer ethischen, ästhetischen und vor allem auch wirtschaftlichen Tragweite darzulegen, um die Notwendigkeit einer besseren Pflege und Erziehung der unerschöpflichen Naturkraft, des Talents, zu erhärten", und will sagen, „was in der volkswirtschaftlichen und in der künstlerischen Literatur nicht zu finden ist und doch beiden Gebieten gleich angehört". Wer das unternimmt, sollte offenbar die beiden Gebiete vollständig beherrschen. Das ist nun mit der Volkswirtschaftslehre bei dem Verfasser jedenfalls nicht der Fall, denn gleich Ruskin zeigt auch Lux dieselbe kritiklose Überschätzung der Wirtschaftsordnung des gotischen Mittelalters und — als Neues — einen ähnlich unkritischen Optimismus in bezug auf Japan, das ihm — soweit es sich um das alte Japan handelt mit Recht — als ein Vorbild vorschwebt, während die Produktion der Waren, mit denen es heute „auf dem Weltmarkt die erste Stelle behauptet", doch auch schon in kapitalistischer Wirtschaftsform unter „Mißbrauch produktiver Arbeitskraft" und zur „Gewinnung von unproduktivem Tauschwert, nämlich Geld", erfolgt. Aber er ist doch kein bloßer Nachbeter Ruskins. Überhaupt operiert Lux viel weniger mit moralischen Erwägungen (und gar nicht mit religiösen wie Ruskin), sondern vielmehr mit solchen der wirtschaftlichen und sozialen Nützlichkeit. Und so sei das kleine Buch, trotz der eingangs erwähnten Mängel, besonders allen berufsmäßigen „Volkswirten" und Politikern warm empfohlen: es ist nicht nur ein geistvolles und kluges, sondern, mehr als das, ein gutes Buch — ja vielleicht, wie die Zukunft lehren wird, noch mehr: eine Tat.

Adler, Geschichte d. Sozialismus I. (Hirschfeld) geh. 8.—
— Handwerkerpolitik (Fischer, J.) . . . . . . geh. 2.50
— Hauptwerke d. Sozialismus, 9 Hfte. (Hirschfeld) je —.50 bis 2.60
Below, Städtewesen (Velhagen & Kl.) . . . . . . 3.—
— Territorium u. Stadt, I. (Oldenbourg, M.) geh. 7.—
Bernstein, Geschichte u. Theorie d. Sozialismus (Dümmler) 7.50
Boos, Geschichte der rhein. Städtekultur, 4 Bde. (Stargardt) . . . . je 9.—
v. d. Borght, Finanzwissenschaft (S. G.) . . . . —.80
— Volkswirtschaftspolitik (S. G.) . . . . —.80
Brentano, Erbrechtspolitik (Cotta) . . . . geh. 14.—
Buchenberger, Deutsche Agrarpolitik (Parey) . . 6.—
Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft (Laupp, T.) 7.20
Cohn, System der Nationalökonomie, 3 Bde. (Enke) 14.—, 18.—, 26.—

Daraus einzeln:

— Finanzwissenschaft . . . . 18.—
— Handel u. Verkehrswesen . . . . 26.—
Comte, Soziologie, 2 Bde. (Fischer, J.) . . je 6.75
Conrad, Finanzwissenschaft (Fischer, J.) . . . . 6.—
— Nationalökonomie . . . . 9.—
— Volkswirtschaftspolitik . . . . 13.—
Damaschke, Bodenreform (Hilfe) . . . . . . 3.—
— Gemeindepolitik (Fischer, J.) . . . . 2.—
— Geschichte der Nationalökonomie . . . . . . 3.—
David, Sozialismus u. Landwirtschaft (Verl. d. Sozial. Monatshefte) . . . . 15.—
Diehl, Sozialismus u. Kommunismus (Fischer, J.) 3.60
Eberstadt, Das Wohnungswesen (Fischer, J.) geh. 2.50
— Die Spekulation im Städtebau . . . . . . geh. 4.—
Eheberg, Finanzwissenschaft (Deichert) 9.60
Ehrenberg, Der Handel (Fischer, J.) . . . . 2.—
Eisenhart, Gesch. d. Nationalökonomie (Fischer, J.) 4.80
Elster, Wörterbuch d. Volkswirtschaft, 2 Bde. (Fischer, J.) . . . . 40.—
Falke, Gesch. d. dtsch. Handels, 2 Bde. (Klinkhart) 6.—
Ferguson, Gesch. d. bürgerl. Gesellschaft (Fischer, J.) geh. 4.—
Fetter, Bevölkerungslehre (Fischer, J.) 2.40
Flugschriften d. d. Gartenstadt-Gesellschaft, 10 Hefte. (Gartenst.-Ges.) . . . je —.20 bis —.50
Friedländer, Hauptrichtungen d. mod. sozial. Bewegung, 2 Bde. (Calvary) . . . . 12.—
Fuchs, Epochen der deutschen Agrargeschichte (Fischer, J.) . . . . geh. 1.—
— Grundprobleme der deutsch. Agrarpolitik (Zahn & J., Dr.) . . . . geh. 1.20
— Handelspolitik Englands (Duncker & H.) geh. 7.20
— Volkswirtschaftslehre (S. G.) . . . . —.80
— Zur Wohnungsfrage (Duncker & H.) . . geh. 4.60
v. d. Goltz, Agrarwesen u. -Politik (Cotta) . . . 8.—
— Gesch. d. d. Landwirtschaft, 2 Bde. (Cotta) 23.—
— Ländl. Arbeiterfrage (Vandenhoeck & R.) geh. 1.—
Gothein, Wirtschaftsgesch. d. Schwarzwalds, I. Bd. (Trübner) . . . . geh. 8.—

Grosse, Formen der Familie (Mohr, T.) 7.50
Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben (A. N. u. G. W.) 1.25
Grünberg, Bauernbefreiung in Böhmen, 2 Bde. (Duncker & H.). . . . . geh. 16.—
Grunzel, Handelspolitik (Duncker & H.). . . . . . 15.—
Handbuch d. Wirtschaftskunde, 4 Bde. (Teubner) 12.—, 8.—, 30.—, 21.—
Handwörterbuch d. Staatswissenschaften, 7 Bde. (Fischer, J.) . . . . geh. 125.—
(Neue Auflage im Erscheinen.)
Heckel, Finanzwissenschaft I. (Hirschfeld) 11.50
Held, Soz. Geschichte Englands (Duncker & H.) geh. 16.—
Helfferich, Das Geld (Hirschfeld) 19.50
— Handelspolitik (Duncker & H.) 5.50
Herkner, Arbeiterfrage (Guttentag) . . . . 11.—
Hildebrand, Recht u. Sitte I. (Fischer, J.) geh. 5.—
— Theorie des Geldes . . . . geh. 3.20
Howard, Gartenstädte in Sicht (Diederichs) . . . 4.—
Jaeger, Wohnungsfrage, 2 Bde. (Germania). geh. je 5.—
Jentzsch, Grundbegriffe (Grunow) . . . . 5.—
Ingram, Gesch. d. Volkswirtschaft (Laupp, T.) . . 3.—
Kautsky, Agrarfrage (Dietz, St.). 6.50
Kiesselbach, Gang d. Welthandels (Baer & Co.) ca. 2.—
Knapp, G. F., Staatl. Theorie d. Geldes (Duncker & Humblot) . . . . 10.—
— Bauernbefreiung in Preußen . . . . 16.—
— Grundherrschaft u. Rittergut 3.20
— Landarbeiter in Knechtschaft . . . . 2.—
— Th., Gesammelte Beiträge (Laupp, T.) . . geh. 9.—
— Bauernentlastung in Württemberg (Gundert) 1.—
Kulemann, Gewerkschaftsbewegung (Fischer, J.) geh. 10.—
Lamprecht, Deutsche Geschichte II. Ergsbd. 1. H. (Weidmann) . . . . 9.—
Lange, Arbeiterfrage (Ziegler, W.) . . . . 4.—
Liefmann, Kartelle u. Trusts (Moritz, St.) . . . 1.—
— Schutzzoll u. Kartelle (Fischer, J.) . . . geh. 2.—
— Unternehmerverbände (Mohr, T.) . . . geh. 5.—
— Wesen d. Verlags 3.40
Lindemann, Städteverwaltung, 2 Bde. (Dietz, St.) 13.50
List, System d. polit. Ökonomie (Fischer, J.). . 6.—
Losch, Nationale Produktion (Duncker H.) geh. 6.—
Lotz, Ideen d. dtsch. Handelspolitik (Duncker & H.) 4.60
— Verkehrsentwicklung in Deutschland (A. N. u. G. W.) 1.25
Ludwig, Der badische Bauer (Trübner) . . geh. 6.—
Lux, Volkswirtschaft des Talentes (Voigtländer) 3.60
Malthus, Bevölkerungsgesetz, 2 Bde. (Fischer, J.) je 5.60
May, Die Wirtschaft (Akad. Verl., B.) . . . geh. 10.—
Mayr, Grundriß der prakt. Nationalökonomie I. (Laupp, T.) 3.40
Mehring, Geschichte d. dtsch. Sozialdemokratie, 4 Bde. (Dietz) . . . . je 5.—
Meyer, Wirtschaftl. Entwicklung des Altertums (Fischer, J.) 1.50
Mombert, Bevölkerungsbewegung in Deutschland (Braun, K.) . . . . 8.—
Müller, Christliche Gewerkschaftsbewegung (Mohr, T.) . . . . geh. 3.—
Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik (Hilfe) 5.—
Nostitz, Arbeiterstand in England (Fischer, J.). 20.50
Obst, Geld-, Bank- u. Börsenwesen (Pöschel) . . . 4.—
Oppenheimer, Bevölkerungsgesetz des Malthus (Vita, B.) . . . . geh. 4.—
— Marxsche Gesellschaftslehre (G. Reimer) . . 3.75
Otto, Das deutsche Handwerk (A. N. u. G. W.) . 1.25
Pabst, Damaschke u. die Hausagrarier (Pierson) geh. —.50
Philippovich, Allgemeine Volkswirtschaftslehre (Mohr, T.) . . . . 11.—
— Volkswirtschaftspolitik . . . . . I. 10—, II. 7.—
Pohle, Deutschland am Scheidewege (Teubner) . . 5.60
— Deutsches Wirtschaftsleben (A. N. u. G. W.) . 1.25
Rathgen, Handelspolitik (Duncker & H.) . geh. 7.60
Ricardo, Grundsätze d. Volkswirtschaft (Fischer, J.) 5.50
Roscher, Ansichten d. Volkswirtschaft, 2 Bde. (Winter, L.) . . . . geh. 13.—
— Geschichte d. Nationalökonomik (Oldenbourg, M.) . . . . geh. 13.50
Schäfer, Kolonialgeschichte (S. G.) . . . . —.80
Scharling, Bankpolitik (Fischer, J.) . . . . . geh. 8.—
Scherer, Geschichte d. Welthandels, 2 Teile 1853.
Schmöle, Sozialdem. Gewerkschaften (Fischer, J.) geh. 10.50
Schmoller, Geschichte d. dtsch. Kleingewerbe (Bh. d. Waisenh., H.) . . . . 6.—
— Grundriß der Volkswirtschaftslehre, 2 Bde. (Duncker & H.). . . . . 31.—
— Jahrbuch f. Gesetzgebung u. Verwaltung Duncker & H.) jedes Heft 10.— bis 14.—
Schulte, Mittelalterl. Handel u. Verkehr, 2 Bde. (Duncker & H.). . . . . 30.—
Schulze-Gävernitz, Brit. Imperialismus (Duncker & H.) 11.60
— Zum sozialen Frieden . . . . geh. 18.—
Schurtz, Altersklassen u. Männerbünde (G. Reimer) 9.—
— Urgeschichte d. Kultur (Bibl. Inst.) . . . . . 17.—
Schwiedland, Heimarbeits-Gesetzgebung (Manz, W.) geh. 5.—
Sering, Innere Kolonisation (Duncker & H.) geh. 7.—
Sieveking, Ausw. Handelspolitik (S. G.) . . . . . —.80
Simmel, Philosophie d. Geldes (Duncker & H.) 15.—
Sinzheimer, Arbeiterwohnungsfrage (Moritz, St.). 2.—
Sohnrey, Ländl. Wohlfahrtspflege (Landbuchh., B.) 6.—
Sombart, Dennoch (Fischer, J.). . . . . . . geh. —.80
— Arbeiterfrage (S. G.) . . . . —.80
— Gewerbewesen, 2 Bde. (S. G.) 1.60
— Moderner Kapitalismus, 2 Bde. (Duncker & H.) 24.—
— Sozialismus u. soz. Bewegung (Fischer, J.) . . 3.20
— Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert (Bondi) . 12.50
Stephinger, Methode d. Volkswirtschaftslehre (Braun, K.) . . . . geh. 3.—
Streitfragen, Soziale (Harrwitz). . . . . . geh. je —.50
Tröltsch, Veränderungen i. d. Wirtschaftsleben (Kohlhammer) . . . . geh. 2.—
Turgot, Bildung d. Reichtums (Fischer, J.) geh. —.80
Verhandlungen d. Ver. f. Soz.-Pol. z. Wohnungsfrage (Duncker & H.) . . . . geh. 10.—
Volksstimme, Deutsche, jährl. 24 Nrn. (Harrwitz) 6.—
Wagner, Grundlegung d. polit. Ökonomie, 2 Bde. (Winter, L.) . . . . 37.—
Waentig, Mittelstandspolitik (Duncker & H.) . . 9.60
— Sammlung soz.-wissensch. Meister, 9 Bdchn. (Fischer, J.) . . . . je 1.80 bis 6.75
Weber, Depositenbanken (Duncker & H.) . geh. 6.80
— Die Börse (Vandenhoeck & R.) . . . . . geh. —.20
Wilbrandt, Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit (Fischer, J.) . . . . 5.—
— Frauenarbeit (A. N. u. G. W.) 1.25
— Die Weber (Fischer, J.) . . . . 4.—
Wittich, Grundherrschaft im nordw. Deutschland (Duncker & H.). . . . . geh. 13.—
Wohnungsfrage u. Reich, 7 Hfte. (Vandenh. &. R.) je —.40 bis 1.60
Zimmermann, Handelspolitik des deutschen Reichs (Mittler & S.). 7.50

Neue Erscheinungen:

Geschichte d. d. Volkswirtschaft i. 19. Jahrhundert (Duncker & H.) . . . . 30.—
Mangoldt, Städt. Bodenfrage (Vandenhoek & R.). 11.20
Stephinger, Methode der Volkswirtschaftslehre (Braun, K.) . . . . geh. 3.—
Voigt, Kleinhaus und Mietskaserne (Böhmert) geh. —.50
Weber, Boden und Wohnung (Dunker & H.) geh. 3.—
Wygodzinski, Wandlungen d. d. Volkswirtschaft (Du Mont-Sch.) 3.50

HANDEL UND GEWERBE

Ausführlicher Bericht im Liter. Ratgeber, Große Ausgabe

Die Auswahl ist nach den Bedürfnissen der wirtschaftlichen Berufspraxis getroffen. Dem Kaufmann, dem Gewerbetreibenden soll die Literatur vorgeführt werden, zu der er in Ausübung seines Berufs oder auch in der Vorbereitung auf ihn wird greifen müssen; sei es nun, daß er sich in einer in der Tagespraxis auftauchenden Frage Rat suchen will, oder sei es, daß sein Tagewerk ihn lockt, tiefer in die Zusammenhänge seines Berufs einzudringen.

Sein Fachwissen im eigentlichen Sinne hat der Kaufmann immer gern aus Werken geschöpft, die enzyklopädisch das ganze Bereich seiner Tätigkeit umfaßten. Das kurzweg *„Maier-Rotschild"* genannte „Handbuch der gesamten Handelswissenschaften" und *Rotschilds* „Taschenbuch für Kaufleute" — beide zurzeit schon in hohen Auflagen vorliegend — haben den Vorteil eines alten und wohlbegründeten Rufes für sich. In neuerer Zeit machen ihnen aber drei Werke den Rang streitig: Das von *Obst* unter Mitwirkung außerordentlich tüchtiger Fachmänner herausgegebene „Buch des Kaufmanns" und die beiden auf Veranlassung des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen veröffentlichten Bücher „Der deutsche Kaufmann" und „Der deutsche Großkaufmann". Wir möchten diesen dreien entschieden den Vorrang zuerkennen. Und unter ihnen wieder vor allem dem von Obst. Es ist mit der Fülle seines Stoffes ein Universalwerk und um der klaren, übersichtlich geordneten Darstellung willen vorbildlich. Der Preis von 20 Mark sollte da nicht abschrecken. „Der deutsche Kaufmann" beschränkt sich auf den mehr elementaren Teil des Berufswissens und auf jene Spezialfragen, die dem Kleinkaufmann naheliegen. „Der deutsche Großkaufmann" gibt dann die Ausblicke ins Volkswirtschaftliche und die schwierigere Technik der verwickelteren Großhandelsbeziehungen.

Überaus anreglich und gerade für den Kaufmann besonders geeignet zu einer ersten Orientierung über die volkswirtschaftlichen Grundfragen ist das „Laienbrevier der Nationalökonomie" von *R. Pohlmann-Hohenaspe*. Die wirtschaftlichen Aufgaben des Handels finden eine gute Darstellung in *van der Borght*, „Handel und Handelspolitik". Auch *G. Ehrenberg*, „Der Handel, seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten und sein Verhältnis zum Staate" wird der Kaufmann mit Nutzen lesen. Von billigeren Schriften, die dem Verlangen nach einer klareren Einsicht in diese wirtschaftlichen Zusammenhänge genügen, nennen wir *Calwer*, „Der Handel", *Lexis*, „Das Handelswesen" und *Sombart*, „Das Gewerbewesen".

Gut ist *Schmidberger*, „Lehrbuch der einfachen, doppelten und amerikanischen Buchführung". Die doppelte Buchführung hat außerdem durch *Scubitz*, die amerikanische durch *Anton Schmid* eine erläuternde Schilderung gefunden. Die „Vereinfachte deutsche Buchführung" von *Heer* wird von Praktikern gelobt, weil sie ohne viel Arbeit und Mühe täglich einen Abschluß zu machen erlaubt, der einen Überblick über die Geschäftslage gibt. Für die besonderen Formen der Bankbuchhaltung hat *Brosius* ein Lehrbuch geschrieben. *Schmidberger* behandelt „Das Kontokorrent, seine Technik und seine rechtliche Behandlung".

Sehr reichlich fließt die Literatur über den schwierigsten Teil der Buchführung, über den Abschluß, die Bilanz. Aus den vielen brauchbaren Werken nennen wir, als einander teilweise ergänzend, diejenigen von *Brosius*, *Fischer* und *Heinzerling*.

Lehrbücher der kaufmännischen Arithmetik haben *F. Wenzely* und *W. Rolshoven* herausgegeben. Von Lehrbüchern der Handelskorrespondenz sind zu nennen: *Wenzelys* „Unterricht in der deutschen Handelskorrespondenz" und *Wolfrum*, „Der kaufmännische Brief- und Geschäftsverkehr der Gegenwart".

Wichtig für den Kaufmann ist, daß er mit dem Wesen der im Wirtschaftsverkehr üblichen Geldsurrogate aufs genaueste vertraut ist. Wir halten das, was *Obst* in verschiedenen Büchern über Wechsel, Scheck, Scheckverkehr und Scheckgesetz geschrieben hat, nicht nur nach jeder Richtung hin für völlig ausreichend, sondern auch für das Verständlichste. Für das neue Scheckgesetz vom 11. März 1908 kann auch das gleichnamige Büchlein von *Apt* mit Nutzen zu Rate gezogen werden. Den Postscheck, den wir demnächst ja auch bekommen werden, behandelt wissenschaftlich gründlich *Kirschberg*, und auch die Anweisung hat in *Riehl* ihren Bearbeiter gefunden. Das „Geld-, Bank- und Wechselwesen der außereuropäischen Länder" behandelt *Wenzely*.

Wechsel und Scheck führen uns zu dem Gebiete des Bank- und Börsenwesens und des Geldverkehrs überhaupt. Über die „Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken" ist noch immer das Werk von *Riesser* das beste. „Geschichte und Entwicklung der Börse" hat in *G. Bernhard* einen guten Schilderer gefunden. Über die „Deutschen Überseebanken" haben *Rosendorff* und *R. Hauser* instruktive Bücher geschrieben. Die „Technik des Bankbetriebes" behandelt sehr eingehend *Buchwald*. Für den Bankbeamten ist das Buch ein trefflicher Wegweiser. Über „Reichsbank und Geldverkehr" findet man Genaueres bei *Heymann*, über „Das deutsche Wechseldiskontgeschäft" bei *W. Prion*. Über den Zahlungsverkehr überhaupt, über Depositen- und Kontokorrentverkehr, sowie über das Ganze des Geld-, Bank- und Börsenwesens hat der gründliches Wissen und praktisches Können glücklich vereinende *Georg Obst* mehreres veröffentlicht. Über „Die kaufmännische Arbitrage", ein Gebiet, hinter dessen Geheimnisse mancher Bankbeflissene niemals kommt, ist das Werk von *Swoboda* noch immer das klassische. Wem es zu teuer und zu umfangreich ist, der greife zu den Büchern von *Deutsch* und *Stern*. „Börse und Börsengeschäfte" behandelt *Schulze* leidlich erschöpfend. Als Ergänzung sind zu empfehlen *Salings* „Börsenpapiere" und *Spangenthals* Auskunftsbuch über Wertpapiere sowie ein Kommentar zu dem neuen Börsengesetz vom 8. Juni 1908; derjenige von *Max Apt* wird der Praxis genügen.

Gewerbliches: ein guter Überblick bei *West*,

„Deutschlands Industrie", daneben auch bei *Fischer*, „Die Industrie Deutschlands und seiner Kolonien". *Stillich* und *Gerke* haben eine Monographie über Kohlenbergwerke veröffentlicht, die recht lesenswert, leider aber nicht in allen Teilen gleichwertig ist. Anschaulich und lehrreich ist von *Stillich* und *Steudel* „Eisenhütte", übrigens auch gut illustriert. Gedrängter ist die Darstellung von *Wedding* über das Eisenhüttenwesen. Die „Deutsche Eisen- und Stahlindustrie" ist von *H. Voelcker* gut beschrieben. Über Dampfmaschinen und Elektrotechnik vergleiche man „Ingenieurwissenschaften". *Gürtler* und *Massot* haben ein handliches Werkchen über die Textilindustrie geschrieben. Über die Baumwollindustrie im besonderen holt man sich am besten in den — allerdings umfänglicheren und die wirtschaftliche Seite stärker als das Technische betonenden — Büchern von *Lochmüller* und *Dilthey* Belehrung. Außerdem die ausgezeichneten Monographien von *Oppel* und von *Burkett* und *Poe*. *Oppel* hat auch ein ähnliches Werk über die Wolle geschrieben. Über die Technik der Spinnerei lese man *Hentschel*, über Weberei *Donat*. Die chemische Industrie schließlich, nächst den beiden genannten die für Deutschland wichtigste der „leichten" Industrien, ist durch *Rauter* und *H. Schultze* erschöpfend dargestellt. Unterhaltsam erzählt *A. W. Unger*, „Wie ein Buch entsteht".

Neben dem Technischen interessiert bei allen diesen Gewerben auch das Organisatorische stark. Es ist in den genannten Büchern schon gestreift worden und findet gesonderte Berücksichtigung bei *Johanning* und *Emil Schmidt*, die beide über die „Organisation der Fabrikbetriebe" allerhand praktisch Verwertbares berichten. *Friedrich Leitner* hat die „Selbstkostenberechnung industrieller Betriebe" — ein Thema von weittragender Bedeutung — behandelt. Von *Muthesius* ist das besonders aktuelle Schriftchen „Wirtschaftsformen im Kunstgewerbe" nicht zu übersehen; ebensowenig die „Handelsbetriebslehre" von *Ebeling*. Was man vom Rechtsschutz immer im Kopf haben muß, findet man übersichtlich bei *Neuberg*, *Tolksdorf* und *Schmid*.

Bliebe noch die Reklame. Geschrieben worden ist darüber unendlich viel. Mit dem rechten Augenmaß für die Grenzen, die ihr gezogen sein sollten, von „Fachleuten" kaum etwas. Wenn ich die Bücher von *Lemcke* und *Kropeit* hier nenne, so tue ich es also mit Vorbehalt. Wer sich praktisch mit (Plakat-) Reklame befassen muß, der sollte über die künstlerischen Fragen *Growalds* „Plakatspiegel" und *Sponsel*, „Das moderne Plakat" mitreden lassen.

Eine „Geschichte des Welthandels", die zur Einführung gelesen werden sollte, hat *M. G. Schmidt* geschrieben. Ein ganz vorzügliches Werk über die gesamte Außenhandelstechnik ist das von *Biedermann*, „Organisation, Betrieb und Rechnungswesen des überseeischen Export- und Importgeschäftes nebst Buchhaltung eines Export- und Kommissionshauses auf Grund von Originaldokumenten". Die „Exporttechnik" allein behandelt das bekannte Buch von *Stern*. Über die „Praxis des internationalen Speditions- und Schiffahrtswesens" kann man sich bei *Adams* aufklären. Recht anregend ist das Büchelchen von *Thiess* über „Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik", und was *Schanz* als „Zielpunkte der Exportpraxis" aufstellt, verdient immerhin ernste Beachtung.

Verkehr und Verkehrsgeographie. *Deckert* schildert knapp und lesbar die „Grundzüge der Handels- und Verkehrsgeographie", *Lotz* in einem handlichen Bändchen die „Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800 bis 1900". „Postwesen", „Telegraphie" und „Eisenbahnen" von *Bruns* und *Hahn*.

Das Wissen um die geschichtliche Entwicklung des eigenen Berufes und der wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt wird vom Kaufmann immer noch unterschätzt. Den „Kaufmann in der deutschen Vergangenheit" von *Steinhausen*, dann *Mummenhoffs* „Handwerker", das sind illustrierte Monographien, die man kennen und besitzen sollte. Über „Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung" orientiert auch recht gut *Otto*. Einen allgemeinen Überblick über die wirtschaftlichen Vorgänge des letzten Jahrhunderts geben die Bücher von *Pohle* und *Wygodzinski* (vgl. Liste), beide gerade dem „Nichtstudierten" gut verständlich. Über „Die neuere Entwicklung des Kleinhandels" lese man *Pohle* nach, über „Warenhäuser" *Wernicke* und *Wussow*, beide Parteigänger der Warenhausinteressenten, deshalb Vorsicht. Sie bringen aber viel Tatsachenstoff. Über „Konsumvereinswesen" unterichtet *Riehn*.

Über das Bildungswesen orientiert *Tronnier*, außerdem lese man die Jahresberichte der deutschen Handelshochschulen. Auch Gelegenheitspublikationen, z. B. das Heftchen „Die städtische Handelshochschule in Köln" und ihre „Festschrift" bei der Eröffnung ihres Neubaues (1907) regen an. Ebenso *Jastrows* Broschüre „Die Handelshochschule Berlin". Für angehende Handelshochschüler empfehlen wir *Kähler*, „Wie studiert man usw.". Das Beste über gewerbliches Bildungswesen steckt in wissenschaftlichen Zeitschriften und in den Jahresberichten der Fortbildungsschulen.

Zum Schluß noch eine Reihe von Büchern, die immer besonders interessieren und die das auch verdienen. Es sind das Bekenntnisschriften von Amerikanern, wie *Carnegie*, *Higinbotham* und *Lorimer*. Als Ergänzung zu diesen Subjektivisten lese man die objektiven Beobachter *Cassel* und *Laughlin*. Deutschen Ursprunges sind *Bauer*, „Der ehrbare Kaufmann", *Ziegler*, „Hinaus in die Welt!", und das köstliche Buch von *Eyth*, „Im Strome unserer Zeit", das zwar ein Ingenieur schrieb, das aber jeder lesen sollte, der in Wirtschaft und Gewerbe sich umtun will.

Hauptwerke:

Bernhard, Gesch. u. Entw. der Börse (V. f. Spr.- u. Handelsw.) . . . . geh. 1.—
Biedermann, Überseeisches Exportgeschäft . . . 10.—
v. d. Borght, Handel u. Handelspolitik (Hirschfeld) 19.50
Buchwald, Bankbetrieb (Springer) . . . . 6.—
Calwer, Wirtschaftsjahr, 2 Bde. (Fischer, J.) je 10.—
Cohn, Handel u. Verkehrswesen (Enke) . geh. 24.—
Lotz, Verkehrsentwicklung (A. N. u. G. W.) . . . 1.25
Manes, Grdz. d. Versicherungswesens (A. N. u. G. W.) 1.25
Obst, Buch d. Kaufmanns (Poeschel) . . . . . . 20.—
Steinhausen, Kaufmann (Diederichs) 5.50
Thiess, Schiffahrt und Schiffahrtspolitik (A. N. u. G. W.) 1.25
Wendlandt, Förderung d. Außenhandels (Gebauer-Schw.) . . . . geh. 2.40
Wenzely, Kaufm. Arithmetik (Renger) 7.50

AUS DEN „KULTURFRAGEN“, EINE MONATSSCHRIFT F. D. DEUTSCHEN KAUFMANN (VERLAG VON GEORG D. W. CALLWEY IN MUENCHEN)

ULFERT JANSSEN: DIE ARBEIT

Neue Erscheinungen:

Apt, Börsengesetz v. 8. VI. 08 (Heymann) . . . 4.—
— Scheckgesetz v. 11. III. 08 (Guttentag) . . 1.50
Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft (A. N. u. G.) 1.25
Aus den Warenhäusern der beiden Welten (Schottländer) . . . . geh. 5.—
Barolin, Importmuseen (Akad. Verl., W.) geh. —.90
Cassel, Amerikan. Geschäftsleben (Curtius) geh. 1.50
Deckert, Handels- u. Verkehrsgeogr. (Poeschel) 5.40
Dilthey, Niederrhein. Baumwollindustrie, I. (Fischer, J.) . . . . geh. 1.60
Ebeling, Handelsbetriebslehre (Teubner) 3.90
Fridrichowicz, Internat. Getreidehandel (Parey) geh. 8.—
Goldfriedrich, Gesch. d. deutsch. Buchhandels (Börsenverein) . . . . geh. 10.—
Handelskammer zu Frankfurt a. M. (Baer & Co.) geh. 15.—
Heinzerling, Prüfung u. Kritik einer Bilanz (Hoffmann, B.) . . . . geh. 1.—
Heymann, Reichsbank u. Geldverkehr (Puttkammer & M.) . . . . geh. 1.20
Jahrbuch, Berliner, f. Handel u. Industrie (G. Reimer) . . . . geh. 10.—
Lux, Das neue Kunstgewerbe in Deutschland (Klinkhardt & B.) . . . . 9.—
Manes, Einführung i. d. Versicherungspraxis, 2 Bde. (Mohr) . . . . 10.—
Matschoss, Dampfmaschine (Springer) . . . . . 24.—
Muthesius, Wirtschaftsformen im Kunstgewerbe (Simion) . . . . geh. 1.—
Neuberg, Warenzeichenrecht (S. G.) . . . . —.80
Obst, Scheck, Scheckverkehr u. Scheckgesetz (Poeschel) 1.20
Pohlmann, Laienbrevier d. Nationalökonomie (Voigtländer) 2.40
Rathenau, Reflexionen (Hirzel) 5.50
Riehl, Anweisung (J. Schweitzer, M.) . . . . geh. 2.—
Schmidberger, Einf., doppelte u. amerik. Buchführung (Sauerländer) 7.50
Schultze, Chem. Industrie (Tausch & Gr.) . geh. 10.—
Saling, Börsenpapiere, I. (V. f. Börsen- u. Fin.-Lit.) 9.—
Stillich-Gerke, Kohlenbergwerk (Voigtländer) . . 4.—
Stillich-Steudel, Eisenhütte (Voigtländer) . . . . 4.—
Unger, Wie ein Buch entsteht (A. N. u. G.) . . 1.25
Wedding, Eisenhüttenwesen (A. N. u. G.) 1.25
Wenzely, Geld-, Bank- u. Wechselwesen (Hirt & S.) . . . . geh. —.80
West, Deutschlands Industrie (Heymann) geh. 1.—
Wilda, Dampfturbinen (S. G.) . . . . —.80
Wygodzinski, Volkswirtsch. i. 19. Jahrhundert (Du Mont-Sch.) 3.50

ERD- UND VÖLKERKUNDE

Da die Beobachtungen, die in der großen Literatur dieses Gebietes ruhen, erst zum kleinsten Teile nach den Grundsätzen der modernen ethnographischen Wissenschaft verarbeitet worden sind, so kann diese Übersicht nur den Zweck verfolgen, dem Leser die Kenntnis einiger solcher Werke zu vermitteln, durch die er ein Bild erhält von den Aufgaben und Methoden der Völkerkunde und den in einzelnen Gebieten gewonnenen Ergebnissen. Für die Erdkunde ist die Lage günstiger. Wir verfügen über eine Reihe guter Handbücher und zahlreicher Monographien.

Das jetzt in neuer völlig umgearbeiteter Ausgabe vorliegende, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter von *Scobel* herausgegebene Handbuch dürfte den Anforderungen naturwissenschaftlich wenig vorgebildeter Leser am meisten entsprechen. Die allgemeine Erdkunde hat in *Wagners* Lehrbuch eine meisterhafte Darstellung gefunden, neben der allerdings das Werk von *Supan* und *Ratzels* „Die Erde und das Leben" nicht übersehen werden dürfen.

Der leider so früh verstorbene *Friedrich Ratzel* nimmt unter den modernen Geographen eine ganz besondere Stellung ein. Er ist der eigentliche Schöpfer der Anthropogeographie und offenbart in allen seinen Schriften einen solchen Gedankenreichtum, daß er weit über dies Gebiet hinaus anregend wirkt. Am besten lernt man Ratzel aus seinen kleinen Schriften kennen, während die größeren Arbeiten meist schwer lesbar sind. Helmolt und Ratzels Verleger Oldenbourg haben sich daher ein großes Verdienst erworben, daß sie einen Teil dieser Schriften gesammelt herausgaben. Hoffentlich folgt den bisher erschienenen zwei Bänden bald der dritte. In den ersten beiden vermißt man manche prächtige Abhandlung.

Nur der Länderkunde, mit Ausschluß der allgemeinen Erdkunde gewidmet ist das zweibändige Werk von *Wilhelm Sievers*. Das gesamte Material ist hier klar und übersichtlich verarbeitet, und die Literaturnachweise am Schlusse leiten zu weiteren Studien an. Unter Redaktion desselben Verfassers ist dann noch eine fünfbändige Länderkunde erschienen, in der *Hahn* Afrika, *Sievers* Süd- und Mittelamerika und Asien, *Sievers* und *Kükenthal* Australien, Ozeanien und die Polarländer, *Deckert* Nordamerika und *Philippson* Europa bearbeitet haben.

Unter den Einzeldarstellungen kleinerer Gebiete verdienen Berücksichtigung die von *Scobel* herausgegebenen Monographien „Land und Leute", unter denen sich eine Reihe sehr guter Arbeiten findet. *Ratzel* hat ein kleines Werk über Deutschland geschrieben, das jedem Deutschen auf das wärmste empfohlen werden kann, und *Josef Partsch* hat Mitteleuropa ungewöhnlich ausgedehnt behandelt, denn er bezieht Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro und Bosnien mit hinein. Schilderungen einzelner Teile Deutschlands haben wir außer in der oben erwähnten Monographiensammlung noch von *Greinz, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Kollbach, Zweck, Th. Fontane* u. a. Eine Landeskunde der deutschen Kolonien, die allerdings der Neubearbeitung bedarf, hat *Hassert* geliefert.

Aus der Fülle der Literatur über Asien mögen hier u. a. die Werke von *Axel Preyer, K. Giesenhagen, H. Breitenstein, Kurt Boeck, Alfred Maaß, Sven Hedin, Rudolf Fitzner* und *Selenka* hervorgehoben sein, die alle viel gute Beobachtungen enthalten, wenn sie auch nicht streng wissenschaftlich geschrieben sind. *Reins* Werk über Japan, das jetzt in zweiter Auflage erscheint, ist für die Geographie Japans grundlegend. Für *Richthofens* großes Chinawerk gilt dasselbe, doch kommt es nur für Fachleute in Betracht, während desselben Verfassers Werk über Schantung allgemeine Beachtung verdient. Eine gute Ergänzung dazu ist das Buch über Kiautschou von *Georg Franzius*. *Tiessens* Werk über China ist immer noch nicht über den ersten Band hinaus gediehen.

Aus der Reihe der Werke über Afrika ist neben

den bekannten klassischen Reisewerken von *Gustav Nachtigal, Georg Schweinfurth, Gerhard Rohlfs, Oskar Baumann, Stuhlmann, Hans Schinz, Hans Meyer* u. a. unter den Erscheinungen der letzten Jahre hier zunächst *Passarges* Buch über Südafrika zu nennen. Es zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung aus und ist dabei ohne bedeutende Vorkenntnisse verständlich, während desselben Verfassers großes Kalahariwerk und das prächtige Buch von *Leonhard Schultze* im wesentlichen nur für Fachleute in Betracht kommen. Aus der Literatur über Deutsch-Südwest-Afrika mag hier das Buch von *Kurt Schwabe* noch besonders hervorgehoben sein. Für Kamerun sind die Arbeiten von *Dominik* und *Hutter* sehr wichtig, für Togo das Buch von *Klose*. Die bedeutendsten unter den Forschern Deutsch-Ostafrikas: Baumann, Stuhlmann, Hans Meyer sind bereits genannt worden. Die Literatur über diese größte unserer Kolonien ist natürlich in den letzten Jahren bedeutend gewachsen, doch fehlt immer noch eine das gesamte Material verarbeitende allgemeine Landeskunde. Das Leben einer deutschen Frau in Ostafrika schildert *Magdalene Prince*, und *Graf Pappenheim* hat das Verdienst, die nach den verschiedensten Richtungen hin so interessante und doch in der deutschen Literatur so vernachlässigte Insel Madagaskar wieder einmal in unsern Gesichtskreis zu ziehen.

Aus der deutschen Literatur über Australien und Ozeanien verdienen die Arbeiten von *Semon, Reinecke* und *Krieger* eine besondere Erwähnung, und aus der über Amerika außer den schon oben erwähnten allgemeinen Werken, die Bücher von *Karl Sapper* und *Regel*.

Auch eine Menge neuer Berichte über Polarreisen haben wir erhalten. Der zweibändigen Reiseschilderung *Fridtjof Nansens* sind die Berichte des *Herzogs von Savoyen*, von *Cook, Otto Sverdrup* und *Amundsen* gefolgt. Die Ergebnisse der älteren Reisen hat *Fricker* zusammengefaßt.

Die Geschichte der Erdkunde hat in einer umfangreichen Arbeit *Karl Weule* behandelt.

Die kartographische Literatur hat keine für diese Übersicht in Betracht kommenden Neuerscheinungen aufzuweisen. Doch liegen die älteren Atlanten von *Sydow-Wagner* (Schulatlas zu Wagners Lehrbuch), *Debes, Stieler, Andree* (Handatlas, herausgegeben von *Scobel*) in neuen verbesserten Auflagen vor.

Daß die völkerkundliche Literatur hinter der geographischen noch vielfach zurücksteht, bemerkten wir bereits. So gibt es noch kein dem derzeitigen Stande unseres Wissens entsprechendes Handbuch der Völkerkunde. Die Anthropologie der Naturvölker von *Waitz* (fortgesetzt von *Gerland*) ist veraltet, ebenso die Werke von *Peschel, Friedrich Müller* usw. *Ratzels* Völkerkunde genügt ebenfalls nicht. Zur Einführung in die Probleme der Völkerkunde dürften die Völkerkunde und die Urgeschichte der Kultur von *Heinrich Schurtz* wohl am geeignetsten sein. Auch das kleine Buch von *Heilborn* ist zu empfehlen.

An guten Einzeldarstellungen aus dem Gebiete der allgemeinen Völkerkunde ist ebenfalls Mangel (wenigstens soweit allein die deutsche Literatur in Betracht kommt). *Schurtz* hat das Problem der „Altersklassen und Männerbünde", *Alfred Vierkandt* die Unterschiede zwischen Naturvölkern und Kulturvölkern behandelt. Sonst ist kaum etwas für die Allgemeinheit Bemerkenswertes erschienen. Dagegen haben wir eine große Zahl wertvoller Monographien zur Völkerkunde; wir heben einige hervor:

Pechuel-Loesche hat uns endlich den Schlußband des Werkes über die deutsche Loango-Expedition beschert, fast dreißig Jahre nach Veröffentlichung des ersten Teiles. Wir haben damit einen vorzüglichen Beitrag zur Psychologie des westafrikanischen Negers erhalten. Besonders das Kapitel über den Fetischismus sei der Beachtung empfohlen. Kurz bevor er zu seiner zweiten Afrikareise aufbrach, hat *Leo Frobenius* noch den Bericht über seine erste Reise in das Kassaigebiet vollendet unter dem Titel „Im Schatten des Kongostaates". Auf dieser Reise sind nicht nur wertvolle ethnographische Ergebnisse gewonnen, sondern das kartographische Bild des durchreisten Gebietes ist auch vielfach berichtigt worden.

Unsere Kenntnis der südafrikanischen Völker, für die das Werk von *Gustav Fritsch* noch immer eine Hauptquelle ist, wurde durch *Passarge* und *Leonhard Schultze* (siehe oben) nicht unwesentlich vermehrt. Von besonderem Interesse sind Passarges Mitteilungen über die Buschmänner, die unsere bisherigen Vorstellungen vielfach berichtigen. Aus der Literatur über Deutsch-Ostafrika sind die Arbeiten von *Fülleborn, Merker, Nigmann, Weule* u. a. bemerkenswert.

Über Ozeanien liegen eine Reihe ausgezeichneter Arbeiten vor. *Hagens* Papuawerk erschien schon vor einer Reihe von Jahren. Seine Schilderungen sind von meisterhafter Eindringlichkeit. Der schon seit langem als Erforscher Melanesiens bekannte *R. Parkinson* hat in einem umfangreichen Werke die ethnographischen Ergebnisse seines dreißigjährigen Aufenthalts im Bismarck-Archipel niedergelegt, und *Pater Kleintitschen* schildert die Bewohner der Gazellenhalbinsel. Beide Bücher stellen wertvolle Bereicherungen der Literatur über diese immer noch nicht genügend erforschten Gebiete dar. *Augustin Krämer* hat seiner glänzenden Monographie über die Samoaner ein zweites Werk folgen lassen, in dem er die übrigen Ergebnisse seiner Südseereisen mitteilt.

Wilhelm Dittmers reich ausgestattetes Werk führt uns in das Bereich der polynesischen Mythologie. Es ist kein wissenschaftliches Werk, und doch wohl gerade deshalb besonders geeignet, dem Nichtfachmanne einen Blick in diese Sagenwelt zu eröffnen, die sonst in der deutschen Literatur wenig berücksichtigt worden ist.

Den Eingeborenen Amerikas haben u. a. *Karl von den Steinen, Ehrenreich, Max Schmidt, Theodor Koch-Grünberg* und *Georg Friederici* ihre Studien gewidmet. Friedericis Arbeiten zeichnen sich durch eine außergewöhnliche Kenntnis der literarischen Quellen aus. Die anderen ebengenannten Forscher berichten meist über die Ergebnisse ihrer eigenen Reisen in Südamerika. Steinens Buch über die Naturvölker Zentralbrasiliens rechnen wir zu den klassischen Werken der ethnologischen Literatur.

Die Literatur über die Ethnographie Asiens, die hier in Betracht käme, ist nicht sehr groß. Viel Material enthält die obengenannte Reiseliteratur. Der größte Teil der ethnographischen Werke ist in fremden Sprachen abgefaßt. Leser, die sich für Japan interessieren, seien hingewiesen auf die Arbeiten von *Florenz, Brinckmann, Adolf Fischer, Münsterberg, Nachod*. Die

wundervollen Schriften des Engländers *Lafcadio Hearn* über Japan sind neuerdings ins Deutsche übersetzt worden.

Zur allgemeinen Orientierung über die Chinesen ist das Buch von *Navarra* sehr geeignet, ferner die Arbeiten von *Brandt*. Wer weitergehende Studien machen will, mag sich zunächst den Werken von *Friedrich Hirth, Wilhelm Grube* und *Stenz* zuwenden.

Hauptwerke:

Andree, Handatlas (Velh. & Kl.) . . . . 32.—
Debes, Neuer Handatlas (Wagner & D.) . . . . . . 20.—
Ratzel, Die Erde u. das Leben. 2 Bde. (Bibl. Inst.) je 17.—
— Völkerkunde. 2 Bde. . . . . je 16.—
Schurtz, Urgesch. d. Kultur (Bibl. Inst.) . . . . . . 17.—
— Völkerkunde (Weber) . . . . 4.—
Scobel, Geograph. Handbuch (Velh. & Kl.) 12.50
Sievers, Allgemeine Länderkunde. 2 Bde. (Bibl. Inst.) . . . . je 10.—
Stieler, Handatlas (J. Perthes) . . . . 38.—
Wagner, Lehrbuch d. Geographie I. (Hahn) . . . 14.—

Neue Erscheinungen:

Cook, Weltumseglungsreise (Gutenberg-Verl.) . . 7.—
Friederici, Schiffahrt d. Indianer (Strecker & Schr.) geh. 4.—
Münsterberg, Japans Kunst (Westermann) . . . 4.50
Nigmann, Die Wahehe (Mittler) . . . . 5.—
Passarge, Buschmänner d. Kalahari (D. Reimer) 4.—
— Südafrika (Quelle & M.) . . . . 8.—
Pechuel-Lösche, Volkskunde v. Loango (Strecker & Schr.) . . . . 27.—
Stenz, Volkskunde v. Südschantung (Voigtländer) geh. 8.—
Weule, Negerleben in Ostafrika (Brockhaus) . . . 10.—
— Forschungsreise in Deutsch-Ostafrika (Mittler) geh. 3.—

GESCHICHTE UND KULTURGESCHICHTE

Wer geschichtliche Darstellungen nicht nur zur Unterhaltung lesen will, sondern ernste Belehrung darin sucht und sich über gewisse Vorgänge, Personen oder Kulturzeitalter auf Grund der Literatur eine eigene Anschauung zu bilden strebt, der bedarf zweierlei: er muß erstens eine Ahnung davon haben, worin das Handwerkszeug des Geschichtsforschers und worin seine Arbeitsweise besteht. — Dazu verhilft ihm das vorzügliche, für jeden Gebildeten interessante Lehrbuch der historischen Methode von *Bernheim*. Zweitens sollte sich der Geschichtsfreund darüber Auskunft verschaffen, in welchen Schriften irgend eine Sonderfrage behandelt ist, um sich daraus über die Einzelheiten belehren zu können, die zusammenfassende Darstellungen nicht bieten. — Dazu dient die große, jetzt in 7. Auflage vorliegende Quellenkunde der deutschen Geschichte von *Dahlmann-Waitz*. Ein kleineres derartiges Werkchen ist die Bücherkunde der deutschen Geschichte von *Loewe*. In mancher Hinsicht noch schneller und sicherer erreicht der Suchende sein Ziel, wenn er den betreffenden Artikel in der neuesten Auflage von *Meyers* Konversationslexikon aufschlägt; denn am Schlusse fast jeden Artikels ist dort ein bibliographischer Nachweis zu finden, der auch die neuesten Erscheinungen berücksichtigt. Ebenso sind bei allen namhaften Schriftstellern ihre Werke mit genauen Titeln angeführt.

Da die Forschung fast täglich alte geschichtliche Irrtümer aufdeckt, wobei begreiflicherweise oft eine bestimmte Tendenz den Forschern die Feder führt, ist es angenehm, derartige Dinge im „Treppenwitz der Weltgeschichte" von *Hertslet-Helmolt* zusammengestellt zu finden und, namentlich für das Gebiet der Kirchengeschichte, in den von katholischem Standpunkte geschriebenen „Geschichtslügen", die zuerst *Majunke* bearbeitet hat.

Eine Eigentümlichkeit des deutschen Büchermarktes bildet die Herausgabe von Sammelwerken, deren einzelne Teile zwar selbständige Bücher bilden, aber sich nach einem bestimmten Plane gegenseitig ergänzen. Die älteste derartige Sammlung auf unserem Gebiete ist die von *Heeren* und *Ukert* gegründete, von *Giesebrecht* und *Lamprecht* fortgesetzte Geschichte der europäischen Staaten, die 1901 durch Angliederung der außereuropäischen Staaten und der deutschen Landschaften in eine *Allgemeine Staatengeschichte* umgewandelt worden ist. Behandelt wurden bis jetzt, wenn auch teilweise noch nicht vollständig: Bayern, Belgien, Dänemark, England, Finnland, Frankreich, Griechenland, Italien, Kirchenstaat, Niederlande, Osmanisches Reich, Österreich, Polen, Portugal, Preußen, Rumänien, Rußland, Sachsen, Schweden, Schweiz, Spanien, Toskana, Venedig, Königreich Westfalen, Württemberg, Japan, Braunschweig-Hannover, Karpathenländer, Livland, Nieder- und Oberösterreich, Ost- und Westpreußen, Pommern, Salzburg und Schlesien. — Sucht die von Oncken 1879 begründete *Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen*, deren einzelne Teile allerdings von ungleichem Werte sind, die Geschichte aller Kulturvölker zu behandeln, so beschränkt sich die *Bibliothek deutscher Geschichte*, die der unvergeßliche v. Zwiedineck-Südenhorst 1886 ins Leben rief, auf Deutschland, enthält aber durchweg gediegene, für den großen Kreis der Gebildeten bestimmte Darstellungen; der an ihr vielleicht anziehendste Teil ist die vom Herausgeber bearbeitete Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches.

Vorzugsweise Charakteristiken hervorragender Personen bieten die von Heyck seit 1898 herausgegebenen *Monographien zur Weltgeschichte* und ebenso die in einer für Katholiken einwandfreien Weise bearbeiteten Teile der Sammlung *Weltgeschichte in Charakterbildern*. Gute Biographien hervorragender Personen enthält die Bettelheimsche Sammlung *Geisteshelden*. Bedeutende Frauen in ihrem Leben und Wirken stellen dar: die *Biographien bedeutender Frauen* und die Sammlung *Frauenleben*, die Hans von Zobeltitz herausgibt. Hier ist auch der von Steinhausen herausgegebenen *Monographien zur deutschen Kulturgeschichte* zu gedenken, die in zwölf Bänden mit Liebe und Geschick die Entwicklung einzelner Kulturgebiete in der deutschen Vergangenheit behandeln. Als Ergänzung dazu bietet der zweibändige Atlas *Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern* eine Menge lehrreicher Kupferstiche und Holzschnitte in guten Reproduktionen. In diesen Sammlungen finden sich je nach Beruf und Interesse vortreffliche Geschenke.

Die *Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte* enthalten knappe, gediegene, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen aus dem Reformationszeitalter aller deutschen Landschaften. Die *Historische Bibliothek*, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, bietet teilweise auch für weitere Kreise bestimmte Bücher; so sind darin erschienen „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß" von *Hansen* und *Gardiners* „Oliver Cromwell" (deutsch).

Die geschichtlichen *Zeitschriften* sind sehr verschiedener Art und kommen für das weitere Publikum nur teilweise in Betracht. Die *Mitteilungen aus der historischen Literatur* bringen ausführliche kritische Inhaltsangaben der Neuerscheinungen. Die *Historische Zeitschrift* bringt größere Abhandlungen aus allen Gebieten, die ihres speziellen Inhalts wegen wenig allgemeines Interesse erwecken können, daneben aber eine wertvolle Übersicht über das Gesamtgebiet geschichtlicher Arbeit. Das *Historische Jahrbuch* (seit 1880 im Auftrage der Görresgesellschaft herausgegeben) veröffentlicht neben solchen Aufsätzen eine sehr brauchbare, teilweise kritische Übersicht über die Neuerscheinungen. An einen größeren Leserkreis wenden sich nur die *Deutschen Geschichtsblätter* (seit 1899, Monatsschrift), die Aufsätze über Einzelheiten grundsätzlich vermeiden und nur zusammenfassende, vergleichende Arbeiten, vornehmlich kulturgeschichtlichen Inhalts veröffentlichen; sie stellen die Verbindung zwischen den landes- und ortsgeschichtlichen Zeitschriften und der allgemeingeschichtlichen Forschung her.

Der alte Wunsch nach einer umfassenden wirklichen Weltgeschichte ist durch den Abschluß der von *Helmolt* unter Mitarbeit von dreißig Fachgenossen herausgegebenen endlich befriedigt worden. Wesentlich ist daran, daß nicht nur die abendländischen Kulturvölker, sondern auf geographischer Grundlage alle Länder und Völker der Erde behandelt werden, daß mithin der Leser hier an der Hand guter Register sich über Dinge unterrichten kann, über die er sonst lange vergeblich Auskunft sucht. Seiner ganzen Auffassung nach ist Helmolts Weltgeschichte ein durchaus modernes Buch. Der Anlage nach zwar eine Arbeit alter Art, aber durch gewissenhafte Verwertung der neuen Forschungsergebnisse wertvoll ist das „Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte" von *Weber*, jetzt bearbeitet von *Baldamus*. Ein recht brauchbares Werk verspricht auch die „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" von *Lindner* zu werden; von den geplanten neun Bänden liegen fünf (bis zum 17. Jahrhundert) vor. Von einem hervorragenden Forscher und Lehrer allein geschaffen, zeigt das Werk eine Einheitlichkeit der Auffassung, die beim Zusammenwirken vieler kaum je zu erreichen wäre. Denselben Vorteil bietet die viel kleinere, aber um so lesenswertere „Weltgeschichte der Neuzeit" von *Dietrich Schäfer*. Der erste Band führt bis zum siebenjährigen Kriege, der zweite bis zur Gegenwart, mit der bewußten Absicht, dem Leser zum geschichtlichen Verständnis der politischen Gegenwart zu verhelfen und die innere Notwendigkeit deutscher Weltpolitik und Seemacht zu erweisen.

Die Geschichte des Altertums ist im letzten Menschenalter auf eine völlig neue Grundlage gestellt worden, insofern sich die Forschung daran gewöhnt hat, die Ereignisse und Zustände nicht mehr mit den (angeblichen) Augen der Antike zu betrachten, sondern alles so aufzufassen, wie wir es hinsichtlich der neueren Geschichte längst gewöhnt waren. Überdies ist auch auf diesem Gebiete der entwicklungsgeschichtliche Gedanke immer mehr durchgedrungen, so daß es nicht mehr gilt, die Aufeinanderfolge von Ereignissen, sondern ein entwicklungsgemäßes Fortschreiten der Zustände zu beschreiben. Dadurch hat sich auch das Arbeitsfeld gegenüber den älteren Werken beträchtlich erweitert. Reife Früchte dieser Geschichtsbetrachtung sind *Wellhausens* „Israelitische Geschichte", die „Geschichte des Altertums" von *Eduard Meyer*, die Orient und Griechentum als einen einheitlichen Kulturkreis darstellt, die „Griechische Geschichte" von *Busolt* und die „Römische Geschichte" von *Mommsen*. Eine glänzende biographische Schilderung hat *Droysen* in seiner „Geschichte Alexanders des Großen" geliefert. Gern wird auch die kurz zusammenfassende Geschichte des Altertums" von *Fischer* und die des späteren Römerreichs von *Drumann* gelesen.

Von den Darstellungen der gesamten deutschen Geschichte eignen sich nur wenige zum Lesen; am ehesten gilt dies noch von den kleineren Büchern *Kämmels* und *Lindners*. Um so wertvoller ist für uns ein Monumentalwerk, das nunmehr bis ins 19. Jahrhundert fortgeschritten ist: *Lamprechts* „Deutsche Geschichte". Die Fülle des Stoffes erdrückt den Verfasser nicht, noch verschließt sie die Übersicht, vielmehr werden die Zeiten unter stetem Rückblick und Ausblick in annähernd gleicher Ausführlichkeit behandelt. Aber damit ist die Eigenart dieses Werkes keineswegs erschöpft; denn diese liegt in der von Lamprecht verfochtenen universellen Auffassung geschichtlichen Geschehens, derzufolge das gesamte Kulturleben den Gegenstand der Darstellung bildet und nicht nur die staatlichen Bildungen. Neben den wirtschaftlich-sozialen Zuständen wird vor allem auch das Geistesleben jeder Zeit gewürdigt und der innere Zusammenhang unter allen Lebensäußerungen dargelegt. Das gelingt, weil der Verfasser alle Lebensgebiete, wie Wirtschaft, Recht, Verfassung, Kunst oder Literatur als Äußerungen desselben einheitlichen, seelischen Gesamtempfindens eines Zeitalters erweist. In ähnlich großartiger Weise behandelt der protestantische Theologe *Hauck* die Kirchengeschichte Deutschlands und erschließt tiefe Einblicke in das geistige Leben des Mittelalters. Eins der wichtigsten Ereignisse der frühmittelalterlichen Geschichte, den Streit zwischen Papsttum und Kaisertum, behandelt anziehend *Mirbt*, indem er die jenem Streit entsprungene Publizistik des 11. Jahrhunderts beleuchtet. Ähnlich macht *Prutz* mit den geistlichen Ritterorden vertraut. Die Hohenstaufenzeit schildert anziehend *Gerdes*. Unter den spätmittelalterlichen Erscheinungen fesseln wenige in gleichem Maße das Interesse der Gegenwart, wie die Femgerichte und der Hansabund; beiden Gegenständen hat der schon erwähnte *Lindner* Bücher gewidmet, in denen er die Ergebnisse der modernen Forschung sorgfältig verwertet.

Weit mehr als das Mittelalter, dessen Ideengehalt den Gegenwartsmenschen doch zunächst fremd anmutet, pflegt die von der Renaissance und Reformation eingeleitete sogenannte Neuzeit Teilnahme zu wecken. Das Werden der neuen Kultur, die Entwicklung der Persönlichkeit im Gegensatz zur mittelalterlichen Gebundenheit des Denkens und Handelns, zunächst in

Italien, schildert unvergleichlich *Jakob Burckhardt*; leider gibt es kein ähnliches Buch über die entsprechenden deutschen Verhältnisse. Der Grund ist, daß hier die kirchliche Reformation nicht nur in erster Linie fesselt, sondern auch die Auffassung der Dinge je nach der konfessionellen Zugehörigkeit der Darsteller bestimmt. In protestantischem Geiste stellt das Zeitalter der Reformation *Ranke* meisterhaft dar, der den römischen Päpsten des 16. und 17. Jahrhunderts noch ein besonderes Werk gewidmet hat. Von katholischer Seite haben *Janssen* und *Pastor* die gleichen Gegenstände behandelt; ihre Bücher sind beachtliche Gesamtleistungen, die auch im einzelnen zur Klärung strittiger Fragen beigetragen haben. Die Frage: Was bedeutet geschichtlich die Reformation? sucht *Berger* zu beantworten. Die Ereignisse, die der Tat Luthers in Deutschland folgten, schildert *v. Bezold*, der Person des Reformators wird die Biographie von *Kolde* wohl am besten gerecht, wenn auch die liebevolle Verehrung vielleicht das kritische Urteil bisweilen zu milde stimmt. Als Gegengewicht gegen die von den zahlreichen Lutherbiographien aus theologischer Feder hervorgerufenen und stark verbreiteten Anschauungen verdient *Barges* Werk über Karlstadt nachdrückliche Berücksichtigung, weil hier einmal ein protestantischer Historiker Luthers viel geschmähten Rivalen eingehend würdigt und die von ihm begünstigte, aber von der protestantischen Kirchentheologie bekämpfte laienchristliche Bewegung der Reformationszeit darstellt. Über die mit der Reformation zusammenhängenden Vorgänge in einer bedeutenden Stadt — Augsburg — hat uns *Roth* ein vorzügliches dreibändiges Werk geschenkt.

Das Zeitalter der Gegenreformation hat *Wolf* mit großem Geschick und in dem Bestreben, der Erneuerung des Katholizismus gerecht zu werden, neu neben *Ritter* darzustellen begonnen, und in demselben Sinne hat *Gothein* den Gründer des Jesuitenordens biographisch behandelt. In lebendiger Darstellung führt *Winter* die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges vor, und die Folgezeit bis 1740, eine auch von der Einzelforschung vernachlässigte Periode, *Erdmannsdörfer*. Einen tiefen Einblick in die Zustände eines deutschen Kleinstaates nach dem großen Kriege gewährt *Haucks* Buch über Karl Ludwig von der Pfalz. *Tumbülts* kleine Fürstenbergische Geschichte stellt die typische Entwicklung eines deutschen Duodezfürstentums anschaulich dar. Die Gestalt Friedrichs des Großen, der *Koser* sein Meisterwerk gewidmet hat und die in des letzteren Sinne kürzer durch *v. Petersdorff* geschildert wird, läßt sich nur verstehen, wenn die Anfänge des jungen preußischen Staates gebührend gewürdigt werden. Das geschieht am besten in zwei Gesamtdarstellungen der preußischen Geschichte von *Prutz* und *Berner*: der erstere mehr liberal, der letztere mehr konservativ gesinnt. In die Zeit und Umgebung des großen Preußenkönigs führen uns die intime Lebensbeschreibung der Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen von *Fester*, ferner die neu veröffentlichten Memoiren des Reichsgrafen *von Lehndorff*, „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen" und schließlich die Aufsatzsammlung von *Volz*, „Aus der Zeit Friedrichs des Großen", eine wertvolle Gabe für jüngere Leser.

Die Zustände vor und während der Revolution in Frankreich schildert noch immer am besten der Franzose *Taine*, aber der beste Biograph Napoleons I. ist ein Deutschösterreicher, wenn auch französischen Namens: *Fourniers* Buch in drei kleinen Bänden zeigt, daß auch der aus den ersten Quellen schöpfende Forscher anschaulich darzustellen vermag. Derselbe Verfasser hat gesammelte Aufsätze erscheinen lassen, in denen sich einige höchst interessante Napoleonbeiträge befinden (Goethe und Napoleon, Napoleon I. und das Theater, Marie Luise und der Sturz Napoleons). Wegen der Benutzung englischer Archivalien und als Buch eines Engländers über den Korsen verdient auch das zweibändige Werk von *Rose* Beachtung, und wegen seines guten Bilderschmucks kommt für weitere Kreise die von *v. Pflugk-Harttung* herausgegebene Darstellung des ganzen Zeitraums in zwei Teilen in Betracht (Titel: Napoleon I.). Dem Jahre 1799 hat *Hüffer* eine Schilderung gewidmet, die, auf genauester Quellenkenntnis beruhend, die Vorgänge gut erzählt und vor allem interessiert, weil sie den Schleier des Rastatter Gesandtenmordes lüftet. Die deutsche Erhebung und ihre Voraussetzung, die innere Erneuerung Preußens, berührt bereits Pflugk-Harttung im Rahmen des Ganzen; ausführlich schildert sie *Lehmanns* große Biographie des Freiherrn vom Stein, das für die Zeit der Wiedergeburt Preußens grundlegende Buch; es wird neuerdings in bezug auf die Spezialfrage nach der Bedeutung der Städteordnung durch die Schrift *Ziekurschs* ergänzt. *Neubauer* stellt unter Verzicht auf eigene Quellenforschung die preußische Geschichte 1806 bis 1815 übersichtlich dar. *Ungers* Blücherbiographie dagegen greift tiefer und weckt zugleich die Begeisterung für die Person des bekanntesten Freiheitskämpfers. Auch der durch seine Memoiren bekannte märkische Edelmann *v. der Marwitz* hat einen Biographen gefunden. *Treitschkes* groß angelegtes Werk, das seiner Sprache und Darstellungsweise nach zu den besten Erzeugnissen der deutschen Prosaliteratur gehört, greift gleichfalls in jene Periode zurück, ist aber nur bis 1847 fortgeführt. Dagegen umfaßt die viel kleinere Darstellung von *Kaufmann*, die sich auf eine knappe Schilderung der politischen Ereignisse beschränkt, das ganze 19. Jahrhundert; sie wird für die letzten dreieinhalb Jahrzehnte durch *Egelhaafs* Buch glücklich ergänzt. Einer bekannten Episode in der deutschen Bewegung, dem Hambacher Fest von 1832, hat *Herzberg* eine lesenswerte Sonderschrift gewidmet.

Neben *v. Zwiedinecks* oben genannter umfassender Darstellung belehrt über die Lösung der deutschen Frage am besten *Friedjung*, der seiner vorzüglichen Geschichte der Jahre 1859—1866 ein neues Buch über Österreich seit 1848 folgen läßt. Wie das Deutsche Reich entstand, hat *Sybel* in klassischer Weise erzählt, aber das durch Verwertung neuer Quellen wertvolle Buch von *Lorenz* und die Denkwürdigkeiten des bayrischen Staatsmannes *v. Bray-Steinburg* sind daneben auch zu Rate zu ziehen. Dem Zeitalter und der Person Wilhelms I. wird die zusammenfassende Biographie des Kaisers von *Marcks* am besten gerecht. Dagegen fehlt es noch an einer Biographie über *Bismarck*; wer ihn kennen lernen will, der greife zu seinen Briefen, den Gedanken und Erinnerungen, und zu einer guten Auswahl seiner Reden. Nur über des Kanzlers Jugend liegt ein wirklich tiefgreifendes, sorgfältiges und volkstümliches Buch von *Wolf* vor, und in seine politische Werkstatt führt uns *Senfft von Pilsach*. Die erste Zeit Bismarcks und den preußischen Ver-

fassungskonflikt schildert unter Benutzung der damaligen Tagespresse als Quelle *Nirrnheim*. Eine glatt geschriebene Zusammenstellung der Ereignisse, die sich um den ersten Kanzler gruppieren, hat *Klein-Hattingen* geliefert. *Moltke* hat in *Jähns* einen Biographen gefunden, aber auch ihn lernen wir am besten aus seinen eigenen Schriften kennen. Der deutsch-französische Krieg wird von *Regensberg* zuverlässig dargestellt; lebenswahre Kriegsbilder entrollt *Kleins* Fröschweiler Chronik. Wer die Zustände Frankreichs seit 1871 kennen lernen will, der nehme das Buch des Franzosen *Hanotaux* zur Hand. Das moderne Leben Englands lehrt *Peters* kennen, eine kurze Geschichte Rußlands hat uns neuerdings *Pantenius* geschenkt. Im übrigen ist für die Geschichte des Auslandes immer am besten *Helmolt* zu Rate zu ziehen.

So wenig es im Grunde berechtigt ist, von Kulturgeschichte als selbständigem Wissenszweige im Gegensatze zur politischen Geschichte zu sprechen — denn das staatliche Leben ist ganz unzweifelhaft auch eine und zwar eine ganz besondere Errungenschaft der Kultur —, so ist doch die Unterscheidung gegenwärtig noch nötig, weil tatsächlich die Auffassung Lamprechts von der Einheitlichkeit alles Geschehens bisher in anderen Darstellungen noch kaum zur Geltung gekommen ist. In der Forschung und wissenschaftlichen Darstellung wird vielmehr noch zu einem guten Teile die politische Geschichte von der Geschichte des Zuständlichen geschieden, und dies wird aus Gründen der Arbeitsökonomie bis zu einem gewissen Grade wohl stets so bleiben. In den obengenannten Werken ist zum Teil, wenn auch mit sehr verschiedener Ausführlichkeit auch auf das Zuständliche eingegangen, und manche von ihnen hätten mit dem gleichen Rechte auch hier aufgezählt werden können.

Eine größere allgemeine Kulturgeschichte gibt es nicht. *Kurt Breysig* hat zwar eine sehr weit ausholende „Kulturgeschichte der Neuzeit" begonnen, ist jedoch über die einleitenden Bände noch nicht wesentlich hinausgekommen. Er bietet reichliche Anregungen, ohne zwingende geschichtliche Konstruktionen zu geben, und ist stilistisch nicht immer frei von Manier. Dem praktischen Bedürfnis wird einstweilen durch die obengenannte *Helmolt*sche Weltgeschichte zum größten Teile mit entsprochen. Außerdem liegt in dem Buche von *Nikel* jetzt ein brauchbares kleines Handbuch dieser Art vor. Die Brücke von der Völkerkunde zur Geschichte schlägt *Schurtz'* ausgezeichnete Urgeschichte der Kultur. Über Griechenland gelangt *Burckhardt* in seiner nachgelassenen „Griechischen Kulturgeschichte" zu sehr abweichenden Ergebnissen: das unvollendete Werk zerstört auch in dieser Form den Traum von der göttlichen Heiterkeit der griechischen Antike. Der Wert des Buches ruht nicht in der Verwertung neuester Forschungsergebnisse, sondern in der glänzenden Gabe Burckhardts, alte Quellen so fließen zu machen, als wären sie neu und unerschöpft. Für die spätere römische Welt kommt neben dem älteren guten Buche von *Jung* die zweibändige Darstellung von *Grupp* in Betracht. Er hat auch eine Kulturgeschichte des Mittelalters geschrieben, während die beiden bedeutendsten älteren Kulturhistoriker *Riehl* und *Freytag* mehr lebenswarme Einzelbilder gezeichnet haben. Im besonderen beschäftigt sich *Prutz* mit den Kulturwirkungen der Kreuzzüge, und *Alwin Schultz*, der Kunst- und Kulturforscher, hat in drei Büchern das deutsche Privatleben der jeweils führenden Kreise in der Blütezeit des Rittertums, im ausgehenden Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert geschildert.

Für die neuere Zeit noch lehrreicher sind Memoiren und Briefe oder auch ihre Bearbeitungen. Hier umfängt den, der in welken Blättern zu lesen weiß, der Geist der Geschichte, der Zauber der versunkenen Begebenheit, der feine Reiz entschwundener Kultur oft wundersam stark — stärker, als beim Studium so mancher pragmatischen Darstellung der zünftigen Wissenschaft. Wer weiß nicht, welche unvergängliche Anregung Goethe aus der Lebensbeschreibung *Götzens von Berlichingen* schöpfte? Die Erinnerungen des Ritters *Hans von Schweinichen*, die des Bürgermeisters *Barthol. Sastrow* aus Stralsund zeichnen Adel und Bürgertum des 16. Jahrhunderts noch mannigfaltiger; *M. Goos* hat diese beiden Dokumente kürzlich neu ausgewählt herausgegeben, sie nur vielleicht zu glatt in unser Neudeutsch übertragen. Die höchst lebendigen Briefe Elisabeth Charlottens von der Pfalz, der bekannten Liselotte, hat *Helmolt* neu bearbeitet. Oder Friedrich der Große — auch der Laie wird ihn gern einmal reden hören, aber Friedrichs literarische Hinterlassenschaft ist gar zu umfangreich. Hier wird mancher dankbar nach dem hübschen Bändchen trefflich gewählter Aussprüche und Gedanken greifen, das *Zeiller* kürzlich unter dem Titel „Fridericus Rex" herausgab. Katharina II von Rußland hat einen Band Erinnerungen hinterlassen, der zwar nur die Zeit vor ihrer Thronbesteigung enthält, aber eine Fülle interessanter Kultureinblicke gewährt. Vollends Napoleon — um ihn häufen sich die Aufzeichnungen, namentlich von dort ab, wo sein Glückstern zu sinken beginnt. Eigene Aussprüche des Kaisers bringt ein Taschenbändchen von *Zeiller*, weniger bekannt sind die Memoiren seines Adjutanten *Ségur*, oder die des Generals *Gourgaud*, eines Genossen von St. Helena, der zahlreiche eigene Aussprüche des Gestürzten notiert hat. Wahrhaft grausige Bilder vom Rückzuge der großen Armee aus Rußland entrollt *Bourgogne*, der einfache Sergeant der kaiserlichen Garde. Die Jahrhundertwende und ihre heftigen Erschütterungen werden dann auch von Frauen gespiegelt, so in den Briefen der Frau Rat *Goethe*, in den Aufzeichnungen der *Elisa v. d. Recke*, der von *Lili Braun* herausgegebenen Memoiren der *Jenny von Gustedt* oder im ersten Bande der Biographie der *Hedwig von Olfers*. Die russische Dezemberrevolution der Dekabristen (1825) lebt in den Berichten dreier Offiziere und Mitverschworenen (Bearbeitung von A. *Goldschmidt*), ihr schlichter Stil „trägt mit wenig Kunst sich selber vor". Das spätere Rußland der Bauernbefreiung beleuchtet der gelehrte Anarchist Fürst *Peter Kropotkin* unbarmherzig genug: er gehört zu jenen Sozialaristokraten, wie sie in dieser gegensätzlichen Mischung eigentlich nur Rußland aufzuweisen hat. Die Erinnerung an die deutsche Revolution ist durch *Karl Schurz* überaus anschaulich belebt worden (Lebenserinnerungen Bd. I), und die Entstehung und den Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten schildert Schurz, ein meisterlicher Erzähler, nicht minder fesselnd. Zu *Bismarcks* Selbstzeugnissen vergleiche man den sehr selbstgefälligen, aber durchaus glaubhaften *Moritz Busch* (Tagebuchblätter). Und wer sich in die Denkwürdigkeiten des Arbeiters *Karl Fischer* vertieft, wird einen

ganz neuen Begriff vom Unterbau des neuen Reiches und vom Wesen der sozialen Schichtung überhaupt gewinnen. Diese wenigen Werke sollen nur die Weite des Stoffes ungefähr andeuten, den gerade hier die jüngere Vergangenheit aufgespeichert hat. Auf zwei Sammlungen wollen wir noch verweisen, in die ein Teil der genannten Werke gehört: die „Memoirenbibliothek" des Verlages Lutz enthält 24 Bände und ist, nach Stichproben zu urteilen, sorgfältig und verläßlich redigiert. Sie beschränkt sich nicht nur auf „historische Memoiren", sondern bringt z. B. auch die wertvolle Selbstbiographie des Philosophen *Spencer*, oder die des Phänomens *Helen Keller*. Die Anekdoten-Bibliothek desselben Verlages scheint nicht auf der nämlichen Höhe zu stehen. (Bismarck.) Als zweites größeres Unternehmen ist beachtenswert die „Bibliothek wertvoller Memoiren", herausgegeben von *Ernst Schultze*. Sie bringt manches, dessen Wert für weitere Kreise uns nicht recht einleuchten will (Eroberung von Mexiko; Indischer Aufstand 1857) und ist wenig handlich. Man wird also wählerisch sein müssen.

Mit besonderem Erfolge ist seit einem Menschenalter die Geschichte der wirtschaftlichen Verhältnisse erforscht worden, und die in dieser Richtung bedeutenden Leistungen werden auch den Männern des praktischen Lebens außerordentlich vieles bieten. Sehr scharfsinnig hat *Schulte* die Beziehungen zwischen Westdeutschland und Italien, besonders Mailand, im Mittelalter dargestellt und anschaulich gemacht, wie sich namentlich vom 13. bis 15. Jahrhundert der Verkehr zwischen beiden Ländern, und mit ihm zugleich die Benutzung der Alpenpässe gesteigert hat. In das Bankwesen und die Geldherrschaft des 16. Jahrhunderts führt das monumentale Werk *Ehrenbergs* über die Fugger ein, und der ebengenannte *Schulte* hat in seiner Studie über die Tätigkeit des Welthauses in Rom, über seine Beziehungen zur Kurie, eine wertvolle Ergänzung geliefert. In das 18. Jahrhundert führt das tiefgründige Werk von *Fechner* über Schlesien: hier kann der Wirtschaftspolitiker ersehen, was Preußen wirtschaftlich geleistet hat und mit welchen Schwierigkeiten die Anfänge der modernen Industrie zu kämpfen hatten. In gewissem Sinne ein österreichisches Parallelwerk ist das des Ritters *Srbik* über den staatlichen Exporthandel Österreichs im Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden. Eine leicht lesbare Geschichte der Technik besitzen wir von *Feldhaus*, eine solche der Kriegskunst von *Delbrück*. Die Wirtschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts wird illustriert durch die Mevissenbiographie von *Hansen*, die daneben auch viel vom politischen und geistigen Leben seit 1840 erzählt.

Mit besonderen Einrichtungen und Verhältnissen deutschen Kulturlebens beschäftigen sich unendlich viele Bücher. Es seien hier nur hervorgehoben die Geschichte der Weihnacht von *Tille*, die Schilderung des altsächsischen Bauernhauses von *Peßler*, die Geschichte des Zweikampfes von *Fehr*, die des Jagdlebens von *Wendt*. Die Erfindung des Buchdrucks haben nach dem heutigen Stande des Wissens *Meisner* und *Luther* erzählt, und mit der Zeitung beschäftigt sich eingehend *Salomon*. Für die Entwicklung der Kirche und ihrer Verfassung im 19. Jahrhundert bieten auf katholischer Seite *Brück*, auf evangelischer *Förster* zusammenfassende fesselnde Darstellungen.

Allgem. Geschichte in Einzeldarstellungen, hrsg. v. Oncken, 44 Bde. (Grote, B.) 902.65
Allgem. Staatengeschichte, hrsg. v. Lamprecht u. Tille. 3 Abtlgn., 135 Bde. (F. A. Perthes) kompl. statt 1436.— Mk. 850.—
Barge, A. Bodenstein v. Karlstadt (Brandstetter) 24.—
Berger, Kulturaufgaben der Reformation (E. Hofmann & Co.) . . . . 6.—
Berner, Geschichte d. preuß. Staates (Kröner) . 10.—
Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode (Duncker & H.) . . . . 17.—
Bezold, Gesch. d. d. Reformation (Baumgärtel) 25.50
Bibliothek dtsch. Geschichte, hrsg. v. Zwiedineck-S. 169 Lfgn. (Cotta) . . . . geh. je 1.—
— **historische**, hrsg. v. d. Red. d. histor. Zeitschrift, 19 Bde. (Oldenbourg, M.) . geh. 90.—
Biographien bedeutender Frauen, bis jetzt 7 Bde. (Haberland) . . . . je 4.— bis 7.—
Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 2 Bde. (Cotta) . . . . 20.—
— — — V. A. . . . . 5.—
— Briefe an Braut u. Gattin . . . . 8.—
*— Reden, Auswahl, 2 Bde. (Einhorn-Verl.) . je 2.50
Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten (Hirzel) . geh. 4.—
Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit (Bondi) I. 7.—, II. 1. 9.—, II. 2. 14.—
Bruck, Geschichte d. kathol. Kirche, 4 Bde. (Aschendorff) . . . . je 4.— bis 10.—
Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien (Neff, St.) . . . . 15.—
— Griech. Kulturgeschichte, 3 Bde. (Spemann) 38.80
Busolt, Griech. Geschichte, 3 Bde. (F. A. Perthes) 58.10
Dahlmann-Waitz, Quellenkunde d. dtsch. Geschichte (Dieterich, L.) . . . . 18.—
— — Ergänzungsband . . . . 4.—
Droysen, Gesch. Alexanders d. Gr. (F. A. Perthes) 5.—
Ehrenberg, Zeitalter d. Fugger (Fischer J.) I. 9.— II. 8.—
Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte v. westfäl. Frieden usw., 2 Bde. (Baumgärtel) 38.50
Fester, Die Bayreuther Schwester Friedrichs d. Gr. (Gebr. Paetel) . . . . 5.—
Foerster, Entstehung d. preuß. Landeskirche, 2 Bde. (Mohr, T.) . . . . 21.—
Fournier, Napoleon I., 3 Bde. (Freytag, L.) . . 17.—
Frauenleben, hrsg. v. H. v. Zobeltitz, bis jetzt 11 Bde. (Velh. & Kl.) . . . . . je 3.— bis 4.—
Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 4 Bde. (Hirzel) . . . . je 6.— bis 8.—
Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft, 2 Bde. (Cotta) . . . . 23.—
Gardiner, Oliver Cromwell (Oldenbourg, M.) . . 5.50
Geisteshelden, bis jetzt 56 Bde. (E. Hofmann & Co.) . . . . je 3.— b. 4.—
Geschichtslügen (Schöningh, P.) . . . . 5.—
Gothein, Ignaz Loyola (Niemeyer) . . . . 17.—
Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters (Schöningh, P.) . . . . 10.—
— — der röm. Kaiserzeit, 2 Bde. (Allg. Verl.-Ges., St.) . . . . je 11.—
Hanotaux, Geschichte d. zeitgen. Frankreichs, 3 T. (Grote) . . . . 33.—
Hansen, G. v. Mevissen, 2 Bde. (G. Reimer) . . 25.—
— Zauberwahn, Inquisition (Oldenb., M.) geh. . . 10.—
Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 4 Bde. (Hinrichs) . . . . 71.—
— Karl Ludw. v. d. Pfalz (Breitk. & H.) . geh. 5.—
Helmolt, Weltgeschichte, 9 Bde. (Bibl. Inst.) je 10.—
Hertslet, Treppenwitz der Weltgeschichte (Haude & Sp.) . . . . 5.—
Hüffer, Krieg d. Jahres 1799, 2 Bde. (F. A. Perthes) geh. 18.—
Jähns, Feldmarschall Moltke, 3 Teile (E. Hofmann & Co.) . . . . 10.—
Jahrbuch, histor. (Herder & Co., M.) . . . geh. 15.—
Janssen, Gesch. d. d. Volkes, 8 Bde. (Herder, Fr.) 67.60
Jung, Leben u. Sitten der Römer, 2 Bde. (Freytag) 4.50
Kämmel, Deutsche Geschichte, 2 Bde. (Spamer) 12.50
Kaufmann, Polit. Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert (Bondi) 12.50
Klein, Fröschweiler Chronik (Beck, M.) 2.80
Klein-Hattingen, Bismarck, 3 Bde. (Dümmler) . 23.—
Kolde, Martin Luther, 2 Bde. (F. A. Perthes) . 19.—
Koser, Friedrich d. Gr. 2 Bde. (Cotta) . . . je 14.—
Lamprecht, Deutsche Geschichte, bis jetzt 12 Bde. (Weidmann, B.) . . . . je 8.—

Lamprecht, Deutsche Geschichte, 3 Ergänzungsbände 28.—
Lehmann, Freiherr v. Stein, 3 Bde (Hirzel) . . 40.50
Lehndorff, 30 Jahre am Hofe Friedrichs d. Gr. (F. A. Perthes) . . . . 12.—
Lindner, Geschichte d. dtsch. Hansa (Hirt & S., L.) 3.—
— Gesch. d. dtsch. Volkes (Cotta) . . . . 12.—
— Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, bis jetzt 5 Bde. . . . . je 7.50
— Die Feme (Schöningh, P.) . . . . geh. 12.—
Lorenz, Kaiser Wilhelm (Fischer, J.) . . . . 12.—
Loewe, Bücherkunde d. dtsch. Gesch. (J. Räde) geh. 2.—
Marcks, Kaiser Wilhelm I. (Duncker & H.) . . 7.60
Meisner-Luther, Erfindung der Buchdruckerkunst (Velh. & Kl.) . . . . 4.—
Meyer, Geschichte des Altertums, 5 Bde. (Cotta) je 13.— bis 15.—
Mirbt, Publizistik im Zeitalter Gregors VII. (Hinrichs) . . . . geh. 16.—
Moltke, Ges. Schriften (Mittler), 8 Bde. 61.75
— — V. A. 3 Bde. . . . . 12.—
Mommsen, Römische Geschichte, 4 Bde. (Weidmann) . . . . 25.—
Monographien zur dtsch. Kulturgeschichte (Diederichs), bisher erschienen:
Bartels, Der Bauer; Boesch, Kinderleben; Drews, Evang. Geistlicher; Hampe, Fahrende Leute; Heinemann, Richter; Liebe, Das Judentum; Liebe, Soldat; Mummenhoff, Handwerker; Peters, Der Arzt; Reicke, Der Gelehrte; Reicke, Der Lehrer; Steinhausen, Der Kaufmann . . . . je 5.50
— zur Weltgeschichte (Velh. & Kl.) . je 3.— bis 4.—
Neubauer, Preußens Fall u. Erhebung (Mittler & S.) 12.—
Nikel, Allgem. Kulturgeschichte (Schöningh, P.) . 7.—
Pastor, Geschichte der Päpste, 4 Bde. (Herder) 64.—
Paßler, Das altsächs. Bauernhaus (Vieweg & S.) 10.—
Peters, England u. Engländer (Schwetschke) . . 6.—
Petersdorff, Friedrich d. Gr. (A. Hofm. & Co.) . . 16.—
Pflugk-Harttung, Napoleon I., 2 Bde. (Spaeth) je 12.—
Prutz, Preuß. Geschichte, 4 Bde. (Cotta) . . . je 10.—
— Kulturgeschichte der Kreuzzüge (Mittler & S.) geh. 14.—
Ranke, Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bde. (Duncker & H.) . . . . 36.—
— Die römischen Päpste . . . . 24.—
Recke, E. v. d., Aufzeichnungen u. Briefe, 2 Bde. (Weicher) . . . . je 10.—
Regensberg, 1870/71, I. (Franckh., St.) 8.50
Ritter, Benjamin Raule (Cludius & Graus) . . . 2.50
Riehl, Naturgesch. d. Volkes, 4 Bde. (Cotta) je 6.—
— Kulturstudien . . . . 5.—
Rose, Napoleon I., 2 Bde. (Greiner & Pf.) . . . . 15.—
Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte, 3 Bde. (Ackermann, M.) . . . . geh. 23.—
Salomon, Geschichte des d. Zeitungswesens, 3 Tle. (Schulze, O.) 16.50
Schriften d. Ver. f. Reformationsgesch., 95 Hfte. (Niemeyer, H.) . . . . je 1.20
Schulte, Die Fugger in Rom (Duncker & H.) . . 15.40
— Geschichte des mittelalterl. Handels . . geh. 30.—
Schultz, Häusl. Leben der europ. Kulturvölker (Oldenbourg, M.) 10.50
— Höf. Leben z. Zt. d. Minnesänger, 2 Bde. (Hirzel) 38.—
— Dtsch. Leben i. 14. u. 15. Jahrh. (Freytag, L.) 35.—
— — Gr. Ausg. . . . . 70.—
Schurtz, Urgeschichte der Kultur (Bibl. Inst.) . 17.—
Srbik, Exporthandel Österreichs (Braumüller) geh. 8.—
Sybel, Begründung d. dtsch. Reichs, 7 Bde. (Oldenbourg, M.) 24.50
Taine, Entstehung des mod. Frankreichs, 6 Bde. (Lindner, L.) . . . . je 9.— bis 14.50
Tille, Geschichte d. d. Weihnacht (Kerl, L.) . . . 5.—
Treitschke, Deutsche Geschichte, 5 Tle. (Hirzel, L.) 65.—
Weber-Baldamus, Lehr- u. Handbuch d. Weltgeschichte, 4 Bde. (Engelmann) . . . . je 7.—
Wellhausen, Israelitische u. jüdische Geschichte (G. Reimer) 11.80
Weltgeschichte in Charakterbildern, 15 Bde. (Kirchheim, M.) . . . . je 3.— bis 5.—
Winter, Geschichte des 30jähr. Krieges (Baumgärtel) 20.50
Wolf, Bismarcks Lehrjahre (Dieterich) . . . . . 10.—
— Dtsche. Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation (Seehagen, B.) . . . . geh. 24.—
Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte, 3 Bde. (Cotta) . . . . geh. 20.—

Zeitschriften:
Deutsche Geschichtsblätter, jährl. 12 Hfte. (F. A. Perthes) . . . . 6.—
Mitteilungen a. d. histor. Literatur, jährl. 4 Hfte. (Weidmann) . . . . 10.—
Historische Zeitschrift (Oldenbourg, M.) jährl. . 14.—

Neue Erscheinungen:

Braun, Im Schatten der Titanen (Westermann, Br.) 6.50
Burckhardt, Weltgesch. Betrachtungen (Spemann) 8.—
Drummann, Geschichte Roms (Borntràger) . . . 10.50
Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit (Krabbe, St.) 7.—
Elisabeth Charlotte v. Orleans, Briefe, 2 Bde. (Insel-Verl.) . . . . 14.—
Fechner, Wirtschaftsgeschichte der Provinz Schlesien (Schottländer, Br.) . . . . geh. 30.—
Fehr, Der Zweikampf (Curtius, B.) . . . . . geh. 2.—
Feldhaus, Deutsche Erfinder (Dietrich, M.) . . . 4.—
Fischer, Geschichte d. Altertums (Allgem. Verl.-Ges., M.) 12.50
Fournier, Histor. Studien u. Skizzen, 2 Bde. (Braumüller, W.) . . . . geh. 14.—
Friedjung, Österreich seit 1848, I. (Cotta) . . . 14.—
Gerdes, Gesch. d. Hohenstaufen (Duncker & H.) geh. 14.—
Herzberg, Hambacher Fest (Gerisch & Co., L.) geh. 5.—
Leben, Deutsches, der Vergangenheit, 2 Bde. (Diederichs) . . . . 47.—
Marwitz, Lebensbeschreibung, hrsg. v. Mensel, I. (Mittler & S.) . . . . 14.—
Nirrnheim, Das 1. Jahr d. Ministeriums Bismarck (Winter, H.) . . . . geh. 16.—
Olfers, Ein Lebenslauf I. (Mittler & S.) . . . . . 8.—
Pantenius, Gesch. Rußlands (Voigtländer) . . . 8.—
Prutz, Geistl. Ritterorden (Mittler & S.) 15.50
Ritter, Deutsche Geschichte (Cotta) . . . . 10.—
Schäfer, Weltgeschichte, 2 Bde. (Mittler & S.) . 15.—
Schurz, Lebenserinnerungen, 2 Bde. (G. Reimer) 18.—
Senfft v. Pilsach, Aus Bismarcks Werkstatt (Cotta) 2.40
Tumbült, Fürstentum Fürstenberg (Bielefeld, Frbg.) 16.—
Unger, Blücher, 2 Bde. (Mittler & S.) . . . . . . 20.—
Volz, Aus der Zeit Friedrichs d. Großen (F. A. Perthes) . . . . 6.—
Wendt, Kultur u. Jagd, 2 Bde. (G. Reimer) . je 9.50
Ziekursch, Ergebnis d. friederiz. Städteverwaltung (Costenoble) . . . . geh. 6.—

HEERES- UND FLOTTENKUNDE

Wer sich in die Geschichte des deutschen Heerwesens, vorzüglich aber in die der preußischen Armee vertieft, wird sich überzeugen können, daß neue Geschlechter in den kriegerischen Taten der Ahnen immer wieder den Ansporn und die Lebenskraft für die großen Aufgaben gefunden haben, die ihrer im Kriege und im Frieden harren. So werden die Forschungen auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte und Heeresentwicklung nicht nur den Angehörigen des Heeres selbst, sondern auch dem ganzen Volke nützlich und willkommen sein.

Einen allgemeinen Überblick über das Heerwesen, seine Verfassung und Organisation gibt uns *v. Loebell* in seinem Buche über „Das deutsche Heer". Der Verfasser ist bemüht, rein sachlich, wahr und gerecht zu schildern und nicht nur die Lichtseiten allein zu zeigen. Er stellt dar, wie es tatsächlich im Heere aussieht, will aber freilich verhindern, daß die Armee

im Volke verhaßt gemacht und der Jugend die Freude am Soldatentum vergällt werde.

Dem allgemeinen Wunsche nach einer Gesamtdarstellung der Armeegeschichte in zusammengedrängtem Umfange und zu mäßigem Preise entspricht die „Kurzgefaßte Geschichte der preußischen Armee" von *Heinr. Ernst.* Mit der Zusammensetzung des brandenburgisch-preußischen Heeres im Jahre 1638 beginnend, führt der Verfasser in leicht verständlicher Weise die Entwicklung der Formationen und Neubildungen der Truppengattungen bis zur Gegenwart vor. Erschöpfender behandelt *P. v. Schmidt* den „Werdegang des preußischen Heeres", ein Werk, das in großen Zügen die Aufbringung und Organisation, die Schaffung des Offizierstandes, die Disziplin und den militärischen Geist kennzeichnet. Von den ältesten Zeiten der Markgrafschaft Brandenburg ausgehend, verfolgt der Verfasser in knappen Bildern das Wachsen und Werden der preußischen Armee und zeigt zum Schluß noch kurz die Umgestaltung, die sie in neuester Zeit erfahren hat.

Einen ausgezeichneten Überblick über eine lehrreiche Epoche der preußischen Kriegsgeschichte bietet „Preußens Fall und Erhebung" von *Friedrich Neubauer*, der mit Recht als Meister volkstümlicher Geschichtsschreibung gilt. Es ist eine im guten Sinne populäre, aber dabei die politischen und militärischen Grundlagen berücksichtigende Darstellung der Zeit von 1806—1815, des Niedergangs und des erneuten Aufstieges der deutschen Nation, speziell Preußens. Auf das Moment des Persönlichen ist besonderer Wert gelegt worden; soweit möglich, sollten die handelnden Männer selbst zu Worte kommen und zugleich im Bilde dargestellt werden.

Die letzten Jahre derselben Periode behandelt ein ebenfalls nicht nur für den Soldaten, sondern auch für den Laien und Geschichtsfreund geschriebenes Werk „Die Befreiungskriege von 1813—1815" von *Caemmerer.* Das Buch schildert in gedrängter Kürze die Anlage jener Feldzüge, das Zuspitzen der Ereignisse zu den Schlachten, die Bedeutung der einzelnen Schlachten im Ganzen des Feldzuges und die Folgen für den weiteren Verlauf. Durch gelegentliche Vergleiche der Kampfweise damals und jetzt wird das Verständnis der damaligen Kriegsführung für den Laien wesentlich erleichtert.

Den Wandel von dem Einst zum Jetzt führt uns auch „Die Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Reiterei" von *Pelet-Narbonne* vor Augen. Wie sie aus kleinen Anfängen sich zur glänzenden Waffe entwickelt, wie sie in den Schlachten des großen Königs so oft das Geschick beeinflußt und entscheidet, wie sie endlich den veränderten Aufgaben der modernen Kriegsführung sich angepaßt hat, das schildert der Verfasser meisterhaft und lebendig unterstützt durch eine große Zahl von fesselnden Abbildungen. „Geschichtliche Rückblicke auf die Entwicklung der deutschen Artillerie seit dem Jahre 1866" nennt *Georg v. Ridzell* sein Werk, das die geschichtlichen „Rückblicke auf die Formation der preußischen Artillerie seit dem Jahre 1809", welche der Oberst *von Decker* (2. Auflage 1866) herausgab, für den Rahmen der deutschen Artillerie erweitert und bis zum Jahre 1905 fortführt. Das Buch ist in zuverlässiger Darstellung eine erschöpfende Auskunft über die außerordentlichen Veränderungen und Ausgestaltungen, welche die Feld- und Fußartillerie Preußens, Bayerns, Sachsens und Württembergs bis zur Gegenwart nicht nur in technischer, sondern auch in taktischer und organisatorischer Beziehung durchgemacht hat. Mit dieser Arbeit ist ein Nachschlagewerk geschaffen, welches von Offizieren, militärischen Büchereien und auch von interessierten Laien nur freudig begrüßt werden kann. Die „Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionierwesens von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1886" von *Hermann Frobenius* behandelt einen Zeitabschnitt, in welchem der Wert der technischen Waffe in Preußen noch nicht jene volle Würdigung erfahren hatte. Das im allgemeinen wenig erfreuliche Bild, das entrollt wird, weist aber dennoch manche Lichtseiten auf, wie die hervorragende Tätigkeit der Pioniere im Feldzuge 1864. Man sieht, wie die Pioniertruppe lange Zeit als eine Zunft und hauptsächlich als eine Sammelstelle von Handlangern betrachtet wurde, obwohl es an Bestrebungen nicht fehlte, der Truppe jene Stellung neben den technischen Waffen zu verleihen, die allein ein gedeihliches Zusammenwirken im Kriege verbürgt. Der Verfasser stützt sich auf reiche und zuverlässige Quellen, urteilt unbefangen und bietet einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. Die geringe Würdigung, welche der Train bis dahin gefunden hatte, veranlaßte den Major *E. Schäffer* im Vorwort der ersten Auflage seiner Abhandlung „Der Kriegstrain des deutschen Heeres in seiner gegenwärtigen Organisation" zu der Frage: Liegt eine Notwendigkeit für das Erscheinen dieses Werkes vor? Eine Frage, die unbedingt zu bejahen ist. Die Arbeit soll eine Anleitung geben für das Wissenswerte auf diesem Verwaltungsgebiete, da eine gediegene militärische Bildung auch eine Allgemeinkenntnis des Heerfuhr- und Verpflegungswesens verlangt, so trocken und wenig anziehend dieser Stoff auch sein mag. Eine kurze Geschichte des Trains gibt uns die zur Erinnerung seines 50jährigen Bestehens (1853—1903) verfaßte Schrift von *K. v. Bergen*, „Der preußische Train". Sie behandelt in den einzelnen Abschnitten die Entwicklung des Trains bis zum Jahre 1806, die Errichtung der Trainbataillone und die Zeit bis 1864, seine Leistungen 1864, 1866 und 1870—1871, sowie die Zeit von 1871 bis heute.

Auf die Geschichte einzelner Truppenteile einzugehen, verbietet hier der Raum; auch nur die wichtigsten hervorzuheben, ist bei der Fülle des Materials unmöglich. Gibt es doch z. Zt. nicht weniger als rund 900 Regiments- und Bataillonsgeschichten! Der Leser, welcher sich für diese oder jene Truppengeschichte interessiert, findet die gesamte Literatur in der Bibliographie von *P. Hirsch* zusammengestellt, woselbst auch der Nachweis gebracht ist, in welcher Bibliothek die einzelnen Werke vorhanden sind. Leider ist ein großer Teil dieser Literatur nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur als Manuskript gedruckt, weshalb, entzieht sich unserer Kenntnis und wohl auch der des Verfassers; jedenfalls ist man auf diesem Literaturgebiete zum großen Teil auf öffentliche und private Büchersammlungen angewiesen. Darum ist es ein Verdienst des Verlages E. S. Mittler & Sohn, daß durch seine überaus vollständige Sammlung von Regimentsgeschichten diese Literatur der Öffentlichkeit zugänglich gemacht ist.

Unter den **biographischen Werken** verdient die Sammlung „Erzieher des preußischen Heeres“ von *Pelet-Narbonne*, deren Einzelwerke aus der Feder erster Autoritäten stammen, warme Empfehlung. Die knappen, Volkstümlichkeit anstrebenden, jedoch auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Einzeldarstellungen wollen die charakteristischen Züge des Wesens und Wirkens jener hervorragenden Männer zeichnen, soweit dasselbe für das Heer von erzieherischer Bedeutung gewesen ist. Sie gehen von der Überzeugung aus, daß der Erfolg eines Heeres bei aller selbstverständlichen Bedeutung der technischen Schulung in erster Linie von dem bei der Truppe und den Unterführern herrschenden Geist abhängt, und daß dieser Geist durch die großen Persönlichkeiten an der Spitze des Heeres mit gebildet wird. Die Sammlung ist in zwölf Bänden abgeschlossen. Blücher dem heutigen Geschlecht wieder näher gebracht zu haben, ist ein Verdienst des Buches von *W. v. Unger*. Der Marschall wird als Kriegsheld wie als Persönlichkeit gleich lebendig. Vornehmlich an weitere Kreise wendet sich *E. Stünkel* mit der kleinen, knapp gehaltenen Schrift „Friedr. Wilh. v. Seydlitz, der Held von Roßbach“. Das Werk schließt sich größtenteils dem Bilde an, das der bekannte Seydlitz-Forscher Oberst *E. Buxbaum* entworfen hat, und ist von einzelnen kleinen Irrtümern nicht ganz frei.

Als bedeutendstes Werk über die Kunst der Kriegführung gilt noch heute das Buch „Vom Kriege“ von *Clausewitz*. Im Anschluß an dieses Werk beschäftigt sich ausschließlich mit dem Heerwesen und der Kriegführung unserer Zeit *v. d. Goltz* in seinem Buche „Das Volk in Waffen“.

Die erste Zusammenstellung einer eigenartigen und merkwürdigen Litera ur, die sich die Schwächen, Eigenheiten und Absonderlichkeiten unseres Militärs, vom Rekruten hinauf bis zum General aufs Korn genommen hat, versucht in humoristisch-satirischer Beleuchtung das Werk von *Conring*, „Das deutsche Militär in der Karikatur“.

Wenn es unserer **Marine** bisher auch nicht beschieden war, bestimmend in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen, so verdient ihre Geschichte doch Beachtung. Sie hat auch schon ihre Geschichtsschreiber gefunden, und als das bisher noch unübertroffene Werk auf diesem Gebiete darf wohl die „Geschichte der deutschen Marine“ von dem Geh. Admiralitätsrat *P. Koch* genannt werden. Die vorliegende zweite Auflage ist der ersten nach vier Jahren gefolgt. Eine Umarbeitung hat namentlich bei dem Eingangskapitel über die Marine des Großen Kurfürsten, eine Fortführung bis zu der 1906 ergangenen Novelle zum Flottengesetz stattgefunden. Das Ziel des Verfassers ist, in der Form eines knappen Grundrisses vor Augen zu führen, mit welch geringen Mitteln man sich hat begnügen und wie hart man hat ringen müssen, um eine deutsche Flotte zu schaffen. „Aus der Werdezeit zweier Marinen“ erzählt Vizeadmiral *Paschen* die Erinnerungen aus seiner Dienstzeit in der österreichischen und deutschen Marine. Ein Buch von ungewöhnlichem Reiz, sowohl was den vielseitigen Inhalt wie die einfache und klare, von gesundem Seemannshumor gewürzte Darstellung anbetrifft; daher jedem zu empfehlen, der sich für die Entwicklung unserer Seemacht interessiert.

Wer sich einen Einblick in die verzweigten Betriebe der Marine, ihren Zusammenhang und ihre Aufgaben, sowie in die mannigfachen, für die Marine geltenden wichtigsten Gesetze, Verordnungen und Bestimmungen verschaffen will, findet hierzu reichlich Gelegenheit bei *Ferber*, „Organisation und Dienstbetrieb der kaiserl. deutschen Marine“.

Ein Stück Reichsgeschichte spiegelt „Deutsch' Seegras“ von Admiral *Batsch*; die sorgfältig durchgeführte Idee des verdienten Seemannes war, in diesen gesammelten Abhandlungen zur Seekriegsgeschichte gleichzeitig den gesamten Kriegslauf und seinen Zusammenhang mit der Geschichte der Welt und der Zeit zu geben. Bekannt und viel gelesen ist das „Buch von der deutschen Flotte“ von *Werner*, entstanden in der Absicht, vielfach verbreitete irrige Ansichten zu berichtigen und dem Laien eine verständliche Vorstellung von dem Wesen, der Einrichtung und der Bedeutung eines Schiffes, sowie einer Flotte mit allen Einzelheiten zu geben. Das Werk „Deutschland zur See“ von *Laverrenz* will das Treiben an Bord der deutschen Kriegsschiffe daheim und draußen in flüssigem Wort und anschaulichem Bilde weiteren Kreisen vorführen.

Einem frühen Förderer der deutschen Seemacht hat *Batsch* durch sein Werk „Admiral Prinz Adalbert von Preußen“ ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Weitere Werke, die in Betracht kommen, nennt unsere Liste.

Bergen, D. Preuß. Train (Boll & Pickardt) . . 1.—
v. d. Böck, Deutschland. D. Heer, ill. (Schall) 15.—
Buxbaum, Seydlitz (Wigand) 7.50
Caemmerer, Die Befreiungskriege 1813/15 (Mittler) 4.50
Clausewitz, Vom Kriege (Dümmler) 7.50
Conring, Das deutsche Militär i. d. Karikatur (Schmidt, St.) . . . . 25.—
Einteilung u. Standorte d. dtschn. Heeres (Zuckschwerdt & Co.) . . . . —.30
Einteilung u. Standorte d. dtschn. Heeres u. d. Marine (Zuckschwerdt & Co.) . . . . 1.—
Ernst, Kurzgef. Geschichte d. preuß. Armee (Schröder, B.) 1.50
Erzieher d. preuß. Heeres, hrsg. v. Pelet-Narbonne, 12 Bde. (Behr) . . . . je 2.—
1. Pelet-Narbonne, D. gr. Kurfürst; 2. Linnebach, Friedr. Wilh. I.; 3. Bremen, Friedr. d. Gr.; 4. Voss, York; 5. Lignitz, Scharnhorst; 6. Friedrich, Gneisenau; 7. Boeck, Boyen; 8. Caemmerer, Clausewitz; 9. Balck, Prinz Friedr. Karl; 10. Blume, Moltke; Prinz Friedr. Karl; 10. Blume, Moltke; 11/12. Blume, Kaiser Wilhelm I.
Ferber, Organisation d. kais. Marine (Mittler) . 4.80
Frobenius, Geschichte d. preuß. Ingenieur- u. Pionier-Korps (G. Reimer) . . . . 7.—
v. d. Goltz, Das Volk in Waffen (Decker) . . . 4.—
— Von Roßbach bis Jena u. Auerstädt (Mittler) 11.50
Heere und Flotten der Gegenwart, hrsg. v. C. v. Zepelin, 9 Bde. (Schall) . . . . . . je 15.—
I. Deutschland; III. Rußland; IV. Österr.-Ungarn; V. Landheer und Flotte; VI. Frankreich.
Hirsch, Bibliographie d. dtschn. Regiments- u. Bataillonsgeschichten (Mittler) . . . . . . 6.—
Kämpfe d. dtschn. Truppen, in Südwestafrika 2 Bde. (Mittler) . . . . je 2.25
Koch, Geschichte d. dtschn. Marine (Mittler) . . 4.—
Laverrenz, Deutschland zur See (Meidinger) . . 4.—
Loebell, Das deutsche Heer (Hilliger) . . . . . —.50
Maltzahn, Der Seekrieg (A. N. u. G.) 1.25
Moltke, Geschichte d. dtsch.-franz. Krieges von 1870/71, V.-A. (Mittler) 3.60
Neubauer, Preußens Fall u. Erhebung 1806—1815 (Mittler) . . . . 12.—
Paschen, Aus der Werdezeit zweier Marinen (Mittler) . . . . 5.—

v. **Pelet-Narbonne**, Gesch. d. Brandenburgisch-Preuß. Reiterei, 2 Bde. (Mittler) . . . . 16.—
Plüddemann, Modernes Seekriegswesen (Mittler) . 7.50
Rittmeyer, Seekriege u. Seekriegswesen, Bd. I (Mittler) . . . . 14.—
Schäffer, Der Kriegstrain (Mittler) 2.50
Schmidt, Werdegang d. preuß. Heeres (Marode, B.) 8.—
Sothen, Kriegswesen im 19. Jahrhundert (A. N. u. G. W.) 1.25
Stünkel, Seydlitz (Hirt & S.) . . . . 2.—
Unger, Blücher, 2 Bde. (Mittler) I. 10.—, II. 10.—
Werner, Buch von der deutschen Flotte ill. (Velh. & Kl.) . . . . 10.—
Wislicenus, Deutschlands Seemacht sonst u. jetzt (Grunow) . . . . 6.—

Zeitschriften usw.:

Heere u. Flotten aller Staaten der Erde, Jahrbuch (Zuckschwerdt & Co.) . . . . —.80
Nauticus, Jahrbuch f. Deutschlands Seeinteressen (Mittler) 5.50
Überall. Illustr. Zeitschr. f. Armee u. Marine, 12 Nrn. (Boll & Pickardt) . . . . 12.—

NATURWISSENSCHAFTEN

BIOLOGIE

Die Biologie ist ein Wissensgebiet, auf dem fast jeder, der überhaupt allgemeinere Interessen hat, sich ohne weiteres für berechtigt hält, mitzureden. Im besten Falle sind biologische Begriffe für das große Publikum Schlagworte, deren Schicksal auf dem Wege der Diskussion entschieden werden kann. Mit mehr oder weniger Sachkenntnis gibt die öffentliche Meinung ihr Urteil ab, und auf Kongressen und in Vereinen, die gewöhnlich der Naturwissenschaft recht ferne stehen, werden biologische Probleme gelegentlich und dem Anscheine nach unwiderruflich kaltgestellt. Es fällt niemand ein, die Probleme der Physik oder der Chemie in dieser Weise zu erledigen, und damit ist einerseits bewiesen, daß gegenwärtig die Biologie im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht, andererseits, daß wohl die biologischen Schlagworte, nicht aber die biologischen Tatsachen der Allgemeinheit zugänglich sind.

Nun gibt es gerade auf diesem Gebiete eine sehr große gemeinverständliche Literatur, die allerdings zumeist durchaus theoretische Kenntnisse verbreitet. Wird diese Literatur von ungeschulten Lesern planlos benutzt, so wird sie diesen kaum Einblick in die Wissenschaft gewähren, sie aber ganz gewiß nicht lehren, Tatsachen und Probleme zu unterscheiden, oder sie befähigen, Probleme, die zu Tages- und Streitfragen geworden sind, mit sachlicher Kritik zu beurteilen. Und doch sind diese Faktoren von wesentlichster Bedeutung, wenn die Beschäftigung mit der Biologie einen Bildungs- und Aufklärungswert haben soll.

Um naturwissenschaftliche Probleme zu verstehen und richtig zu deuten, ist es fast selbstverständlich, daß tatsächliche Beschäftigung mit der Natur theoretischen Erörterungen vorangehe, daß die naturwissenschaftlichen Tatsachen selbst hinreichend bekannt sein müssen, ehe deren Beweiskraft für die eine oder andere Theorie beurteilt werden kann. Unter diesen Voraussetzungen werden Begriffe wie Abstammungslehre, Darwinismus usw. an Inhalt wesentlich gewinnen.

Unter der vorhandenen populär-wissenschaftlichen Literatur werden zunächst jene Werke verwendbar sein, die in diesem Sinne zur Einführung in die Naturwissenschaft dienen. Zuallererst die Bändchen der Sammlung Göschen und „Aus Natur und Geisteswelt", ebenso einige Arbeiten des Kosmos-Verlags: *E. Reukauf*, „Die Pflanzenwelt des Mikroskops", *R. Goldschmied*, „Die Tierwelt des Mikroskops", *O. Zacharias*, „Plankton", *K. Kraepelin*, „Beziehungen der Tiere untereinander und zu den Pflanzen". Reukauf gibt in einem Kapitel eine leichtverständliche Anleitung der mikroskopischen Untersuchung und der Beschaffung geeigneten Untersuchungsmaterials; eine Anleitung zum selbständigen Arbeiten und Beobachten. Eine Weiterführung ist *L.* und *K. Linsbauer*, „Vorschule der Pflanzenphysiologie" (Experimentelle Einführung in das Leben der Pflanzen). Ein pädagogisch glücklicher Gedanke gelangt zur Durchführung: theoretische Erörterungen in Verbindung mit Anleitungen zu Experimenten. Die Hilfsmittel der Versuche sind einfach und leicht zu beschaffen. Ähnliche Gesichtspunkte enthält *G. Müllers* „Mikroskopisches und physiologisches Praktikum der Botanik". Es ist als Ergänzung des Linsbauerschen Buches zum Selbstunterricht sehr geeignet und enthält mehr als der Titel verspricht: eine Anleitung zur Mikroskopiertechnik und in Verbindung damit eine Einführung in die Pflanzenanatomie nebst Angabe leicht durchführbarer physiologischer Versuche vermitteln grundlegende botanische Kenntnisse. Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand behandelt in umfassender Weise das von *Wettstein* herausgegebene Buch: „Der naturwissenschaftliche Unterricht an den österreichischen Mittelschulen". Recht beachtenswerte Beiträge zur Methodik des Naturgeschichtsunterrichts enthält *Rothe* „Der moderne Naturgeschichtsunterricht". Beide Bücher sind derzeit aktuell.

Von historischem Werte und auch aktuellem Interesse ist die Entstehung der Pflanzenphysiologie als Wissenschaft, die *J. Wiesner* in Form einer Biographie des verdienten Naturforschers und Arztes Jan Ingen-Houcz ausgearbeitet hat. Ein Stückchen Biologie von ehedem enthält *C. K. Sprengel*: „Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung von Blumen" (1793). Es ist ein Dokument für die Forschungsart der alten Naturhistoriker und ein lehrreiches Beispiel liebevollster Naturbeobachtung.

Eine Zusammenfassung fast aller Zweige der wissenschaftlichen Botanik enthält das glänzend und vollständig voraussetzungslos geschriebene „Pflanzenleben" von *A. Kerner von Marilaun*. Reichstes Tatsachen- und Beobachtungsmaterial wird mit hohem pädagogischem Geschick und schriftstellerisch formvollendet mitgeteilt. Aller Reiz, den die Botanik zu bieten vermag, liegt in dem Buche, das dabei den strengsten wissenschaftlichen Maßstab verträgt, wenngleich einige darin ausgesprochene Anschauungen von den

Forschungen des letzten Jahrzehntes überholt wurden.

Nicht weniger wichtig als Anatomie und Physiologie ist zum Verständnis der Biologie die Formenkenntnis, die Bekanntschaft mit den Organismen selbst, also das Sammeln von Naturobjekten. Dem ungeschulten Sammler dürfte *W. Willkomm*, „Das Herbar" und *F. Dahl*, „Anleitung zum wissenschaftlichen Sammeln und Konservieren von Tieren" gute Dienste leisten. Eine recht lehrreiche elementare Anleitung zur Naturbeobachtung geben *K. Kraepelins* „Naturstudien". Botanische Interessen werden wesentlich gefördert durch *G. Hegi* und *G. Dunziger*, „Illustrierte Flora von Mitteleuropa" (zum Selbstunterricht). Dem Alpenwanderer werden die „Alpenflora" derselben Autoren oder *L.* und *R. Schröters* „Alpenflora", beide mit zahlreichen, ziemlich guten farbigen Abbildungen die Kenntnis der auffallendsten Alpenpflanzen vermitteln. *J. J. Parkers* „Vorlesungen über elementare Biologie" enthalten die wichtigsten Tatsachen der zoologischen und botanischen Morphologie an typischen Vertretern beider Gebiete mit gleichartiger Terminologie.

Im innigen Zusammenhang mit einer ganzen Reihe biologischer Probleme (Vererbung, Bastardierung usw.) steht der Befruchtungsvorgang. Eine recht klare Darstellung enthält *E. Teichmann*, „Der Befruchtungsvorgang". Naturgemäß kann sich der Pflanzenliebhaber leichter als der Zoologe Formenkenntnis auf praktischem Wege aneignen. Für einen halbwegs guten Beobachter und eifrigen Sammler sind schließlich illustrierte botanische Werke nicht unbedingt notwendig und ein verläßliches Bestimmungsbuch wie z. B. *K. Fritsch*, „Exkursionsflora für Österreich" oder *A. Garcke*, „Illustrierte Flora von Deutschland" wird gute Dienste leisten. Der Zoologe (natürlich ist immer der Laie, nicht der Fachmann gemeint) wird sich als Sammler selten mit mehr als einer Tiergruppe beschäftigen können. Größere Gebiete werden ihm im großen und ganzen nur durch die Literatur oder durch das Museum zugänglich sein. Umfassende Werke wie *W. Marshall*, „Die Tiere der Erde" und *R. Klett*, „Unsere Haustiere" dürften in wünschenswerter Weise einander ergänzen. Das historische und kulturgeschichtliche Moment berücksichtigt ein Sammelwerk von *Hans Krämer* und anderen, „Der Mensch und die Erde". Band I behandelt den Menschen in seinem Verhältnis zu den Tieren. *J. Hart* schreibt über die Tiere in Kultur und Fabel, *P. Matschie* über die Verbreitung von Säugetieren, *C. Keller* über die Haustiere als menschlicher Kulturfaktor. *A. Schwappach* schildert die Entwicklung der Jagd und *N. Eckstein* die Tiere als Feinde der Kultur. Band II enthält weiterhin die Beziehungen zwischen Menschen und Tier. Hervorzuheben sind die Arbeiten *M. Verworn*: Die Zelle als Grundlage des Lebens, *L. Michaelis*: Die Protozoen als Krankheitserreger und *E. v. Behring*: Die theoretischen Tierexperimente im Dienste der Seuchenbekämpfung. Eine faszinierende Darstellung der ostafrikanischen Steppe und ihrer aussterbenden Tierwelt enthält *C. G. Schillings*: „Der Zauber des Eleleschо". *E. Kienitz-Gerloff*: „Physiologie und Anatomie des Menschen" (mit Ausblicken auf den ganzen Kreis der Wirbeltiere) gibt einen Überblick über beide Gebiete, deren Zusammengehörigkeit betont wird.

In den letzten Jahrzehnten hat die zunehmende Erforschung der Biologie der **Insekten** eine ständig anwachsende Literatur geschaffen. Unter dieser ist das Buch von *K. Escherich*, „Die Ameise" dadurch besonders wertvoll, daß es neben der Systematik, Anatomie, dem Polymorphismus und der Lebensweise der Ameise alle Tatsachen und Theorien über die Physiologie dieser interessanten Tierchen mitteilt und dadurch Einblick in die noch unentschiedenen Streitfragen über deren Seelenleben gewährt.

Gut geschrieben, leicht verständlich und recht inhaltsreich ist *M. Bachs* „Wunder der Insektenwelt"; es gibt eine gute Übersicht über Biologie und Morphologie verschiedener Insektengruppen. Im übrigen wird in diesem Buche das gewiß sehr interessante Insektenleben als Beweis der Schöpferweisheit dargestellt. Interessant, wenngleich etwas enthusiastisch ist *Bölsches* anmutig geschriebenes „Liebesleben in der Natur". Auch *Zells* „Tierpsychologien" sind in diesem Zusammenhange zu nennen. Eine reichhaltige Zusammenstellung aller möglichen naturwissenschaftlichen Themen bieten die *Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien*, die strengste Sachlichkeit mit allgemeinverständlicher Darstellung vereinigen. Der Band des Vereinsjahres 1907/08 enthält die 48. Vortragsreihe seit dem Bestehen des Vereins. Österreichs hervorragendste Gelehrte haben seit jeher in diesem Vereine gewirkt, dessen Schriften als Musterbeispiele populärwissenschaftlicher Literatur gelten können.

Eine augenscheinliche Parallele zu denjenigen Lebensvorgängen der Tiere, welche man zwanglos in das Gebiet der Psychologie einreihen kann, bildet das in den letzten Jahren sich häufende Tatsachenmaterial über Reizvorgänge und Sinnesorgane im **Pflanzenreich**, auf dessen Grund mehr phantastisch als den Tatsachen exakt entsprechend häufig vom Seelenleben der Pflanze gesprochen wird. Der Begründer dieser poetischen Richtung dieses Teiles der Pflanzenphysiologie — wenngleich deren gegenwärtige Vertreter an Gedankentiefe weit hinter ihm zurückbleiben — ist *G. Th. Fechner* mit „Nana oder das Seelenleben der Pflanzen". Es ist dies einer der ersten wissenschaftlichen Versuche, Empfindungsvermögen und Sinneswahrnehmung bei den Pflanzen nachzuweisen, ein Buch, von welchem Haberlandt sagt, daß sich in ihm die zartesten Phantasien des Märchenerzählers wie blühende Zweige um ein streng wissenschaftliches Gedankengerüst ranken. Einer der hervorragendsten Vertreter der exakten Richtung ist *G. Haberlandt*, dessen Buch „Sinnesorgane im Pflanzenreiche" eine ganze Reihe höchst interessanter Beobachtungen mitteilt. Eine speziellere Zusammenfassung des Gegenstandes ist vom selben Verfasser in „Sinnesorgane der Pflanze" gegeben. Selbstverständlich sind auch die Anschauungen der exakten Vertreter einer so jungen Wissenschaft noch nicht als zweifellos feststehend und abgeschlossen zu betrachten. Dasselbe gilt von jener Arbeitsrichtung, die als experimentelle Biologie bezeichnet wird und deren fruchtbarster Vertreter *J. Loeb* ist. Seine „Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen" geben eine glänzende Darstellung der modernen experimentellen Methoden, die der Erforschung der elementaren Lebensvorgänge und Lebensänderungen dienen. Überraschende Tatsachen, geistvolle Experimente und nicht wenige bestechende Hypothesen ergeben einen

Bau, der unbegrenzte Weiterentwicklung verspricht. Für Loeb handelt es sich um nichts weniger als um die Beherrschung der (biologischen) Naturerscheinungen, um die Möglichkeit, die Vorgänge der Entwicklung, Selbsterhaltung und Fortpflanzung technisch darzustellen.

Ein in seiner gegenwärtigen Bedeutung ebenfalls neuer Wissenszweig ist die Pflanzengeographie. Durch Anwendung der Resultate aller botanischen Forschungsmethoden und Hinzuziehung der naturwissenschaftlichen Grenzgebiete hat die Pflanzengeographie außerordentliche Bereicherung erfahren. Ein Werk, das allerdings mit dem Vorsatze ernsten Studiums zur Hand genommen werden muß, aber in seiner Vielseitigkeit außerordentliches Interesse bietet, ist *A. F. W. Schimpers* „Pflanzengeographie". Von mehr theoretischem Interesse ist *Solms-Laubach*, „Die leitenden Gesichtspunkte einer allgemeinen Pflanzengeographie".

Im Vordergrunde des Interesses der Naturwissenschaft steht ohne Frage die Literatur über die Abstammungslehre. Zu ihrer Begründung ind im vorigen Jahrhundert eine Reihe von Theorien entstanden, welche im großen und ganzen von zwei Gesichtspunkten ausgehen. Einerseits wurde am Organismus die Fähigkeit beobachtet, sich äußeren Einflüssen in einer Weise anzuschmiegen, die den Eindruck des Zweckmäßigen macht (Anpassung). Diese Anschauung wurde zuerst von *Lamarck* ausgesprochen. Demgegenüber stand die Annahme, daß aus planlosen Veränderungen des Organismus das für diesen Zweckentsprechendste erhalten bleibe (Selektion). Diese Anschauung ist nicht der ganze, aber der wesentlichste Inhalt des Darwinismus. Beide Richtungen haben zur Grundlage, daß sowohl die durch Anpassung erworbenen Eigenschaften vererbt werden, als auch die zufälligen Änderungen. *J. Lamarck* hat seine Gedanken in der 1809 erschienenen „Philosophie zoologique" niedergelegt.

Darwins Anschauungen traten zuerst auf in einem seiner anziehendsten Bücher, der „Reise eines Naturforschers um die Erde", und treten dann klar zutage in der „Entstehung der Arten". Die Werke beider Forscher enthalten außer einem großen Beweismaterial für Anpassung und Selektion höchst fruchtbare Gedanken, die späterhin durch neue Beobachtungen anderer gleichsam reproduziert wurden. Eine sachliche Darstellung der Lehre Darwins gibt *G. J. Romanes*, „Darwin und nach Darwin". Darwins Lebensarbeit und die sich daraus ergebenden Probleme der Abstammungslehre werden von mannigfachen Gesichtspunkten unter Heranziehung großen Tatsachenmaterials beleuchtet. Eine Weiterführung — teilweise auch Einschränkung in bezug auf die Vererbung — der Selektionslehre und Anwendung auf ein spezielles Problem finden wir bei Weißmann. Die durch Kreuzung erfolgte Vermischung verschiedener Protoplasmen ergibt eine Mischung der Eigentümlichkeiten verschiedener Individuen. Zwischen den Elementen dieses bestimmten Plasmas (Keimplasma) findet Selektion statt. Aus diesem (durch Mischung und Selektion) veränderten Keimplasma entstehen neue Formen, welche ihrerseits wieder der Selektion unterworfen sind. Diese geistvolle, wenn auch nicht exakt nachweisbare Hypothese kommt in *A. Weißmanns* „Vorträgen über Deszendenztheorie" im Zusammenhang mit vielen bezüglichen Fragen zur Erörterung. Kürzer zusammengefaßt ist Weißmanns Lehre in *G. J. Romanes* „Kritischer Darstellung der Weißmannschen Theorie".

Ein Zeitgenosse Darwins war *Karl Ernst von Baer*. Dessen Werke von überraschender Vielseitigkeit wurden von *W. Haake* in ihren wesentlichen Zügen in einem Bande „Karl Ernst von Baer" zusammengefaßt. Baer, ein scharfer Denker und glänzender und kenntnisreicher Beobachter, war, trotzdem er ein eifriger Verfechter der Entwicklungslehre war, in mancher Hinsicht ein Gegner Darwins. Der zufälligen planlosen Veränderung stellt er eine planvoll gerichtete Entwicklung gegenüber. Er hat den Begriff „Zielstrebigkeit" zuerst angewendet. Diese ist für ihn das wirkende, schaffende Prinzip in jedem Naturgeschehen. Der geistvolle Gelehrte wird heute wenig genannt, trotzdem seine Anschauungen von den eigentlich viel weniger exakt denkenden Anhängern einer neueren Richtung, dem Vitalismus, wiederholt werden.

In Beziehung zum Darwinismus steht die Mutationstheorie. Sie geht von der natürlich durch Beobachtungen und Tatsachen gestützten Anschauung aus, daß nicht in erster Linie die kleinen zufälligen Variationen den Ausgangspunkt neuer Formen bilden, sondern große auffallende Veränderungen am Organismus, die erhalten bleiben, wenn sie nicht schädlich sind. Diese sprungweisen Veränderungen — Mutationen — sind nicht als Anpassungen aufzufassen, scheinen aber doch immer in Beziehung zu äußeren Verhältnissen zu stehen. Der bekannteste Vertreter dieser Richtung ist *Hugo de Vries*, dessen letztes Werk, „Arten und Varietäten und ihre Entstehung durch Mutation", das Problem in leicht faßlicher Weise behandelt und wertvolle Beziehungen zur angewandten Botanik enthält. Eine fast notwendige, bedeutungsvolle Ergänzung zu dem harten und wenig anschaulichen Begriff „Der Kampf ums Dasein" stellt *Peter Kropotkin* in seinem Buche „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt" dar. Er verweist darauf, daß neben dem ungeheuren Vernichtungskriege zwischen verschiedenen Arten und noch mehr zwischen verschiedenen Klassen in ebenso hohem Maße gegenseitige Hilfe und gegenseitige Verteidigung unter Tieren zu finden ist, daß ebenso die ganze Geschichte der Menschheit von ihren primitiven Anfängen bis zur höchsten Kulturentwicklung in diesem Sinne gedeutet werden kann. Zweifellos wurde dadurch ein Faktor klargelegt, dem Bedeutung für die Entwicklung der Organismenwelt nicht abgesprochen werden kann. Selbstverständlich stehen alle diese bisher besprochenen Anschauungen niemals in strengem Gegensatz zu einander, niemals schließt eine die andere aus, sondern sie entsprechen den bisher bekannten Wegen der Natur. Haben doch die besten Köpfe eines ganzen Jahrhunderts ihre besten Kräfte angewendet, um diese Wege zu finden.

Naturgemäß mußten die Arbeiten bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen sein, ehe ein Überblick möglich war. Die Tendenz, diese Ergebnisse zusammenzufassen und zu weiteren Forschungsarbeiten zu verwenden, hat der Neo-Lamarckismus. Ausgehend von den Voraussetzungen des Lamarckismus, Anpassung und Vererbung erworbener Eigenschaften, werden die Ergebnisse eines Jahrhunderts aller andern Forschungsrichtungen und Arbeitshypothesen zwanglos verwendet

und dadurch die Grenzen des Naturerkennens erweitert, die Stellung der Probleme verändert und vertieft.

Ein Vertreter dieser Richtung, *R. v. Wettstein*, gibt eine klare und weitsichtige Auseinandersetzung in „Der Neo-Lamarckismus und seine Beziehungen zum Darwinismus" und orientiert über den gegenwärtigen Stand der Frage. Hatte Weißmann in seinen Vorträgen über Deszendenztheorie wesentlich seinen eigenen Anschauungen Ausdruck verliehen, so gelangen in dem jüngst erschienenen Werke von *J. P. Lotsy* (besonders im ersten Bande) alle Theorien der Abstammungslehre zur sachlichen Besprechung, wenngleich in Verbindung mit originellen Gedanken des Autors. Der II. Teil behandelt den Darwinismus und die Anschauungen und Theorien bekannter Forscher in unmittelbarer Beziehung zu Darwin; er ist etwas subjektiver gefärbt als der erste Band.

Es ist bekannt, daß die Abstammungslehre unter den Naturwissenschaftlern — und nicht nur unter diesen — Gegner hat. Als belangreich kommen naturgemäß nur Einwände in Betracht, die von naturwissenschaftlicher Seite herrühren. In mancher Hinsicht symptomatisch und keinesfalls uninteressant ist in dieser Beziehung *E. Wasmann*. Der als Ameisenbiologe bekannte Naturforscher gibt in seinem Buche, „Die moderne Biologie und die Entwicklungslehre" einem weiteren Leserkreise eine gewandte Darstellung wichtiger Probleme der Zellenlehre, der Vererbung und vor allem der Abstammungslehre.

Pater Wasmann tritt für die Berechtigung der letzteren ein; seine Argumente nimmt er hauptsächlich aus seinem Arbeitsgebiet. Recht überzeugend und nicht ohne Freimut sucht er die Vereinbarkeit der Deszendenzlehre mit der christlichen Weltanschauung nachzuweisen, um schließlich für den Menschen eine Ausnahmestellung zu verlangen, dessen „Seele" nach seiner Meinung ganz außerhalb der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise bleibt. Das Buch ist deshalb vor anderen seiner Art wichtig, weil es von einem Gelehrten herrührt, der sich den Ruf eines exakten Naturforschers erworben hat, das Tatsachenmaterial beherrscht und dabei unter dem Einflusse von Anschauungen steht, die offenbar die Grundlagen seiner Geistesbildung waren.

Wasmanns Schrift steht auch in persönlicher Beziehung zu *Haeckel*. Haeckels populäre Schriften, so glänzend geschrieben und interessant sie auch sein mögen, werden doch nur kenntnisreichen Lesern größeren Nutzen gewähren können. Es ist jedenfalls richtiger, ihn nach seinen Jugendwerken zu beurteilen. Die verhältnismäßig kurze Zusammenfassung eines Hauptwerkes „Prinzipien der generellen Morphologie" erschien vor wenigen Jahren. Eine feine liebevolle Studie über diese charakteristische Gelehrtengestalt enthält ein Büchlein von *Walter May* in der Zusammenstellung Goethe — Humboldt — Darwin — Haeckel. Die künstlerische Veranlagung und die innige Freude an der Natur wird als innere Gemeinsamkeit dieser Gestalten dargestellt, deren jede als Lebensbild von großem ästhetischem Reiz, warm und liebevoll geschildert ist.

Es kann als günstiges Zeichen betrachtet werden, daß philosophische und erkenntnistheoretische Gesichtspunkte in die Biologie einzudringen beginnen, da auf diesem Wege eine Klarstellung ihrer leider nicht immer eindeutigen Terminologie vielleicht zu gewinnen ist. Ein derartiger nicht ganz gelungener Versuch ist *J. Reinckes* „Philosophie der Botanik". Der geistreiche und erfolgreiche Botaniker gibt eine Zusammenstellung und Kritik biologischer Begriffe, deren problematische Natur in helle, wenngleich nicht ganz tendenzlose Beleuchtung gerückt wird. Er gelangt zu einer zweifachen Weltanschauung, die er folgendermaßen ausspricht: „Als Naturforscher sage ich: die Organismen sind gegeben, als Naturphilosoph sage ich: sie sind geschaffen."

Eine vorurteilsfreie geistige Verarbeitung des Buches wird trotz dieses merkwürdigen Dualismus vielleicht zur Erkenntnis führen, daß Tatsachen und liebgewordene Argumente, die für Tatsachen gehalten werden, zu unterscheiden und scharf zu trennen sind. Ein glücklicher Gedanke, die ontogenetischen und philogenetischen Lebensvorgänge ohne Mystik und ohne Vitalismus zu erklären, liegt in *R. Semons* Buch „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des Geschehens". Semon geht auf die Gedanken Herings zurück, daß eine Veränderung im molekularen oder atomistischen Gefüge niemals vollständig rückgängig gemacht werden kann. Die Annahme, daß jedes Geschehen im Organismus einen Eindruck hinterläßt, der nun in seiner Gesamtheit um diesen Eindruck reicher wurde, daß jeder Vorgang in der Natur gleichsam im Gedächtnis behalten wird, diese Annahme wird von Semon in scharfsinniger Weise zur Erklärung des Naturgesetzes herangezogen und zwar nicht nur auf spekulativem Wege, sondern gestützt durch Beobachtung und Experiment.

Die Natur, soweit sie durch die Kunst dargestellt wurde, hat auch ihre Entwicklungsgeschichte. Das geht sehr deutlich aus *Rosens* reizvollem Buche „Die Natur in der Kunst" hervor. Dieses anmutige Stück Kunstgeschichte, das ein natur- und kunstfreudiger Botaniker bietet, ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Jedenfalls lehrt es eine Naturbetrachtung, die zum Kunstverständnis anleitet. Wenn von Kunst und Natur die Rede ist, kann man unmöglich vergessen, der Japaner zu gedenken. Nach *Lafcadio Hearns* Schilderung gewinnen wir den Eindruck, als ob das feinste Kunstverständnis und die innigste Naturfreude der Japaner in ihrer Gartenkunst zum Ausdruck käme. Einen ganz hübschen Einblick in die Art der Naturbetrachtung unseres Volkes gibt *Franz Söhns* „Unsere Pflanzen". Vortreffliche Naturbilder in poetischer Form skizziert der Niederdeutsche *Hermann Löhns* (s. L.)

Schließlich sei noch angeführt, daß in den meisten der genannten Bücher Literaturangaben vorhanden sind, die Weiterarbeit und Vertiefung in den Gegenstand ermöglichen.

Hauptwerke:

Dahl, Anleitung zum Sammeln (Fischer, J.) . . . 1.40
***Darwin**, Entstehung der Arten.
Garcke, Flora von Deutschland (Parey, B.) . . . 5,40
Haske, K. E. v. Baer (Thomas. L.) . . . . . . 4.—
Haberlandt, Sinnesorgane im Pflanzenreich (Engelmann, L.) . . . . 12.—
Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, 2 Bde. (Bibl. Inst.) . . . . je 16.—
Linsbauer, Pflanzenphysiologie (Konegen) 6.50
Loeb, Dynamik der Lebenserscheinungen (Barth, L.) 11.—
Parker, Element. Biologie (Vieweg & S., Br.) . . . 9.—

Schimper, Pflanzengeographie (Fischer, J.) . . . . 36.—
Schriften d. Ver. z. Verbreitg. naturw. Kenntnisse, bis jetzt 48 Bde. (Braumüller, W.) geh. je 8.—
Semon, Die Mneme (Engelmann). . . . . 7.—
de Vries, Arten u. Varietäten (Bornträger) . . . 18.—
Wettstein, Neo-Lamarckismus (Fischer, J.) geh. . 1.—
Willkomm, Das Herbar (Pichler, W.) . . . . . . 2.—

Neue Erscheinungen:

Fabre, Bilder a. d. Insektenwelt, 10 Serien (Franckh) geh. je 2.25
Francé, Das Leben der Pflanzen, 4 Bde. (Franckh) je 15.—
Kropotkin, Gegenseitige Hilfe. Volks-Ausgabe (Thomas) . . . . 3.—
Löns, Mein braunes Buch (Sponholtz) 3.40
Lotsy, Deszendenztheorie, 2 Bde. (Fischer, J.) . . 22.—
Meerwarth, Lebensbilder a. d. Tierwelt (Voigtländer) 2 Folgen: Säugetiere u. Vögel zu je 16 Lfgn. . . . . je —.75
Müller, Praktikum d. Botanik (Teubner) 4.80
Rothe, Moderner Naturgeschichtsunterricht (Freytag) . . . . geh. 5.—
Schulz, Natururkunden, bis jetzt 4 Hfte. (Parey) je 1.—
Wettstein, Naturw. Unterricht an d. österr. Mittelschulen (Tempsky) . . . . geh. 3.—

PHYSIK, KOSMISCHE PHYSIK, ASTRONOMIE, CHEMIE

Bei der Auswahl der im folgenden genannten Werke, mußte vor allem darauf Rücksicht genommen werden, daß der Leser durch sie in möglichst knapper klarer Form in den modernsten Stand des Gebietes eingeführt wird, dem er Interesse entgegenbringt. Als Folge dieses Standpunktes mußten große Namen wie Humboldt, Saussure, Schlagintweit, Goethe u. v. a. wegfallen, da diese naturgemäß der obigen Aufforderung nicht entsprechen können. Wer den so überaus schönen und schwierigen Weg einschlagen will, sich auf historischem Wege in eine Wissenschaft einzuarbeiten, wird die Heroen der Wissenschaft gewiß nicht übersehen.

Physik. Die Schriften, die uns eine Einführung in die allgemeinen Prinzipien der Physik geben, sind dünn gesät. Wir möchten hervorheben: *Auerbach*, „Grundbegriffe der modernen Naturlehre", *Langer*, „Naturkräfte und Naturgesetze", *Pfaundler*, „Die Physik des täglichen Lebens". Die Wärmelehre hat der berühmte englische Physiker *Tyndall* in klassischer Form in seinem Buche „Die Wärme" popularisiert. Tyndall ist einer der Altmeister der Popularisierung seiner Wissenschaft. Nahezu vor einem halben Jahrhundert hat er sie geschrieben. So manche Einzelheit wird mit den neueren Ergebnissen der Forschung nicht mehr übereinstimmen; die Darstellungsweise und die Lebendigkeit der Sprache jedoch werden jedem Leser einen wahrhaft künstlerischen Genuß bereiten. Wer Tyndalls Werke, auf die wir auch noch einige Male hinweisen werden, mit Verständnis gelesen hat, dem wird der Gedankengang, der Arbeitsgang physikalischer Forschung nicht mehr fremd sein. Und das ist der unschätzbare Wert dieser Werke. Ausgezeichnet, freilich bedeutend schwieriger zu erfassen, ist die „Wärmelehre" von *P. G. Tait*.

Für das Studium der Optik empfehlen wir *Tyndall*, „Das Licht", und das kleine reizende Werkchen von *Graetz*, „Das Licht und die Farben".

In der Akustik wird wieder *Tyndall*, „Der Schall" eine bewährte Einführung bieten.

Für das Verständnis der Elektrizität in all ihren neuen Formen und neuen Anwendungen hat *Graetz* mit seinem „Kurzen Abriß der Elektrizität" ein wirklich verständliches, ausgezeichnetes Büchlein, mit seiner „Elektrizität und ihren Anwendungen" ein Standard-Werk populärer Darstellung, verbunden mit wissenschaftlicher Strenge, geschaffen. Es ist wohl kaum möglich, sich der Lektüre dieses Buches zu enthalten, wenn man es nur einmal flüchtig durchgeblättert hat. Nachdem in reizvollster Form die Grundlagen und Begriffe gewonnen sind, schreitet die Darstellung zu den neuesten und kompliziertesten Errungenschaften der modernen Wissenschaft: modernes Beleuchtungswesen, die neuen „Strahlen", „Ferntelegraphie" und „Radioaktivität" werden dem Leser lichtvoll und mit Hilfe der besten vorhandenen Abbildungen klargelegt.

Wer sich über die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre weiter unterrichten will, der nehme, nicht ohne sich vorher in einem der oben genannten Werke orientiert zu haben, *Lenard*, „Über Kathodenstrahlen", *Slaby*, „Glückliche Stunden", *Richarz*, „Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität", *Righi*, „Neuere Anschauungen über die Struktur der Materie" vor.

Der Leser, der über die Prinzipien der Physik einigermaßen unterrichtet ist, wird aus den überaus schönen „Populär-wissenschaftlichen Vorträgen" von *E. Mach* großen Genuß und Einsicht in physikalisches Denken schöpfen. Dasselbe gilt von *Helmholtz*, „Vorträge und Reden", die freilich schon eine gute Schulung zu rein abstraktem Denken voraussetzen. *Boltzmanns* „Populäre Schriften" werden dem Leser vielleicht weniger physikalische Einsicht bringen (die streng physikalischen Aufsätze setzen zum Teil mathematische Kenntnisse voraus) als vielmehr einen Einblick in das wunderbar poetische Geistesleben eines der größten Physiker. Als Zeitschrift, die besonders über die Fortschritte der Physik ausgezeichnete populäre Artikel bringt, sei vor allem die Wochenschrift: „*Wissen für Alle*" empfohlen. Auch die am Schlusse der „kosmischen Physik" erwähnten Zeitschriften enthalten zahlreiche Besprechungen physikalischer Entdeckungen.

Kosmische Physik. Eine volkstümliche Gesamtdarstellung der vielen Zweige dieser Wissenschaft steht noch aus. Wer sich für die Physik der Atmosphäre interessiert, findet eine sehr gute, klare, wissenschaftlich strenge und moderne Darstellung in *Trabert*, „Meteorologie". Auch Traberts „Meteorologie und Klimatologie" in der Sammlung „Erdkunde" wird gute Dienste leisten. Für die Witterungskunde mögen *Börnstein*, „Leitfaden der Wetterkunde", und *Abercromby*, „Das Wetter" empfohlen werden. *Hanns* „Handbuch der Klimatologie", I. Band, gibt einen ausgezeichneten Einblick in die Prinzipien und Arbeitsmethoden dieser Wissenschaft. Die wenigen mathematischen Exkursionen können überschlagen werden, ohne daß das Verständnis arg beeinflußt wird. Es wäre wohl wünschenswert, daß solche Bücher mehr beachtet würden; nicht leicht findet man derartige Fehlmeinungen wie über Wetter und Klima auch bei sonst hochgebildeten Menschen. Über die elektrischen Phänomene in unserer Atomsphäre handelt „Das Gewitter" von *Gockel*; ein anregendes Buch, das viele Tatsachen und erläuternde Beispiele bringt. Die

allerneuesten Errungenschaften der „atmosphärischen Elektrizität" können dort freilich noch nicht besprochen sein, da das Buch 1905 erschienen ist.

Eine „Erdbebenkunde" hat *Sieberg* geschrieben. Es ist das einzige halb-populäre Buch über diesen Wissenszweig mit Berücksichtigung der physikalischen Forschung. Wenn der Leser nur Richtiges aus diesem Werke gewinnen will, muß er es mit viel Kritik lesen.

„Ebbe und Flut, Seespiegelschwankungen usw." sind unter diesem Titel in ausgezeichneter Weise von *G. H. Darwin* dargestellt worden.

Der Aufbau unseres Weltbildes ist in letzter Zeit von dem berühmten Physiko-Chemiker *Svante Arrhenius* in seinen beiden Werken: „Das Werden der Welten" und „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" behandelt worden. Diese beiden Werke gehen dem Geiste ihres Autors entsprechend in ihrem Werte weit über den Rahmen der gewöhnlichen populären Darstellung hinaus. Das erste Buch führt uns in vollkommen origineller Darstellungsweise das Werden der Welten vor Augen, indem Arrhenius die neuesten Fortschritte der Physik und Astrophysik zu den Bausteinen einer mehr als plausiblen Kosmogonie verwendet, die uns nicht nur das Ästhetische des wissenschaftlichen Denkens im schönsten Lichte zeigt, sondern auch dem Fachmanne weitreichende Blicke in die wissenschaftliche Zukunft eröffnet. „Die Vorstellung vom Weltgebäude" enthält einen historischen Überblick der Anschauungen über das Weltentstehen. Von den ersten Schöpfungsmythen, die in schönster logisch geordneter Form aneinandergereiht sind, bis zu *Kant-Laplace* werden die Meinungen über die Entstehung der Welt kritisch beleuchtet. Hieran schließt sich die Besprechung der neueren und neuesten Entdeckungen auf den Gebieten der Astronomie, Physik und Chemie in ihrem Einfluß auf unser Weltbild. Das letzte Kapitel bringt eine naturphilosophische Studie über den Unendlichkeitsbegriff in der Kosmogonie. Die beiden Bücher kann und soll man nicht aus Besprechungen kennen lernen — man soll sie lesen. Zeitschriften über die Fortschritte auf diesem Gebiete sind: *„Gaea"* (Natur und Leben), *„Himmel und Erde"*, *„Wissenschaftliche Wochenschrift"*, *„Prometheus"*. Auch das *Jahrbuch der Astronomie und Geophysik* von *J. H Klein* berichtet kurz aber vorzüglich über die letzten Errungenschaften der genannten Gebiete.

Astronomie. Wer sich hier gründlich informieren will, nehme vor allem die „Populäre Astronomie" von *Newcomb-Engelmann*, herausgegeben von *K. C. Vogel* zur Hand. Dieses berühmte Werk wird wohl am besten durch die Worte *Newcombs* charakterisiert: „Das Werk ist weder bestimmt, den Astronomen von Fach zu unterrichten, noch den dieser Wissenschaft sich speziell widmenden Studenten heranzubilden. Sein Hauptzweck ist der, dem allgemein gebildeten Leser eine gedrängte Übersicht der Geschichte, Methoden und Resultate astronomischer Forschung zu bieten, besonders in jenen Gebieten, welche heute das meiste populäre und philosophische Interesse erwecken, und in solcher Sprache, daß sie ohne mathematische Kenntnisse verständlich ist." Einen besonderen Reiz bietet das Werk durch seine historische Anordnung. Die verschiedenen umfangreichen Teile sind der astronomischen Meßkunde, dem Sonnensystem und der Stellarastronomie gewidmet. Dieser letzte Teil findet seinen Abschluß durch ein Kapitel über Kosmogonie. Im Anhange kann man sich aus den biographischen Skizzen über das Leben bedeutender Astronomen aller Zeiten in bester Weise orientieren. Tabellen und Tafeln werden dem ausübenden Liebhaber der Astronomie eine willkommene Beigabe sein. Der astronomische Amateur wird in *Kleins* „Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung" eine ausgezeichnete Beihilfe finden. Anziehend und unterhaltend geschrieben ist *Meyers* „Weltgebäude"; *Littrow*, „Wunder des Himmels" und *Diesterweg*, „Populäre Himmelskunde" sind altbewährt.

Wer sich mit der Astronomie durch eines der vorgenannten Werke vertraut gemacht hat, in dem wird nun das Interesse erwachen, auch jenes Wissensgebiet näher kennen zu lernen, das seiner Mutterwissenschaft die großen Erfolge der letzten Zeiten gebracht hat, die Astrophysik. Eine populäre Darstellung dieser Wissenschaft fehlte bis jetzt. In letzter Zeit erst hat *J. Scheiner* diese empfindliche Lücke durch eine „Populäre Astrophysik" ausgezeichnet ausgefüllt. Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste Abschnitt bespricht die astrophysikalischen Arbeitsmethoden und die für dieselben grundlegenden physikalischen Grundsätze. An diese schließt sich dann die Besprechung der Apparate, wie Spektroskop, Photometer, Spektralphotometer, Strahlungsapparate, photographische Fernrohre — kurz des ganzen astrophysikalischen Rüstzeugs; klare gute Abbildungen erläutern den Text in bester Weise. Der zweite Teil bringt die „Ergebnisse der astrophysikalischen Forschung". Überreichlich wird hier die Physik der Sonne, die Struktur des Mondes, der Kometen, der Nebelflecken und der Fixsterne an der Hand der Beobachtungen dargelegt. Nicht unerwähnt dürfen die 30 angehängten Tafeln bleiben, die an Klarheit, Schönheit und Auswahl auch die höchsten Anforderungen befriedigen müssen.

Chemie. Ist es schon schwer, sich einzig und allein durch Lektüre astronomische Bildung zu verschaffen, so gilt dies in erhöhtem Maße von der Chemie. Wenn es einem schon nicht vergönnt ist, chemische Versuche selbst anzustellen, so muß wenigstens das gesehene Experiment dem Verständnis nachhelfen. Von diesem Standpunkte aus hat *Faraday* seine „Sechs Vorlesungen für die Jugend" über die „Naturgeschichte einer Kerze" gehalten. Die Ursprünglichkeit und das Temperament, das aus diesen Vorlesungen spricht, machen sie vielleicht zur schönsten populär-wissenschaftlichen Schrift, die je geschrieben worden ist. Gute Einführungen in die anorganische Chemie bieten die Chemie der naturwissenschaftlichen Elementarbücher, *H. Kauffmann*, „Anorganische Chemie" und *Lassar-Cohn*, „Einführung in die Chemie in leichtfaßlicher Form". Die schwer erfaßbare organische Chemie hat *E. Wedekind* als einer der wenigen darzustellen verstanden. Kann doch hier das Experiment nicht helfend eingreifen, sondern die Formel muß das Verständnis erwecken. Wedekind ist es gelungen, den toten Formeln Leben zu geben, so daß auch der Laie in ihnen mehr sieht als Buchstaben und Zahlen. Die Kenntnis der anorganischen Chemie wird selbstredend vorausgesetzt. Auch der Zusammenhang der organischen

AUS R. FORRER, „REALLEXIKON DER PRAEHISTORISCHEN, KLASSISCHEN U. FRUEHCHRISTLICHEN ALTERTUEMER" (VERLAG VON W. SPEEMANN IN STUTTGART)

GRIECHISCHE UND KLEINASIATISCHE MUENZEN

Digitized by Google

AUS J. v. SCHLOSSER, „KUNST- UND WUNDERKAMMERN DER SPAET-RENAISSANCE“ (VERLAG VON KLINKHARDT & BIERMANN IN LEIPZIG)

TIROLER HANDSTEINE

Digitized by Google

Chemie und der Technologie wird in dem Buche berücksichtigt. Die Gewinnung des Petroleums, des Leuchtgases usw. wird beschrieben, ebenso die Fabrikation von Zucker, Spiritus, Kunstseide usf. Auch die neuesten Errungenschaften der organischen Chemie finden in dem ausgezeichneten Buche Platz, so z. B. die Arbeiten *Emil Fischers* über Eiweißverbindungen. Die Chemie des täglichen Lebens wurde in zahlreichen Publikationen behandelt, von denen wir nur *Lassar-Cohn*, „Die Chemie im täglichen Leben" und *A. Saager*, „Die Welt der Materie" hervorheben wollen.

Hauptwerke:

Auerbach, Grundbegriffe der modernen Naturlehre (A. N. u. G. W.) 1.25
Darwin, Ebbe und Flut (Teubner) 6.80
Diesterweg, Populäre Himmelskunde (Grand, H.) 8.—
Faraday, Naturgeschichte einer Kerze (H. Schultze, Dr.) 2.50
Graetz, Elektrizität u. Anwendungen (Engelhorn) 8.—
Hann, Handbücher der Klimatologie I. (Engelhorn) 10.—
Lassar-Cohn, Chemie im tägl. Leben (Voss, H.) . 4.—
Littrow, Wunder des Himmels (Dümmler) . . . 16.—
Mach, Populärw. Vorlesungen (Barth) 6.80
Newcomb-Engelmann, Popul. Astronomie (Engelmann) . . . . 16.—
Trabert, Meteorologie u. Klimatologie (Deuticke) . 6.—
Tyndall, Die Wärme (Vieweg & S.) 13.50

Neue Erscheinungen:

Arrhenius, Vorstellung vom Weltgebäude (Ak. Verl.-Ges., L.) . . . . geh. 5.—
— Werden der Welten . . . . geh. 5.—
Graetz, Abriß der Elektrizität (Engelhorn) . . . 3.—
Lassar-Cohn, Einführung in die Chemie (Voß, H.) 4.—
Lehnfeld, Experimentator (Hartleben) . . . . . 6.—
Riehl, Struktur der Materie (Barth) 1.40
Scheiner, Populäre Astrophysik (Teubner) . . . . 12.—
Wolf, Die Milchstraße (Barth) . . . . 4.—

INGENIEURWISSENSCHAFTEN

Ausführlicher Bericht im Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

Die Anfänge der Ingenieurtechnik und ihre Entwicklungsgeschichte schildert *C. Merckel*, „Die Ingenieurtechnik im Altertum". Der Verfasser gibt ein umfassendes Bild über die Bauwerke der Babylonier, Assyrer, Ägypter, Phönizier, Griechen, Römer u. a. Wir finden einen geschichtlichen Überblick über die Ingenieurtechnik, ferner Abschnitte über Straßenbauten, Brücken, Hafenanlagen, Kanäle, Bewässerungsanlagen, Befestigungen, Entwässerung der Städte (Kanalisation), Wasserversorgungsanlagen, Maschinen usf. Der Ausbildung der damaligen Ingenieure und ihrer sozialen Stellung ist ein eigenes Kapitel gewidmet und ein umfangreicher Literaturnachweis beigegeben. Die guten Abbildungen beschränken sich nicht auf technische Zeichnungen und Photographien, sondern zeigen auch schöne, alte Kupferstiche, so z. B. von Piranesi. Einen Extrakt dieses größeren Werkes gibt *Merckel* in den „Bildern aus der Ingenieurtechnik" und den „Schöpfungen der Ingenieurtechnik". In diesen kurz und unterhaltend geschriebenen Büchern sind auch die modernsten Arbeiten des Ingenieurs, so die Staumauer von Assuan in Ägypten beschrieben und abgebildet. Das *„Buch der Erfindungen"* ist allgemein bekannt und manchem der Leser eine liebe Jugenderinnerung. Für jedes technische Gebiet spiegelt es in den Erfindungen und Entdeckungen zugleich die Entwicklung der Technik. Für Deutschland im besondern ist aufschlußreich die Abhandlung von *Stange*, „Das Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München". Weitere entwicklungsgeschichtliche Bücher schrieben u. a. *Mach*, „Die Mechanik in ihrer Entwicklung", *Beck*, „Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues", *Launhard*, „Am sausenden Webstuhl der Zeit". Letztere Schrift beginnt mit den sieben Weltwundern und bringt bei der Zusammenstellung der technischen Leistungen Angaben von Zahlen, die auch den Nichtfachmann interessieren werden.

Aus der zahlreichen Literatur über die Sondergebiete der Technik empfehlen wir zunächst *Matschoß*, „Geschichte der Dampfmaschine". Das Werk behandelt mit Hilfe vieler Abbildungen die Entwicklung der Dampfmaschine und erzählt von den Männern, die am Bau und an der Vervollkommnung der Dampfmaschine arbeiteten. Umfangreicher beschrieb *Matschoß* „Die Entwicklung der Dampfmaschine" im Auftrage des Vereins Deutscher Ingenieure. Er behandelt hier eingehend sämtliche Arten von Dampfmaschinen mit Einschluß der Schiffsmaschinen und der Lokomotive, und erteilt wirtschaftliche und kulturgeschichtliche Aufschlüsse auf Grund statistischen Materials. Von der Dampfmaschine zur Eisenbahn ist nur ein Schritt: *Hahn*, „Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung" enthält in Kürze das Wesentliche. Ähnlich knapp behandelt *Flamm* das weite Gebiet des „Schiffbaues, seine Geschichte und seine Entwicklung". Die Luftschiffahrt interessiert heute mehr als je, und die Werke über dieses jüngste Arbeitsfeld der Technik haben den Vorzug, durchaus allgemein verständlich geschrieben zu sein. Ein solches Buch ist *Hildebrandt*, „Die Luftschiffahrt nach ihrer geschichtlichen und gegenwärtigen Entwicklung". Der Verfasser behandelt besonders eingehend die Flugapparate, die wesentlichen Ausrüstungen für Ballons, die Apparate für wissenschaftliche Forschung usw. und bietet eine Fülle anschaulicher Abbildungen. Das Buch eignet sich vortrefflich zur Einführung in das Gebiet. Für weitere Kreise schrieb *Mazotto* ein übersichtliches Buch über „Drahtlose Telegraphie und Telephonie" (übersetzt von Baumann). *Scheid*, „Die Metalle", gibt in knappen Umrissen die Entstehung der Erze, die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle und Angaben über ihre Verwendung. „Das Eisenhüttenwesen" erläutert *Wedding* in acht lehrreichen Vorträgen, die uns mit den Riesenbauten der Hochofenbetriebe bekannt machen. Die Hüttentechnik des Altertums schildert *Freise* im ersten Bande seiner „Geschichte der Bergbau- und Hüttentechnik". Die Bände über Mittelalter und Neuzeit stehen noch aus. *Kammerer*, „Die Technik der Lastenförderung einst

und jetzt", eröffnet mit Hilfe von etwa 200 Abbildungen eines der bedeutendsten Gebiete der Technik. Das Altertum hat ungeheure Massenverschiebungen mit Hilfe von Menschenkraft vollbracht. Mehr und mehr löst aber die Maschine die menschliche Arbeit ab, und wir sehen in den letzten Jahrzehnten die Werke dieser Technik ins Gigantische wachsen. Ein gut geschriebenes Werk für einen größeren Leserkreis ist *Roth*, „Vom Wesen und Werden der Maschine".

Das Prinzip der Erhaltung der Energie und seinen großen Entdecker finden wir gemeinverständlich behandelt in *Weyrauch*, „Robert Mayer". Die kurze Schrift schildert die Kämpfe R. Mayers gegen das approbierte Gelehrtentum. Erst durch das Prinzip der Erhaltung der Energie erhielten die technischen Wissenschaften und die Naturwissenschaften einen festen und gemeinsamen Grund; bekanntlich stellen wir das ganze Universum unter dieses Gesetz. Weyrauch hat ferner aus den Werken Robert Mayers diejenigen Schriften, welche die Entdeckung behandeln, herausgegeben in den Bänden „Die Mechanik der Wärme" und „Robert Mayers kleinere Schriften und Briefe, nebst Mitteilungen aus seinem Leben". Es ist ein großes Verdienst Weyrauchs, daß er die kleineren Schriften Mayers der Vergessenheit entriß; die „Mechanik der Wärme" gehört der technischen Weltliteratur an als das wichtigste Dokument über die bedeutendste Entdeckung unseres Zeitalters; ihrer Entwicklung seit R.Mayer hat Weyrauch eine besondere Abhandlung gewidmet. *Mach* in seinen „Populärwissenschaftlichen Vorlesungen" geht gleichfalls auf das Gesetz näher ein; er bietet außerdem in diesem Buche vortreffliche Aufsätze über Harmonie, Musik, Photographie, Elektrostatik, Orientierungsvermögen u. a. m. Das wertvolle Werk sollte allgemein gekannt sein. Machs Arbeiten — er hat u. a. auch die „Prinzipien der Wärmelehre" historisch-kritisch dargestellt — bewegen sich auf dem Grenzgebiet der Technik und der Naturwissenschaften. Er zeichnet die Entwicklung der Grundlagen dieser Wissenschaften in der bestverständlichen Art.

Für den Laien fällt der Begriff des Ingenieurs und Erfinders nicht selten zusammen. Es ist aber Tatsache, daß die meisten Erfindungen von Nichtfachmännern gemacht worden sind. *Du Bois-Reymonds* eingehendes Werk „Erfindung und Erfinder" behandelt den Erfinderschutz, die psychologische Erklärung des Erfindens, und macht auf die Gefahren aufmerksam, die dem Erfinder drohen. Ein reichhaltiges Sammelwerk über die epochemachenden Erfindungen ist *Das neue Universum*, ein Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Das populäre Werk umfaßt jetzt 28 Bände, die aber einzeln käuflich sind.

Über die Technik und ihre Bedeutung auf kulturellem und sozialem Gebiet und über ihre Psychologie liegt bereits eine Literatur vor, die keine besonderen fachmännischen Kenntnisse voraussetzt, und deshalb für weitere Kreise empfehlenswert ist. *Wendt*, „Die Technik als Kulturmacht", schildert die Veränderung und die steigende Vergeistigung der Arbeit durch die Technik vom Altertum bis auf unsere Tage. Eine Ergänzung dazu bietet *Mayer*, „Technik und Kultur". *Kammerer* versucht in einem Vortrage „Schillers Bedeutung für das Maschinenzeitalter" festzustellen. Ebenso lesenswert sind *Kraft*, „Das System der technischen Arbeit" und *Mach*, „Erkenntnis und Irrtum, Skizzen zur Psychologie der Forschung". Über den Ingenieur im besonderen ziehe man zu Rate die Einführung von *Freyer*, „Der Ingenieur", und *Freytag*, „Die Laufbahn des Ingenieurs", Abhandlungen, die im wesentlichen für den Laien bestimmt sind. Von Biographien berühmter Techniker heben wir hervor *Slaby*, „Otto von Guericke", ein Vortrag über den bedeutenden Bürgermeister von Magdeburg; ferner *Ernst*, „James Watt", gleichzeitig eine geschichtliche Studie über die Grundlagen des modernen Dampfmaschinenbaues. *Werner von Siemens*, einer der genialsten Techniker unserer Zeit, erteilt in seinen „Lebenserinnerungen" anschaulich Aufschluß über die Entwicklung der deutschen Elektrotechnik; des weiteren berichtet er eingehend über seine „Wissenschaftlichen und technischen Arbeiten". *Popper*, „Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung", schließt sich den oben erwähnten Schriften über Technik und Kultur an und erweitert sie besonders nach der ästhetischen Seite hin, die bisher recht stiefmütterlich bedacht ist.

Neben dieser mehr oder weniger streng wissenschaftlichen Literatur gibt es auch sehr gute Unterhaltungsschriften, voran die von *Max Eyth*. Er stand mitten in der großartigen Entwicklung der Technik und gehört zu jenen, die oft unüberwindlich scheinende Aufgaben mit Geschick lösten. „Im Strom unserer Zeit" spiegelt die Anfänge unserer Technik, die Skizzen „Hinter Pflug und Schraubstock" sind die Frucht reicher Erlebnisse und lassen alle Töne vom Witz bis zur Tragik anklingen. Auch in den Romanen „Der Kampf um die Cheopspyramide" und „Der Schneider von Ulm" schildert der Verfasser überaus fesselnd den Kampf der Technik mit den Verhältnissen, mit Vorurteilen und Widerständen aller Art.

Hauptwerke:

Eyth, Hinter Pflug u. Schraubstock (D. Verl.-Anst., St.) . . . . 4.—
Freytag, Laufbahn des Ingenieurs (Jänecke, H.) 5.—
Grothe, Leonardo da Vinci (Nicolai, B.) . . geh. 5.—
Launhardt, Am Webstuhl der Zeit (A. N. u. G. W.) 1.25
Merckel, Schöpfungen der Ingenieurtechnik (A. N. u. G. W.) 1.25
Wedding, Eisenhüttenwesen (A. N. u. G. W.). . . 1.25
Wendt, Technik als Kulturmacht (G. Reimer) . . 7.—
Weyrauch, Robert Mayer (Wittwer, St.) . . geh. 1.20
Wörterbuch, Techn., in 6 Sprachen (Oldenbourg, M.) I. 5.—, II. 25.—

Neue Erscheinungen:

Bock, Die Uhr (A. N. u. G. W.) 1.25
Flamm, Schiffbau (Verl. f. Sprach- u. Handelsw., B.) geh. 1.—
Freise, Geschichte der Bergbau- u. Hüttentechnik I (Springer) . . . . geh. 6.—
Maier, Wärmekraftmaschinen (Wittwer, St.) geh. 1.—
Matschoss, Entwicklung der Dampfmaschine, 2 Bde. (Springer) . . . . 24.—
Müller, Bilder aus der chemischen Technik (A. N. u. G. W.) 1.25
— Techn. Hochschulen in Nord-A. (A. N. u. G. W.) 1.25
Neudeck, Kleines Buch der Technik (Union, St.) 4.80
Slaby, Glückliche Stunden (Simion, B.) . . . . . 10.—
Vömel, Graf Zeppelin (Blanke, K.) 1.20
Zeppelin, Eroberung der Luft (D. Verl.-Anst., St.) geh. —.75

GESUNDHEITSLEHRE

An guten Büchern über volkstümliche Gesundheitslehre ist die Literatur keineswegs sehr reich. An sogenannten „Doktorbüchern“ allerdings sind wir nicht arm. In welcher Familie fände sich nicht ein Druckwerk mit langem Krankheitsregister nach dem ABC. Auf Seite XYZ erfährt dann der Leser, wie er dieses und jenes Leiden zu „heilen“ habe. Ist er wirklich krank, sieht er aber bald ein, daß der lebende Arzt durch den toten Buchstaben niemals zu ersetzen ist. Abgesehen davon ist der literarische Wert derartiger Doktorbücher — trotz ihrer ungeheuren Verbreitung — so gering, daß es sich nicht verlohnt, auf sie hier näher einzugehen. An dieser Stelle kann ja nicht einmal all das gewürdigt werden, was würdigenswert wäre. Ist doch sicherlich das vorliegende Verzeichnis populärhygienischer Schriften das erste seiner Art. Es kann also nicht lückenlos sein.

Ein gutes Volksbuch über Gesundheitslehre soll seinen Stoff gemeinverständlich bieten. Belehrung über Verhütung von Schädigungen der menschlichen Gesundheit, persönliche und nationale Prophylaxis sei sein Hauptzweck. Es soll die Ergebnisse der wissenschaftlichen Gesundheitsforschung ins Volk tragen. Da leider die Volksschule noch lange nicht die Gesundheitslehrerin ist, die sie sein könnte und sollte, erscheint das Volksbuch berufen, ein Vermittler zwischen den oft geradezu glänzenden Ergebnissen der wissenschaftlichen Hygiene unserer Zeit und den breiten Schichten der Nation zu sein. Eine ebenso große wie dankbare Aufgabe! Wer könnte ihr wohl besser gewachsen sein als der Arzt, der in und mit seinem Volke lebt! Dieser Gedanke hat sicherlich unserem großen *Hufeland* vorgeschwebt, dessen „Makrobiotik, oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“ heute noch so wohlmeinend zum Volke spricht, wie vor hundert Jahren. Bei Reklam ist das Werk kürzlich von *P. Dittmar* neu herausgegeben worden, der dabei die Ergebnisse moderner Forschung mit den alten Ansichten Hufelands so gut wie möglich in Einklang zu bringen sucht. Das Buch Hufelands ragt literarisch am höchsten über alle Werke seiner Art.

Das riesige Anwachsen der vielen medizinischen Spezialgebiete in neuerer Zeit erschwerte das Abfassen eines Hausbuches ungemein. Am glücklichsten hat sie wohl *Reißig* mit seinem „Ärztlichen Hausbuch für Gesunde und Kranke“ gelöst. Nicht weniger als 34 Ärzte, darunter sehr namhafte Autoritäten, sind daran beteiligt. Volkstümliche Sprache und gelungene Illustrationen unterstützen die Absicht des Herausgebers, ein vom ärztlichen Standpunkte einwandfreies und doch dem Volke nützliches Buch zu schaffen; es ist nach Schlagworten angelegt und bequem wie ein Lexikon zu brauchen. *Bocks* altbekanntes „Buch vom gesunden und kranken Menschen“, das *Camerer* neu bearbeitet hat, ist im Gegensatze zum Reißigschen Buche die Arbeit eines Autors. Groß angelegt, von mehr als fünfzig angesehenen ärztlichen Autoritäten verfaßt, ist *Kossmann-Weiß*: „Die Gesundheit, ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung“, zwei mächtige und schöne Bände. Die Schwierigkeit, in einem Buche möglichst viel Gutes zu bieten, gab den Anlaß, auf der Basis einer Grundidee eine Anzahl untereinander scheinbar unzusammenhängender Bände zu verfassen. So taten sich die berühmten Hygieniker *Buchner* und *Rubner* zu einer „Bibliothek der Gesundheitspflege“ zusammen, die *Gußmann* fortgeführt hat, sie besteht aus 20 Bändchen, an denen etwa 20 ärztliche Verfasser die Grundideen: Klarheit und Übersichtlichkeit des Stoffes, sowie Einfachheit und Verständlichkeit der Sprache glücklich bewältigt haben. In der bekannten Sammlung *„Aus Natur und Geisteswelt“* ist der Anthropologie ein würdiger Raum gegeben, der von etwa 20 Bändchen sachkundig ausgefüllt wird. Die Verfasser suchen der Gefahr der Halbbildung zu begegnen, indem sie, fern von Schulmeisterei, zunächst die Grundlagen für das wissenschaftliche Verständnis zu geben suchen. Ähnliche Ziele verfolgen die 25 Bändchen der *„Populär-Medizinischen Handbücher“*; sie sind gediegen und billig. — *Witthauer* will die Leser seiner *„Medizinischen Volksbücherei“* unterrichten, nicht wie sie sich selbst kurieren, sondern wie sie durch richtige Lebensführung Krankheiten verhüten können. — In den *„Laienverständlichen Abhandlungen“* (26 Hefte) behandeln verschiedene Ärzte auf je 20—30 Seiten medizinische Fragen an sich lehrreich, wenn auch natürlich nicht erschöpfend. Volkstümliche Vorträge verbreitet in spottbilligen Broschüren der Deutsche Verein für Volkshygiene als *„Veröffentlichungen“* unter der Redaktion Beerwalds. Das rein gemeinnützige Unternehmen sieht von materiellen Erfolgen gänzlich ab und ist zu empfehlen.

Hygiene. Über dieses für die Volksgesundheit wichtigste Sondergebiet ziehe man zu Rate: *Buchner-Gruber*, „Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre“, *Grawitz*, „Gesundheitspflege im täglichen Leben“, *Scholz*, „Naturgemäße Gesundheitslehre“, *Biernacki*, „Die moderne Heilwissenschaft“, *Weber*, „Die Verhütung des frühen Alterns, Mittel und Wege zur Verlängerung des Lebens“, *Hansemann*, „Die Krankheiten aus den Gewohnheiten und Mißbräuchen des täglichen Lebens. Besonders hervorzuheben wäre: *Dekker*, „Lebensrätsel“. Vortreffliche Lehrbücher für allgemeine Hygenie sind: *Fürst* und *Pfeiffer*, Schulhygienisches Taschenbuch“, *Altschul*, „Lehrbuch der Körper- und Gesundheitslehre für Mädchenlyzeen“. Übersichtliche und — wenigstens für den Gebildeten — leicht verständliche Aufklärungen über einzelne Sondergebiete der allgemeinen Hygiene gewähren: *Bollenstern*, „Gesundheitspflege und Medizinalwesen“, *Bender*, „Gewerbliche Gesundheitspflege“, *Rubner*, „Unsere Nahrungsmittel und Ernährung“, *Frentzel*, „Ernährung und Volksnahrungsmittel“. Über andere Spezialfächer instruieren: *Engel*, „Klima und Gesundheit“, *Gruber*, „Kolonisation in der Heimat“, eine warm geschriebene Broschüre über Wohnungshygiene; *Wolf*, „Die gesundheitsgemäße Einrichtung unserer Wohnung“, ferner *Walz*, „Die Hygiene des Blutes“.

Anatomie und Physiologie. *Bardeleben*, „Die Anatomie des Menschen“, dann *Sachs*, „Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers“, *Scholz*, „Die Physiologie des Menschen, als Grundlage einer naturgemäßen Gesundheitslehre“.

Das rege Bedürfnis nach Belehrung über erste

Hilfe bei Unglücksfällen hat eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Werke gezeitigt. Wir heben hervor: *Esmarch*, „Vorträge über Gesundheitspflege und Rettungswesen"; für wenige Pfennige erhältlich ist *Rühlemann*, „Erste Nächstenhilfe bei Unglücksfällen"; von *Baur* das größere „Lehrbuch für den Samariterunterricht" und die kleine Schrift von *Kaliski*, „Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen".

Augen- und Ohrenhygiene. *Abelsdorf*, „Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege", *Heymann-Schroeter*, „Das Auge und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande, *Haug*, „Hygiene des Ohres im gesunden und kranken Zustande", *Hagen*, „Das Ohr".

Frauenhygiene. *Sticher*, „Gesundheitslehre für Frauen", *Schaeffer*, „Gesundheitspflege für Mütter und junge Frauen", *Neustätter*, „Die Reform der Frauenkleidung auf gesundheitlicher Grundlage", *Law*, „Die neue Frauentracht". Ganz besonders warm empfohlen sei das Schriftchen: *Dührssen*, „Die Verhütung und Heilung des Unterleibskrebses bei Frauen".

Kinderhygiene. Ein geistvoll geschriebenes Buch ist *Czerny*, „Der Arzt als Erzieher des Kindes". Empfehlenswert sind ferner: *Kaupe*, „Der Säugling", *Heim-Vöglin*, „Die Pflege des Kindes", *Fürst*, „Das Kind und seine Pflege", *Stadelmann*, „Schwach beanlagte Kinder, ihre Förderung und Behandlung", *Gutzmann*, „Sprache und Sprachfehler des Kindes". Hier seien auch einige treffliche Schriften über „*Schulhygiene*" nicht übersehen, so *Burgerstein*, „Schulhygiene", *Dornblüth*, „Die Gesundheitspflege der Schuljugend", für Eltern und Erzieher dargestellt, *Munk*, „Die Hygiene des Schulgebäudes".

Krankenpflege. Kranke zu warten, bei ihnen kunstgerecht die Anordnungen des Arztes auszuführen, lehren: *Pfeiffer*, „Taschenbuch für Krankenpflege", *Rumpf*, „Leitfaden der Krankenpflege", der berühmte „Hamburger Leitfaden"; *Rupprechts* großangelegtes Werk „Die Krankenpflege im Frieden und im Kriege".

Hygiene des Herzens. *Niemeyers* „Herz, Blut- und Lymphgefäße; *Bärwinkel*, „Die Herzleiden".

Infektionskrankheiten. *Schottelius*, „Bakterien, Infektionskrankheiten und deren Bekämpfung", *Dippe*, „Die Infektionskrankheiten", *Trumpp*, „Ansteckende Kinderkrankheiten in Wort und Bild", *Sobernheim*, „Leitfaden für Desinfektoren". Aufklärungen über die Pockenseuchen und ihre Verhütung gibt das vortreffliche Buch des kaiserlichen Gesundheitsamtes über „Blattern und Schutzpockenimpfung". Knapper belehrt *Pfeiffer* über „Pocken und Impfung".

Tuberkulose. Aus der sehr reichen Literatur, die der Kampf gegen diese verderblichste Volkskrankheit hervorgerufen hat, sei an erster Stelle eine kleine, aber sehr zweckmäßige Broschüre empfohlen, die das Deutsche Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke demnächst neu auflegen wird: *Knopf*, „Die Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfung". Außerdem *Schumburg*, „Die Tuberkulose", *Schmidt*, „Die Tuberkulose, ihre Ursachen, Verbreitung und Verhütung", *Niemeyer-Gerster*, „Die Lunge, ihre Pflege und Behandlung im gesunden und kranken Zustande".

Nervenhygiene. Ein Kapitel, das bei der modernen Verbreitung zerrütteter Nerven auch in der Literatur beträchtlich anwächst. Wir empfehlen: *Güntz*, „Geisteskrankheiten", *Zander*, „Vom Nervensystem", *Möbius*, „Die Nervosität", *Dornblüth*, „Gesunde Nerven", *Forel*, „Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande".

Sexuelle Hygiene. Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten im Wege der Volksaufklärung ist eine hygienische Errungenschaft der letzten Jahre. Ganz besonders sorgfältig arbeitete hier die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, deren „Mitteilungen" von *Blaschko*, *Lesser* und *Neisser* herausgegeben werden. Diese Gesellschaft hat auch einzelne volksverständliche Vorträge in größeren Broschüren veröffentlicht, z. B.: *Kopp*, „Das Geschlechtliche in der Jugenderziehung", *Sternthals* Vortrag für Abiturienten „Geleitworte zur Fahrt ins Leben", *Heidenhain*, „Sexuelle Belehrung der aus der Volksschule entlassenen Mädchen", *Gutmann*, „Über die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die Hygiene des Auges, *Hübner*, „Moderne Syphilisforschungen".

Keines unserer Gebiete ist so voll der Erzeugnisse verschiedenster Art wie das sexuelle. Unter dem Titel sexueller Belehrung ist eine wahre Flut von Schriften auf das Volk ausgeschüttet worden. Riesenwerke von drei bis vier dickleibigen Bänden haben Eingang selbst in die entlegensten Dörfer gefunden mit Hilfe einer unbekümmerten Kolportage und unterstützt von Buchillustrationen, die schlechterdings obszön sind. Dieser Schundliteratur seien im folgenden absichtlich nur kleine, ernste, wirklich aufklärende Schriften genannt: *Block*, „Wie schützen wir uns vor den Geschlechtskrankheiten und ihren üblen Folgen?", *Lischnewska*, „Die geschlechtliche Belehrung der Kinder", *Burlureaux*, „Was ein erwachsenes Mädchen wissen sollte". Wissenschaftliche Aufklärung und zugleich eingehende sozialpsychologische Untersuchungen bietet das umfangreiche Werk von *Forel* über „Die sexuelle Frage".

Hygiene des Stoffwechsels und der Verdauung. *Rodari*, „Die Verdauungsorgane und ihre Krankheiten", *Klencke*, „Die Zähne", *Schlern*, „Die Erkrankungen des Magens und Darmes", *Christel*, „Von der Blinddarmentzündung", *Kuhn*, „Die Gallensteinleiden", *Pagenstecher*, „Gicht und Rheumatismus, *Bärwinkel*, „Die Zuckerkrankheit", *Peters*, „Blutarmut und Bleichsucht". Aufklärung über Nutzen und Schaden der Pflanzenkost geben: *Hueppe*, „Der moderne Vegetarismus", *Bunge*, „Der Vegetarismus".

Schönheitspflege. *Meyer*, „Die Haarkrankheiten", *Schultz-Vollmer*, „Haut, Haare, Nägel, ihre Pflege, Krankheiten usw.", *Pohl*, „Das Haar", *Schneider*, „Des Volkes Kraft und Schönheit", *Sarto*, „Schönheitspflege", *Albu*, „Hand und Fuß, ihre Pflege, Krankheiten usw.", *Jaeger*, „Hygiene der Kleidung", *Lange-Trumpp*, „Entstehung und Verhütung der körperlichen Mißgestalt". Weiteres unter „Gymnastik, Körperkultur, Spiel", S. 5.

Die Alkoholbekämpfung hat einen Überreichtum der besten Schriften hervorgebracht. Kurze Informationen geben die zwei kleinen Flugschriften der Führer im Kampfe gegen den Alkohol: *Bunge*, „Die Alkoholfrage", *Forel*, „Die Trinksitten". Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkohols veröffentlichte das dreibändige, inhaltsreiche Werk „Der Alkoholismus". Ferner empfehlen wir: *Ackermann*, „Alkoholgenuß und

Krankheitsursache", *Fraenkel*, „Gesundheit und Alkohol". Sehr instruktiv sind *Gruber-Kraepelins* Wandtafeln zur Alkoholfrage. Vorstehende Schriften predigen zumeist Totalabstinenz (Enthaltsamkeit). Für Temperenz (Mäßigkeit) bricht *Hueppe* eine Lanze in „Alkoholmißbrauch und Abstinenz". Gute Zeitschriften der Alkoholbewegung sind: *Waldschmidt*, „Der Alkoholismus" und die Mäßigkeitsblätter".

Naturheilkunde. Unter diesem Schlagworte ist eine mannigfaltige Literatur erstanden, welche für die sogenannten „natürlichen Heilfaktoren", als da sind: Luft, Licht, Wasser, Bewegung usw., eintritt, Faktoren, welche die wissenschaftliche Medizin unter dem Namen „hygienisch-diätetisch" zusammenfaßt. Eine der ältesten Schriften auf diesem Gebiete ist *Hahns* „Die wunderbare Heilkraft des frischen Wassers", neu bearbeitet von *Winternitz*. Dieses Buch gab dem Pfarrer *Kneipp* die Grundlage zu seiner literarisch und medizinisch leider sehr tiefstehenden „Wasserkur". Wissenschaftlich einwandfrei ist *Rieder*, „Körperpflege durch Wasseranwendungen". Viel und mit Recht gern gelesen ist *Lahmann*, „Die diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten", sowie desselben Autors „Das Luftbad". Es wären hier anzuschließen: *Moll*, „Hypnotismus, tierischer Magnetismus, Spiritismus", *Engelen*, „Suggestion und Hypnose". — Wer das Für und Wider prüfen will, wird auch einige Streitschriften nicht übersehen: bei den Anhängern der Naturheilkunde gilt *Rausse*, „Der Geist der Wasserkur" und *Rickli*, „Es werde Licht"; auf ärztlicher Seite: *Hueppe*, „Naturheilkunde und Schulmedizin", *Rubner*, „Volksgesundheitspflege und medizinlose Heilkunde", *Lubarsch*, „Über die sogenannte Vivisektion".

Kurpfuscherei. Aufklärung findet man in den preisgekrönten Schriften: *Alexander*, „Wahre und falsche Heilkunde", *Reißig*, „Medizinische Wissenschaft und Kurpfuscherei". Aus gleichem Anlaß zeichnete die deutsch-böhmische Ärzteschaft aus: *Brock-Kantor*, „Das Wesen und die Erfolge der wissenschaftlichen Heilkunde". Sehr aufschlußreich sind die beiden fleißigen Werke *Graacks*, „Sammlung von deutschen und ausländischen Gesetzen über Kurpfuscherei und Kurpfuscherverbot", „Kurpfuscherei und Ausübung der Heilkunde".

Hauptwerke:

Aus Natur und Geisteswelt, 20 Bde. hygienischen Inhalts (Teubner) . . . . je 1.25
Blattern u. Schutzpockenimpfung. Bearb. i. kais. Gesundheitsamt (Springer) . . . . —.80
Bock-Camerer, Buch v. gesunden u. kranken Menschen (Union) . . . . 8.—
Buchner-Rubner, Bibliothek d. Gesundheitspflege, 24 Bde. (Moritz) . . . . je 1.— bis 3.—
Dührssen, Unterleibskrebs bei Frauen (Vogel & Kr., B.) . . . . geh. —.40
Gesundheitsbüchlein, bearb. i. kais. Gesundheitsamt (Springer) . . . . 1.—
***Hufeland**, Makrobiotik (Reclam) 1.20
Knopf, Tuberkulose (Zentralkomitee f. Heilstätten, Berlin, W. 9) . . . . geh. —.30
Kossmann-Weiss, Die Gesundheit (Union, St.) . . 24.—
Reißig, Ärztl. Hausbuch (Vogel, L.) . . . . . . 15.—
Rühlemann, Erste Nächstenhilfe (Mittler & S.) geh. —.75
Rupprecht, Krankenpflege (Vogel, L.) . . . . . 5.—
Trumpp, Ansteckende Kinderkrankheiten (Lehmann, M.) 4.50
Webers Populär-medizin. Handbücher, 25 Bde. (Weber, L.) . . . . je 1.50 bis 3.50
Witthauer, Medizin. Volksbücherei, 26 Hfte. (Marhold) . . . . je —.25 bis —.60

Neue Erscheinungen:

Altschul, Körper- u. Gesundheitspflege (Freytag) 3.—
Bardeleben, Anatomie d. Menschen, 2 Bde. (A. N. u. G. W.) . . . . je 1.25
Czerny, Der Arzt als Erzieher d. Kindes (Deuticke) . . . . geh. 2.—
Gruber, Kolonisation i. d. Heimat (Oldenbourg, M.) geh. —.30
Gruber-Kraepelin, Wandtafeln zur Alkoholfrage. In Mappe (Lehmann, M.) . . . . 10.—
— Text mit verkleinerten Tafeln . . . . geh. 1.50
Lischnewska, Geschlechtl. Belehrung des Kindes (Sauerländer) . . . . geh. —.75
Sticher, Gesundheitslehre f. Frauen (A. N. u. G. W.) 1.25

AUFSATZSAMMLUNGEN

Bericht im Literar. Ratgeber, Große Ausgabe

KONVERSATIONSLEXIKA

„Konversationslexikon heißt's mit Recht, weil, wenn die Konversation ist schlecht, jedermann zur Konversation es nutzen kann", so spruchreimte Goethe. Heute stimmt das so wenig mehr, daß wir uns verwundern, wie es je habe stimmen können. Anno dazumal las man aufs Geratewohl im Lexikon „herum", heute schlägt man um Antwort auf eine bestimmte Frage darin nach: Zahlen zu erforschen, die Schreibung eines exotischen Namens, die genaue Bestimmung eines Begriffes etwa, der uns nicht geläufig ist. Der vielgeplagte Arbeitsmensch der Gegenwart flüchtet sich zum Lexikon, um sich zu unterrichten. Konversationslexikonbildung, so sagte der gelehrte Fachmann geringschätzig. Immerhin, sobald er aus seiner Spezialzelle heraustritt und für andere Dinge und Fragen als die seines Berufes sich erwärmt, wird auch er solches eingesottenen Bildungsextraktes nicht immer entraten können. So etwas wie ein riesenhaftes Menschheitsgedächtnis stellen diese behäbigen Bände dar: wenn die Sintflut käme und ließe auf dem Ararat ein vollständiges Lexikon zurück, so wäre mit dem aufgespeicherten Wissen doch wohl auch ein gutes Teil Menschheitsbewußtsein für das neue bessere Geschlecht gerettet. Für uns sind diese Pastillenartikel heute unentbehrlich schon zur Entlastung unseres gequälten Hirnes.

Wir haben hier derzeit im wesentlichen drei große Anstalten, die miteinander in Wettbewerb stehen, die Verlage F. A. Brockhaus, das Bibliographische Institut (Meyer) und Herder in Freiburg i. B. *Brockhaus* und

Meyer haben Weltruf, *Herder* gilt seiner katholischen Tendenz halber wissenschaftlich als nicht einwandfrei. Der „Große Brockhaus", der vor einigen Jahren seinen hundertsten Geburtstag durch eine Jubelausgabe beging, ist mit 17 Bänden das älteste, der „Große Meyer" mit 20 Bänden wohl das umfangreichste Lexikon. Herder ist mit 8 Bänden bemüht, nicht zu sehr in die Breite zu gehen. Das gleiche Streben verrät auch eine sechsbändige kleine und eine noch kleinere Ausgabe von Meyer in 3 Bänden, neben der noch ein „Kleiner Brockhaus" in 2 Bänden steht.

Damit hätten wir sie alle beisammen. Ist es möglich, sie zu kennzeichnen und dadurch dem Käufer zu raten? Ein ganz gerechtes Urteil wäre hier nur dann möglich, wenn man zwei Ausgaben zum Vergleich hätte, die zu gleicher Zeit erschienen sind. Da dieser Fall aber kaum eintritt, sondern immer eine Ausgabe die neuere und deshalb vollständigere zu sein pflegt, so läßt sich nur einiges Allgemeine vorbringen.

Die Lexika sind in der Tat Nachschlagewerke des allgemeinen Wissens geworden und geben die nächste Auskunft, soweit es sich um Tatsächliches handelt, zuverlässig, knapp und klar. Auch unparteiisch, soweit das in menschlichen Dingen angeht — am wenigsten geht es natürlich an, je weniger einfach Tatsächliches, je mehr Unwägbares mitspielt. Hier ist der Punkt, wo Herder vom Rechte einer anderen Weltauffassung Gebrauch macht. Doch wird man nicht von Entstellungen der Wahrheit sprechen dürfen, wo eben geschichtliche Vorgänge, wie z. B. Luthers Auftreten, anders bewertet werden. Ebenso steht es in tausend anderen Fällen, wo entweder der religiöse Glaube oder das politische Bekenntnis den Standpunkt bestimmt. Wenn nur die tatsächlichen Angaben stimmen und die abweichende Meinung nicht gar zu polemisch ausgespielt wird. Wir haben weder bei Brockhaus und Meyer noch bei Herder Anstoßerregendes in dieser Beziehung gefunden. Am ehesten vielleicht auf dem unsicheren Boden des Geschmacks.

So zeigen die Abteilungen über Kunst, Literatur, Musik am meisten Unsicherheiten, am meisten von dem Stande „von vorgestern". In dieser Beziehung ist Vorsicht bei der Benutzung der Konversationslexika am dringendsten geraten, zumal auch die Auslese dessen, worüber gesprochen wird, ja unter den Fehlerquellen leidet. An gutem Willen hat's bei der Leitung sicherlich weder hier noch dort gefehlt. Für jedes Fach sind wissenschaftliche „Autoritäten" die Mitarbeiter der Konversationslexika: Universitätsprofessoren, Gymnasiallehrer, Privatgelehrte, Männer des tätigen Lebens usw., Männer dabei, die imstande sind, den wissenschaftlichen Stoff sowohl in gemeinverständlicher, wohl lesbarer Form darzubieten, wie zu unterscheiden zwischen gesicherten, wissenschaftlichen Ergebnissen und bloßen Zeitmeinungen und Theorien. Die Lexika haben sich auch in gelehrten Kreisen die ihnen gebührende Achtung zu verschaffen gewußt.

Um die Unparteilichkeit zu prüfen, lese man Artikel wie Atheismus, Antisemitismus, Agrarier, Arbeiterfrage, Christentum, Darwinismus; man erhält da bei Meyer wie bei Brockhaus ruhige sachliche Auskunft, ohne daß nach der einen oder der anderen Seite Propaganda getrieben würde. Nur daß Meyer seiner ausführlichen Erläuterung etwa des Begriffes Darwinismus noch eine farbige Tafel mit zwei weiteren Textseiten beigibt, während bei Herder nach einem sachlichen Bericht über das biogenetische Grundgesetz dem ontogenetischen Beweise ein „Gegenbeweis" angehängt und auf gegnerische Literatur verwiesen ist. Ähnliche Hinweise finden sich natürlich bei Brockhaus und Meyer ebenfalls und erleichtern also die selbständige Argumentation, soweit das in der Kürze möglich ist. Vielleicht, daß von der früher stärkeren Betonung der Realwissenschaften und der Technik bei Meyer, der Geisteswissenschaften bei Brockhaus auch in den neuen Auflagen noch Spuren geblieben sind.

Die Illustrierung ist sehr reich, man findet farbige Spezialtafeln von Flora und Fauna, für die Wunder des Himmels und der Erde, man erhält anatomische Abbildungen und chemisch-physikalische, obendrein in verblüffender Auswahl. Besonderer Wert wird auf Landkarten und Stadtpläne gelegt, besonders Meyer leistet hierin Vorzügliches. Doch wird dadurch natürlich der Raum stark belastet. Von Berlin allein bringt Meyer außer drei Stadtplänen noch sechs Seiten Denkmäler und Bauten. Brockhaus hält da zurück und Herder natürlich noch mehr.

Hier und da trifft man allerdings ein farbiges Bild, das lediglich dekorativen Wert hat; bei weitem die meisten aber sind nur beigegeben, wo sie wirklich an Stelle des ungenügenden Wortes sofort das zu Erläuternde auch klarmachen.

Wenn jemand fragen wollte, ob dieses oder jenes Lexikon „besser" sei, so wüßten wir wirklich keine Antwort darauf. Bei jeder neuen Auflage des einen prüft der Gelehrtenstab gründlich die Vorzüge des andern, so daß jeder noch so geringe Vorsprung auch gleich wieder eingeholt wird. Augenblicklich liegen alle drei Lexika so gut wie vollständig vor.

Vereinzelte Fehler im Konversationslexikon nachzuweisen, gelingt beim Nachsuchen natürlich. Das hat aber bei der allgemeinen Zuverlässigkeit wenig Zweck. Allgemeine Mängel nachzusagen und auf ihre Abhilfe zu drängen, ist noch viel schwerer. Was man vorbringen könnte, ist bei dem jahrelangen Arbeiten der Redaktionsausschüsse fast alles schon erwogen worden. Einige Wünsche mögen trotzdem hier stehen. Wir wären dafür, daß man Spezialdarstellungen z. B. der chemischen und technischen Wissenschaften, die nur für einen kleineren Kreis von Interessenten da sind, wegließe, dafür aber für diese Gebiete sowohl wie für alle übrigen die Literaturnachweise noch sorgfältiger und eingehender machte, damit ein jeder erführe, wo er sich näher unterrichten kann. Zu langsam immerhin scheint uns die Anpassung des Stoffes an die Zeit, die „Verjüngung" der Lexika zu geschehen, wir finden z. B. die Lebensbeschreibungen von Künstlern und Gelehrten immer noch weiter mitgetragen, die für uns Heutige längst ziemlich gleichgültig geworden sind, während wir Angaben über Männer, die im vollen Wirken stehen, verhältnismäßig viel weniger finden. Man sollte hier weniger nach dem Anrecht auf die „Ehre" fragen, ins Konversationslexikon zu kommen, als nach dem praktischen Bedürfnis der Zeit — es genügt, ihr gedient zu haben, es ist keine Schande, wenn die Nachkommenschaft uns nicht mehr braucht. Im 17. Supplementbande zur Jubiläumsausgabe von Brockhaus wiederum finden wir beim Artikel „Reichstag" nicht nur die Ergebnisse der Wahlen nach Par-

teien aufgeführt, sondern auch die Mitglieder des Reichstages von 1904 alphabetisch und nach Wahlkreisen zugleich. Diese statistische Beilage, die schon zwei Jahre später nur noch für besondere Interessenten Wert hatte, füllt aber insgesamt zwölf enge Seiten. Was den Politikern recht ist, das könnte auch anderen öffentlich tätigen Leuten billig sein, ja, ihnen vielleicht eher zugebilligt werden, aber freilich immer nur in strenger Auswahl nach Verdienst. So wären gewiß z. B. auch Artikel wie „Historiker", „Ärzte", „Architekten", „Maler", „Dichter der Gegenwart" am Platze, und wollte man die politischen Parteiführer einer bestimmten Zeit nebeneinander stellen, so wäre das ganz zweckmäßig. Nur vor dem Überwuchern des statistischen Materials und der allzu technologischen oder sonst wissenschaftlichen Spezialfragen möchten wir warnen. Und wir glauben beinah, daß das Konversationslexikon der Zukunft nicht das dickste, sondern das geschicktest beschränkte sein wird.

Brockhaus' Großes Konversationslexikon. 17 Bde. (Brockhaus) . . . . je 12.—
— Kleines Konversationslexikon. 2 Bde. . . je 12.—
Herders Konversationslexikon. 8 Bde. (Herder) je 10.—
Meyers Großes Konversationslexikon. 20 Bde. (Bibl. Inst.) . . . . je 10.—
— Kleines Konversationslexikon. 3 Bde. . . je 10.—
— — — 6 Bde. . . . . je 12.—

JUGENDBÜCHER

Wir müssen der Tatsache ruhig ins Auge sehen: es ist nur eine sehr dünne Schicht, die wirklich aus innerem Bedürfnis heraus ästhetische Interessen hat. Unsere Zeit liebt es leider, sehr andersartigen Neigungen nachzugehen. Und weil man selbst nicht fühlt, was echte Kunst für den Menschen bedeuten kann, so kümmert man sich auch sehr wenig darum, was die Kinder treiben und lesen. Die lesen heute mehr als je die schauerlichsten Sachen: Indianer-, Detektiv- und Liebesgeschichten der schlimmsten Sorte. Die Großfabrikation wirft diesen Schund in ungeheuren Mengen auf den Markt, und ein ungewöhnlich hoher Verdienst sorgt dafür, daß jeder Papier- und Zigarrenhändler die Hefte mit Vergnügen verkauft. Die Jungen aller Kreise sind da beteiligt, kosten die Hefte doch nur 10 und 20 Pfg. Die Schule in ihrer heutigen Organisation ist dem gegenüber so gut wie machtlos.

Angesichts dieser Tatsache wächst die Verpflichtung der Eltern und Erzieher, die den Wert einer dauernden Einwirkung echter Kunst auf den werdenden Menschen erkannt haben, in erhöhtem Maße für gute Lektüre ihrer Kinder zu sorgen.

Wer seinen Kindern mit einem Buche nicht bloß den lärmenden Mund oder die ungebärdigen Glieder stillen will, und wer's verschmäht, ihre Phantasie auch um den Preis der Verrohung und Verwilderung zu beschäftigen, wer ihnen mit dem Lesen eine Quelle der Kraft und der Lebensfreude erschließen will, der wird sehr sorgfältig wählen müssen. Er schaue sich um in der Literatur der echten Künstler, d. h. der Männer, die wahr empfundenes Leben wahrhaftig gestalteten. Und anderseits: er schaue sich um in der Literatur der echten Gelehrten, d. h. der Männer, die wirklich der Sache wegen schrieben. Wo der eine und der andere pädagogisch begabt war, leicht und klar darzustellen wußte, und wo sein Stoff ihn nicht über die Lebensgebiete der Jugend hinauswies, da ist brauchbare Jugendliteratur — künstlerische oder belehrende.

Wer nach solchen Grundsätzen auswählt, kann freilich keinen bogenstarken Katalog bieten. Aber eine der traurigsten Ursachen der Verflachung, die nicht selten schon in der Jugend ihren Ursprung hat, ist ja eben die Vielleserei. Sollte nicht auch sie am sichersten behoben werden, wo Eltern und Kinder sich an demselben Kunstwerk erfreuen können? Gemeinsames Erlebnis bedeutet hier Vertiefung für beide Teile. So ist denn der geringe Umfang der folgenden Auswahl gewollt.

Das Bilderbuch vermittelt dem Kindesauge in den meisten Fällen die ersten im engeren Sinne künstlerischen Eindrücke. Die Ausbeute an echten Kunstwerken, die in Zeichnung und Farbe und Tiefe der Empfindung eine ernste Kritik bestehen können, ist nicht sehr groß, genügt aber. In erster Linie stehen noch immer die „Alten", vor allem *Ludwig Richter* mit seinen Illustrationen zu Grimms und Bechsteins Märchen, zu „Vaer de Gaern", das in neuer, billiger Ausgabe vorliegt, ebenso wie der Familienschatz u. v. a. Der Künstler soll dem deutschen Volke noch wiedergeboren werden, der seinem Gemüte so nahe steht. Mit besonderer Freude weisen wir auf die billige „Ludwig-Richter-Gabe" bei Dürr hin, eine Auswahl von 16 Bildern für 1 Mk. Der zweite bedeutende Meister des Kinderbuchs ist *Otto Speckter*; seine Bilder zu den Heyschen „Fabeln" sind ja auch überall verbreitet, sein schon der Technik nach von allen am feinsten und liebevollsten durchgeführtes Kinderbuch, den „Gestiefelten Kater", hat Avenarius mit einem neuen lustigen Texte als eine der billigen Kunstwart-Unternehmungen der Allgemeinheit wieder gewonnen; seine feinsinnigen Bilder zu Andersen finden wir in einer Auswahl von Andersens Märchen, und im vorigen Jahr sind seine 12 Bilder zu „Brüderchen und Schwesterchen" neu erschienen. *Oskar Pletsch*, der dritte bekannte jener alten Herren, reicht an Bedeutung weder an Speckter noch gar an Richter heran: seine Phantasie und damit Lebensfülle ist ungleich geringer, seine Auffassung ungleich oberflächlicher und mitunter süßlich — aber sie ist doch immerhin verdaulich. Dem Übelstande, daß Pletschs Bücher zu teuer wären, ist durch gute billige Ausgaben abgeholfen. Ein alter Kinderfreund, *Graf Pocci*, der fast ganz vergessen war, ist unlängst an seinem hundertsten Geburtstage fröhlich wieder aufgewacht. Poet und Zeichner zugleich, verfügt er über eine unerschöpfliche Fülle drolliger Einfälle in seinen Komödien, Liedern und Märchen. Er bleibt oft genug im Handwerklichen stecken, ist aber in seinem Besten unübertroffen geblieben. Man halte sich an die neuesten Auswahlbände unserer Liste.

Leider fehlt bei Richter, Speckter und Pletsch die Farbe; die Kinder aber lieben die Farbe, — kann doch durch gute Farbigkeit der Kinderbücher für die Erziehung des Auges viel geschehen. Wir nennen von älteren Büchern *W. Busch*, „Hans Huckebein" und „Schnaken und Schnurren", *K. Gehrts*, „Das goldene Märchenbuch", *F. Flinzer*, „Tierschule" und manches andere seiner Bücher. Kinder etwa vom zehnten Jahre ab wird *Probsts* „Schnellmaler" und sein „Was soll ich malen?" unterhalten und anregen. Ob sich für die Kleinsten *Meggendorfer* empfehlen läßt, hängt unsres Erachtens sehr von der Individualität des Kindes ab; er könnte sicher weniger hölzern sein, hat aber in der simplen Klarheit seiner Farben und Linien doch auch Werte, die nach all den üblichen Lutschbonbons auf Kindermägen heilsam wirken können. Wir unserseits bekennen übrigens, am alten „*Struwwelpeter*" trotz aller seiner Mängel immer noch unsre Freude zu haben.

Erfreulicherweise hat uns das letzte Jahrzehnt auf dem Gebiet des farbigen Bilderbuches eine reiche Ernte beschert. Das erste wirklich künstlerische deutsche Buch dieser Art waren *Ernst Kreidolfs* „Blumenmärchen". Der nun folgende „Fitzebutze" gab in den Versen Gutes fast nur da, wo er alte lustige Reime benutzte, und der gekünstelte Text hemmte auch den Zeichner. Von seinen späteren Werken empfehlen wir „Die schlafenden Bäume", die „Wiesenzwerge", „Alte Kinderreime" und als neuestes die „Sommervögel". Der bildlich poetische Reichtum dieser Bücher ist ganz einzig und unerschöpflich. Nicht ebenso hoch, aber immer noch auf respektabler Anhöhe über den Niederungen steht „Miaulina" mit Zeichnungen von *J. Diez*. Die Märchen dazu von Dannheisser bedeuten allerdings nicht viel. Ungewöhnlich hübsch und klangvoll sind die Verse in Carl Ferdinands „Ri-ra-rutsch", zu denen Volkmann die Bilder gezeichnet hat. Paula Dehmels Verse im „Rumpumpel" eignen sich meistens mehr zum Vorsagen durch die Mutter, *Hofer* hat zu ihnen farbig vorzügliche Bilder gezeichnet, in denen er bewußt die kindlich plumpe Unbeholfenheit nachahmt, zuweilen vielleicht zu absichtlich plump, aber in dem Grundgedanken gut, ohne Rücksicht auf zeichnerische Feinheit eine Bewegung oder eine Stimmung ganz stark auszudrücken. In derselben Richtung bewegt sich *Freyhold* mit seinem „Tierbilderbuch", seinen Malbüchern und seinem „Sport und Spiel"; sie haben bei aller gewollten Unbeholfenheit ein starkes eigenes Gepräge. — Von neueren Sammelbänden nennen wir den von *Dehmel* herausgegebenen „Buntscheck", dessen Farbenpracht auch auf die Kleineren einen schier unwiderstehlichen Reiz ausübt. *Kreidolf, Hofer, E. R. Weiß* und *K. Freyhold* sind mit teilweise ganz vortrefflichen Einfällen an ihm beteiligt. Weitere Sammelbände: „Knecht Ruprecht", „Der getreue Eckart" und „Jugendland".

Ein bemerkenswertes Unternehmen ist Gerlachs Jugendbücherei, kleine, sehr gediegen ausgestattete Bändchen, die je von einem Künstler eigenartig illustriert sind. In den letzten Jahren hat der Verlag J. Scholz-Mainz teilweis vortreffliche Bilderbücher ausgegeben. Wir zählen dazu *Lefler* und *Urban* „Marienkind", *Kunz* „Frau Holle", *Münzer* „Aschenputtel", *Schmidhammer* „Rotkäppchen", *Diez* „Dornröschen"; je ein Märchen ist mit acht großen farbigen Bildern illustriert. Von *Lefler* und *Urban* ist noch das farbig aparte Liederbuch „Kling-Klang-Gloria" zu nennen, von *Schmidhammer* „Muckis lustige Weltreise". Die Frage des Großstadtbilderbuches sucht *Wilh. Stumpf* zu lösen, der Versuch ist wertvoll, ist aber Versuch geblieben. Farbig gut ist das „Lustige Kleinbilderbuch" von *Gertrud Caspari*, das, auf Leinen gedruckt, der Zerstörungslust der Kleinen starken Widerstand entgegensetzt. Mit *Walther Caspari* zusammen hat sie „Kinderhumor für Auge und Ohr" geschaffen. Von *Hans v. Volkmann* wären noch „Strabantzerchen" und „Bruder Lustig" zu nennen. Erstaunlich billig ist die Sammlung „Schöne alte Kinderreime" von *Wolgast*, zu denen *J. Mauder* eine Reihe farbiger Bilder voll Humors gezeichnet hat.

Unser alter germanischer Märchenschatz wird ja immer eine Fundgrube für des Kindes suchende Phantasie wie für des Künstlers Stift und Pinsel bleiben. Das köstlichste Besitztum aus dieser Fülle bleibt die Sammlung der Brüder *Grimm*. Man wird sie entweder in der Originalausgabe als Familienbuch benutzen wollen (vgl. Abt. Literatur I), oder sie in Auswahl und mit Bildern dem Kinde bieten wollen. Die wenigsten wissen, daß bei Reclam eine von *Ludw. Richter* illustrierte Auswahl zu haben ist, ferner eine engere Auslese (zehn) vom Richterschüler *Paul Mohn*, zudem auch eine stattlichere und gediegene Jubiläumsausgabe aus letzter Zeit, von *Otto Ubbelohdes* Federzeichnungen erläutert; auch *Meyerheim* (farbig) sei genannt. Für ein späteres Alter reihen sich diesen die „Kunstmärchen" an, die aber auch schon längst unsrer lebendigen National-Literatur eingefügt sind. So kommt *Andersen* erst für Jahre in Betracht, die seiner Ironie und seinen Beziehungen überhaupt etwas nachgehen können. Über die Ausgaben vgl. Liste. *Hauffs* Märchen zeigen zwar nicht die klassische Naivität unsrer Volksmärchen oder die feine Zuschleifung der Andersenschen, stammen aber trotz ihrer vielen Wunder nicht minder aus dem Lande Poesie. Das Herzblut eines Dichters pulst auch in *Leanders* „Träumereien an französischen Kaminen": sie regen nicht auf, aber sie erquicken Phantasie und Gemüt. Empfohlen werden mögen hier noch die wundervollen „Geschichten aus der Tonne" von *Storm* und die sehr billige Auswahl „*Tiermärchen*" des Verlages Wunderlich. Ferner seien *Blüthgens* „Hesperiden" und *Vogels* „Frau Märe" genannt.

Zu den Vermächtnissen aus unsres Volkes Jugend für seine Jugend in allen Zeiten gehört neben dem Märchen die Sage. Sonderbar, daß die von den Brüdern Grimm gesammelten „Deutschen Sagen" fast verschollen sein konnten! Ihre Gesamtausgabe eignet sich allerdings ebensowenig für Kinder wie die Gesamtausgabe der Märchen, doch ist eine kleine Auswahl hauptsächlich historischer Sagen bei Wiegand-Hilchenbach und eine reiche Auswahl aus beiden Bänden fast zum selben Preis als erster Band der „Hamburgischen Hausbibliothek" erschienen. Eine ästhetisch und pädagogisch sehr ernst zu nehmende Frage ist die, in welcher Gestalt man dem Kinde zuerst unsere großen Nationalepen darbieten will. Wer ihm den in jedem Gewande zwingenden Stoff des *Nibelungenliedes* in einer Zeit nicht mehr vorenthalten mag, wo es für die poetische Form noch nicht reif ist, der

sei hingewiesen auf die Bearbeitungen von *A. Richter* und *H. Möbius*. Das vollständige Epos der Privatlektüre zu überlassen, wird wohl nur im reiferen Alter angehen. Wenn hier die bekannten Übersetzungen von *Simrock* oder *Bartsch* durch den etwas ungelenken Rhythmus den Genuß wesentlich beeinträchtigen, so ist die Schwierigkeit gehoben in den vollständigen Ausgaben von Legerlotz und Freytag. Kürzungen aus pädagogischen Gründen haben die Schulausgaben von Legerlotz und Engelmann erfahren, aber das ist so geschickt geschehen, daß man sich nicht am heiligen Geist der Dichtung versündigt, wenn man sie für die Jugend empfiehlt. Ähnliche Zusammenfassungen in poetischer Form bieten Legerlotz und Engelmann für das *Gudrunlied*. Eine treffliche Prosabearbeitung unsrer gesamten Heldensage bietet besonders die „Iduna" von Keck, die von Busse sehr zweckmäßig überarbeitet ist. Die *Frithjofssage* haben Viehoff, Engelmann und Mohnicke gut übersetzt. Das Problem, die griechischen großen Epen so nachzuerzählen, daß man in etwas dem unsterblichen Altvater der Dichtung gerecht wird, ist wohl noch immer nicht ganz gelöst; am erträglichsten und pädagogisch „einwandfreiesten" erscheint uns die Bearbeitung von Ferdinand Schmidt. Für ein früheres Alter bleiben immer noch die „Griechischen Heroengeschichten" von *B. Niebuhr* eine köstliche Gabe. Für größere Jungen kommen für all diese Sachen die verschiedenen Bearbeitungen von Klee in Betracht. Auch Engelmann sei mit Homers Odyssee genannt.

Es gibt eine Reihe von Büchern, die einst, wie das Märchen und die Sage, als unmittelbarer Ausdruck des Empfindens ihrer Zeit entstanden, jetzt aber von dem fortschreitenden Kulturbewußtsein gleichsam einige Entwicklungsstufen zurück, d. h. für den ohne geschichtliche Reflexion Urteilenden in die Sphäre des Kindes gestellt worden sind und nun allgemein als klassische Jugendschriften angesehen werden. Wir denken da an Robinson Crusoe, Gulliver, Don Quichote, Eulenspiegel, Lederstrumpf. Sie alle sind im Original für die Jugend nicht lesbar. Aber wir können in diesem Jahr von allen Stoffen Bearbeitungen nennen, die für Kinder sich eignen und die doch dem Geist des Kunstwerks gerecht werden. Vom *Lederstrumpf* ist die Bearbeitung von Höcker bekannt. Neuerdings hat Wilh. Spohr sie dem Original möglichst getreu nacherzählt. Den *Robinson* bringt Spamer in einer Bearbeitung von O. Zimmermann. *Gulliver, Don Quichote, Eulenspiegel, Die Schildbürger* und andere alte deutsche Volksbücher bringt Schaffstein als „Volksbücher für die Jugend", erfreulicherweise einfach und vornehm. Vom Eulenspiegel möchten wir außerdem auf die vorzüglich illustrierten Ausgaben bei Fischer und Franke, Seemann und Gerlach hinweisen.

Ein Segen wäre es, wenn aus der Lektüre der Jugend die Backfischgeschichten und die historischen und exotischen Jugendschriften ganz ausscheiden würden. An ihre Stelle müßten, etwa vom 13. Lebensjahre an, echte Dichtungen aus unserer Nationalliteratur treten, natürlich in behutsamer Auswahl. Zu solchen wirklichen Dichtungen gehören einige wenige Jugend-schriften von *Johanna Spyri*. Ferner ist da *Rosegger*, der selbst eine Reihe seiner Schöpfungen für die Jugend zusammengestellt hat, wir nennen besonders die drei billigen Auswahlbände „Als ich noch der Waldbauernbub war."

Dann liegen von *Wilhelm Raabe* für reifere Kinder drei historische Erzählungen unter dem Titel „Deutsche Not und deutsches Ringen" vor. Von *Storm*, dessen Menschen äußerlich so einfach durchs Leben gehen und die doch umwoben sind mit dem Geheimnisvollen, das auch der kindlichen Phantasie das Leben verschönt, wurde „Pole Poppenspäler" für die Jugend schon geschrieben, — d. h. *Storm* wählte sich den Stoff in Rücksicht auf die Jugend, dann aber kümmerte er sich wie ein echter Dichter nicht mehr darum, ob er für „den kleinen Peter oder den großen Hans" schrieb. „Die Söhne des Senators" sind mit *C. F. Meyers* „Gustav Adolfs Page" u. a. in Velhagen und Klasings Schulausgaben wohlfeil und hübsch herausgegeben worden. Es sollte dabei nicht bleiben, auch „Bötjer Basch", und im reiferen Alter „In St. Jürgen", „Chronik von Grieshuus" und „Der Schimmelreiter" sollten der Jugend in die Hände und damit ans Herz gelegt werden. Sie wird daran so viel Freude haben, daß ihr das Wesentlichste des Kunstwerkes in seinen großen Zügen aufgeht; es auszuschöpfen, das mag Aufgabe eines späteren Alters sein, wenn es überhaupt dazu kommt. Das gilt in gleichem Grade von beiden Geschlechtern, wie man ja allgemein bei gesunder Lektüre in diesem Punkte keinen grundsätzlichen Unterschied machen sollte.

Damit ist allerdings nicht gesagt, daß es nicht einige Dichtungen gebe, bei denen Handlung, Umwelt und Charakteristik vornehmlich das Erfahrungsleben des Knaben ansprechen. Wir rechnen dahin z. B. die Auswahl aus *Liliencrons* „Kriegsnovellen", in denen der blutige Ernst des Krieges, der unwiderstehlich zu heroischer Pflichterfüllung aufrüttelt, wie die seelenbezwingende Poesie des Kampfes und die flammende Begeisterung um des großen Zweckes willen gepredigt werden. Freilich nicht jede Knabenindividualität mag dafür reif oder geeignet sein, manche mag durch dieses Buch befremdet werden, es gehört nicht zu der Kost, die allen taugt. Man muß hier den einzelnen Fall im Auge behalten, wie man bei der Wahl der Jugendlektüre überhaupt sorgfältig individualisieren muß. Das mag auch bedacht sein, wenn man Kindern *Wildenbruchs* Kadettengeschichte „Edles Blut" oder *Erckmann-Chatrians* „Geschichte eines Rekruten von 1813" oder *Kleins* „Fröschweiler Chronik" in die Hand geben will. Ganz unbedenklich für jede Kinderseele sind dagegen sicherlich zu empfehlen *Hauffs* „Lichtenstein", *Freytags* „Nest der Zaunkönige", sowie das sehr billige Bändchen „*Tiergeschichten*" mit z. B. *Ebner-Eschenbachs* „Crambambuli" und *Thompsons* „Zottelohr"; ferner „*Kinderwelt*", das Geschichten und Skizzen von *H. Böhlau, Liliencron, Ch. Niese* u. a. enthält, und die Bände „Moderne Prosa", herausgegeben von *Porger*, mit Beiträgen von *Ebner-Eschenbach, Storm, Wildenbruch, Villinger* u. a.

Von dem Schweizer Volkspoeten *Ernst Zahn* liegen vier Geschichten aus den „Helden des Alltags" vor. Ein beachtliches Unternehmen sind die Mainzer Volks- und Jugendschriften, die *Kotzde* bei Scholz in Mainz herausgibt. Der fruchtbare Gedanke, unsre besten lebenden Erzähler in den Dienst der Jugend zu stellen, ist hier Wirklichkeit geworden. *Kotzde* selbst, sowie *G. Falke, C. Ferdinands, E. Geißler* und *E. König* haben bereits Erzählungen veröffentlicht. Nicht alle haben die Klippe völlig vermieden, die in der Absicht

liegt, für die Jugend zu schreiben. Die glücklichste Lösung bietet *Ferdinands* in der „Pfahlburg“: eine reiche, für die Jugend interessante Handlung, einfache, glaubhafte Charaktere, kurze, knappe, anschauliche Schilderungen. *Falkes* Erzählung „Drei gute Kameraden“ schildert fein das Zusammenspielen dreier Kinder; sie erfordert doch wohl reifere Leser, um den Humor und die feine Ironie würdigen zu können. Die barock bewegte Burleske von „Zäpfel Kerns Abenteuern“ hat *Bierbaum* überaus drastisch erzählt. Zwei Kinderbücher aus dem skandinavischen Norden möchten wir wenigstens der Beachtung empfehlen: *Selma Lagerlöf* beschreibt die „Wunderbare Reise des kleinen Nils“ auf dem Rücken der Wildgänse und gibt damit gleichzeitig eine Art kindlicher Natur- und Heimatkunde in poetischer Form; der dänische Erzähler *Aanrud* steuert die anmutige Kindergeschichte „Sidsel Langröckchen“ bei. —

Für das nachschulpflichtige Alter, für das meist viel zu wenig Sorge getragen wird, obgleich es den werdenden Menschen sozusagen an den Scheideweg stellt, wo's hier nach der Dichtung, dort nach dem Kolportage- und Zeitungsroman geht, — für dieses Alter möchten wir empfehlen: *Sohnreys* „Friedesinchens Lebenslauf“, *Scotts* „Quentin Durward“, *Tegnérs* „Frithjofsage“, *Auerbachs* „Barfüßele“, *Alexis* „Hosen des Herrn von Bredow“, *Stifters* „Bunte Steine“, *Kügelgens* „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“. Über die Bedeutung unsrer deutschen Klassiker für die Jugend braucht hier nicht nochmals gesprochen zu werden; ein gesund erzogener Junge ist sehr bald nicht nur für den *Körner*, sondern auch für *Schillers* „Tell“, selbst für den „Wallenstein“ und vor allem für den „Don Carlos“ zu haben, ohne daß ihm das neben dem reichen Gewinn einen Schaden brächte. Um die Jugend für Gedichte zu gewinnen, haben die Hamburger schon früher aus einigen Dichtern Auswahlen für die Jugend herausgegeben, für die Kleinen *Gülls* „Kinderheimat in Liedern“, für die Größeren je eine Auswahl aus *Uhland* und aus *Liliencron* und die guten Anthologien „Vom goldenen Überfluß“ von *Löwenberg* und „*Was die Zeiten reiften*“. Es wird unsre Leser interessieren, daß *Avenarius*' „Hausbuch“ in — französischen Schulen für den Unterricht im Deutschen eingeführt ist. Wir verweisen ferner auf den reich illustrierten „*Deutschen Balladenborn*“, einen Sammelband des „Jungbrunnens“ und auf *Ernst Webers* „Deutschen Spielmann“, kleine, nach Stoffen geordnete Sammelbände von Märchen, Erzählungen und Gedichten „für Jugend und Volk“, jedes Bändchen mit eigens dafür gezeichnetem Bildschmuck anerkannter Künstler (*Kreidolf*, *Cissarz*, *Diez* u. a.) Es sind bereits 30 Bände erschienen, zuviel, um nur Gutes bringen zu können.

Mehr und mehr hat man in unsrer Zeit die Bedeutung der Mundart erkannt als Nährboden für unser Hochdeutsch. Um auch ihr in der Erziehung der Jugend die Stellung zu erringen, die ihr zukommt, sind eine Reihe Dialektdichtungen für die Jugend zusammengestellt. Da ist eine Auswahl aus *Hebels* „Alemannischen Gedichten“ mit den hochdeutschen Übertragungen von *Reinick* und *Ludwig Richters* köstlichen Bildern. Ferner eine Auswahl aus *Groths* Gedichten zusammen mit seiner Jugenderinnerung „Min Jungsparadies“, geschmückt mit *Otto Specklers* Zeichnungen. Dazu kommen *Reuters* „Ut de Franzosentid“ und *Fehrs*' „Ut Ilenbeck“, vier holsteinische Geschichten. Das Buch „Aus fränkischen Gauen“ enthält fränkischen Dialekt. Endlich bringen zwei Bändchen „Wat Grotmoder vertellt“ ostholsteinische Märchen in geradezu klassischem Platt, die von Prof. *Wisser* gesammelt sind; kaum schlechter gesammelt, als die Grimmschen Märchen.

Uns ist die Heranziehung der Jugend zur Lektüre der Großen noch zu ungewohnt, wir hören mit Staunen, daß es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts besondere „Jugendschriften“ überhaupt nicht gab. Aber neben poetischen Kunstwerken brauchen die Heranwachsenden auch die herbere Kost wissenschaftlicher Belehrung. Freilich muß der Wissensstoff echt sein, und seine Prägung sollte nichts weiter erstreben, als sein edles Wesen lauter und klar zu zeigen. Man unterhalte durch das Belehren, man erfreue durch die Sache. Jene ganze Gruppe von „Jugendschriften“ jedoch zur „Unterhaltung und Belehrung“, die jetzt amüsieren und jetzt eine kleine Kenntnis einschmuggeln wollen, erziehen geradezu zur Zerstreutheit, zur Veräußerlichung, zur Halbbildung. Auch hier sollten diejenigen Vertreter strenger Wissenschaft, die auch Pädagogen sind, die Führer der Jugend sein. Als ein Muster derartiger Schriften kann man wohl *Kraepelins* „Naturstudien“ betrachten, von denen eine billige Auswahl erschienen ist. Mit großem methodischen Geschick sind auch die von Professoren der Straßburger Universität übersetzten naturwissenschaftlichen Volksbücher englischer Gelehrter geschrieben. Weitere Werke, die hierher gehören, verzeichnet die Liste. Zu bedauern bleibt, daß die reiche Literatur der Reisebeschreibungen in Jugendausgaben, die dem Original gerecht bleiben, so wenig ausgebeutet ist. *Kennans* „Zeltleben in Sibirien“ paßt erst für das nachschulpflichtige Alter. Neuerdings hat *Henningsen* zwei Bände Reisebeschreibungen „Aus fernen Zonen“ zusammengestellt. Bemerkenswert ist hier *Baierleins* „Bei den roten Indianern“, in dem er seine Tätigkeit als Missionar und damit auch die Indianer sehr anders als in den „Indianerbüchern“ schildert. Ein interessantes Dokument sind die „Kajakmänner“, Erzählungen Grönländischer Eskimos, die *Signe Rink* gesammelt hat. Eine billige Auswahl aus *Fontanes* „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ wird gewiß viele dankbare Freunde finden.

Schwieriger läge die Aufgabe auf dem Gebiet der Geschichte; unsere großen Historiker haben sich leider noch nicht herbeigelassen, Geschichte für Kinder verständlich zu schreiben. Die sogenannten „patriotischen“ Jugendbücher klingen meist im hohlen Hurraton und leiden wie die ihrer politischen Gegner am Kurzsehen der Parteipolitik. Immerhin bedeuten die Bücher, die *Vollmer* bei Paetel herausgibt, in denen hauptsächlich Urkunden, Briefe und Tagebücher von Augenzeugen benutzt sind, eine Wendung zum Bessern; leider sind nicht alle Bände gleich gut. *H. Stoll* bringt in seinem „Geschichtlichen Lesebuch“ chronologisch Proben aus den besten Autoren, wobei er den mosaikartigen Charakter der sogenannten Quellenbücher vermeidet; die Lektüre dieser Bücher ist jedoch nicht leicht. Am leichtesten zugänglich könnte dem Kinde wohl die Biographie und die kulturhistorische Erzählung sein. Doch ist die Kinderbuchfabrikation gerade

auf diesem Gebiete mit besonders kritischen Augen anzusehen. Die Auslese ist darum nur klein. Einzelne gute Schriften nennt die Liste. Mit besonderer Freude begrüßen wir eine Auswahl aus Bismarcks Briefen von *Stelling*. Leider wird die Briefliteratur noch lange nicht genug gewürdigt. Das „Werden und Wachsen deutscher Männer", von diesen selbst erzählt, sollen die von *Stötzner* herausgegebenen Bändchen veranschaulichen; das erste bringt Arndt, Grimm, Rietschel.

Auf vielfachen Wunsch fügen wir auch diesmal eine kleine Abteilung über Beschäftigungsbücher hinzu, über die die Liste genügend Auskunft gibt. In dieser überhaupt findet sich in eckiger Klammer die Angabe des Lebensalters, von dem an das Buch geeignet erscheint. [K] bedeutet „schon für die Kleinen", [VI] „vom sechsten Jahre an" usw. Es wird dadurch immer nur die untere Grenze bezeichnet.

Bilderbücher

Busch, Max u. Moritz (Braun u. Schn.) [IX] . . 3.—
— Schnaken u. Schnurren, 3 Bde. [VII] . je 2.50
— Hans Huckebein (D. Verl.-Anst.) [K] . . . 3.—
Caspari, Kinderhumor für Auge u. Ohr (Hahn, L.) [IX] 2.80
— Lustiges Kleinkinderbuch (Hahn, L.) [K] . 2.80
Dannheißer-Diez, Miaulina (Schaffstein) [IX] . . 4.—
Dehmel, Fitzebutze, m. Bildern v. Kreidolf (Schaffstein) [K] . . . . . 4.—
— Der Buntscheck (Schaffstein) [VII] . . . . . 5.—
— -Hofer, Rumpumpel [VII] . . . . 5.—
Dieffenbach-Gehrts, Das goldene Märchenbuch (Heinsius) [VIII] . . . . . 4.—
Diez, Dornröschen (Scholz, M.) [VII] . . . . . 1.—
Eckart, Der getreue (Schaffstein) [IX] . . . . . 2.—
Ferdinands-Volkmann, Ri-ra-rutsch (Behr) [K] 1.50
— Bruder Lustig (Schaffstein) [K] . . . . . . 3.—
Flinzer, Tierschule (Lindner) [IX] . . . . . . 5.—
— Tierstruwelpeter [K] 4.50
Freyhold, Tierbilderbuch (Schaffstein) [K] . . . 4.50
— Sport u. Spiel (Schaffstein) (VII) 4.50
Grimm, Deutsches Bilderbuch, Div. Hefte (Scholz) je 1.—
Grimm, Märchen, ill. v. P. Mohn (Stilke) (VIII) . 4.—
Groth, Vaer de Gaern, m. Bildern v. L. Richter (G. Wigand) [XII] 2.50
Hey-Speckter, Fünfzig Fabeln, 2 Hfte. (F. A. Perthes) [VII] je —.50, bess. Ausg. je 1.50 u. 3.—
Hey, Ausgew. Fabeln m. Bildern v. Speckter. (Janßen, H.) [VII] . . . . . —.50
Hoffmann, Struwwelpeter (Lit. Anst. Fr.) [K] . 1.80
Unzerreißbar . . . . 3.—
— König Nußknacker [K] . . . . 2.—
— — Unzerreißbar . . . . 4.—
Jugendland, Jahrbuch, 3 Bde. (Künzli) [IX, X u. XI] . . . . . je 3.—
Knecht Ruprecht (Schaffstein) [X] . . . . . . 4.—
Koegel, Arche Noah (Schaffstein) [VIII] . . . . 3.—
Kreidolf, Blumenmärchen (Schaffstein) [K] . . 5.— u. 2.—
— Die Wiesenzwerge (Schaffstein) [VII] . . . . 3.—
— Die schlafenden Bäume [VIII] . . . . . . 2.—
— Schwätzchen [VIII] 1.80
— Alte Kinderreime (Schaffstein) [K] . . . . 5.—
— Sommervögel (Schaffstein) [K] . . . . . . 6.—
Kunz, Frau Holle (Scholz) [VII] . . . . . . 1.—
Leffler-Urban, Kling-Klang-Gloria (Freytag, L.) [X] . . . . . 4.—
— Marienkind (Scholz) [VII] . . . . 1.—
Märchen ohne Worte. Erstes Jugendbilderbuch (Hirth) [VIII] . . . . . —.50
Meggendorfer, Auf dem Lande (Braun & Schn.) [K] 2.80
— Im Sommer [K] 2.80
— Im Winter [K] 2.80
Moser-Kohrt, Sternschnuppen (Künzli) [VII] . . 1.—
Münzer, Aschenputtel (Scholz) [VII] . . . . . 1.—
Pletsch, Der alte Bekannte (Loewe) [K] 1.50
— Gute Freundschaft [K] . . . . —.90
— Allerlei Schnickschnack (Loewe) [K] 1.50
Pletsch, Wie's im Hause geht (Loewe) [K] . . . 1.50
(Andere Bilderbücher v. Pletsch b. Dürr.)
Pocci, Geschichten u. Lieder m. Bildern (V. d. Jugendbl.) [VII] . . . . . 1.—
Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch (Velh. & Kl.) [X] . . . . . 5.—
Richter, Frühling, Sommer, Herbst, Winter (A. Dürr) [K] . . . . . je 6.—
— Unser täglich Brot gib uns heute [K] . . . . 3.—
Richter, D. Vaterunser i. Bild. [K] . . . . . . 3.—
— Familienschatz (Wiegand) [X] . . . . . . 3.—
Ludwig Richter-Gabe (Dürr) [K] . . . . . . 1.—
Scherer, Ill. deutsch. Kinderbuch (A. Dürr) [IX] 4.50
Schmidhammer, Rotkäppchen (Scholz) [VII] . . 1.—
Schmidhammer-Falke, Mucki, eine wunderliche Weltreise (Scholz) (VI) . . . . . 3.—
Schumacher-Thalhofer, Vom göttl. Heiland (mit gr. farb. Bildern) (Allg. Verl.-Ges.) [XII] 4.—
Speckter, Der gestiefelte Kater, Text v. F. Avenarius (Callwey) [VIII] . . . . . —.60
— Katzenbuch (Janssen) [VIII] . . . . —.50
— Vogelbuch (beide mit Gedichten von Gustav Falke) [VIII] . . . . . 1.—
— Brüderchen u. Schwesterchen (Janssen) [VII] 1.—
Stumpf, Aus der großen Stadt (Klinkhardt) [VII] —.80
Volkmann, Strabantzerchen (Schaffstein) [IX] . . 3.—
Weber, Neue Kinderlieder (Verl.-Anst., Hamburg) [VIII] . . . . . 4.—

Märchen und Sagen

Andersen, Märchen-Auswahl, ill. v. E. Eitner) (Seitz, Hamb.) [XII] . . . . . 2.—
— Ausw. v. Werther (Union) [VIII] . . . . . —.80
— ill. v. Speckter (Verl.-Anst., Hamburg) [X] . 1.—
— Prachtausgabe, ill. v. Tegner (Neff) [XIV] 7.—
Volksausgabe 2.50
Andrä, Heroen, griech. Heldensagen (Neufeld & Henius) [XII] . . . . . 3.—
Bechstein, Märchenb., illustr. v. Richter (G. Wigand) [IX] 1.20
Blüthgen, Hesperiden (Union) [XI] . . . . . . 5.—
Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch (Teubner) [X] 2 Bde. . . . . . je 2.20
Eulenspiegel, bearb. v. Schaffstein (Schaffstein) [X] . . . . . 1.—
— ill. v. Weißgerber (Gerlach) [X] 1.50
— ill. v. Tiemann (Seemann Nachf.) [X] 2.50
— bearb. v. Nikol, ill. v. Barlösius (Fischer & Fr.) [X] . . . . . 5.—
Ewald, Ausgewählte Märchen (Leipz. Buchdruck.) [XIII] 1.50
Fick, Die schönsten Sagen aus Rheinland u. Westfalen (Benzinger) [X] 1.50
Geißler, Buch der Frau Holle (Fischer & Fr.) [X] 3.—
Gnauck-Kühne, Goldene Früchte aus Märchenland (Halem) [XIII] 2.80
***Grimm,** Kinder- u. Hausmärchen, ill. von L. Richter (Reclam) . . . . . —.80
— — Jubil.-Ausg., ill. v. Ubbelohde 2 Bde. (Turm.-Verl., L.) (XII) . . . . . je 6.—
— Deutsche Sagen (Wiegand-Hilchenbach) [X] —.90
— (Janssen) [X] . . . . 1.—
Gudrun-Lied, bearb. v. Engelmann (Neff) [XII] 3.—, illustriert 7.—
— bearb. v. Legerlotz (Velh. & Kl.) [XII] . . . 1.—
***Hauff,** Märchen [XI] . . . . . . v. 1.— bis 5.—
— Zwerg Nase (H. Seemann) [X] . . . . . . 4.—
IlIade, bearb. v. Schmidt (Oehmigke) [XII] . . 1.50
Keck, Iduna, Deutsche Heldensagen, 2 Bde. (Teubner) [XIV] . . . . . je 3.—
Klee, Die deutschen Heldensagen (Bertelsmann) [XII] 1.50
— Hausmärchen aus Alt-Griechenland [XIII] . 3.60
Mörike, D. Stuttgarter Hutzelmännchen (Schaffstein) [XIII] . . . . . 1.—
Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen (Liebscher) [X] 1.25
Nathusius, Alte Märchen (Gebauer) [X] 1.20
Nibelungen-Lied, bearb. v. Bartsch (Brockhaus) . 2.50
— bearb. v. Engelmann (Neff) [XII] 3.—, illustr. 7.—
— bearb. v. Freytag (Friedberg & Mode) [XV] 3.—
— bearb. v. Legerlotz (Velh. & Kl.) [XII] 3.— u. 1.—
— bearb. v. Möbius (Köhler) [XII] . . . . . . 1.—
— bearb. v. Richter (Brandstetter) [X] 1.70
— bearb. v. Simrock (Hesse) (XII) 1.20

Niebuhr, Griechische Heroengeschichten (F. A. Perthes) [X] . . . 1.80
Odyssee, bearb. v. Engelmann (Neff) [XV] . . . 7.—
— bearb. v. Schmidt (Oehmigke) [XII] . . . 1.50
Parzival, bearb. v. Engelmann (Neff) [XV] . . 5.—
Pocci, Märchen, Lieder u. lust. Komödien (Etzold & Co.) [VIII] . . . 2.—
Richter, Götter u. Helden, 3 Bde. (Brandstetter) [XIII] . . . je 1.80
Schmidt, Deutsche Märchen (Dietrich) [VIII] . 3.—
Seidel, Wintermärchen (Union) [X] . . . 5.—
Sklarek, Ungar. Volksmärchen (Union) . . . 6.—
Tiermärchen (Wunderlich) [X] . . . —.60
Topelius, Ausgew. Märchen u. Erzählungen (Fr. Wunder) [IX] . . . 2.50
Vogel, Frau Märe, (Wätzel) [XII] 4.50, illustr. v. J. Gehrts. . . . 3.80
— Glückskindle (Wätzel) [XII] . . . 4.50
Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen (Breitk. & H.) [X] . . . 3.—
Vollbehr-Staßen, Hinter dem Erdentag (Fischer & Fr.) [XIII] . . . 8.—
Weber, Neue Märchen (Schaffstein) [X] . . . 1.—
Wisser, Wat Grotmoder vertellt, Plattdeutsch, 2 Bde. (Diederichs) [XII] . . . je —.75

Erzählungen, Gedichte u. a.

Aanrud, Sidsel Langröckchen (Merseburger, L.) [VIII] . . . 3.—
***Alexis**, Die Hosen des Herrn von Bredow (Janke) [XV] . . . 2.—
Amiels, Herz (Basl. Buchh.) [XIII] 2.80, Prachtausgabe . . . 10.—
Auerbach, Barfüßele (Cotta) [XV] . . . 4.—
Aus fränkischen Gauen (Sagen, Erz. u. Ged.) (Stürtz) [X] . . . —.60
Bartels, Die Dithmarscher (Lipsius & Tischer) [XV] . . . 7.—
— Wilde Zeiten (Wiesbadener Volksb.) [XIV] ungeb. —.45
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte, bearb. von Zimmermann (Spamer) [XII] . . . 1.75
Bierbaum, Zäpfel Kerns Abenteuer, ill. v. Schmidhammer (Schaffstein) [X] . . . 4.—
Böltz, Schöne alte Kinderlieder (Nister) [VII] . 4.50
Brinckmann, Kaspar Ohm un ick; Plattd. Erzählung) (Reclam) [XV] . . . —.80
Bürger, Des Freiherrn v. Münchhausen Abenteuer (Hendel) [XII] . . . —.50
Caspari, Der Schulmeister u. sein Sohn (Steinkopf) [XIII] . . . 2.—
Cervantes, Don Quichote (Schaffstein) [XII] . . 2.—
***Chamisso**, Peter Schlemihl (Hendel) [XIV] . . —.50
Cooper, Lederstrumpfgeschichten, bearb. von Höcker, 2 Tle. (Union) [X] . . . je 1.20
— Der Pfadfinder, bearb. v. Spohr (Schaffstein) [XIII] . . . 3.—
— Der letzte Mohikan, bearb. v. Spohr (Schaffstein) [XIII] . . . 2.—
***Defoe**, Robinson [XIV].
— Robinson, bearb. v. Zimmermann (Spamer) [XI] 1.—
Deutscher Balladenborn (Fischer & Fr.) [XII] . . 2.—
Deutsche Humoristen, Bd. I (Dichter-Gedächtnis-Stiftung) [XIV] . . . 1.—
Don Quichote, s. Cervantes.
Eichendorff, Gedichte (Gerlach) [XV] . . . 1.50
Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Rekruten von 1813 (Hendel) [XIII] . . . —.75
Falke, Drei gute Kameraden, ill. v. Stroebel (Scholz) [XIV] . . . 3.—
Fehrs, Ut Ilenbeck. Veer Geschichten (Lühr & D.) [XIII] . . . —.50
Ferdinands, Die Pfahlburg, ill. v. R. Engels (Scholz) [XII] . . . 3.—
— Normannensturm, ill. v. R. Engels (Scholz) [XII] . . . 3.—
Fischer, Lebensmorgen (Müller, M.) [XIV] . . . 5.—
Frapan, Hamburger Bilder f. Hamb. Kinder (Meißner) [X] . . . 1.—
Freytag, D. Nest d. Zaunkönige (Hirzel) [XIV] . 7.—
Frithjofsage, siehe Tegnér.
Frommel, Das Heinerle von Lindelbronn (Steinkopf) [XIV] . . . 1.50
Gerlachs Jugendbücherei, 16 Bde. (Gerlach & Co., Wien) . . . je 1.50
Goethe, Hermann u. Dorothea, ill. v. L. Richter (Wigand, L.) [XIII] . . . —.80
Groth, Min Modersprak (Auswahl plattd. Ged. u. „Min Jungsparadies") (Lipsius & T.) [XIII] 1.—
Gulliver, s. Swift.
Güll, Kinderheimat in Liedern, Ausw. (Bertelsmann) [VII] . . . —.70
***Hauff**, Lichtenstein [XIII].
Hänselmann, Hans Dilien, eine braunschw. Gesch. (Zwißler) [XIV] . . . 1.20
Hebel, Ausgew. Erzählungen d. Rheinländ. Hausfreundes (Union) [X] . . . —.80
— Neue Folge des Schatzkästleins (Hendel) [X] —.75
— Alemannische Gedichte, Auswahl (G. Wigand) [XIII] . . . —.90
Henningsen, Neue Quellen (Schuster & L.) [XIII] 2.—
— Zwölf Erzählungen neuerer deutsch. Dichter (Spamer) [XIII] . . . 2.50
Hertz, Unser Elternhaus (hamburgisch) (Janssen) [XII] . . . —.50
Kinderwelt. Erzählungen neuerer deutscher Dichter (Wunderlich) [XIV] . . . —.60
Kipling, Im Dschungel (Fehsenfeld) [XIV] . . . 1.—
— Das neue Dschungelbuch (Vita) [XIV] . . . 5.—
***Kleist**, Michael Kohlhaas (Hendel) [XIV] . . . —.50
Kniest, Von der Wasserkante (Concordia) [XII] 1.—
Kopisch, Gedichte f. d. Jugend (Kellerer) [XII] —.50
***Kügelgen**, Jugenderinnerungen eines alt. Mannes (Wöpke) [XV] . . . 2.50
Lagerlöf, Wunderbare Reise d. kleinen Nils, 3 Bde. (Langen, M.) . . . 14.—
Lang, Mit Ränzel u. Wanderstab (Lehmann) [XIII] 4.—
Lederstrumpf, siehe Cooper.
Liliencron, Kriegsnovellen (Schuster & L.) [XIII] 1.—
— Gedichte, Ausw. f. d. Jugend [XIV] . . . —.75
Loewenberg, Vom goldenen Überfluß (Voigtländer) [XIV] . . . 1.80
Lohmeyer, Kinderreime u. Lieder (Fernau) [K] . 3.—
Meyer, C. F., Gustav Adolfs Page, siehe Porger.
Pocci, Lustiges Komödienbüchlein, ill., 2 Bde. (Insel-Verl.) [X] . . . 10.—
Porger, Moderne Prosa-Erzählungen (Velh. & K.) [XIV] . . . Bd. I 1.—, Bd. II. 1.20
Raabe, Deutsche Not u. deutsches Ringen (Hafferburg) [XIII] . . . —.90
Reuter, Ut de Franzosentid (Hinstorff) [XIV] . 2.—
Richter, A., Lustige Geschichten a. alt. Zeit (Brandstetter) [XII] . . . 2.—
Rink, Kajakmänner (Janssen) [XII] . . . 1.—
Robinson Crusoe, siehe Defoe.
Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war (Staackmann) [XII], 3 Bde. je —.70 u. —.90
— Aus dem Walde [XII] . . . 4.—
— Deutsches Geschichtenbuch [XII] . . . 4.—
— Waldferien [XIII] . . . 4.—
— Waldjugend [XIII] . . . 6.—
Scherer, Deutsches Kinderbuch (Dürr) . . . 4.50
Schildbürger, siehe Schwab.
Schwab, Die Schildbürger (Schaffstein) (VIII) . . 1.—
***Scott**, Quentin Durward (Hendel) [XV]. . . . 1.25
Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf (Warneck) [XIII] . . . 3.—
— Die hinter den Bergen (Vandenhoeck & Rupr.) [XIV] . . . 4.—
Spyri, Geschichten für jung und alt im Volk (F. A. Perthes) [X] . . . 3.—
— Heidi, 2 Bde. . . . je 3.—
— Aus Nah und Fern [X] . . . 3.—
— Einer vom Hause Lesa [XII] . . . 3.—
***Stifter**, Bunte Steine (Hendel) [XIV] . . . 1.25
Storm, Pole Poppenspäler (Westermann) [XII] —.50
— Bötjer Basch (Gebr. Paetel) [XII] . . . 3.—
— Geschichten a. d. Tonne, Märchen [XIII] . . 3.50
— Chronik v. Grieshuus [XIV] . . . 3.—
— In St. Jürgen [XV] . . . 3.—
— Der Schimmelreiter [XV] . . . 3.50
— Unterm Tannenbaum und Abseits [XV].
— Söhne des Senators, siehe Porger.
Swift, Gullivers Reisen (Schaffstein) [XII] . . . 1.—
Tegnér, Frithjofsage, übers. v. Mohnicke (Reclam) —.80
— übers. v. Viehoff (Bibl. Inst.) (XII) . . . —.50
— übers. v. Engelmann (Neff) (XII) . . . 3.—
Tiergeschichten, zusammengestellt vom Hambg. Jugendschrift.-Ausschuß (Wunderlich) [XII] 60.—
Thompson, Tiergeschichten [XIII].
— Tierhelden (Franckhsche Verl.) [XII] . . je 4.80

Uhland, Gedichte, Auswahl für die Jugend (Hendel) [XII] . . . . —.75
Voigt, Schleswig-Holsteiner Landleute (Diederichs) [XIV] 3.50
Was die Zeiten reiften (Voigtländer) [XIII] . . 1.80
Weber, Der deutsche Spielmann, 30 Bde. (Kindheit, Wald, Wanderer, Meer, Helden, Arbeiter usw.) (Callwey) [XIII] . . . je 1.—
Wildenbruch, Das edle Blut (Grote) [XII] . . . 1.50
— Kindertränen (Grote) [XIV] 1.50
Witzleben, Erzählungen z. d. Wundern der alten Welt (Fischer & Fr.) [XII] . . . . 6.—
Wolgast, Schöne alte Kinderreime (Selbstverl. Hambg.) [VII] . . . . —.15
— Dasselbe, ill. v. J. Mauder (Verl. d. Jugendbl., München) . . . . —.60 u. 1.20
Zahn, Helden des Alltags (D. Verl.-Anst.) [XIII] —.90

Belehrende Schriften

Adami, Königin Luise (Bertelsmann) [XII] . . . 6.—
Auf weiter Fahrt, Selbsterlebnisse zur See und zu Lande, 3 Bde. (Weicher) [XV] . . . je 4.50
Baierlein, Bei den roten Indianern (Ungelenk) [XIII] —.70
Beck, Die Reise um die Welt (Reuter, D.) [XIV] 4.—
Beneke, Hamburgische Geschichten und Sagen (Cotta) [XV] . . . . 7.—
Berdrow, Friedrich Perthes (F. A. Perthes) [XIV] 3.—
Bernstein, Naturwissenschaftl. Volksbücher, 4 Bde. (Dümmler) [XV] . . . . 16.—
Blochmann, Luft, Wasser, Licht und Wärme (Teubner) [XIII] 1.25
Budde, Naturwissenschaftl. Plaudereien (Reimer) [XIII] 4.50
Candèze, Die Talsperre (Insektenleben) (Spamer) [XIII] . . . . 4.—
— Herrn Grilles Fahrten u. Abenteuer, Insektenleben [XIV] . . . . 4.—
Capelle, Die Befreiungskriege 1813/15, 2 Teile (H. Paetel) [XIV] . . . . je 1.75
Dove, Südwestafrika (H. Paetel) [XIV] 1.50
Ehlers, O., Samoa (H. Paetel) [XII] . . . . . 1.—
— Im Osten Asiens [XII] 1.25
— Im Sattel durch Indo-China, 2 Bde. (H. Paetel) [XIV] . . . . je 1.25
Falch, Deutsche Göttergesch. (Teubner) [XII] . 1.20
Faraday, Naturgesch. e. Kerze (Köhler, L.) [XIV] 2.50
Fontane, Wanderungen d. d. Mark Brandenburg, Ausw. v. Berdrow (Cotta) [XIII] 1.50
Foster, Physiologie (Trübner) [XIII] . . . . . —.80
Fränkel, Nachtigalls Reisen i. d. Sahara u. im Sudan (Brockhaus) [XV] 6.50
Freytag, Gust., Aus dem Staate Friedrichs d. Gr. Die Erhebung, Schulausgabe (Hirzel) [XIV] 1.—
— Dr. Mart. Luther (Hirzel) [XV] 2.75
Frommel, Bilder aus Dr. Mart. Luthers Leben (Velh. & Kl.) [XIII] . . . . —.50
Geikie, Geologie (Trübner) [XIII] . . . . —.80
— Physik. Geographie [XIII] . . . . —.80
Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie von Europa (Bibl. Inst.) [XI] 2.25, zu den außereuropäischen Erdteilen 2.75
Giberne, Sonne, Mond u. Sterne (Cronbach) [XIII] 5.50
— Das Luftmeer [XIII] . . . . 6.—
— Strahlende Sonnen [XIII] . . . . 6.—
— Unter den Sternen [XIII] 4.50
Gildemeister, Auf einem Segelschiff um Kap Horn (D. Reimer) [XIV] 3.50
Hahn, Deutsche Charakterköpfe (Lehmann) [XII] 3.—
Halévy, Der Feind im Land (1870/71) (Salle) [XV] 1.50
Henningsen, Aus fernen Zonen, 2 Bde. (Spamer) [XIV] . . . . je 6.—
Huxley, Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaft (Trübner) [XIII] . . . . —.80
Junge, Martin Luther (Siemenroth) [XIII] . . . 1.25
Kennan, Zeltleben in Sibirien (Reclam) [XIV] 1.—, (Cronbach) [XIV] 5.50
Kent Kane, der Nordpolfahrer (Spamer) [XIII] . 4.—
Kirchhoff, Darwins Reise (Hendel) [XV] 2.50
Klee, Die alten Deutschen (Bertelsmann) [XIII] 3.—
Klein, Fröschweiler Chronik (Beck, M.) [XIII] . 2.80
— Fröschweiler Erinnerungen (1870/71) [XIII] . 1.25
Kraepelin, Naturstud. i. Hause (Teubner) [XIII] 3.20
— Naturstudien in Wald u. Feld [XIII] . . . 3.60
— Naturstudien im Garten [XIII] 3.60
— Naturstudien, Auswahl (Teubner) [XIII] . . 1.—
— Naturstudien i.d.Sommerfrische (Teubner) [XIII] 3.20

Kronfeld, Bilderatlas zur Pflanzengeographie (Bibl. Inst.) [XII] 2.50
Kugler, Gesch. Friedrichs d. Gr. m. 400 Illustr. v. Menzel (Mendelssohn) [XIV] . . . . 6.—
Landsberg, Streifzüge durch Wald und Feld (Teubner) [XII] . . . . 5.—
Lassar-Cohn, Die Chemie im tägl. Leben (Voß) [XV] 4.—
Lüders, Kriegsfahrten v. Jena bis Belle-Alliance (Voigtländer) [XIV] 2.25
Marshall, Bilderatlas z. Zoologie, 4 Tle. (Bibl. Inst.) [X] . . . . je 2.50
— Spaziergänge eines Naturforschers (E. A. Seemann) [XIII] . . . . 3.—
Moltke in seinen Briefen, 2 Tle. (Mittler) [XV] . 6.—
Müller, Cook der Weltumsegler (Spamer) [XIV] . 4.50
***Nettelbeck,** Lebensbeschreibung v. ihm selbst erzählt (Reclam) [XIII] 1.50
Neumayr, Die Erde im Weltraum (Bibl. Inst.) [XIV] —.50
Pahl, Edison (Voigtländer) [XV] 1.25
Pohl, Die Maus (Fournier & Haberler) [XIV] . 1.—
Pösche, Unsere lieben Hausfreunde, 2 Tle. (Spamer) [XIV] . . . . je 4.—
Prell, Erinnerungen aus der Franzosenzeit in Hamburg (Herold) [XII] 1.25
Ratzel, Deutschland (Grunow) [XV] . . . . 3.—
Rochlitz, Tage der Gefahr (Schlacht b. Leipzig) (Köhler) [XIII] . . . . —.75
Roscoe, Chemie (Trübner) [XIII] . . . . —.80
Ruge, Christoph Columbus (E. Hofmann & Co.) [XV] 3.20
Seidel, Koloniales Lesebuch (Heymann) [XIV] . 3.—
Stelling, Bismarck-Briefe (Cotta) [XV] . . . . . 1.—
Stoll, Geschichtliches Lesebuch, 2 Tle. (Boysen) [XIV] . . . . I 2.50, II 1.50
— Das 19. Jahrhundert, Geschichtliches Lesebuch [XV] 1.60, Geschenkband . . . . 2.—
Techentin, Heinrich v. Stephan (Voigtländer) [XV] 1.75
Volksbücher, Naturwissenschaftliche, 11 Bände (Trübner, Straßbg.) . . . . je —.80
(Siehe Foster, Geikie, Huxley, Roscoe.)
Vollmer, Der deutsch-französische Krieg, I. Teil, Krieg mit dem Kaisertum (H. Paetel) [XIV] 1.50
— II., Der Krieg mit der Republik [XIV] . . . 2.—
Volz, Geogr. Charakterbilder (Reisland):
Deutschland [XV] . . . . 5.—
Europa [XV] . . . . 4.—
Asien [XV] . . . . 5.—
Afrika [XV] . . . . 5.—
Amerika u. Australien [XV] . . . . 6.—
Wagner, Entdeckungsreisen i. d. Heimat (Spamer):
In Stadt u. Land [XI].
Im Wald u. auf der Heide [XI].
In Feld u. Flur [XII].
In Haus u. Hof [XII].
In der Wohnstube [XII] . . . . je 2.50
Warncke, Fritz Reuter, plattdeutsch (Voigtländer) [XV] 2.25
Weinland, Rulaman. Erzählung aus vorgesch. Zt. (Spamer) [XIII] 5.50
— Kuning Hartfest [XIII] 5.50
Weise, Die deutschen Volksstämme u. Landschaften (Teubner) [XIV] 1.25
Werden und Wachsen deutscher Männer, Bd. I (Klinkhardt) . . . . —.90
Wohlrabe, Meier Helmbrecht (Tausch & Große) [XIII] . . . . 1.—
Wolf, Gefiederte Baukünstler (Hilfsverein deutsch. Lehrer) [XIII] . . . . 5.
Zeitz, Kriegserinnerungen e. Feldzugsfreiwilligen 1870/71 (Geibel) [XIII] . . . . 4.—

Beschäftigungsbücher

Barth u. Niederley, Des deutschen Knaben Handwerksbuch (Velhagen) [XII] . . . . 6.—
— Des Kindes erstes Beschäftigungsbuch (Velhagen) [X] . . . . 4.—
Donath, Physikal. Spielbuch (Vieweg) [XIII] . . . 6.—
Dorenwell, Spiel- u. Beschäftigungsbuch [VII].
Hesdörfer, Anleitg. z. Blumenpflege im Hause (Parey) [X] . . . . 3.—
— Zimmergärtnerei (Parey) [XII] . . . . 9.—
Probst, Wen soll ich malen (Braun & Schn.) [IX] 2.50
— Der Schnellmaler [X] 1.50
Scheid, Chemisches Experimentierbuch (Teubner) [XIII] 3.20
Thoma, ABC-Bilderbuch (Scholz) [K] . . . . . . 4.—

AUS DER DICHTUNG DES LETZTEN JAHRES

Trotz einer Reihe guter, achtungswerter neuer Werke ist der Gesamtanblick der letzten Ernte unserer schönen Literatur wenig erfreulich. Auf allen Gebieten sind unsere Dichter eifrig am Werk, neue Wahrheiten, neue — oder auch alte — alleingültige Formen zu schaffen. Man ringt mit mehr oder weniger Einsicht um Stil, um Formschöne, um das „große Drama" oder „den Roman unserer Zeit". Und über all dem wird das eigentliche Schaffen immer mehr umstrickt vom Künstlichen des Gewollten, Geformten, Aufgefüllten und Posierenden. Auf der andern Seite herrscht weithin in Künstlerkreisen die seltsame Meinung, daß ein sorgfältiges, aufs Ganze bedachtes Arbeiten der poetischen Lenzblüte Duft und Schimmer abstreifen müsse, und so werden wir, selbst von höherstehenden Schaffenden, immer häufiger mit Unfertigem und Ungereiftem bedacht. Daß einige früher hoffnungerweckende Talente stillzustehen oder gar zurückzugehen scheinen, kommt dazu, um das Bild noch weniger anziehend zu machen. —

Am spärlichsten ist wohl das dramatische Feld besät. *Gerhart Hauptmanns* letztes Werk, das Legenspiel „Kaiser Karls Geisel", zeigt alle guten und alle lähmenden Eigenschaften seiner unmittelbaren Vorgänger. Ein menschlich tief und zart gefühlter Vorgang — der alternde Kaiser im Liebesbann eines Sachsenkindes, in dem das ursprüngliche Heidentum begehrlich wild aber als Menschheitjugend lebt — spielt sich in ergreifenden, doch unfertigen und lose gefügten Szenen ab. Auf das dramatisch festgefügte, von all seiner lebendigen Gestaltungskraft durchwärmte Werk, das viele so lange schon von ihm erhoffen, warten wir noch immer. *Wilhelm Weigand* holt auch seinen neuesten Stoff, „Der Gürtel der Venus", aus der Renaissancezeit. Und abermals gelingt ihm statt eines Dramas nur ein farbiges, aber diesmal nicht einmal klar komponiertes Zeitgemälde ohne Natürlichkeit und ohne mitreißende, nicht „zerstilisierte" Leidenschaft. *Ernst Hardt* versucht einen unseres Erachtens undramatischen, gänzlich schlußlosen Stoff in das Gewand der Verstragödie zu stecken („Tantris der Narr"). Das alte Lied von der einsamen Isot, die den Neffen ihres alternden Gemahls liebt und so wenig von ihm wie er von ihr lassen mag, also daß Leid und Not über sie kommt — in Hardt mag manches davon als Erlebnis frisch und stark gewesen sein; nun aber geht sein Fühlen in diesem sorgsam geformten Werke steif und befremdend daher, und nur ganz selten schlägt eine Flamme empor oder läßt ein scharfes Wort, eine Szene die ursprüngliche Kraft des Autors ahnen. Überraschend kräftig zeigt sich hingegen *E. v. Bodmann* in dem geschlossenen, warmen Werke „Der Fremdling von Murten", die Tragödie zweier Liebenden, die in der von Karl dem Kühnen belagerten Stadt sich finden und zugleich vom Tode geschieden werden; das Stück hat auch bereits einen Bühnenerfolg zu verzeichnen. In einen sehr menschlichen, wohl auch sehr modernen Konflikt stellt *Heinrich Lilienfein* den Helden seines Schauspiels „Der große Tag" in die Wahl zwischen innerem Anstand und äußerem Aufstieg zu politischer Macht — etwas zu theatralisch.

In der Lyrik halten die Frauen dies Jahr noch am ehesten auf achtbarer Höhe. *Ricarda Huchs* temperamentvolle Gedichte und *Agnes Miegels* Balladen und Gedichte ragen immerhin über das Mittelmaß auch der guten Literatur hinaus. *Rosa Mayreder* offenbart in ihren „Sonetten" einen starken Formsinn, der freilich zuweilen den unmittelbaren Ausdruck der Tiefe und Ursprünglichkeit ihres Empfindens beengt. Ihr Landsmann *Schaukal* bringt im „Buch der Seele" eine kleine Sammlung formruhiger Gedichte zusammen mit einer Reihe unbeträchtlicher Übersetzungen. *Stefan Zweig*, ebenfalls Wiener, gibt wie so manche seiner Art mehr die gesuchte Betonung einer Empfindungsnuance, als diese selbst und verfällt so ins flatternd Dekorative, bevor das Gerüst fest steht, das die Wimpel tragen soll. *A. K. T. Tielos* „Klänge aus Litauen" bilden einen umfangreichen Band, in dem wirklich Erlebtes und Stimmungsvolles mit allzu viel Langweiligem und Flachem vermischt ist. Von *Alfons Paquet*, dessen tiefgefühlte und in fremdartig-neuen Tönen daherrauschende Gedichte „Auf Erden" weit bekannt wurden, erwarten auch wir noch manches Gute. *M. Dauthendeys*, *Gustav Schülers*, *M. Geißlers*, *Otto J. Bierbaums* und auch des allzu unfertigen Neulings *Schirmer* neue Gedichtbände dünken uns wenig bedeutsam, die Mehrzahl dieser Lyriker gab bei weitem Besseres schon in früheren Büchern. *Stefan Georges* neuer Band ist seinen alten Verehrern zwar abermals zur „Offenbarung" geworden, uns aber offenbart sich nur das eine wieder: daß wirs in ihm mit einem vornehmen und vielbewegten Geist, einem sicheren Former, aber nimmermehr mit einem ursprünglich schaffenden Lyriker zu tun haben. Nicht einmal die Tiefe seines Geistes vermögen wir überall anzuerkennen, trotz der düsteren und berauschenden Formen, die er liebt. Einen recht ansprechenden, wohlgewählten und wohlausgestatteten Band gab *Fr. Langheinrich* heraus, Gedichte, die von einem sicheren Können, von einem ehrlich und fein fühlenden Geist zeugen, dem auch die Sprache selten ermangelt, wenn schon hier und da die Tiefe. Ungefähr umgekehrt steht es bei den Versen eines anderen Münchners, *Wilhelm Michel*; das subjektive Erlebnis ist häufig durchzuspüren, aber das „erlösende Wort" bleibt aus. Den neuen Gedichtband von *Cäsar Flaischlen* konnten wir noch nicht lesen. Zuletzt seien hier noch *Adolf Freys* Gedichte genannt, die dieses Jahr endlich eine zweite Auflage erlebten.

Ein Überblick über die Prosa zeigt uns einige ausgezeichnete und eine Reihe guter Werke; doch auch hier ist die Klage berechtigt, wo sind die Kräftigen, die Stilsicheren, wo die Gescheiten? Denn daran leidet unser Schrifttum nicht zuletzt, daß unsere Dichter sich scheuen, auch an geistig gewichtigen Stoffen ihre künstlerische Gestaltungskraft zu zeigen. Zeitgemälde wie *Bierbaums* „Prinz Kuckuck" oder *Schlafs* „Prinz" können, soviel sie Angeschautes und Wohlbedachtes, auch Gestaltetes enthalten, und so hohe Achtung man der darin steckenden Arbeit entgegenbringen mag, doch nicht auf eine besondere und bleibende Bedeutung Anspruch erheben, weil das allzustarke Bewußtsein des Gegenwärtigen das Herauslösen des Dauernden erschwert. Wir haben in der

Prosa viel von dem, was man fälschlich „lyrisches“ Talent zu nennen pflegt, weil es weder episch noch dramatisch ist.

Ein neues hoffnungerweckendes Talent ist in diesem Jahre in Österreich aufgetreten: *H. R. Bartsch*, dessen frisches Hineingreifen in des Lebens Reichtum sich schon in dem Gegenstand seines Romans „Zwölf aus der Steiermark“ ausspricht. Sein Neuestes, „Die Haindlkinder“, bedeutet vielleicht keinen Schritt vorwärts, aber gewiß auch keinen zurück. Sein Landsmann *Rosegger* gab unter dem Titel „Alpensommer“ eine Sammlung kleiner Schilderungen und Geschichten aus der Heimat heraus, die allen Freunden des alten Poeten willkommen sein werden. Wiener Volksleben schildert mit verblüffender, zarte Gemüter vielleicht hie und da verletzender Anschaulichkeit *K. Adolph* in seinem lose gefügten Roman „Haus No. 37“. In höheren Sphären der österreichischen Hauptstadt bewegt sich *Schnitzlers* „Weg ins Freie“, ein zartschattiertes Werk voll reichlicher Beobachtungskunst, dessen müde hingezeichnete Linien aber den unkräftigen Dramatiker leicht wiedererkennen lassen.

Aus der Schweiz sind drei nennenswerte Bücher zu uns gekommen. Zunächst die graziöse, von der formvollen Kunst *Spittelers* zu reichem Leben gestaltete humoristische Erzählung „Die Mädchenfeinde“. Dann der ernste, gehaltvolle Roman „Lukas Hochstrassers Haus“ von *Zahn*, und zuletzt der München-Schwabinger Künstlerroman „Laubgewind“ von *J. C. Heer*, der trotz seiner oberflächlichen und unbekümmerten Mache — er ist wohl das Schwächste, was Heer geschrieben hat — schon weithin bekannt geworden ist. Unter den Reichsdeutschen gebührt unseres Erachtens *Carl Hauptmann* der Vorrang. Sein zweibändiger Roman „Einhart der Lächler“ gehört zu den wenigen Werken, die einem Sehnen und Suchen der Zeit Gestalt verleihen, aber doch weder ins blasse Symbolisieren noch in undichterische Schilderung geraten. Ein zwar schwer und zuweilen etwas eilig geschriebenes, aber innerlich vollwertiges Werk! — Graf *Keyserlings* Neuestes, der kleine Roman „Dumala“ reiht sich den früheren Werken des Dichters ebenbürtig an, ohne irgend etwas zu seinem Bilde hinzuzutun. Ähnlich steht es mit *Ottomar Enkings* „Wie Truges seine Mutter suchte“, einem ernsten Werke, dessen Absichtlichkeit zeitweilig verstimmend wirken mag, dessen gediegene Arbeit sich aber immer wieder Respekt erzwingen wird. *Timm Krögers* Novellen-Sammlung „Buch der guten Leute“ zeigt ebenfalls alle Vorzüge dieses ruhigen, das Leben mit liebenswürdiger Zurückhaltung betrachtenden Dichters. Reich aus großer Lebensbeobachtung und Kellerisch fein gestaltet sind *W. Schäfers* „Anekdoten“. *Jakob Wassermann* trug sich den gesamten „Kaspar Hauser“-Stoff mit großem Fleiß zusammen und verwertete ihn mit Treue und Formgefühl zu einem lesbaren Zeitbild; daß er dabei an der Sprödigkeit des seelischen Gehaltes seiner Gestalten scheiterte, ist aber kaum zu leugnen. Der phantasievolle *Bernhard Kellermann*, dessen zartgetönter Liebes- und Scheidensroman „Ingeborg“ die Erwartungen so hoch spannte, behandelt in seiner Erzählung „Der Tor“ zart und vielfarbig das Schicksal eines weichherzigen, phantasieüberreichen Vikars, der seine christliche Gesinnung aus tiefer Überzeugung betätigt und die Konflikte kaum achtet, die ihm erwachsen. *Rudolf Huch* hingegen gibt in dem Romane „Die beiden Ritterhelm“ das Beste, was ihm bisher gelang, das feine Buch ist ein entschiedener Fortschritt. *J. Schaffners* „Erlhöferin“ scheint uns ein flottes „Erzählertalent“ zu erweisen, aber nicht mehr. *K. B. Heinrichs* — wohl autobiographischer — Roman „Karl Asenkofer“ leidet ebenfalls darunter, daß das zu Grunde liegende Erlebnis nicht überall künstlerisch verarbeitet ist. Doch spricht manches in dem Buch von einer kräftigen, gereiften Männlichkeit. *E. G. Seeligers* etwas gröblicher Unterhaltungsroman „Der Schrecken der Völker“ sei als Eisenbahnlektüre bester Art den Lesern empfohlen.

Von den Frauen gab *Helene Böhlau* nach längerer Zeit wieder einen Roman „Das Haus zur Flamm“ heraus, der zwar ihr Wollen in bestem Lichte zeigt, doch scheint es, als ob ihr herzhaftes Zugreifen dem überaus zarten und schwierigen Stoff nicht ganz angemessen sei. *Clara Viebigs* „Das Kreuz im Venn“ ist ein recht grob und billig gearbeitetes Werk. *Anna Croissant-Rust* gibt in ihrem „Winkelquartett“ ein heiteres und lebensfröhliches Kleinstadt-Idyll, eine reife und humorvoll überlegene Veranschaulichung eng begrenzter Triebe und Hoffnungen. *Helene Voigt-Diederichs* „Aus Kinderland“ mag das künstlerische Gestalten hie und da fehlen, ein reiches Beobachten und sicheres Zeichnen der kleinen Welt wird die meisten entschädigen. —

Das Ausland schenkt uns dies Jahr zwei bedeutende Romane. Der kraftvolle und wahrhaft erschreckend anschauliche *Maarten Maartens*, dessen frühere Werke in Deutschland nicht überall den verdienten Erfolg fanden, greift in seinem neuesten Werke „Die neue Religion“, die Gesundheits- und Nervenfexerei unserer Zeit mit den Waffen eines reichen Geistes und einer überragenden dichterischen Kraft an. Seine scharfe satirische Klinge führt er dabei mit so virtuoser Geschicklichkeit, daß nirgends die Form des wohlabgewogenen Romans durchbrochen wird. *Walter Pater*, der englische Kulturdarsteller, bedient sich der locker durchgeführten Romanform, um tiefe Gedanken und glänzend gezeichnete Bilder aus der geistig bewegten Zeit der Friedenskaiser in Rom darzubieten; „Marius der Epikureer“, übrigens schon vor 30 Jahren geschrieben, ist ein Werk, das ruhiges Lesen und besinnliches Einfühlen — auch durch seinen schweren Stil — verlangt. *Hermann Bangs* „Ludwigshöhe“ mit seinen weichen aber klaren Linien, mit der zarten Melodik eines tiefgefühlten Tones leiser Tragik wird sich auch in Deutschland ohne Zweifel weithin Anerkennung erringen. Dagegen wird es uns nicht leicht, den Dänen bei ihrer Bewunderung in *Pontoppidans* „Gelobtes Land“ zu folgen, weil wir darin wohl wertvolle Einzelbilder genug erkennen, aber nicht die einem klaren Leitbild nachgestaltende Kraft. Hier scheint uns sozusagen irrtümlich ein Roman an Stelle einer „Darstellung der sozialen und religiösen Strömungen der Gegenwart in Dänemark“ geschrieben. Auch *Björnsons* kampfbereite, lebensfrohe Lyrik, so laut sie in seiner Heimat gepriesen und gesungen werden mag, wo das Lied im Volke noch lebendig wird — für uns bedeutet sie kaum etwas Wesentliches. *Gorkis* neuester Roman „Die Mutter“ leidet ähnlich wie Pontoppidans Werke an Überfülle des unverarbeiteten Stoffes, — der noch dazu in

Deutschland weniger Interesse erwecken mag als in Rußland —, doch empfinden wir trotzdem sein Gestalten als reifer und konzentrierter denn in seinen früheren Werken. Zum Schluß gedenken wir der Werke vierer Verstorbener. Aus *Fontanes* Nachlaß erschien ein Sammelband Prosa und Gedichte, allerhand Gelegentliches, Plaudersames darunter, aber auch der ernste Anlauf zu einem neuen Roman der Berliner Philöse („Mathilde Möhring"); also ein Buch, das die Bekanntschaft lohnt. Ein historischer Roman *Schmitthenners*, „Das deutsche Herz" ist vielleicht geeignet, diesen aufrichtigen und tiefschauenden Poeten populärer zu machen, als alles andere was wir von ihm besitzen. Von *Friedrich Nietzsche* erschien das viel besprochene „Ecce homo" ohne übrigens den Lärm und die gespannten Erwartungen großer Offenbarungen zu rechtfertigen, die manche darauf gesetzt hatten; was Nietzsche war und bedeutete, gewinnt oder verliert nichts durch diese Publikation. Zuletzt sei *Wilhelms Buschs* „Hernach" genannt, ein Abschiedsgruß, besser: Abschiedsgrüße, Busch würde vielleicht einmal sagen: „Ansichtspostkarten eines Abgereisten" — sie sind geistreich aber oft ein bischen wehmütig im Humor beschrieben und bezeichnet. — Von neuesten Erscheinungen konnten wir *Gabriele Reuters* „Tränenhaus", *Bangs* „Graues Haus" und *Liliencrons* wie man hört Selbstbekenntnisse enthaltenden Roman „Leben und Lüge" noch nicht lesen.

Zum Schlusse sei noch einmal ausdrücklich betont, daß viele Urteile in dieser Abteilung notgedrungen nur ganz flüchtige Eindrücke wiedergeben, auf die wir uns in keiner Beziehung festlegen, die wir vielmehr für die Behandlung der betreffenden Bücher in den kommenden Ratgebern gründlich nachprüfen wollen. Insbesondere was in den letzten Wochen auf der herbstlichen Bücherhochflut zwischen die abschließenden Ratgeberarbeiten hereinrauschte, konnte natürlich von uns so wenig in Ruhe gelesen werden wie von den Bearbeitern der üblichen Weihnachtskataloge ebenauch. So ist diese letzte Abteilung nicht viel mehr, als zu praktischen Zwecken ein kleiner Anbau in anderen Stil, den wir von unsrer Ratgeberarbeit am liebsten ganz wegließen.

Adolph, Haus Nr. 37 (Wiener Verl.)	4.50
Bang, Das graue Haus (Fischer, B.)	4.—
Bang, Ludwigshöhe (Fischer, B.)	5.—
Bartsch, Zwölf aus der Steiermark (Staackmann)	6.—
— Die Haindlkinder	5.—
Bierbaum, Prinz Kuckuck, 3 Bde. (Müller, M.)	18.—
Björnson, Gedichte (Langen)	4.50
Bodmann, Fremdling v. Murten (Bard)	3.—
Böhlau, Das Haus zur Flamm (Fleischel & Co.)	6.—
Busch, Hernach (Joachim, M.)	5.—
Croissant-Rust, Winkelquartett (Müller, M.)	5.—
Dehmel, 100 ausgew. Gedichte (Fischer, B.)	5.—
Enking, Wie Truges s. Mutter suchte (Schuster & L.)	5.—
Flaischlen, Zwischenklänge (Fleischel & Co.)	4.—
Fontane, Aus dem Nachlaß (Fontane)	6.—
Frey, Gedichte (Haessel)	6.
George, Der siebente Ring	12.—
Gorki, Die Mutter (Bühnen- u. Buchverl. russischer Autoren, Bln.)	4.—
Hardt, Tantris der Narr (Insel-Verl.)	4.—
Hauptmann, Carl, Einhart der Lächler (Marquardt & Co.)	10.—
— Gerh., Kaiser Karls Geisel (Fischer, B.)	4.—
Heer, Laubgewind (Cotta)	4.50
Heinrich, K. B., Karl Asenkofer (Langen)	5.—
Huch, Ric., Gedichte (Haessel)	6.—
— Rud., Die beiden Ritterhelm (Müller, M.)	5.—
Kellermann, Ingeborg (Fischer, B.)	5.—
— Der Tor	6.—
Keyserling, Dumala (Fischer, B.)	3.—
Kröger, Das Buch d. guten Leute (Janssen)	3.—
Langheinrich, Fr., An das Leben, Gedichte (E. A. Seemann)	5.—
Liliencron, Leben u. Lüge (Schuster & L.)	3.—
Lilienfein, Der große Tag (Fleischel & Co.)	3.—
Maartens, Die neue Religion (Ahn)	6.—
Mayreder, Zwischen Himmel u. Erde (Diederichs)	4.50
Michel, Der Zuschauer (Pieper & Co.) geh.	2.—
Miegel, Balladen u. Gedichte (Diederichs)	3.—
Nietzsche, Ecce homo (Insel-Verl.)	20.—
Paquet, Auf Erden (Diederichs)	5.50
Pater, Marius der Epikureer (Insel-Verl.)	9.—
Pontoppidan, Das gelobte Land (Diederichs)	7.50
Reuter, Das Tränenhaus (Fischer, B.)	4.—
Rosegger, Alpensommer (Staackmann)	5.—
Schäfer, Anekdoten (Verl. d. Rheinl., D.)	3.—
Schaffner, Erlhöferin (Fischer, B.)	1.—
Schaukal, Buch d. Seele (Müller, M.)	4.50
Schlaf, Der Prinz, 2 Bde. (Müller, M.)	10.—
Schmitthenner, Das deutsche Herz (D. V.-Anst., St.)	5.—
Schnitzler, Der Weg ins Freie (Fischer, B.)	6.—
Seeliger, Schrecken d. Völker (Concordia)	5.20
Spitteler, Gerold u. Hansli, die Mädchenfeinde (Diederichs)	3.50
Tielo, Klänge aus Litauen (Callwey)	5.—
Viebig, Das Kreuz im Venn (Fleischel & Co.)	7.50
Voigt-Diederichs, Aus Kinderland (Diederichs)	3.—
Wassermann, Kaspar Hauser (D. Verl.-Anst., St.)	7.—
Weigand, Der Gürtel d. Venus (Müller, M.) geh.	3.—
Zahn, Lukas Hochstraßers Haus (D. Verl.-A., St.)	4.50
Zweig, Silberne Saiten (Schuster & L.)	2.—

INHALT

	Seite
Vorbemerkung	1
Ausdruckskultur	4
Erziehung zur Kunstreife	4
Heimatschutz, Naturschutz, Denkmalpflege	7
Deutsche Literatur	
Älteres Schrifttum; Sprach- und Volkskunde	8
Deutsche Literatur seit dem XVIII. Jahrhundert	12
Neuere Lyrik	16
Anthologien	17
Neuere Dramatik	17
Neuere Prosa	19
Fremde Literaturen	
Orientalische und griechisch-römische Literatur	20
Literaturgeschichte und Essais	24
Biographien und Selbstzeugnisse	25
Volksbücher	27
Bühnenwesen	29
Musik	
Klaviermusik	31
Streichmusik	33
Gesang	34
Opern	36
Oratorien, Kantaten	37
Schriften über Musik	37
Bildende und angewendete Künste	
Kunstgeschichten	39
Geschichte einzelner Kunstarten	40
Künstlergeschichte	41
Essais, Aufsätze, Künstlerschriften	42
Zur Moderne	42
Religion	
Religiöses Schrifttum aus protestantischer Auffassung	43
Religiöse Literatur der Katholiken	46
Soziologie	48
Zur Frauenfrage	51
Rechts- und Staatslehre	54
Volkswirtschaftslehre	57
Handel und Gewerbe	63
Erd- und Völkerkunde	65
Geschichte und Kulturgeschichte	67
Heeres- und Flottenkunde	72
Naturwissenschaften	
Biologie	75
Physik, kosmische Physik, Astronomie, Chemie	79
Ingenieurwissenschaften	81
Gesundheitslehre	83
Konversationslexika	85
Jugendbücher	87
Aus der Dichtung des letzten Jahres	94

Verantwortlich: Eugen Kalkschmidt, Dresden-Loschwitz — Rotationsdruck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT 202 Main Library 19840

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

SEP 07 1989		
NRLF LIBRARY	USE AUG 3 '90	

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C021053823
AP
30
K8
v. 22:1
188472
Digitized by Google

Digitized by Google